Charakterbilder

aus der

Geschichte und Sage,

für

einen propädeutischen Geschichtsunterricht

herausgegeben

von

A. W. Grube.

Dritter Teil.

Die neue Zeit.

Fünfundzwanzigste Auflage.

Mit dem Bildnis Friedrichs des Großen
und einer Zeittafel (als Anhang).

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1885.

Inhalt.

Seite

Seite

Erster Abschnitt.

Erfindungen und Entdeckungen.

I. Die Erfindungen.

1. Johann Gutenberg.*)

Daß wir heutzutage für wenig Geld gute Bücher kaufen und lesen können, das verdanken wir, nächst Gott, der jeden heilsamen Gedanken in dem Geiste der Menschen erweckt, einem Deutschen, einem Mainzer, der Johannes Gutenberg oder genauer Johannes Gensfleisch zum Gutenberg hieß und in dem Hofe „zum Gensfleisch" in Mainz im Jahr 1397 geboren wurde. Sein Vater hieß Frielo oder Friedrich Gensfleisch und seine Mutter Else oder Elisabeth zum Gutenberg. Da mit ihr die Familie zum Gutenberg ausstarb, so nahm ihr Mann ihren Geschlechtsnamen zu dem seinigen, wie das in jener Zeit häufig vorkam. Das Geschlecht der Gensfleische und Gutenberge war ein edles und angesehenes in der Stadt Mainz. Zwischen diesen reichen und edeln Familien und denen der Zünfte und übrigen Bürger bestand ein alter Haß, weil die edeln Geschlechter meist die Herrschaft besaßen und oft und vielfach die Bürger unterdrückt hatten. Da gab's denn immer Neid und Hader. So auch in Mainz im Jahr 1420. Der Aufruhr der Bürger nötigte die edeln Familien, die auch Altbürger genannt wurden, aus der Stadt zu flüchten. Die Gensfleische flüchteten nach Straßburg, blieben aber dort wohnen, als der Friede hergestellt war und die Altbürger zurückkehren durften. Die Jugend des Johannes Gutenberg, sowie die Orte und Gelegenheiten, wo er seine vielfachen Kenntnisse sich erwarb, sind völlig unbekannt; das aber ist gewiß, daß er in den Jahren 1424 bis 1438 in Straßburg mit mehreren Männern in Verbindung trat, um Spiegel zu machen, Steine zu schleifen, aber auch vermittelst einer von ihm erfundenen Presse die ersten unvollkommensten Versuche machte, Bücher zu drucken. War auch seine Familie früher reich und mächtig, so verursachte doch die

*) Pflanz „Kulturbilder".

Flucht aus Mainz große Verluste, und Gutenberg mußte, um sich zu ernähren, seine erlernten vielen Künste anwenden und andere teilweise lehren und sich ihres Geldes bei seinen kostspieligen Arbeiten und Versuchen bedienen. In Straßburg hat er aber noch kein Buch gedruckt, das ist gewiß.

Man sollte denken, man wäre schon weit früher darauf gekommen, Bücher zu drucken, da man Heiligenbilder, mit Reimen und Sprüchen dabei, druckte. Das geschah aber so: In eine Tafel von Birnbaumholz wurde das Bild ausgeschnitten und die Sprüchlein auch, so daß das, was auf das Papier gedruckt werden sollte, hoch war, das andere vertieft und weggeschnitten wurde. Dies Hohe wurde nun mit Schwärze oder Farbe bestrichen und vermittelst eines Reibers auf das Papier gedruckt.

Von dieser Art, ein Bild und dazu auch Worte zu vervielfältigen, zum Bücherdrucke war kein weiter Weg, und doch kam niemand auf den Gedanken, als Gutenberg. Er schnitt nun zuerst Holztafeln voll Worte, die erhaben standen, und bestrich diese mit Schwärze; allein da mußte er eben so viel Tafeln schneiden, als er Blattseiten haben wollte, und mit dem Abdrucken durch den Reiber ging's eben auch nicht; der Druck wurde nicht überall gleich. So kam er denn auf den Gedanken, eine Presse zu bauen, durch die man den gleichmäßigen Druck machen könnte. Da er selbst kein Geld hatte, so mußte er mit fremdem Geld arbeiten, und das bereitete ihm Prozesse und Ungemach. Endlich ging ihm beim Nachsinnen über die Sache ein Licht auf. Er dachte: wenn du die einzelnen Buchstaben (Lettern) in großer Anzahl vorrätig hättest, so könntest du sie zusammensetzen, wie du wolltest, und könntest daraus immer neue Worte bilden. Wir wollen uns das durch ein Beispiel klar machen. Hatte er die losen Buchstaben: A, B, E, N, D, so konnte er daraus bilden die Worte: Abend, Ab, End, Bad, Baden, Band, Den &c., wenn er nämlich die Buchstaben versetzte und anders zusammenfügte; hatte er sie aber in der Holztafel fest eingeschnitten, so konnte er damit nur das eine Wort Abend drucken. Da seht ihr, was das für ein großer Fortschritt war! Aber aus welchem Stoff sollten die Lettern gemacht werden? Das wußte Gutenberg längst, daß sich die Holzbuchstaben leicht abnutzten, also unsauber druckten, nicht lange hielten, und daß es doch eine entsetzliche Mühe und Zeitaufwand verursachte, so viele ABC aus Holz zu schneiden, als zu einem größeren Buche, besonders aber zu einer Bibel nötig waren. So sann er denn darauf, Buchstaben aus Metall, Blei, Zinn oder Kupfer zu machen. Ehe er jedoch dies ausführte, verließ er Straßburg und ging nach Mainz. Hier hatte er mit einem reichen Mainzer Bürger, Namens Fust (Faust), einen Vertrag geschlossen, in der Art, daß er eine Druckerei in Mainz anlegen, das Druckgeräte vervollständigen wolle, wozu Fust das Geld vorschießen sollte. Der Gewinn sollte zwischen beiden geteilt werden. Gutenberg sollte das Kapital mit sechs Prozent verzinsen, Fust dagegen jährlich einen Beitrag zu den Kosten liefern.

Hätte es der ehrliche Gutenberg mit einem ehrlichen Manne zu thun gehabt, so hätte aus dieser Verbindung endlich der Lohn für all sein Mühen, Denken und Ringen hervorgehen können; allein Fust war ein Pfiffikus, dem

Geld und Geldgewinn über alles ging, der in Gutenberg nur einen Mann erblickte, den er wohl gebrauchen könne.

Der Letternguß, die Herstellung der Typen oder Schriftzeichen aus festen dauerhaften Metallstäbchen: das war der große folgenreiche Gedanke, der die neue Kunst ins Leben rief. Der Metallguß der Lettern bot den neuen Vorteil, daß diese Buchstaben regelmäßiger, gleich groß und doch viel kleiner und feiner gemacht werden konnten, als die hölzernen. Das war ein neuer und großer Fortschritt in der wunderbaren und herrlichen Kunst, die der Welt so unbegreiflich viel nützen sollte. Dies bewerkstelligte er so: Über sauber aus Messing geschnittene Buchstaben goß er Blei. Hierdurch erhielt er die vertieften Formen, in denen er nun zinnerne und erzene Buchstaben goß. Erwägt man, daß er so in einem Tage viel Hunderte von A B C gießen konnte, während auf die früheren Holzbuchstaben außerordentlich viele Zeit mußte verwendet werden, so ergiebt sich abermals ein bedeutender Fortschritt.

Es ist ein herrliches Zeugnis für Gutenberg, daß er nun sogleich daran ging, eine Bibel zu drucken. Dem Worte Gottes sollte zuerst die neue Kunst dienstbar werden, und hier zeigte sich ein frommes, dankbares Gemüt, das die von Gott geschenkte Einsicht auch sogleich zur Ehre Gottes anwenden wollte. Er begann den Druck im Jahre 1452, und im Jahre 1455 war er vollendet; aber dies Werk hatte ungeheure Kosten verursacht, und die lange Zeit seiner Dauer legte auch dafür Zeugnis ab, wie unvollkommen noch die Einrichtung der Druckerei und wie wenig geübt die Drucker in der neuen Kunst waren.

Um diese Zeit war auch Peter Schöffer aus Gernsheim in die Verbindung mit Gutenberg und Fust getreten. Schöffer war ein sehr geschickter Mann, der besonders die Schönheit der Buchstaben hervorbrachte, weil er sehr schön schrieb, aber auch ein besseres Verfahren zur Herstellung noch dauerhafterer Buchstaben ersann. Statt die Matrizen (Hohlformen) zu gießen, schlug er sie mit einem Stahlstempel (einer Punze), auf dem die betreffenden Lettern erhaben geschnitten waren, in Kupfer- und Messingstückchen; er erzielte damit nicht nur einen schnellen Guß, sondern auch größere Schärfe und Gleichheit der Buchstaben. Die von ihm erfundene Metallmischung war vorzüglich. Fust erkannte die Brauchbarkeit Schöffers, und da er den falschen Gedanken schon mit sich herumtrug, sich von Gutenberg zu trennen und die Vorteile des Druckes allein für sich zu gewinnen, so suchte er den Schöffer sich recht anzuketten und gab ihm endlich sogar seine Tochter zum Weibe.

Jetzt, wo Gutenberg nach vielen Mühen und Opfern und nach langem Sinnen am Ziele war, jetzt sollte den wackern Mann der härteste Schlag treffen. Fust, ein habgieriger und falscher Mensch, verlangte plötzlich von Gutenberg sein ihm dargeliehenes Kapital samt allen Zinsen, die er ihm doch mündlich erlassen hatte.

Gutenberg war ein gutmütiger, stiller Mann, der sich nur mit seinen Wissenschaften abgab, in Welthändeln aber nur geringe Erfahrung hatte und

leider in Geldsachen unpraktisch, aus den Schulden nie herauskam. Darauf baute auch der falsche Fust und hing dem armen Gutenberg, der nicht bezahlen konnte, einen Prozeß an, in dem er noch allerlei Schleichwege ging und Lügen vorbrachte. Durch seinen Reichtum und sein Ansehen drehte er die leider oft wächserne Nase des Rechts zu seinem Vorteil und gewann gegen alles Recht den Prozeß. Da der arme Gutenberg nicht bezahlen konnte, so sprach überdies das erkaufte Gericht dem Fust die ganze Druckerei als Eigentum zum Ersatze seiner Forderungen zu.

Das geschah im November 1455. Denkt man sich in die Lage des armen Gutenberg, so blutet einem das Herz. Alle Frucht seiner Mühen, der Preis seines Lebens und Strebens war ihm auf eine nichtswürdige, schändliche Weise entrissen von dem Manne, den er arglos und voll Vertrauen in seine Kunst eingeweiht hatte. Es war im Anfang eines rauhen Winters. Ohne Brot, ohne Hilfsmittel und Geld, ohne Unterstützung und Recht, — was sollte er in Mainz anfangen? Noch einige Zeit weilte er daselbst, niedergebeugt und gedrückt; dann nahm der Mann, dem die Welt die höhere Einsicht, die Mittel des Erkennens danken sollte, den Wanderstab und verließ seine Vaterstadt zum zweiten Male, bettelarm und hilflos und, was noch mehr ist — betrogen um seinen Glauben an die Ehrlichkeit der Menschen!

Und wohin wandert der treffliche und doch so arme Mann? Wieder nach Straßburg zieht er hin, wo er auch schon so bittere Erfahrungen gemacht hatte. Dort hoffte er eine Druckerei errichten zu können und wieder einen ehrlichen Lebensunterhalt sich zu gründen. Mit dieser Hoffnung, die den gebeugten Mann noch aufrecht hielt, kam er nach Straßburg. Er bot alles auf, reiche, ihm bekannte Leute dazu zu bewegen, die nötigen Geldmittel herbeizuschaffen, um den Plan, den er in der Seele trug, auszuführen; aber alles blieb erfolglos, und die Not kam mit Macht über ihn, während Fust und Schöffer ernteten, was er gesäet hatte. Recht verräterisch schlau hatten beide die Erfindung Schöffers, schönere und dauerhaftere Buchstaben zu verfertigen, vor ihm geheim gehalten und übten sie jetzt aus, als sie ihn auf die Seite geschoben hatten. Sie druckten einen prächtigen Psalter, der noch heute ein Prachtstück der Buchdruckerkunst ist, und wurden steinreich, während der edle Gutenberg, der Erfinder der Kunst, dem sie alles verdankten, darbte und kaum einen Ort hatte, wo er sein kummervolles Haupt niederlegen sollte.

Als in Straßburg alle Hoffnung verschwand und der arme Mann am Rande der Verzweiflung stand, schien ihm noch einmal ein Glücksstern aufzugehen. Er kam in Verbindung mit dem Syndikus Dr. Konrad Humery (Hummer) in Mainz und dieser, ein reicher Mann, ließ sich bereit finden, die Geldmittel zu einer neuen Druckerei in Mainz vorzuschießen. Gutenberg kehrte in die Vaterstadt zurück, wo er das Härteste erfahren hatte, daß die Treulosen ihn um alles betrogen hatten, und richtete die Druckerei wieder

ein. Er mußte hier wieder von vorne anfangen, wo er schon einmal am glücklichen Ziele gewesen war. Er baute wieder von unten auf; er setzte wieder seine ganze Kraft daran, die neue Druckerei bestmöglichst einzurichten, um endlich den Lohn seines Fleißes und Denkens so weit zu ernten, als es Fust und Schöffer ihm zu erringen übrig ließen, und dennoch betrog ihn auch diese letzte Hoffnung.

Tief schmerzte es ihn, den Erfinder, der seine Kunst als Geheimnis bewahrt hatte, damit es ihm den Vorteil abwerfe, den er mit Fug und Recht in Anspruch nehmen konnte und dessen er doch auch in seiner bedrängten Lage so sehr bedurfte — tief schmerzte es ihn, daß sein Geheimnis nun verraten war; denn als er mit Fust und Schöffer in Streit geriet und sich endlich von ihnen trennen mußte, da lag, während des Prozesses, das Geschäft stille. Die vielen Gehilfen, welche sie angenommen, und die durch einen Eidschwur sich hatten verpflichten müssen, das Geheimnis ihrer Kunst nicht zu verraten, waren nun ohne Verdienst. Sie wanderten aus und hielten sich, da das Geschäft aufgehört hatte, ihres Eides entbunden. Sie gründeten in andern Städten Druckereien; so in Straßburg, Frankfurt a. M., Bamberg, aus denen nun bald Druckschriften hervorgingen. Zu diesem Unglück für Gutenberg kam nun bald noch ein anderes, das in noch weit größerem Maße die Kunst, Bücher zu drucken, in der Welt verbreitete. Der Erzbischof und Kurfürst Diether von Mainz wurde vom Papste in Rom seiner Würde entsetzt und an seiner Stelle Adolf, Graf von Nassau, eingesetzt. Dies ließ sich Diether nicht gefallen. Er sammelte ein Heer, und Adolf von Nassau that zu seinem Schutze dasselbe. So entspann sich ein blutiger Krieg zwischen beiden. Diether hatte die Bürger von Mainz zu seinen Anhängern und setzte sich in der Stadt Mainz fest. Adolf belagerte die Stadt und eroberte sie in einer nebeligen Herbstnacht. Zwar verteidigten sich die Bürger, aber sie mußten dem plötzlichen Überfall und der Übermacht weichen. Adolfs Scharen mordeten unbarmherzig, zündeten einen Teil der Stadt an und verführten ein greulich Wesen. In dieser schrecklichen Nacht traf denn auch den treulosen Fust die verdiente Strafe. Seine Druckerei mit allen Werkzeugen brannte nieder, und es dauerte lange, ehe er wieder eine neue Druckerei eingerichtet hatte. Seine Gehilfen zogen fort und gründeten neuerdings an andern Orten Druckereien. Auch den armen Dulder Gutenberg traf das Unglück dieser sogenannten Mordnacht so schwer, daß er seine neuerrichtete Druckerei nicht mehr halten konnte. Er mußte sie wieder an den als Eigentum abtreten, der ihm das Geld vorgeschossen hatte, nämlich an den Dr. Humery in Mainz. Übrigens schien es, als hätten sich wohlwollende Menschen seiner getreulich angenommen; denn eben dieser Dr. Humery, welchem nun die Druckerei eigentümlich war, ließ ihm die Aufsicht über dieselbe, wie denn auch nahe Verwandte von ihm die Druckerei, welche nach Eltvil (am Rhein sagen gewöhnlich die Leute Elfeld) im Rheingau verlegt worden war, betrieben. In Eltvil nämlich wohnte damals der Kurfürst und Erzbischof Adolf, Graf von Nassau, der zu den Mainzern, die ihn verschmäht hatten, so wenig Liebe trug, als die Mainzer, unter denen seine

Söldner dazumal, als sie die Stadt eroberten, greulich gemordet, zu ihm. Erzbischof Adolf nahm ihn auch unter seine Hofjunker auf. Das warf nun freilich keine fetten Bratwürste ab, und einen Hofjunker oder Kammerherrn unserer Zeit käme ein Entsetzen an, wenn er nicht mehr Besoldung haben sollte, als der arme Gutenberg hatte; er bekam nämlich alle Jahre eine Hofkleidung, die Befreiung von allen Abgaben und das Recht, alle Jahre 20 Malter Korns und zwei Fuder Weins zollfrei in Mainz einzuführen. Dazu war er denn auch von allem Dienst bei Hofe entbunden. Das war zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel, und wenn nicht der Lohn, welchen er von der Druckerei empfing, größer war, so mochte der arme, um die Welt so hochverdiente Mann bei Zeiten daran denken, den Schmachtriemen eng zusammenzuziehen.

So viel ist gewiß, goldene Tage erlebte er nicht; wohlverdienten Lohn empfing er nicht; das einzige, was ihm Freude im höheren Sinne bereiten konnte, war das, daß er der Welt die Pforte reicher Erkenntnis eröffnet hatte, und wir alle, wenn wir uns am Worte Gottes in unserer lieben Muttersprache oder sonst einem guten Buche erbauen, sollten den Mann segnen, der durch sein Nachdenken und seine Kunst das Mittel fand, uns dies Lesen möglich zu machen. Wahrhaftig, es thut einem leid, sagen zu müssen: er starb im Jahre 1468 arm und gebeugt durch das Mißgeschick, das ihn durchs ganze Leben begleitete. Verheiratet scheint er gewesen zu sein, aber Kinder hatte er nicht. In der alten Franziskanerkirche in Mainz wurde er begraben, wo ihm ein braver Anverwandter einen Denkstein setzte. Seines Stammes, nämlich der Gensfleische zum Gutenberg, war er der Letzte. Die undankbare Welt erkannte und dankte es lange Zeit dem großen Manne nicht, daß er ihr die Wege der Erkenntnis eröffnet hatte. Erst in unserer Zeit hat man es in Mainz erkannt, daß die Stadt es sich schuldig sei und ihrem größten Bürger, daß sie ihm ein Denkmal setze. Dies geschah denn mit großer Feierlichkeit am 14. August 1837, und wenn einer unserer Leser nach Mainz kommt, so versäume er ja nicht, das erzene Standbild Gutenbergs auf dem Platze nahe bei dem Dome, der auch Gutenbergsplatz heißt, zu besehen.

Schon im Jahre 1470 errichtete ein Gehilfe Gutenbergs eine Druckerei in Nürnberg, und der Abt von St. Ulrich in Augsburg legte 1472 in der Abtei selber eine Druckerei an. Bald hatte man nicht nur an vielen Orten Deutschlands, sondern auch Italiens und Frankreichs ꝛc. Druckereiwerkstätten. Die neue Kunst eroberte die Welt.

2. Die Erfindung des Papiers.

Die älteste bekannte Art, das ägyptische Papier, ward aus der ägyptischen Papierstaude, Cyprius Papyrus, bereitet. Diese gehört zu den Gräsern (Cyperaceen), ihr Halm ist unten von Scheidenblättern umgeben, oben trägt er eine Blütendolde. Sie wuchs am Nil, in Syrien, Palästina, auch auf Sicilien in stehenden Gewässern. Jetzt soll sie in Ägypten verschwunden sein. Man löste vom Halme dieses Papierschilfes die Häute oder

Fäserchen in seinen Schichten ab, breitete diese auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel aus und bestrich sie mit heißem, klebrigem Nilwasser. Auf die erste Lage ward eine zweite gelegt, zusammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. Die Römer bedienten sich lange dieses Papiers, und von den Papyrusrollen ist bereits im zweiten Teile die Rede gewesen. Auch die Eingeborenen von Mexiko bereiteten vor der spanischen Eroberung ihr Papier auf ähnliche Art aus den Blättern der Agave (Aloe).

Die Israeliten zu Davids Zeiten hatten aufgerollte Bücher von Tierhäuten, und auch die Jonier in Kleinasien schrieben auf ungegerbte Hammel- und Ziegenfelle, von denen bloß die Haare abgeschabt waren. In der Folge wurden dieselben mit Kalk gebeizt und geglättet und von der Stadt Pergamus in Kleinasien, wo man diese Kunst vervollkommnete, Pergament genannt. Aber sowohl das ägyptische Papier, wie das Pergament blieben doch für den Gebrauch unbequem und dabei höchst kostbar. Dagegen hatten die Hindus bereits vor Christi Geburt die Kunst erfunden, aus roher Baumwolle, die sie zu einem Brei auflösten, eine Masse zu bereiten, auf der sich gut schreiben ließ. Von ihnen kam dieses sogenannte Baumwollenpapier in das mittlere Asien, in die Bucharei, wo man es besonders in der Stadt Samarkand verfertigte. Als die Araber auf ihren Eroberungszügen auch nach der Bucharei vordrangen, lernten sie den Gebrauch und die Zubereitung dieses Papieres kennen und legten in Mekka Fabriken an, und diese kamen im elften Jahrhundert durch die Araber auch nach Spanien. Hier, wo man bereits Wassermühlen hatte, entstanden auch die ersten Papiermühlen in Europa, die später nach Italien, Frankreich und Deutschland verpflanzt wurden. Das Baumwollenpapier hatte aber auch noch manche Mängel, da es weniger zusammenhält und leichter bricht, als das Leinenpapier. Man kam indessen bald auf den Gedanken, statt der rohen Baumwolle abgenutztes baumwollenes Zeug zu nehmen und dies auch in einen Brei aufzulösen, um es dann zu dünnen Blättern auszupressen. Der Versuch gelang, und mit diesem ersten Schritte war der zweite vorbereitet, statt des baumwollenen Zeuges leinene Lumpen zu nehmen, die damals viel häufiger waren und meist unbenutzt weggeworfen wurden. Es war ein Deutscher, der diesen Gedanken ausführte; aber wir kennen weder seinen Namen, noch das Jahr der Erfindung. Vor 1300 kommt kein leinenes Papier vor; vom Jahre 1318 aber hat das Archiv des Hospitals Kaufbeuern Urkunden, die auf leinenes Papier geschrieben sind, aufzuzeigen, sowie auch im dortigen Stadtarchiv mehrere von 1326 und 1331 befindlich sind — ein Beweis, daß man diese Papierart zuerst in Deutschland anfertigte; denn Spanien und Italien haben vor dem Jahre 1367 kein Leinenpapier in ihren Bibliotheken aufzuweisen. Aus China stammt diese Erfindung auch nicht, da die Chinesen noch gegenwärtig ihr Papier aus rohem Hanf, Bambus oder Maulbeerbaumrinde (Seidenpapier) bereiten.

Das Leinenpapier ist aber das festeste und brauchbarste und war früher auch das billigste; ohne die Erfindung desselben würde die Buchdruckerkunst nur langsame Fortschritte gemacht haben.

3. Die Erfindung des Kompasses.

Die ganze Schiffahrt der alte Völker war fast nur Küstenschiffahrt; denn es fehlte ihnen ein sicherer Wegweiser durch die große Wasserwüste. Ihre einzigen Wegweiser waren die Sonne und die Sterne, aber diese wurden untreu, wenn Wolken und Finsternis den Himmel bedeckten. Keinem fiel es ein, daß ein Stückchen schwarzes Eisen besser Bescheid am Himmel wissen könnte, als der Mensch selber, und daß man sich einem solchen Wegweiser auf den entferntesten Reisen in den unermeßlichen Ozean sicher anvertrauen könnte. Erst im Mittelalter, um das Jahr 1300, machte man diese Entdeckung, doch sollen die Chinesen schon im Jahre 121 n. Chr. den Kompaß gekannt und benutzt haben. Er besteht aus einer stählernen Nadel, die mit einem Magnet bestrichen worden ist und frei auf einem Unterstützungspunkte sich dreht. Diese zeigt mit der einen Spitze auf der nördlichen Halbkugel jederzeit nach Norden und in der südlichen Erdhälfte nach Süden. Der Neapolitaner Flavio Gioja soll der erste gewesen sein, der sie in eine Büchse einfügte. Thut man sie in ein Kästchen, in welchem eine Windrose verzeichnet ist, so weiß man jederzeit, nach welcher Richtung man fährt, bei Tag und bei Nacht, bei heiterem und bedecktem Himmel. Ein so eingerichtetes Kästchen nennt man einen Kompaß. Sobald der Kompaß erfunden war, blieb der große Ozean nicht mehr eine verschlossene Welt; die Europäer fanden den Seeweg nach Ostindien, segelten quer über den atlantischen Ozean auf die westliche Halbkugel und fanden einen ganz neuen Erdteil.

4. Die Erfindung des Schießpulvers.

Wie der Kompaß in die Getriebe des Handels, so griff die Erfindung des Schießpulvers in das Kriegswesen ein und bewirkte eine große Veränderung der Stände und Kräfte des Volks. Die Chinesen geben sie für eine alte Erfindung ihres Volkes aus und wollen das Pulver schon vor 1600 Jahren gekannt haben. Von ihnen, meint man, sei es zu den Arabern gekommen, die sonst nach Indien handelten, und durch die Araber nach Europa. Die frühesten Spuren vom Gebrauch des Pulvers finden sich in Spanien, das die Araber 711 eroberten. Im zwölften Jahrhundert brauchte man Feuer und eine Art Pulver zur Sprengung des Gesteins im Rammelsberge bei Goslar. Dieser Gebrauch gab Gelegenheit, daß ein Sohn Heinrichs des Löwen im Jahre 1200 auf gleiche Weise die Mauern eines Schlosses sprengte. Aber der Gebrauch für den Krieg ist jünger; es verfloß noch eine geraume Zeit, bis man auf den Gedanken kam, das Schießpulver in Mörser einzuschließen und durch seine Entzündung Kugeln fortzutreiben.

Gewöhnlich bezeichnet man einen Franziskaner-Mönch zu Freiburg in Baden, Namens Berthold Schwarz, als den Erfinder des Schießpulvers. Er lebte ums Jahr 1350, war ein Freund der Chemie und beschäftigte sich gern mit Auflösung der Metalle, vielleicht um das Goldmachen zu lernen. Einst stampfte er zufällig Salpeter, Schwefel und Kohlen in einem Mörser, legte einen Stein darauf, und indem er in der Nähe des

Mörsers Feuer anschlug, fiel ein Funken hinein. Die Materie entzündete sich und warf den Stein, welcher darüber lag, mit Heftigkeit in die Höhe. Erschrocken stand der Scheidekünstler da und staunte über das wunderbare Ereignis. Er wiederholte seine Versuche, und immer zeigte sich derselbe Erfolg. Jetzt machte er seine Erfindung weiter bekannt und zeigte, welchen Nutzen man aus derselben im Kriege zur Zerstörung der Mauern, Brücken und anderer Festungswerke ziehen könnte. Es wurden deshalb mörserähnliche Röhren gemacht, die man auch Mörser nannte. In die Mündung schüttete man jene Pulvermischung und schob dann Steine hinterdrein; hinten aber an dem geschlossenen Ende der Mörserröhre war ein kleines Loch gebohrt, um durch die Öffnung das Pulver anzuzünden. Noch jetzt schießt man aus den weiten Mörsern die schweren Bomben. Dann verlängerte man aber die Mörser zu Kanonen (Röhren), und in diese Donnerbüchsen, wie sie genannt wurden, lud man auch erst Steine, dann Kugeln von bedeutender Schwere. Im Jahre 1378 wurden zu Augsburg drei Kanonen gegossen, von denen die größte Kugeln von 127 Pfund, die mittlere von 70 Pfund, die kleinste von 50 Pfund tausend Schritt weit schoß. Aber diese großen Maschinen waren schwer von der Stelle zu bringen, darum machte man sie immer kleiner, so daß man sich ihrer auch auf freiem Felde und zur Verteidigung fester Plätze bedienen konnte. Später goß man sogar Kanonen von so dünnen Röhren, daß ein einzelner Mann sie bequem trug und nach Willkür regierte. Diese tragbaren Feuergewehre wurden, wie die Mörser und Kanonen, am Zündloche mit einer Lunte angezündet. Das älteste Zeugnis über den Gebrauch dieser Handbüchsen ist vom Jahre 1387, in welchem die Stadt Augsburg ihren Bundesgenossen dreißig Büchsenschützen stellte; denn in Augsburg und Nürnberg verfertigte man lange Zeit die besten Büchsen und Kanonen, und dort wurden sie auch mit der Zeit immer mehr vervollkommnet. So fand man es sehr unbequem, die Handbüchsen wie Kanonen durch Lunten abbrennen zu müssen, und erdachte sich nun den Hahn, indem man ein Stück Kiesel einschraubte und dabei ein stählernes Rad anbrachte, welches umlief und Feuer aus dem Kiesel schlug. Diese Erfindung ward 1517 in Nürnberg gemacht und daher das deutsche Feuerschloß genannt. Da aber das Rad schwer aufzuziehen war, erfanden die Franzosen das noch jetzt übliche Flintenschloß. Weil der dazu gebrauchte Feuerstein auf slavisch „Flis", im Englischen „Flint" hieß, so bekam das ganze Gewehr hiervon den Namen „Flinte". Um diese neue Waffe zugleich als Lanze gebrauchen zu können, wurde an der Mündung derselben ein Seitengewehr angeschraubt, das von der Stadt Bayonne in Frankreich, wo diese neue Erfindung zuerst aufkam, den Namen Bajonett erhielt. Jetzt bedient man sich nicht einmal mehr des Feuersteins, sondern erhält den Funken leichter und sicherer durch Zündhütchen und Zündnadeln.

Anfangs wurden die neuen Kriegsmaschinen weniger im Felde gebraucht, denn sie galten für heimtückische Waffen, die sich für einen ehrlichen Kriegsmann nicht schickten. Besonders eiferten die Ritter gegen die „höllische Erfindung", wie sie dieselbe nannten. Denn was half ihnen nun all ihre Kraft und Gewandtheit, was die trefflichen Waffen und Rüstungen, da ein

Fingerdruck des Feigsten aus weiter Ferne sie niederstrecken konnte! Als gemeine Fußknechte mit Musketen und Kanonen sich ihnen entgegenstellten, legten sie die Lanze und das Schwert nieder. Von nun an verrichteten Söldlinge (weil sie um Sold dienten, Soldaten genannt) den Waffendienst; es bildeten sich stehende Heere, zunächst in Frankreich, wo stehende Kompanieen, gens d'armes, den Anfang machten, welche die Macht der Fürsten sehr verstärkten. Auch wurden nun die Schlachten mit weniger Erbitterung ausgekämpft, da jetzt nicht die Stärke der einzelnen Streiter, sondern die Gewandtheit des Anführers und die Schnelligkeit in den Bewegungen der Massen den Ausschlag gab. Der Krieg wurde zur Kunst, die Kriegsführung zu einer Wissenschaft.

5. Die Erfindung der Uhren.

Auch diese auf das Leben wie auf die Wissenschaft höchst einflußreiche Erfindung fällt in das Mittelalter und erhielt erst in der neueren Zeit ihre hohe Vollendung. Man lernte bald an dem Stande der Sonne unterscheiden, ob der Tag wenig oder viel vorgerückt sei, und nach dem verschiedenen Schatten, den die Sonne nach ihrem Stande auf der Erde hervorbringt, lernte man auch früh Sonnenuhren anfertigen. Aber diese waren eben nur im Sonnenschein brauchbar, für die Nacht hatte man gar keinen Maßstab. Um die Zeit in jedem Augenblicke bestimmen und unterscheiden zu können, dazu gehörte eine Maschine, die in gleichmäßig fortgehender Bewegung blieb, und bei dieser Bewegung irgend ein sichtbares oder hörbares Zeichen gab, wie viel Zeitteile verflossen seien. So kamen alte Völker, wie z. B. die Chinesen, sehr früh auf Wasseruhren. Die Chinesen bedienten sich dazu eines runden Gefäßes, das unten ein kleines, rundes Loch hatte und leer in ein anderes mit Wasser gefülltes Gefäß gesetzt wurde. Wie nun das Wasser aus dem unteren Gefäß in das obere eindrang, sank letzteres nach und nach und zeigte dadurch die Teile der verflossenen Zeit an. Im westlichen Asien sollen die Babylonier Erfinder der Wasseruhren gewesen sein; von ihnen kamen sie nach Kleinasien zu den Griechen, im Zeitalter des großen persischen Eroberers Cyrus. Die Römer aber erhielten die erste Wasseruhr erst im Jahre 160 v. Chr.; Julius Cäsar brachte bereits aus Britannien eine Wasseruhr mit nach Rom. Im Jahre 490 schickte Theodorich, König der Ostgoten, dem burgundischen König Gundobald eine Wasseruhr zum Geschenk, welche die Bewegungen der Sonne und des Mondes mit anzeigte. Da mußten also in dem Wassergefäß Räder angebracht sein, die von dem herabtröpfelnden Wasser in Bewegung gesetzt wurden. Von ähnlicher Art war auch die Uhr, welche der arabische Kalif Harun al Raschid 809 Karl dem Großen zum Geschenk machte. Diese Uhr war aus Metall gearbeitet, mit einem Stundenzeiger versehen und so eingerichtet, daß am Ende jeder Stunde so viel metallene Kügelchen auf ein darunter gestelltes Becken fielen, als Zeit verflossen war. Zugleich traten mit den niederfallenden Kügelchen aus Thüren Reiter hervor, welche mit der letzten Stunde des Tages wieder

zurückgingen und die Thüren schlossen. Die durch das Wasser in Bewegung gesetzten Räder öffneten die Thüren, aus welchen Kugeln und Reiter hervorkamen.

Da aber das Wasser noch viel Unbequemes hatte, weil es im Sommer durch die Wärme ausgedehnt und verdünnt wird, auch verdampft, im Winter aber leicht gefriert: so wählte man schon in frühen Zeiten statt des Wassers den Sand, der ja, wenn er recht trocken ist, auch leicht durch die Öffnung des Gefäßes hindurchrieselt. Man that den Sand in zwei miteinander verbundene Spitzgläser, und war er aus dem oberen Glase abgelaufen, so kehrte man die ganze Sanduhr um. Das waren aber bloße Stundengläser (deren manche noch auf den Kanzeln in unsern Kirchen gefunden werden), die sehr unvollkommen die Zeit bezeichneten. So wurde denn der menschliche Geist auf Räderuhren hingewiesen, die weder des Sandes, noch des Wassers, noch des Schattens der Sonne bedurften, und deren Räder durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wurden, die fort und fort gleich stark wirkte, ohne abzunehmen.

Diese Kraft fand man anfangs in Gewichten, die man an die Uhr hängte, und welche das Getriebe der Räder in Bewegung setzten. Man kannte diese Gewichtuhren schon vor dem Jahre 1000, aber ihr Erfinder ist unbekannt geblieben. Eine der ersten solcher Uhren, von der wir Nachricht haben, hat ums Jahr 996 ein französischer Mönch Gerbert in Magdeburg verfertigt, derselbe, welcher unter dem Namen Sylvester II. Papst wurde. Doch zeigte diese Uhr bloß die Stunden, ohne zu schlagen, und erst drei Jahrhunderte später finden wir bestimmte Nachrichten von Schlaguhren. Im Jahre 1344 ward zu Padua die erste Turmuhr verfertigt, welche Stunden schlug, und im Jahre 1370 ließ der französische König Karl V. den berühmten Uhrmacher Heinrich von Wick aus Deutschland kommen, der die erste große Uhr in Paris machte und sie auf den Turm des königlichen Palastes setzte. In Deutschland scheint Augsburg die erste Stadt gewesen zu sein, welche eine Schlaguhr hatte; man findet dort eine schon 1364.

Doch waren alle diese Uhren noch unvollkommen, denn es fehlte ihnen das Pendel oder das Perpendikel, wodurch der Fortgang im Abrollen der Gewichte erst gleichmäßig wird. Diese äußerst wichtige Erfindung verdanken wir dem berühmten Florentiner Physiker Galilei (1564—1642), der an einem hin- und herschwankenden Kronleuchter in der Kirche die ganze Lehre vom Pendel entdeckte, daß nämlich alle Schwingungen des Pendels gleich lange Zeit dauern, daß es bloß von der Länge des Pendels abhänge, ob es sich langsamer oder schneller schwinge 2c. Dieses Pendel verband man nun so mit den Uhren, daß eine kleine Erschütterung (die sogenannte Unruhe) es unaufhörlich in Bewegung erhält.

Nun wurde aber noch ein großer Fortschritt gemacht zu den höchst künstlichen Taschenuhren, die jeder bequem mit sich tragen konnte. Der Ruhm ihrer Erfindung gebührt einem Deutschen, dem Peter Hele, Uhrmacher zu Nürnberg, der um das Jahr 1560 die ersten Sackuhren verfertigte. Diese waren anfangs groß, von der Gestalt der Eier, so daß man sie auch Nürnberger Eierlein genannt hat. Bald kam man auch dahin, die Gestalt und Größe immer kleiner und bequemer zu machen, und bald hatte man es

so weit gebracht, in einen Siegelring eine Cylinderuhr einzuschließen. Der Holländer Huygens, der im 17. Jahrhundert lebte, hat auch große Verdienste um die Verbesserung der Taschenuhren, die jetzt so wohlfeil geworden sind, daß fast jeder Knabe schon ein solches Kunstwerk in seine Tasche steckt.

Wenn man die genannten Erfindungen und eine Menge anderer, die von Deutschen ausgegangen sind, bedenkt, so steht Deutschland vor allen andern Ländern rühmlich da. Das tröstet wieder einigermaßen dafür, daß der deutsche Mensch seiner Unbehilflichkeit willen, und weil er so oft kein Deutscher sein will, von andern Nationen verspottet wird. In der Tiefe seines Geistes, in der Ausdauer, die schwierigsten Probleme zu lösen, in der Erfindungsgabe und in der Kunst nimmt es der Deutsche mit allen andern Nationen der Erde auf.

II. Die Entdeckungen.

1. Heinrich der Seefahrer.

Nachdem in der Halbinsel Spanien die Araber mehrere Jahrhunderte hindurch die Oberherrschaft behauptet hatten, erholten sich allmählich die Goten wieder, und ums Jahr 1035 bildeten sich zwei neue Staaten: Aragonien und Kastilien. Neben diesen bildete sich aus einer kastilischen Statthalterschaft ein eigenes Reich, Portugal. Henri, ein französischer Prinz, hatte nämlich den christlichen Spaniern gegen die Araber geholfen. Zum Dank erhielt er von dem kastilischen Könige Alphons VI. das zwischen dem Minho und Duero gelegene Land als eigene Grafschaft, vom Hafen Cale (porto cale) Portugal genannt, welche durch Eroberungen sich allmählich bis zur Mündung des Guadiana erweiterte. Die Nachfolger jenes Henri nannten sich Könige, und diese fochten tapfer wider die Mauren; ja, nachdem sie dieselben von der Halbinsel vertrieben hatten, suchten sie sogar ihre Erbfeinde in Afrika auf. König Johann (1411—1433) setzte über die Meerenge von Gibraltar, und es gelang ihm, das feste Ceuta an der afrikanischen Küste einzunehmen. Von diesem Hafen aus begannen nun große Entdeckungen.

Der dritte Sohn des Königs Johann, Infant Heinrich, widmete nämlich alle seine Mußezeit den Wissenschaften, besonders aber der Erd- und Himmelskunde. In seiner Lernbegier verließ er den Hof und wählte seine Wohnung im südlichsten Teile von Portugal, in Lagos, nahe bei dem Kap St. Vincent. Hier war er der afrikanischen Küste möglichst nahe und konnte mancherlei Nachrichten von den gegenseitigen Bewohnern einsammeln. Allgemein ging zu jener Zeit das Bestreben, einen Seeweg nach Indien zu finden, nach jenem durch seine Fruchtbarkeit und Reichtümer hochgelobten Lande. Der Infant Heinrich hing immer dem Gedanken nach, ob es nicht möglich sein sollte, um Afrika herum nach dem südwestlichen Asien zu kommen, denn irgendwo müsse doch der Erdteil ein Ende haben. Auch war ja aus

alter Zeit eine Sage überliefert, daß Afrika bereits einmal umschifft sei (vgl. Teil I. S. 9). Aber man fürchtete die Hitze unter dem Äquator und hielt sie dort für so groß, daß alles verbrennen müßte, was die Linie passierte. Man erzählte sich Geschichten von wilden, grimmigen Tieren, welche die Schiffe anfielen, von Feuerströmen und schlammigem Wasser, das sich bis zur Gallerte verdickte, und worin die Schiffe stecken blieben. Solche Fabeln schreckten von allen Versuchen ab. Dazu kam, daß man immer noch an der Küste hinschlich, und obwohl seit 1300 der Kompaß erfunden war, sich nicht gern auf das hohe Meer wagte.

Sorgfältig forschte Heinrich, was er von Seefahrern und Kaufleuten über die Westküste Afrikas erkunden konnte. Die gesammelten Nachrichten gaben ihm Mut, auf eigene Kosten Fahrzeuge zu rüsten und abzuschicken. Allein die ersten Steuermänner hatten die Köpfe noch zu sehr voll von jenen schrecklichen Fabeln; sie fürchteten sich, als sie in das weite Meer hinauskamen, und kehrten unverrichteter Sache wieder um. Heinrich ward darob sehr erzürnt; endlich fand er zwei tapfere Ritter, die gaben ihm ihr Wort, nicht eher umkehren zu wollen, als bis sie etwas Ordentliches gefunden hätten. Sie fuhren und fuhren, da brach ein Ungewitter und Sturm los und schleuderte ihr Schiff auf die kleine Insel Porto Santo. Heinrich ließ dort eine Kolonie anlegen, den Boden mit Korn, Gemüse und Wein bepflanzen, auch verschiedene Tiere aussetzen, die sich unter dem schönen, warmen Himmel sehr vermehrten. Ein einziges trächtiges Kaninchen lieferte in wenig Jahren eine so zahlreiche Nachkommenschaft, daß man im Ernst befürchten mußte, sie werde alle Pflanzungen der Insel zerstören.

Von Porto Santo sah man oft bei hellem Wetter einen fernen Nebelberg am Horizonte, und Heinrich ließ auf denselben lossteuern. Man fand so die Insel Madera (im Jahre 1420), und auf derselben einen einzigen, dichten, dem Anschein nach von Menschen nie betretenen Wald von 18 Meilen Länge und mehr als 4 Meilen Breite. Der Wald wurde angezündet, und das Feuer soll länger als sieben Jahre gebrannt haben. Heinrich legte auch hier eine Kolonie an, schickte Sämereien und Haustiere, ließ Wein aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien dorthin verpflanzen, und beides gedieh auf dem mit Asche so herrlich gedüngten Boden und unter dem schönen Himmel ganz vortrefflich. Noch jetzt ist der Zucker aus jenen Inseln von vorzüglicher Feinheit, obwohl er wenig gebaut wird; aber von Maderawein kommen jährlich an 30 000 Fässer (jedes zu 3 Oxhoft gerechnet) nach Europa, und ein großer Teil dieses feurigen Weines geht nach Ost- und Westindien.

Durch diese Entdeckungen ward der Mut des Prinzen immer mehr belebt, obwohl seine Seeleute immer noch nicht ohne Furcht waren. Sie kamen zu den von der Küste nicht weit entfernten kanarischen Inseln, welche bereits den Alten unter dem Namen der „glücklichen Inseln" bekannt waren. Sie fanden auf diesen mehrere Vulkane, und der hohe Pik auf Teneriffa wirbelte Dampfwolken auf. Da kamen sie wieder auf den Gedanken, nun

möchte das Feuer des Äquators beginnen. Dennoch schiffte man weiter in die offene See hinein und entdeckte 1432 eine der Azoren-Inseln, die zwischen Portugal und Amerika an 200 Meilen von der Küste entfernt liegen. Diese Inseln waren völlig menschenleer; 1449 bekamen sie die ersten Einwohner. Jetzt haben sie einen großen Überfluß an Getreide und Wein und versehen die portugiesischen und spanischen Schiffe auf ihren Fahrten nach Amerika und Ostindien mit Erfrischungen.

Indessen war man südwärts noch nicht über die kanarischen Inseln hinausgekommen, denn dort erstreckte sich ein Vorgebirge westwärts ins Meer, welches man bis dahin als das Ende der Welt angesehen und das Kap Non (nämlich non plus ultra) genannt hatte. Das Meer machte hier gewaltige Strudel und konnte auch kühnen Seefahrern Besorgnis erregen. Gilianez, ein mutiger und verständiger Steuermann, wagte verschiedene Versuche, aber anfangs vergeblich; endlich aber steuerte er tief ins offene Meer hinein, und so gelang es ihm (1433), das gefährliche Kap Non zu umfahren, das nun auch seinen Namen ändern mußte und Kap Bojador genannt wurde, d. h. das umfahrene Vorgebirge. Diese Begebenheit erregte allgemeines Aufsehen und machte dem Infanten Heinrich große Freude, wiewohl man die Küste jenseits Bojador fast ganz wüst und öde fand. Die einzige Ausbeute waren Robben und Seehundsfelle.

In den Bewohnern, welche die christlichen Seefahrer auf den afrikanischen Küsten antrafen, glaubten sie lauter Christenfeinde zu treffen. Sie mordeten, plünderten und führten die Menschen als Gefangene fort. Aus diesen Räubereien entstand der Negerhandel. Im Jahre 1442 sah die Hauptstadt Portugals, Lissabon, die ersten Menschen mit schwarzer Hautfarbe, lockigem Haar, aufgeworfenen Lippen; man hatte sie in der Gegend des Goldflusses gefangen. Die Unglücklichen boten für ihre Freiheit Goldstaub. Dies war es, was die habsüchtigen Europäer begehrten. Nunmehr entstand ein allgemeiner Eifer für Entdeckungsreisen; die Goldgier trieb Menschen zu Schiffe, die sich sonst nimmermehr über den Kreis der bekannten Welt hinaus gewagt hätten. Kaufleute aus Venedig und Genua ließen Schiffe ausrüsten, alles wollte neue Länder mit Goldflüssen entdecken. Da man diese aber nicht sogleich fand, raubte man Neger.

Um 1440 erreichten die Portugiesen den Fluß Senegal. Hier fanden sie zum ersten Male wilde heidnische Neger; die sie nördlicher getroffen hatten, waren alle Mohammedaner gewesen. Nahe an der Mündung des Senegal liegt das grüne Vorgebirge und vor diesem zehn Inseln, welche man die Inseln des grünen Vorgebirges (kapverdische) genannt hat. Dahin kamen die Portugiesen im Jahre 1447. Diese Inseln sind sehr gebirgig, haben aber eine so warme Luft, daß die niedrigen Gegenden mit immergrünen Bäumen bedeckt sind. Da die portugiesische Regierung sich nicht viel um sie kümmert, sind sie wenig angebaut und menschenleer. — Es dauerte übrigens bis 1462, daß man die Küste des eigentlichen Guinea entdeckte; nun war man bis in die gefürchtete Gegend des Äquators gekommen, ohne

von der Sonnenhitze verbrannt zu sein. Man fand hier Gold, Elfenbein Wachs und andere Kostbarkeiten, so daß in den nächsten Jahren die Schifffahrt nach Afrika sich sehr vermehrte.

Alle diese Entdeckungen, von Porto-Santo bis Guinea, eine Strecke von 500 Meilen, verdanken wir dem Infanten Heinrich. Wenn er auch nicht selber mitschiffte, so wurden doch alle jene Fahrten nach seinen Entwürfen vorgenommen, und welche Freude muß der Mann empfunden haben, daß ein so herrlicher Erfolg diese Entwürfe krönte. Er war es, der den Grund zur Größe und Macht des kleinen Königreichs Portugal legte, denn eine Zeit lang war dieser Staat der blühendste und mächtigste Handelsstaat in Europa.

2. Bartholomäus Diaz und Vasko de Gama.

Nach Heinrichs des Seefahrers Tode erkaltete der Eifer für Entdeckungen ein wenig, denn man war vorerst vollkommen zufrieden mit dem Goldstaub, den man in Guinea fand. Im Jahre 1481 aber kam ein König in Portugal zur Regierung, Johann II., der die Pläne Heinrichs wieder aufnahm und mit großem Eifer fortführte. Er ließ auf Guinea Kolonieen und Festungen anlegen und sandte von dort Schiffe auf weitere Entdeckungen aus. So drang man 300 Meilen südlich über den Äquator hinaus und sah mit Freuden, daß Afrika gegen Süden sich nicht erweiterte, wie es auf allen Karten abgebildet war, sondern daß es gegen Südosten sich immer mehr abschräge. Da ward die Hoffnung reger als je, die südlichste Spitze von Afrika zu erreichen, diese zu umschiffen und so herum zur See nach Ostindien zu fahren. Ein kühner Mann, Bartholomäus Diaz, wagte den Versuch; er schiffte immer weiter nach Süden, entdeckte 200 Meilen neuen Landes und erreichte (1486) glücklich die Südspitze von Afrika, auf welcher er ein Kreuz errichtete. Doch seine Soldaten und Matrosen glaubten nun, an dem Ende der Welt zu sein und ihrem gewissen Untergange entgegenzufahren; dazu wüteten die Stürme, die noch jetzt an dieser Spitze sehr gewöhnlich sind, so heftig, daß der wackere Diaz sich entschließen mußte, nach Lissabon zurückzukehren. Er nannte das Südende Afrikas das „Vorgebirge der Stürme". Sobald aber König Johann II. die frohe Nachricht erhielt, rief er voll freudigen Vertrauens: „Nein, wir wollen es das Vorgebirge der guten Hoffnung nennen." Und dieser Name ist mit Recht der herrschende geblieben, da Johanns Hoffnung so schön erfüllt wurde.

Der König hatte um diese Zeit zwei beherzte Männer, die zugleich des Arabischen kundig waren, an den König von Abyssinien gesandt, von dessen Existenz man gehört hatte; wo möglich sollten sie ein Handelsbündnis mit ihm schließen. Sie reisten über das Mittelländische Meer nach Kairo, und von dort mit einer Karawane nach Aden am Roten Meere. Hier trennten sie sich. Der eine ging nach Abyssinien, ward aber unterwegs erschlagen; der andere schiffte sich nach Indien ein, sah das herrliche Land mit seinen Augen, besuchte Kalikut und Goa und kam glücklich nach Portugal zurück. Er konnte nicht Worte genug finden, den Reichtum Indiens zu

schildern, und das erregte den Portugiesen neuen Mut, den Weg zur See nach dem gepriesenen Lande zu finden. Doch Johann starb; sein Nachfolger Emanuel aber rüstete vier Schiffe aus und übergab sie dem mutvollen Seefahrer Vasko de Gama, um mit ihnen die Umschiffung Afrikas zu versuchen. Gama war frohen Mutes, nicht aber seine Mannschaft, die im ganzen aus 160 Mann bestand; diese fürchtete einen gewissen Tod und suchte durch Fasten und Beten den Zorn des Himmels zu besänftigen. Den 8. Julius 1497 ging die Flotte unter Segel. Vasko de Gama kam aber gerade in der ungünstigsten Jahreszeit an das Kap, denn die Stürme waren so fürchterlich, daß sie seine Schiffe jeden Augenblick in den Abgrund zu schleudern drohten. Noch furchtbarer drohte aber die Verzweiflung seiner Leute, welche den tollkühnen Urheber ihrer Gefahr und Todesangst mehr als einmal über Bord werfen wollten. Gama jedoch blieb unerschütterlich ruhig und fest, und überwand durch seine Standhaftigkeit alle Gefahren; er ließ die widerspenstigen Seeleute in Ketten werfen und stellte sich selbst ans Ruder. So umsegelten sie endlich (20. Nov.) mit günstigem Westwinde das Kap. Doch wagte sich Gama nicht gleich auf das offene Meer, sondern schiffte nun an der Ostküste Afrikas hinauf, versuchend, ob hier nicht Nachricht über Indien zu holen sei. Je weiter er nördlich hinaufsegelte, am Lande der Hottentotten vorbei, um das Vorgebirge Korrientes herum, längs der Küste von Sofala, desto mehr Spuren von Wohlstand und Verkehr mit Indien traf er an. Im März 1498 gelangte er in den Hafen von Mozambique, und da sah er zuerst Schiffe mit Segeln. An diesen Schiffen war kein einziger Nagel; die Bretter waren mit Bindfaden zusammengebunden, und dieser Bindfaden war von Kokosfasern, mit denen auch alle Fugen verstopft waren. Die Segel waren aus Palmblättern; einige der größeren Schiffe hatten Landkarten und Kompasse. Auch fanden sie hier nicht nur alle indischen Produkte: Seide, Perlen, Gewürze, sondern auch Mohammedaner, welche diese Waren von hier nach dem arabischen Meerbusen abholten. Jetzt waren sie gewiß, das Ziel ihrer Reise zu erreichen. Gama schiffte noch bis Melinda hinauf, dicht unter der Linie. Hier ward er freundlich aufgenommen, erhielt Seemänner, welche den Weg nach Indien schon mehrmals gemacht hatten, und segelte so 500 Meilen quer über den Ozean. Am 19. Mai 1498 ankerte er im Hafen von Kalikut auf der Küste Malabar.

So war das große Ziel großer und kühner Unternehmungen endlich errungen, das gepriesene Indien endlich erreicht! Allein die Portugiesen erkannten bald, daß sie mit ihren drei Schiffen (eins hatten sie unterwegs verbrannt) hier keine Eroberung machen, daß sie ebensowenig mit ihren Schellen, Glaskorallen und andern glänzenden Kleinigkeiten einen Handel anfangen könnten. Denn die Indier waren keine rohen Neger, sondern lebten in einem blühenden Wohlstande, hatten Städte, Manufakturen, trieben Handel und Ackerbau; ihr König lebte unter einem glänzenden Hofstaate.

Ein Kaufmann aus Tunis, der sich des Handels wegen hier aufhielt, freute sich gar sehr, so unvermutet Europäer zu finden und mit ihnen spanisch reden zu können. Vasko de Gama ließ sich durch ihn dem Zamorin

oder König von Kalikut vorstellen, und hatte schon die beste Hoffnung, ein vorteilhaftes Handelsbündnis zustande zu bringen, als die Mohammedaner dazwischen kamen. Diese fürchteten, von den Europäern aus ihren Handelsvorteilen verdrängt zu werden, machten die Portugiesen verdächtig, als wollten sie nur das Land des Königs auskundschaften, so daß der Zamorin sich entschloß, die fremden Eindringlinge gefangen zu nehmen. Kaum gelang es dem Gama mit seinen Schiffen der Gefahr zu entrinnen. Er segelte schnell nach Melinda und von da um das Kap nach Europa zurück. Am 14. September 1499 lief er wohlbehalten mit seiner kleinen Flotte in den Tajo ein, nachdem er die längste und schwierigste Seereise seit Erfindung der Schifffahrt gemacht hatte.

3. Martin Behaim.

In der Geschichte der von Portugiesen und Spaniern gemachten Entdeckungen wollen wir unseren wackeren Landsmann Behaim nicht vergessen, den Kaiser Maximilian I. mit großer Bewunderung als den „am weitesten gewanderten Bürger des deutschen Reichs" ehrte. Er war aus einer alten angesehenen Familie in Nürnberg entsprossen, sein Vater ein angesehener Ratsherr der Stadt. Der Sohn lernte die Tuchhandlung, wollte sich als Kaufmann in der Welt umsehen und „konditionierte" eine Zeit lang in Salzburg und im Österreichischen. Von da ging er 1457 nach Venedig. 1477 befand er sich in Mecheln bei einem Kaufherrn Jorius van Dorff, für den er zuweilen die Frankfurter Messe besuchte, auch die niederländischen Handelsstädte Antwerpen, Gent, Brügge ꝛc. bereiste. Etwa vier Jahre darauf zog er nach Portugal. Hier, wo um diese Zeit alles, was Kaufmann hieß, von neuen Handelswegen und Entdeckungen schwärmte, scheint auch er von dem allgemeinen Eifer hingerissen worden zu sein und mehrere Seereisen längs der Küste von Afrika mitgemacht zu haben. Ausgestattet mit guten mathematischen Kenntnissen, zeichnete er sich bald unter dem Haufen der Seefahrer aus; denn er wurde von König Johann II. nebst noch einigen geschickten Männern erwählt, mit dem Astrolabium eine Verbesserung zu Gunsten der Schiffahrt vorzunehmen. Er kam durch seine Kenntnisse so zu Ehren, daß ihn der König von Portugal 1485 öffentlich zum Ritter schlug, wobei ihm der Herzog Emanuel, nachheriger Thronfolger, den rechten Sporn, der König selbst aber den Degen umschnallte; hierauf ließ er sich auf Fayal, einer der azorischen Inseln, nieder, welche von einer flamändischen Kolonie bewohnt wurde, mit deren Oberhaupt, dem Ritter Jobst de Hürter von Moerkirchen, er schon früher sich befreundet hatte. Er heiratete dessen Tochter (1486) und fühlte sich nun in dem warmen gesunden Klima der Insel ganz behaglich.

Aber sein Vaterland noch einmal wieder zu sehen und sich dort noch einmal in seinem ganzen Glanze zu zeigen, dieser Begierde konnte er nicht widerstehen. Er kam glücklich nach Nürnberg (1491) und hielt sich über ein Jahr bei seinen dortigen Verwandten auf. Man kann sich denken, wie die alten ehrsamen Bürger der alten Reichsstadt, und insbesondere die werten

Vettern und Muhmen, den Mann begafft und ausgefragt haben mögen, der sich rühmte, „ein Drittel der Erde gesehen zu haben". Er beschrieb ihnen auch die Gestalt derselben auf allen ihren Punkten, und das bewog sie, ihn zu bitten, daß er ihnen doch eine Abbildung der Erdkugel zum Andenken hinterlassen möchte. Er that ihnen den Gefallen, es ward eine hölzerne Kugel von circa 50 cm im Durchmesser gedrechselt und mit Pergament überzogen, und diese bemalte er nun mit allen Ländern und Inseln, die er gesehen und nicht gesehen hatte; auch schrieb er mit roter und schwarzer (jetzt gelber) Tinte allerlei Kuriosa bei, die er von ihnen wußte. Dieser Globus befindet sich noch gegenwärtig in Nürnberg und ist ein deutlicher Beweis, daß Behaim von Indien, China, Japan ꝛc. gar keinen deutlichen Begriff hatte, und nur einige fabelhafte Berichte von Ptolemäus, Plinius und manche wahre Berichte von Marko Polo im Sinne seiner Zeitgenossen ausschmückte. Da, wo Amerika liegen sollte, hat er einen großen Haufen Inseln hingepinselt und Erläuterungen beigeschrieben, wie folgende:

> „Zanziber insula. Diese Insel genannt Zanziber hat umbfangen 2000 Meilen. Die hatt Ihren aignen Konigk und Ihre besunder Sprach vnd die Inwoner petten Abgotter an. sind groſſ leutt gleich wan Ihr ainer hot vier unser man starck. vnd Ihr ainer ist so vil als ander fünf Menschen. sie gin alle nacket, und sind alle schwarz leutt, fast vngestalt mit großen langen oren, weiten mündern, gros erschreckliche augen, hand zu viermalen größer dan ander leutt händ ꝛc."

Bei einer Insel Java minor steht unter anderem:

> „In Königreich Jambri haben die leutt Man und Frawen hinden schwanz gleich die hundt. Do wechst übertrefflich vil Specerey und allerlei Thier alß Ainhörner und andere. Im andern Königreich Fanfar, da wechst der best Camphor in der Welt, den man mit Gold abwigt. Daselbst sind groß gewachsen Paumen (Palmen), da zwischen Holz vnd Rinten aus dem Safft Mehl würdt, daß guet zu essen ist, und Marko Polo schreibt in seinem dritten Buch, er sei fünf Monath in der Insel gewest."

Bei der großen Insel Zipangu (Japan) steht eine lange Note:

> „Hie findt man vil Meerwundter und Serenen und andern Fischen. Und ob Jemand von diesem wunderlichen Volkh und selzsamen Fischen im Möer oder Thieren auf dem Erdreich begehrt zu wissen, der leß die Bücher Plini, Isidori, Aristotelis, Strabonis, Specula Vincenci und vil anderer Lehrer mer ꝛc. ꝛc."

Ferner:

> „Insel Coylus. In dieser Insel Coylus ist Sant Thomas, der zwelff bott (Apostel) gemartert worden."

Auf diese Weise ist der ganze Globus eng beschrieben; es ist aber von großem Interesse zu sehen, wie man zu Kolumbus' Zeiten von den Ländern der andern Halbkugel dachte. Den untern Raum des großen Weltmeeres

nimmt noch ein langer Bericht von der Verfertigung dieses Globus ein, in demselben Nürnberger Deutsch. Der Schluß lautet also: es sei

„solche Kunst und Apfel gepracticiret und gemacht worden nach Christi Geburt 1492. Der dan durch den gedachten Herrn Martin Behaim gemainer Stadt Nürnberg zu Ehren und Letze (Vergnügen) hinter ihme gelassen (hinterlassen) hat, sein zu allen Zeiten in gut zu gedenken, nachdem er von hinnen wieder heim wendet, zu seinem Gemahl, das dann ob 700 mail von hinnen ist: da er hauß hält, und sein Tag in seiner Insel zu beschließen, da er daheimen ist."

4. Christoph Kolumbus (geb. 1456, † 1506).

Indem nun die Begeisterung für neue Entdeckungen zur See alle unternehmenden Köpfe jener Zeit ergriffen hatte, entzündete sich auf einmal in dem Genie eines erfahrenen und nachdenkenden Mannes ein Gedanke, dessen Auflösung nichts Geringeres zur Folge hatte, als die Entdeckung eines bis dahin ungeahnten vierten Erdteils. Dieser merkwürdige Mann war Christoph Kolumbus.*)

Kolumbus, in Genua (1456) geboren, hatte zur Zeit, als Johann II. den portugiesischen Thron bestieg, sein Vaterland mit Portugal vertauscht und daselbst die Tochter des Bartholomäus Perestrello geheiratet, der als Schiffshauptmann mehrere Entdeckungsreisen unter dem Infanten Don Heinrich mitgemacht hatte und von diesen Reisen sehr sorgfältige Tagebücher, Zeichnungen und Karten besaß. Kolumbus hatte sich diesem Manne durch seine Kenntnisse und Wißbegierde empfohlen, auch galt er schon damals für einen geschickten Seefahrer, der wenige seinesgleichen habe. Dem Handwerke des wohlhabenden Vaters, der ein Tuchweber war, hatte er keinen Geschmack abgewinnen können, dagegen war die Lust zur Schiffahrt schon im zarten Knabenalter lebendig geworden, und da hatte er denn bald eingesehen, daß man ohne Geometrie, Astronomie, Erdkunde und Fertigkeit im Zeichnen ewig nur ein gemeiner Schiffer bleiben müsse. So hatte bereits der Knabe aus freiem Antrieb sich zu ernsten Studien gewandt. Von seinem 14. Jahre an war er auf der See gewesen, hatte die vorzüglichsten Häfen des Mittelländischen Meeres besucht und war selbst, wie man sagt, mit den Engländern auf den Fischfang nach Island gesegelt.

In Portugal las und verglich er die Tagebücher und Landkarten seines Schwiegervaters mit großem Eifer und machte selbst eine Reise nach Madera, den azorischen und kanarischen Inseln. So entstand nach und nach der Gedanke in ihm, man müßte Indien erreichen können, wenn man gerade aus nach Westen ins offene Meer hinein steuerte. Denn das wußte oder glaubte man damals wenigstens, daß die Erde eine Kugel sei. Auf dieser Kugel lag Indien weit nach Osten herum; nach den Berichten der älteren Reisenden war es aber ein sehr großes Land, von dessen östlichsten Enden noch keiner bestimmte Nachricht gegeben hatte. Wer weiß, dachte

*) Im Italienischen Christoforo Colombo, im Spanischen Christoval Colon.

Kolumbus, ob es nicht nahe bis an die westliche Küste Europas herumreicht? Und ist auch dieses nicht der Fall, so muß es doch möglich sein, wenn man gerade gegen Westen steuert, Indien zu erreichen. Dieser Gedanke erhielt dadurch noch größere Wahrscheinlichkeit, daß portugiesische Seefahrer zuweilen seltenes Rohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar zwei Leichname von ganz besonderer Bildung sahen, die von Westen her übers Meer schwammen und an die Küste der Azoren trieben. In Kolumbus' Seele ward die Meinung von Indiens westlicher Nähe immer mehr zur Gewißheit. Sein Schwiegervater und mehrere verständige Männer, denen er seine Ideen vorlegte, billigten sie, und es hing nur davon ab, daß man den König den Plänen des kühnen Mannes geneigt machte. Doch dachte Kolumbus patriotisch genug, zuerst seiner Vaterstadt Genua das Anerbieten zu machen. Er bat um einige Schiffe, um den neuen Weg zu versuchen; aber spöttisch wies man ihn als einen Schwärmer ab. Nun freilich war ihm sein Landesherr, Johann II., der nächste. Der König prüfte mit einigen seiner Räte die Vorschläge des Kolumbus, und nachdem der begeisterte Mann alle seine Ideen den Herren mitgeteilt hatte, waren diese niedrig genug, ihn mit zweideutigen Antworten hinzuhalten, um insgeheim für sich selber die Sache zu versuchen. Der portugiesische König ließ eiligst ein paar Schiffe ausrüsten und schickte einen andern Seefahrer damit ab. Doch dieser war nicht der Held, um ein großes Werk zu vollbringen. Als er einige Tage westlich ins Meer hineingefahren war, kehrte er wieder um und versicherte, es sei da ganz und gar nicht an Land zu denken.

Kolumbus in Spanien.

Voll bitteren Verdrusses über die portugiesischen Minister wandte sich nun Kolumbus, den nach dem Tode seiner Gattin ohnehin nichts mehr an Portugal fesselte, an den spanischen Hof. Hier regierten damals Ferdinand in Aragonien und die hochherzige Isabella in Kastilien. Beide Fürsten übergaben des Kolumbus Vorschläge gleichfalls einem Ausschusse von gelehrten Männern, die wohl ehrlicher als die portugiesischen Räte, aber um ein gut Teil einfältiger waren. Es waren Geistliche, die von der Mathematik und vom Seewesen sehr wenig verstanden; auch waren die Spanier bis dahin keine seefahrende Nation gewesen und hatten den Entdeckungen ihrer Nachbarn unthätig zugesehen. Einer der geistlichen Räte meinte, wenn man da so weit herumsegeln wollte, so müßte man ja immer tiefer und tiefer heruntergleiten und könnte dann den Wasserberg nicht wieder hinauf. Ein anderer sagte, wenn da etwas zu holen wäre, so hätten's die Alten gewiß ausgespürt. Ein dritter, der wenigstens zugab, daß die Sache möglich sei, behauptete, da könne man wohl drei Jahre segeln, und ein vierter erklärte das Projekt geradezu für gottlos und vermessen.

Zu diesen weisen Sprüchen der geistlichen Herren kam noch eine große Geldverlegenheit Ferdinands und Isabellens und die große Not, die ihnen damals die harten Kämpfe mit den Mauren machten, welche noch den Süden von Spanien behaupteten. So erhielt Kolumbus den Bescheid, man

könne sich jetzt in so unsichere und kostspielige Unternehmungen nicht einlassen. Auf diesen Bescheid hatte der arme Kolumbus 5 Jahre warten müssen.

Ganz als ob er diesen Erfolg geahnt hätte, hatte er damals, als er nach Spanien ging, seinen Bruder Bartholomäus nach England geschickt, um wo möglich den dortigen König für sein Projekt zu gewinnen. Aber dieser Bruder ließ nicht ein Wort von sich hören. Kolumbus wußte nicht, daß jener einem Kaper in die Hände gefallen und nach mancherlei traurigen Schicksalen als Bettler nach England gekommen war, wo er sich erst mit Kartenzeichnen so viel verdienen mußte, um in einem anständigen Kleide bei Hofe erscheinen zu können.

Kolumbus, des langen Wartens müde, entschloß sich (1491) nach Frankreich zu gehen. Auf der Reise dahin kam er in die Hafenstadt Palos, klopfte, seinen Sohn Diego an der Hand, an das Thor des Franziskanerklosters La Rabida und bat den Pförtner um Brot und einen Trunk Wasser für den erschöpften Knaben. Die Aussprache des Fremden erregt die Aufmerksamkeit des Bruders Juan Perez de Marchena; Kolumbus teilt ihm seine Schicksale und Pläne mit, der Mönch schickt nach einem in Astronomie und Erdkunde erfahrenen Arzte in der Stadt, und beide suchen Kolumbus zu bestimmen, Spanien noch nicht zu verlassen. Juan Perez schrieb einen warmen Brief an den Hof, und seine Empfehlung — er war „Beichtvater der Königin" — blieb nicht ohne Wirkung. Wirklich ward auch Kolumbus noch einmal an den Hof berufen; allein der Krieg mit den Mauren dauerte immer noch fort, in Ferdinands Kassen war Ebbe und die spanischen Gelehrten, die abermals befragt wurden, waren noch nicht klüger geworden. Darüber verfloß wieder ein Jahr.

Endlich ward die Beharrlichkeit des edlen Kolumbus gekrönt. Die Mauren waren besiegt, Isabella zog triumphierend in die arabische Hauptstadt Granada ein, und das frohe Ereignis benutzten Kolumbus' Freunde, die Königin für den großen Plan zu gewinnen. Am meisten bemühte sich der Schatzmeister von Aragonien, Santangelo. Als er der Königin ihre Einwilligung abgeschmeichelt hatte, gestand sie ihm, daß sie ganz arm an Geld sei, erbot sich aber, ihre Juwelen zu verpfänden. Santangelo küßte ihr gerührt die Hand und bot ihr sein ganzes Vermögen an. Es waren 70000 Dukaten. Isabella nahm das Darlehn an, und am 17. April 1492 ward der Kontrakt unterzeichnet. Kraft dieses Kontraktes ward Kolumbus zum Großadmiral aller neuen Meere und zum Unterkönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt. Es ward ihm ferner der zehnte Teil aller daraus zu hoffenden Einkünfte bewilligt, und alle diese Vorteile sollten erblich auf seine Nachkommen übergehen.

Wer war froher als Kolumbus! Er eilte nach Palos, wo seine kleine Flotte ausgerüstet werden sollte; dem wackern Prior reichte Kolumbus dankbar die Hand. Mit dem Ende Juli war alles zur Abreise fertig. Drei höchst mittelmäßige Schiffe, von denen die beiden kleineren nicht viel mehr als große Boote waren, machten die ganze Flotte aus. Die Mannschaft bestand aus 90 Mann, worunter mehrere Edelleute waren, die teils als Frei-

willige, teils auf Isabellens Befehl die Reise mitmachten. Am Tage vor der Abreise begab sich die ganze Gesellschaft in feierlicher Prozession nach dem Kloster Rabida, empfahl sich Gott und allen Heiligen im Gebet, beichtete und erhielt Absolution und Abendmahl nach frommer Christen Weise.

Des Kolumbus erste Entdeckungsreise (1492).

Am nächsten Morgen, den 3. August 1492, an einem Freitage, kurz vor dem Aufgang der Sonne, stieß die Flottille vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuschauer, welche den kühnen Abenteurer mit Blick und Zuruf begleiteten. Die ersten Wochen hatte alles noch guten Mut, denn noch segelte man in bekannten Gewässern den kanarischen Inseln zu. Nur als ein Steuerruder brach, wollten die Furchtsamen darin ein böses Vorzeichen erblicken. Die Inseln wurden indes glücklich erreicht, und an einer derselben legte man an, um die Schiffe auszubessern.

Am 6. September fuhren sie wieder ab und gerade gegen Westen in den offenen Ozean. Der regelmäßige Wind, der auch bis zu Ende anhielt, begünstigte die Fahrt, und schon am folgenden Tag war alles Land den Augen entschwunden. Entsetzlicher Zustand für Menschen, die sich zum ersten Mal von der ganzen lebendigen Welt abgeschnitten sahen, auf einem Gezimmer von Balken und Brettern den wilden Wogen preisgegeben, keine Aussicht ringsumher, als auf ein weites Meer und den hohen Himmel — immer tiefer hineingetrieben, ohne zu wissen wohin, und von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziele hatte, als die seine Phantasie ihm vorspiegelte! Wahrlich, es wäre auch dem Beherztesten nicht zu verdenken gewesen, wenn er angefangen hätte zu zittern und den Rasenden zu verwünschen, der 90 Menschen mit kaltem Blute ins Verderben stürzte.

Kolumbus flößte indessen durch seine große Ruhe Bewunderung und Vertrauen ein. Unermüdet stand der edle Mann Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinstrumenten auf dem Verdeck, schlief nur wenige Stunden und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu und heiterte die Murrenden mit Versprechungen auf; und es war erstaunlich, welche Herrschaft über die Gemüter ihm zu Gebote stand.

Aber die Angst der zagenden Seelen wuchs doch mit jedem Tage. Als die Schiffe in den Strich des Passatwindes kamen, schossen sie wie Pfeile dahin. Gott im Himmel, was sollte daraus werden! Am 1. Oktober hatten sie schon 770 Seemeilen durchflogen. Kolumbus gab zwar den Fragenden weit weniger an, aber das konnte sie nicht trösten.

Hin und wieder stellte sich Ursache zur Hoffnung ein. Man sah unbekannte Vögel; aber man wußte nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergrase so dicht bedeckt, daß die Schiffe in ihrem Laufe aufgehalten wurden. Aber Gras und Vögel verschwanden nach einigen Tagen wieder, und die armen verlassenen Menschen sahen sich wieder auf dem grenzenlosen Weltmeer allein. Da verwandelte sich die Furcht in Verzweiflung, und die Verzagtesten stellten

ihren Anführer mit größter Wut zur Rede — sie drohten ihn über Bord zu werfen, wenn er nicht augenblicklich umkehrte. Noch einmal besänftigte er sie durch sein ruhiges heiteres Vertrauen; er stellte sich, als wenn er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden sei und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel zu erreichen.

Vögel erscheinen und verschwinden wieder; die Sonne geht auf und unter und wieder auf, und die Schiffe fliegen noch immer pfeilschnell nach Westen. Die Verzweiflung kennt keine Mäßigung mehr, man will Hand an Kolumbus legen. Nur der Gedanke, wer sie zurückführen sollte, wenn er ermordet sei, hält sie noch ab. Er verlangte noch drei Tage. Sähe man dann noch kein Land, so wolle er umkehren. Diese Bedingung gehen sie widerstrebend ein.

War es sein guter Genius, der ihm diesen Einfall gab, oder hatte er bestimmtere Spuren — am folgenden Tage erreichte das Senkblei schon den Grund; Rohr und ein Baumast mit roten Beeren schwamm auf sie zu, und Landvögel besuchten die Masten. Die Sonne war eben untergegangen. Noch sah man nichts; aber Kolumbus ließ die Segel einwickeln, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen gestoßen zu werden. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte er ein Licht von ferne. „Land! Land!“ erscholl es jetzt aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme, einer schluchzte vor Freuden an des andern Brust, und Kolumbus hatte die Freude, die, welche vorher sein Leben bedroht hatten, nun zu seinen Füßen zu sehen. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich der höheren Pflicht und stimmte aus vollem Herzen ein Tedeum an. Die ganze Nacht verging unter Äußerungen der Freude, und als der Morgen anbrach (Freitags, 12. Oktober), sahen sie eine schöne grüne Insel vor sich.

Guanahani, Kuba, Hispaniola.

Mit Sonnenaufgang bestiegen sie nun die Boote und ruderten mit Musik und wehenden Fahnen dem Lande zu. Am Ufer hatte sich fast das ganze Völkchen der Einwohner versammelt, die eben so sehr über die seltsamen Gäste erstaunten, als sie selber bei diesen Staunen erregten. Sie waren alle ganz nackt, von einer rötlichen Kupferfarbe, mit schwarzem, straffem Haupthaar. Ihre Sprache hatte etwas Unzusammenhängendes und Tierisches; sie glichen einer Herde scheuer Rehe, so furchtsam, wehrlos und behende trippelten sie hin und her. Die Spanier wußten erst nicht, ob sie wirkliche Menschen vor sich hatten.

Das waren nun die Wilden allerdings, nur hatten sich ihre geistigen Kräfte durchaus nicht entwickelt. Eingeschränkt auf eine Insel, deren mildes Klima ihnen Früchte, Mais und Maniokwurzeln im Überflusse darbot, hatte die Not sie weder zum Ackerbau, noch zur Viehzucht, noch zur Jagd gezwungen, und für wärmere Kleidung brauchten sie auch nicht zu sorgen, nicht einmal für feste Wohnungen. Große Tiere, die ihre List und Stärke hätten üben können, gab es auf der Insel nicht; daher waren die Indianer so schwach, daß ein europäischer Bullenbeißer einen ganzen Haufen von ihnen

in die Flucht jagte. Auch war die Anzahl dieser Menschen so gering, daß niemand den andern in seiner Nahrung beeinträchtigte; daher hatte auch niemand ein Eigentum, sie hatten sich noch zu keiner Gemeinde verbunden und lebten wie die Tiere des Feldes.

Kolumbus, in einem reichen Kleide und den bloßen Degen in der Hand, stand an der Spitze des ersten Bootes, welches ans Land stieß, um der erste Europäer zu sein, welcher die neue Welt betrat. Ihm folgten die andern, und in dem Freudengefühl des geretteten Lebens, nach mehr als vierzehntägiger Todesangst auf schwankenden Brettern, warfen sie sich alle nieder und küßten mit Inbrunst die sichere Erde. Das war das Dankopfer der Natur; ein anderes schrieb die Religion ihnen vor, sie errichteten ein Jesuskreuz und stammelten vor demselben ihre frommen Gebete. Hierauf nahm Kolumbus die Insel für den König von Spanien in Besitz, mit den Ceremonieen, welche die Portugiesen bei ihren Entdeckungen in Afrika zu beobachten pflegten. Die Indianer sahen das staunend mit an und begriffen natürlich nichts davon, wie ihnen denn die ganze Erscheinung weißer Männer mit Bärten und Kleidern, mit einer seltsamen Sprache und noch seltsameren Manieren etwas Unbegreifliches war.

Man merkte es den Wilden ab, daß sie ihre Insel mit dem Namen Guanahani bezeichneten, und so heißt sie noch jetzt. Man findet sie auf der Karte unter den Bahamainseln. Kolumbus sah wohl, daß hier von den Schätzen Indiens noch nicht viel anzutreffen sei, und beschloß daher, weiter zu steuern. Die Indianer, welche die Begierde der Spanier nach den kleinen Goldblechen, die einige als Zierrat in der Nase oder den Ohren trugen, bemerkten, wiesen sie nach Süden. Man kam auf dieser Fahrt an einigen flachen Inseln vorbei und fand zuletzt eine größere, welche die Indianer, die man mitgenommen hatte, Kuba nannten, und die Kolumbus beim ersten Anblick schon für das feste Land von Indien hielt. Er steuerte hart an der Küste hin, fand überall die üppigste Vegetation und eine Schönheit von Gegenden, die ihn in Erstaunen setzte; aber von Anbau war wieder keine Spur. Herden nackter Menschen rannten eben so tierähnlich und schüchtern wie in Guanahani herum, und schienen sich weder um Gold, noch um Brot zu kümmern. Als man ihnen Goldbleche vorhielt, schrieen sie Hayti und zeigten nach Osten hin. Kolumbus folgte dem Wink und kam am 6. Dezember nach Hayti, welches er Hispaniola (klein Spanien) nannte, und das auch St. Domingo genannt wird.

Auch hier fand er dieselbe Schönheit der Landschaften, dieselbe Fruchtbarkeit des Bodens und dieselbe gutmütige schwache Menschenart, die weder von Kleidung, noch von Arbeit einen Begriff hatte. Doch hatten sich die Insulaner schon in mehrere Stämme geteilt, deren jeder unter einem Oberhaupte stand, das sie Kazik nannten. Einer dieser Kaziken ließ sich auf einem Tragsessel von vier Indianern herbeitragen, war übrigens nackt wie die andern. Er gab den Spaniern durch Zeichen zu verstehen, daß zuweilen Feinde von den benachbarten Inseln (den nachher entdeckten karaïbischen) auf ausgehöhlten Baumstämmen (Kanots) herüberkämen, sein Volk feindlich

anfielen und die Gefangenen fortschleppten, um sie zu Hause zu verzehren. Kolumbus schauderte; und da er schon vorher willens gewesen war, hier eine Niederlassung zu begründen, so deutete er dem Kaziken an, er wolle eine kleine Festung (ein Fort) bauen und darin einen Teil seiner Leute ihm zum Schutze zurücklassen. Die Wilden begriffen seine Meinung und freuten sich wie die Kinder; neugierig sahen sie den spanischen Zimmerleuten zu und halfen selbst das Holz zutragen. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie freudig für Glaskorallen, Schellen und Stecknadeln hin, und auf Befragen zeigten sie nach Süden, als dem rechten Goldlande.

Kolumbus war indes in einer Verfassung, die ihm keine weiteren Entdeckungsreisen erlaubte, denn eins seiner Schiffe war ihm an einer Klippe gescheitert, und mit dem andern hatte sich Don Pinzon, der Befehlshaber desselben, heimlich entfernt, um das wahre Goldland für sich aufzusuchen. So blieb unserm Helden nur noch ein Schiff, und gerade das kleinste, übrig. Mit diesem entschloß er sich nach Spanien zurückzukehren, ehe vielleicht Pinzon ihm dort zuvorkäme. Er ließ in dem neu erbauten Fort, welches er Navidad nannte, 38 Spanier zurück, gab ihnen weise Verhaltungsbefehle, ermahnte sie zu einem freundlichen Betragen gegen die Indianer und stach am 4. Januar 1493 mit seinen übrigen Gefährten und einigen mitgenommenen Indianern in See.

Erste Rückkehr (1493).

Gleich am dritten Tage seiner Fahrt holte er den treulosen Pinzon ein, der nichts entdeckt hatte, aber nun sich mit der ersten Botschaft nach Europa schleichen wollte. Kolumbus' bloßer Anblick durchbohrte den Elenden; er wollte sich mit nichtigen Vorwänden entschuldigen, aber der große Mann ersparte ihm die Demütigung, indem er versicherte, daß er schon alles vergessen habe.

Ein fürchterlicher Sturm drohte bald darauf den kühnen Seglern den Untergang und ihren wichtigen Nachrichten ewige Unterdrückung. Während die Mannschaft in der Angst der Verzweiflung dem Untersinken der elenden Schiffe entgegen sah, behielt Kolumbus allein seine Fassung. Er schrieb eilig die Nachricht von seiner Entdeckung auf ein Pergament, steckte dies sorgfältig verwahrt in eine Tonne und warf diese ins Meer. Aber sein gutes Schicksal wollte ihm selbst noch die Freude gönnen, der Herold seiner kühnen Thaten zu sein. Der Himmel ward wieder heiter, und am 15. Januar gegen Abend entdeckten sie Land. Es war Sankta Maria, eine der Azoren-Inseln. Hier mußte man beinahe sechs Wochen liegen bleiben, um die stark beschädigten Schiffe wieder auszubessern. Auf der letzten Fahrt trieb den Kolumbus ein neuer Sturm in den Tajostrom (4. März), und dies nötigte ihn nach Lissabon zu gehen. Sein Ruf ging vor ihm her. König Johann II. von Portugal wollte ihn selber sprechen und bereuete es nun sehr, dem kühnen Manne vor zehn Jahren nicht Gehör gegeben zu haben.

Als nun aber Kolumbus am 15. März in den Hafen von Palos einlief, mit welchem Jubelgeschrei wurde er da von der gaffenden Menge em-

pfangen, die ihn vor sieben Monaten an eben der Stelle hatte abfahren sehen! Man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab und erdrückte ihn beinahe, als er, ein frommer Christ, mit den Seinen wieder in Prozession nach dem Kloster Rabida ging. Der Hof hielt sich damals in Barcellona auf, Kolumbus durchzog daher Spanien der Länge nach, wie im Triumphe, und in Barcellona selbst durfte er einen feierlichen Einzug halten. Auf dem Throne saßen Ferdinand und Isabella, der Held knieete nieder und brachte seinem Monarchen die Huldigung dar und erstattete getreulich Bericht von allem, was er gesehen und erlebt hatte. Da ward er mit Ehren und Lobsprüchen überhäuft und aus besonderer Gnade in den Adelstand erhoben.

Das Gerücht von einer neu entdeckten Welt flog nun, tausendfältig vergrößert, durch ganz Europa; das lebhafteste Interesse erregte es jedoch in Spanien selbst. In kurzer Zeit hatten sich gegen 1500 Menschen zusammengefunden, die an dem zweiten Zuge — der nun in das eigentliche Goldland gehen sollte — teilnehmen wollten. Der König rüstete ihnen 17 Schiffe aus, sandte Handwerker und Bergleute mit, und Kolumbus sorgte für europäische Tiere und Gewächse, von denen er sich auf jenen fruchtbaren Inseln gutes Gedeihen versprach.

Vor allen Dingen holte man erst die Einwilligung des Papstes ein, der auch nicht ermangelte, alle neu zu entdeckenden Länder der Krone Spanien zu schenken. Als sich aber Portugal dagegen auflehnte, beschränkte er seine Schenkungen auf die Länder jenseits einer Mittagslinie, die er in Gedanken erst 100, späterhin aber 360 Meilen westlich von der äußersten azorischen Insel durch die Pole zog. Was diesseits gefunden würde, sollte den Portugiesen gehören. Dadurch blieb Brasilien in der Folge ein Eigentum von Portugal.

Kolumbus' zweite Reise (1493).

Diesmal lief die Flotte aus der Bay von Kadix aus (25. September) und nahm einen mehr südlichen Lauf. So gelangte man am 3. November an die erste der karaïbischen Inseln, welche Kolumbus Deskada nannte, und kam von da nacheinander zu den übrigen, Dominika, Mariagalante, Guadelupe, Antigua, Portoriko rc., fand aber auf allen eine feindselige Menschenart und häufige Spuren von Menschenfressern.

Die Sorge für seine Kolonie trieb Kolumbus nun nach Hispaniola, wo er am 22. November ankam. Aber wie erschrak er, als er weder Fort, noch Kolonie fand. Ein unmenschliches Betragen der Spanier gegen die gutmütigen Indianer hatte diese zu gerechter Notwehr gereizt, darum hatten sie alle diese Tyrannen erschlagen, ihre Festung zerstört und sich in das Innere der Insel geflüchtet. Nun beschloß Kolumbus, an einem bequemeren Orte eine Niederlassung zu gründen, und er legte mit einem wahren Entzücken den Grund zur ersten Stadt in der neuen Welt; der Königin zu Ehren ward die Kolonie Isabella genannt. Doch nun begann auch jene Kette von Widerwärtigkeiten, welche dem großen Manne das ganze Leben verbitterten. Unter allen seinen 1500 Gefährten waren vielleicht kaum drei, die ihn nicht verwünschten. Denn sie meinten, darum wären sie nicht nach Indien gereist,

um den Acker zu bauen, wilde Gegenden urbar zu machen und an allen Bequemlichkeiten civilisierter Länder Mangel zu leiden. Hätte man durch mühselige Arbeit reich werden wollen, so hätte man das in Europa auch gekonnt.

Kolumbus war wirklich in einer üblen Lage. Auch sein König erwartete nun schon, das erste Goldschiff nächstens ankommen zu sehen. Nun wurde zwar auf Hispaniola häufig Goldsand gefunden, aber wie mühsam mußte dieser gesucht werden, und wie wenig ergiebig war dieses Geschäft! Um aber seine Leute und den König befriedigen zu können, ward der edle Kolumbus zu der Grausamkeit gezwungen, die armen Wilden zu unterjochen und sie zu einem Tribut an Gold und Baumwolle zu zwingen. Als die unglücklichsten Sklaven mußten nun die Indianer nach Goldstaub suchen, und wenn ihre angeborene Freiheitsliebe sich widersetzen wollte, feuerte man ein paar Kanonen ab oder hetzte die großen Hunde auf die nackten Geschöpfe; dann wurden sie ihrem Zwingherrn wieder gehorsam.

Kolumbus wollte aber doch auch den Winken der Indianer folgen, die immer nach Süden wiesen: er segelte um Kuba herum und entdeckte Jamaika. Aber nun wurde er krank, die Lebensmittel gingen der Mannschaft aus, und als er nach unsäglichen Drangsalen Hispaniola wieder erreicht hatte, fand er alles in Aufruhr. Die Spanier hatten abermals die Indianer mit unmenschlicher Härte behandelt, diese hatten die Mais- und Maniokpflanzungen vernichtet, und viele Unzufriedene waren nach Spanien zurückgekehrt. In kurzem erschien ein spanischer Kammerjunker mit großen Vollmachten und nahm Protokolle auf über alles, was man dem Kolumbus vorwerfen wollte. Dieser, eben so entrüstet über die Frechheit des Abgesandten, als begierig, ihren Wirkungen zuvorzukommen, übergab seinem Bruder Bartholomäus das Kommando und machte sich schleunig auf den Weg nach Spanien (1496). Hier fand er, daß böse Menschen ihn angeschwärzt hatten, und wiewohl seine Gegenwart diesmal noch alle Verleumdungen niederschlug, verzögerte sich doch die Ausrüstung einer neuen Flotte zwei Jahre, und da gab man ihm nichts weiter mit, als eine Anzahl grober Verbrecher, die er aus Not, um nur abschiffen zu können, sich erbeten hatte.

Kolumbus' dritte Reise (1498).

Auf der dritten Fahrt richtete Kolumbus seinen Lauf noch weiter nach Süden, und er würde vielleicht nach Brasilien gekommen sein, wenn nicht eine ungünstige Windstille und die brennende Hitze unter dem Äquator ihn gezwungen hätten, nach Westen zu steuern; denn alle Wein- und Wasserfässer fingen an, ihm zu zerplatzen, und die Lebensmittel verdarben. So kam er nach der Insel Trinidad am Ausflusse des Orinokostromes, dessen Heftigkeit seine Schiffe beinahe auf Klippen geworfen hätte. Er schloß aus der Größe dieses Stromes, daß er aus keiner Insel kommen könnte, und indem er die Küste entlang fuhr, überzeugte er sich völlig, daß er festes Land erreicht habe. Da er es aber nicht wahrscheinlich fand, daß dieses Land mit dem eigentlichen (Ost-) Indien zusammenhängen sollte, so vermutete er, es müsse irgendwo eine Durchfahrt zu finden sein; diese wurde nachher auch

wirklich gefunden, aber nicht da, wo er sie suchte, sondern tief im Süden, an der Spitze des Erdteils.

Für jetzt zwangen ihn Krankheit und die Unzufriedenheit seiner Mannschaft, nach Hispaniola zu steuern. Aber hier fand er wenig Ursache zur Freude. Sein Bruder war mit einem Teile der Mannschaft ausgezogen, in einer andern Gegend der Insel eine zweite Niederlassung (St. Domingo) zu gründen. Indessen hatte ein spanischer Edelmann seine Landsleute gegen die beiden Statthalter empört und namentlich den Kolumbus beschuldigt, er wolle die Indianer nur darum schonen, um die Spanier zu unterjochen. Man solle dem Genueser nicht trauen! Drei Schiffsladungen mit Lebensmitteln hatten die Aufrührer für sich behalten, und Bartholomäus mit seinen Leuten mußte am andern Ende der Insel fast vor Hunger verschmachten. So fand Kolumbus die Lage der Dinge; mit Mühe bekämpfte er den Aufruhr, nur durch seine Klugheit entging er dem Meuchelmorde, und wiewohl er seinem Könige die treuesten Berichte abstattete, sandten doch auch seine Feinde ganze Aktenstöße von Anklagen, und bei dem mißtrauischen Könige fanden diese Lügen leicht Eingang. Ein vornehmer herrischer Spanier, Franz von Bovadilla, ward abgesandt, die Klagen zu untersuchen, und wenn er die gehässigen Anklagen erwiesen fände, sollte er den Kolumbus absetzen und dessen Stelle einnehmen.

Sobald Bovadilla in Hispaniola ankam, nahm er ohne Untersuchung Haus und Güter des Kolumbus in Beschlag, gebot jedermann, ihn, den Bovadilla, als den neuen Herrn anzuerkennen, und schickte dem Kolumbus das königliche Absetzungsdekret zu, das man schon im voraus angefertigt hatte. Nun erst eröffnete er seinen Gerichtshof, forderte jedermann auf, seine Beschwerden gegen Kolumbus vorzubringen und munterte die Ankläger noch auf. Doch Kolumbus bewies auch hier jene Ruhe und Mäßigung, wodurch er schon oft in Todesgefahr der Seinigen Retter geworden war; er ließ alles über sich ergehen und forderte nur bescheiden Gehör. Aber ohne ihn nur vor sich zu lassen, befahl Bovadilla, man sollte die beiden Brüder in Ketten legen und jeden auf einem besonderen Schiffe nach Europa führen. Den Anblick dieser Ketten konnten indes alle redlichen Spanier nicht ertragen. Als die Schiffe in einiger Entfernung vom Lande waren, nahete sich der Kapitän des Schiffes ehrerbietig dem Kolumbus und wollte ihm die Ketten abnehmen. Kolumbus aber gab es nicht zu; ganz Spanien sollte es sehen, wie sein König den Entdecker einer neuen Welt belohne. Der Anblick des Gefesselten erregte in Spanien allgemeine Unzufriedenheit. Ferdinand und Isabella schämten sich und ließen ihm sogleich die Ketten abnehmen; die Königin schickte ihm Geld, damit er anständig bei Hofe erscheinen könnte. Er kam und warf sich schweigend, aber mit dem Blicke des gekränkten Verdienstes, an den Stufen des Thrones nieder. Es fehlte auch diesmal nicht an Versicherungen von Gnade, man gestand den begangenen Irrtum, Bovadilla wurde abgesetzt; aber des Kontraktes mit Kolumbus schien man sich nicht mehr zu erinnern, sandte vielmehr einen gewissen Ovando als Statthalter in die Kolonie (1500). Unwillig verließ Kolumbus den Hof, trug

seine Ketten überall mit sich herum und verordnete, daß sie ihm einst mit in sein Grab gelegt werden sollten.

Kolumbus' vierte Reise (1502).

Doch bald erwachte in der Seele des Kolumbus die alte Neigung und besonders der Wunsch, die vermutete Durchfahrt nach Indien zu finden. Er kam mit seinem Gesuche wieder bei Hofe ein und Ferdinand, eifersüchtig auf die Entdeckungen der Portugiesen in Indien, gab ihm vier ziemlich schlechte Schiffe, mit denen Kolumbus am 9. Mai 1502 von Kadix aus unter Segel ging. Ein Fahrzeug ward schon in den ersten Wochen leck; das nötigte ihn, auf Hispaniola loszusteuern, das er so gern vermieden hätte. Der feindselige Ovando versagte ihm die Landung im Hafen. Da richtete Kolumbus seinen Lauf dem Festlande zu, segelte längs der Küste vom Vorgebirge Gracias a Dios südwärts bis Portobello, fand aber die gehoffte Durchfahrt nicht. Die Schönheit der Gegend brachte ihn auf den Gedanken, hier eine Kolonie anzulegen; allein seine Spanier verdarben es durch ihre unersättliche Habgier so schnell mit den Wilden, daß er mit dem Verlust mehrerer seiner Leute sich schnell zurückziehen und das Land verlassen mußte.

Von nun an drängte ein Unglück das andere. Stürme und schreckliche Gewitter ängstigten die Schiffer alle Tage, eines ihrer elenden Fahrzeuge ging zu Grunde, die andern wurden so heftig an einander geworfen, daß sie fast zusammenbrachen. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich am 14. Juni 1503 Jamaika. Die fast zertrümmerten Fahrzeuge mußten auf den Strand getrieben werden; an Ausbesserung war nicht zu denken. Wenn sich nicht der Himmel selbst über die Unglücklichen erbarmte und ihnen ein fremdes Schiff zur Rettung sandte, so war das traurige Los des berühmten Weltentdeckers, von Europa vergessen sein elendes Leben bei Mais und Maniokwurzeln mitten unter den Wilden zu beschließen.

Dies zu verhüten, unternahmen zwei brave Männer von der Schiffsgesellschaft, der Spanier Mendez und der Italiener Fieschi, ein kühnes Wagstück. Sie ruderten auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen nach Hispaniola, eine Strecke von 30 Seemeilen, zehn Tage lang durch das wogende Weltmeer; und es gelang, sie kamen glücklich ans Ziel. Kolumbus aber mußte sie für verloren halten, denn es verging über ein halbes Jahr, ohne daß er etwas von ihnen hörte. Dies halbe Jahr war für ihn das unglücklichste, das er je verlebt hatte. Alle Subordination verschwand bei den Seinen; seine Warnungen, die Indianer nicht zu kränken, wurden verachtet; ein Haufen Spanier rottete sich zusammen und verließ den Befehlshaber ganz, um auf der Insel umherzustreifen und mit aller Habsucht und Roheit gegen die Eingeborenen zu wüten. In kurzer Zeit zogen sich die Wilden aus der Gegend zurück und hörten auf, den ungezogenen Gästen noch ferner Lebensmittel zu bringen. Nur die Klugheit und Wissenschaft des kranken Kolumbus konnte die Mannschaft vom Hungertode erretten. Am Tage vor dem Eintritt einer totalen Mondfinsternis, die er berechnet hatte, verkündete Kolumbus den Wilden, sein Gott sei sehr erzürnt über die Nachlässigkeit der Indianer und sie würden

den Zorn desselben an der hellen Mondscheibe sehen, die sich verfinstern werde. Und wie es der weise Mann vorhergesagt hatte, so geschah es. Die Mondscheibe wurde dunkler und dunkler, mit Angst und Entsetzen sahen das die Indianer, fielen dem von den Göttern beschützten Gaste zu Füßen und baten ihn, den Zorn des Himmels zu besänftigen; dann wollten sie auch wieder Lebensmittel bringen, so viel als man verlangte.

Der Unfug, den die entlaufene Rotte auf der Insel trieb, ward aber so groß, daß die Besseren selber die schlimmsten Folgen davon befürchteten. Sie zogen gegen die Unverbesserlichen aus und lieferten ihnen unter der Anführung des Bartholomäus Kolumbus eine förmliche Schlacht, worauf die Übriggebliebenen zum Gehorsam zurückkehrten.

Endlich nach acht kummervollen Monaten erschienen die treuen Seelen, Mendez und Fieschi, wie hilfreiche Engel und holten die Verlassenen auf einem großen Schiffe ab, das sie nur mit größter Mühe von dem hartherzigen Ovando hatten erlangen können. Abgezehrt von Krankheit und Gram kam Kolumbus auf Hispaniola an und benutzte die erste Gelegenheit, wieder nach Spanien zurückzuschiffen.

Des Kolumbus Ende.

Auch die erste Nachricht, die er hier erfuhr, mußte eine sehr traurige sein — die Königin Isabella war gestorben. Sie hatte ihn immer geachtet, und auf sie hatte er noch seine letzten Hoffnungen gesetzt. Die waren nun verschwunden, denn auf den höchst selbstsüchtigen König Ferdinand durfte er nicht rechnen.

Nächst der Undankbarkeit des Königs schmerzte ihn nichts so sehr, als der verächtliche Dünkel, mit dem viele hochgelahrte Herren auf seine Entdeckung herabsahen, die ihnen nun, nachdem sie gemacht war, sehr leicht vorkam, als hätte sie jeder von ihnen eben so gut machen können. Mit einer so überklugen Gesellschaft saß der Held einstmals zu Tische, als eben gesottene Eier aufgetragen wurden. „Was meint ihr wohl, ihr Herren“ — sagte Kolumbus — „ob man wohl ein Ei mit seiner Spitze so auf den Tisch stellen könnte, daß es ohne andere Haltung stehen bliebe?“ Alle erklärten die Sache für unmöglich, kaum daß noch der eine und andere den Versuch zu machen wagte. „Wohlan, seht her!“ rief Kolumbus. Er faßte ein Ei und stieß es so stark nieder, daß es auf der eingedrückten Spitze stehen blieb. — „Ja, so hätten wir es auch gekonnt!“ — riefen sie alle. — „Nun, warum habt ihr es denn nicht gethan?“ fragte Kolumbus.

Wohl kam der bescheidene Held mit Bittschriften bei Hofe ein, er berief sich auf sein Patent und auf das königliche Versprechen — alles vergebens. Man ließ ihn in Armut schmachten, bis endlich sein willkommener Tod den treulosen König seines Wortes entband. Kolumbus starb zu Valladolid im Jahre 1506, den 21. Mai. Sein Bruder brachte den Leichnam nach St. Domingo, setzte ihn daselbst in der Domkirche bei und vergaß die Kette nicht, wie es der Held verordnet hatte. Später (1796) wurden die Gebeine des Entdeckers nach Kuba gebracht und in der Kathedrale zu Havana feierlich bestattet.

Ein Sohn des Kolumbus, Diego, erhielt endlich die Statthalterschaft über die neuentdeckten Länder; doch nicht, weil er Kolumbus' Sohn war, sondern weil er die Nichte des vielvermögenden Herzogs von Alba geheiratet hatte. Nicht einmal den Namen hat Kolumbus dem von ihm entdeckten Erdteil geben dürfen; ein florentinischer Edelmann, Amerigo Vespucci (Vespucius), welcher mehrere Reisen nach der neuen Welt gemacht und eine Beschreibung derselben herausgegeben hatte, erhielt die Ehre, daß man nach ihm den Erdteil „das Land des Amerikus" oder Amerika nannte, und erst in neuerer Zeit hat man einen Staat in Südamerika zu Ehren des großen Entdeckers „Kolumbia" genannt.

III. Weitere Entdeckungen in Amerika. Erste Reise um die Welt.

1. Alvarez Kabral.

Nun folgten fast jährlich neue Entdeckungen in Amerika. Noch zu Kolumbus' Lebzeit, im Jahre 1500, schickte Emanuel, König von Portugal, eine Flotte auf dem neuentdeckten Seewege nach Ostindien; gab aber dem Admiral Alvarez Kabral den Befehl, sich auf seiner Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung so weit als möglich westwärts zu halten. Er that es und fand Brasilien in Südamerika, das er sogleich für den König von Portugal in Besitz nahm. Eines von den 13 Schiffen wurde zurückgeschickt, um die frohe Botschaft nach Lissabon zu bringen.

Mit den übrigen 12 Schiffen brach Kabral am 5. Mai 1500 von Brasilien auf und wandte sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Auf diesem Wege ereilte ihn ein entsetzlicher Sturm, und er hatte den Schmerz, eines seiner besten Schiffe und mit demselben den wackeren Entdecker des Kaps, Bartholomäus Diaz, vor seinen Augen vom Meere verschlungen zu sehen. Nach vielen Gefahren erreichte er endlich Melinda, und am 13. August lief er in den Hafen von Kalikut ein. Er überreichte dem Zamorin im Namen seines Herrn Geschenke und trug auf ein Handelsbündnis und auf die Erlaubnis an, in seinen Staaten ein Fort zur sicheren Niederlage der portugiesischen Waren anlegen zu dürfen. Der Zamorin schien anfangs nicht abgeneigt, ward aber von den eifersüchtigen Mohammedanern bald umgestimmt und ließ die Portugiesen zuletzt gar feindlich angreifen. Kabral, zum Widerstande zu schwach, verließ Kalikut mit der Drohung, bald wiederzukommen, schiffte an der Küste Malabar hin und sprach hier bei den kleinen Königen von Kochim und Kananor ein, die ihn freundlich aufnahmen und gegen seine europäischen Waren ihm eine überschwengliche Ladung von Pfeffer und anderen Gewürzen austauschten, mit denen er am 31. Juli 1501 glücklich in Lissabon anlangte.

Das große Land Brasilien ward aber von den Portugiesen wenig geschätzt, denn sie fanden hier wohl einen fruchtbaren Boden, aber wenig kost=

bare Handelsartikel und weder Gold noch Silber. Erst im Jahre 1695 entdeckten sie reiche Goldlager und 1730 Diamanten, die auf der ganzen Erde nicht so schön und groß gefunden wurden.

2. Las Kasas.

Die Spanier, welche ihrerseits das Goldland auch noch nicht gefunden hatten, mißbrauchten die unglücklichen Indianer auf den Inseln, indem sie dieselben zwangen, ihnen den fruchtbaren Boden anzubauen. Sie wollten nun durch die Arbeit der Wilden reich werden. Besonders pflanzten sie Zuckerrohr, welches auch jetzt noch der vorzüglichste Reichtum der westindischen Inseln ist. Die Indianer aber waren schwächlich und der Arbeit nicht gewohnt; unter den Schlägen ihrer grausamen Herren starben sie so schnell dahin, daß von einer Million Menschen auf Hispaniola nach 15 Jahren kaum noch 60 000 übrig waren. Noch unmenschlicher verfuhr man gegen diejenigen, welche sich der Herrschaft der Spanier zu entziehen suchten; man hetzte Hunde auf die Nackten, hieb mit Schwertern auf sie ein oder schoß sie mit Flintenkugeln nieder. Ihre Kaziken aber verbrannte man gewöhnlich zur Warnung bei langsamem Feuer. Und diesen Greueln sahen Priester der Lehre Jesu nicht bloß ruhig zu, sondern ermunterten wohl gar dazu, wenn die armen Menschen nicht vor einem Kruzifix niederfielen oder den christlichen Glauben nicht herbeten wollten.

Doch es gab auch einige edle Männer unter den Geistlichen. Besonders eiferte ein ehrwürdiger Dominikaner, Bartholomäus de las Kasas, gegen die unmenschliche Behandlung der Indianer. Er selbst gab seine Sklaven frei, da man aber auf seine Ermahnungen nicht hörte, machte er mehrere Reisen nach Spanien, um den König und seine Räte zu rühren. Das gelang ihm auf kurze Zeit; aber bald wußten es die habsüchtigen Europäer durch Bestechungen bei Hofe wieder dahin zu bringen, daß alles beim alten blieb. Freilich war die schwierige Frage, welche Menschen man statt der Indianer zur Arbeit nehmen sollte. Da kam der edle Kasas auf den Gedanken, anstatt der schwächlichen amerikanischen Rasse lieber die an Arbeit mehr gewöhnte und muskelkräftige Negerrasse zur Arbeit zu verwenden. Das fand man denn auch bald so vorteilhaft, daß von nun an jährlich mehr als 80 000 schwarze Sklaven aus Afrika nach Amerika hinübergebracht wurden. Die Last, welche Kasas dem einen Erdteile abnehmen wollte, ward nun dem andern aufgebürdet. Übrigens hatte man schon lange vor ihm die unglücklichen Neger als Sklaven gekauft und verkauft.

3. Vasko Nunnez de Balboa.

Balboa war ein roher Mensch von gemeiner Herkunft; aber auf einer Reise nach der Landenge Darien entwickelte er so ausgezeichnete Beweise von Mut und Tapferkeit, daß alle seine Kameraden ihn einstimmig an die Stelle des Schiffsherrn, der ein unbehilflicher Mensch war, zu ihrem Anführer erwählten. Er machte ihrem Vertrauen Ehre und stiftete die erste Kolonie auf dem festen Lande, Santa Maria.

Sein nächster Wunsch war nun, sich zu seiner neuen Würde königliche Autorisation aus Spanien zu verschaffen. Diese konnte er nicht sicherer hoffen, als wenn er sich mit reicher Beute vor dem Throne einfand. Er trieb daher auf seinen Streifereien von den Wilden so viel Goldblech ein, als er bekommen konnte, und wußte sich die Indianer durch sein freundliches Betragen so geneigt zu machen, daß sie ihm alles willig übergaben. Einst, als er wie gewöhnlich begierig nach Gold forschte, sagte ein junger Kazike zu ihm: „Was wollt ihr doch mit dem unnützen Tand! Wenn euch so sehr darnach verlangt, so dürft ihr nur nach jenem Lande gehen, das drüben über dem Ozean liegt, sechs Sonnen von hier. Doch dazu müssen eurer viele sein."

Welche Nachricht! Er meinte Peru, und der andere Ozean, sechs Tagereisen jenseits, war die Südsee, die Kolumbus immer geahnt hatte. Balboa eilte, einen neuen Botschafter mit dieser Entdeckung nach Hispaniola zu schicken und sich den Statthalter durch ein ansehnliches Geschenk geneigt zu machen. Zugleich verstärkte er sich von dort aus mit frischen Kriegern, die von der Aussicht auf große Reichtümer gelockt wurden, an allen Mühseligkeiten und Drangsalen teilzunehmen, die mit einer ersten Wanderung durch diese ungebahnte Wildnis, durch Wälder, Sümpfe und über Gebirge verbunden sein mußten.

Hundertundneunzig kühne Abenteurer setzten sich nun in Marsch, um dem König von Spanien ein Land zu erobern, das von wilden Völkerschaften zahlreich bedeckt war. Balboas großes Talent, die Gemüter zu beherrschen, zeigte sich auch in seinem Verkehr mit den Kaziken, die er unterwegs antraf. Er machte sie sich alle zu Freunden, und mehr als tausend Indianer folgten ihm freiwillig, um den Spaniern ihr Gepäck nachzutragen. Die heißfeuchten Niederungen in dieser höchst ungesunden Gegend Amerikas, die breiten Ströme, die dichtverwachsenen Wälder, dazu Schlangen und Muskitos, Mangel an frischem Wasser und an gesunder Nahrung — dies alles machte die Reise zu einer der beschwerlichsten, die je unternommen worden sind. Balboa schlug aber alle Klagen seiner murrenden Gefährten durch seine Teilnahme an ihren Drangsalen nieder. Immer war er der erste, wenn ein Morast zu durchwaten oder ein Weg durch wildes Gestrüpp zu hauen war; kein Zug von Verdrossenheit trübte seine immer heitere Miene.

Indessen waren aus den sechs Sonnen schon 25 geworden, und noch zeigte sich kein Ozean. Natürlich! Man hatte bei aller Anstrengung manchen Tag nur eine Meile weit vordringen können. Endlich kamen sie an einen großen Berg. Da sagten die Indianer, wenn sie den erstiegen hätten, würden sie den Ozean vor sich liegen sehen. Diesen Anblick mußte sich der begeisterte Balboa zuerst verschaffen; er ließ seine Leute unten und stieg allein hinauf. Und siehe! da lag das weite Weltmeer vor seinen trunkenen Augen und wälzte seine dunklen Wogen aus unabsehbarer Ferne vom äußersten Horizonte herauf. Er breitete die Arme aus, fiel auf seine Kniee und dankte Gott mit heißen Freudenthränen, daß er ihn bis hieher geführt hatte. Seine Gefährten hielten sich nun auch nicht länger, sondern stürzten hinauf und teilten

auf dem Gipfel des Berges ihres Führers Empfindungen und Gebete. Dann stieg Balboa hinab an den Strand, ging mit Schwert und Schild bis an die Brust ins Meer und nahm mit dem gewöhnlichen Spruche das Weltmeer im Namen des Königs von Spanien in Besitz.

Es war dieser Teil der Südsee ein Meerbusen, der ostwärts von Panama liegt. Balboa gab ihm den Namen Golfo de St. Michael, den er noch jetzt führt. Auch hier verband er sich die Indianer durch sein biederes Betragen; sie brachten ihm Lebensmittel in Menge, und die Kaziken schenkten ihm Perlen und Gold. Überall bestätigte sich die Sage von dem reichen Goldlande, das südwärts liegen, aber auch von einem mächtigen Könige beherrscht werden sollte. Dieser Umstand bewog den Balboa, umzukehren und zuvor Verstärkung zu holen, und so kam er denn im Anfange des Jahres 1514 in seiner Kolonie Santa Maria wieder an, mit großem Ruhme und noch größeren Reichtümern überhäuft.

Er sandte nun dem Könige Ferdinand ein Geschenk an Golde, wie dieser noch keins aus seinem neuen Lande erhalten hatte, und bat um die Statthalterschaft von Darien und um Verstärkung seiner kleinen Mannschaft. Man kann sich das Entzücken des Königs denken! Aber immer ist es die Politik mißtrauischer Regenten gewesen, die auch Kolumbus erfahren hatte, nie einen sehr thätigen und einen sehr glücklichen Mann zu hoch steigen zu lassen; und so wurde denn die erbetene Statthalterschaft nicht dem braven Balboa, sondern einem unendlich schlechteren Menschen, Namens D a v i l a, erteilt. Dieser ging mit fünfzehn tüchtigen Schiffen und 1200 Soldaten nach Mittelamerika ab; zu jener Mannschaft gesellten sich noch 1500 Edelleute freiwillig. Denn das Gerücht hatte die Reichtümer jener Länder so vergrößert, daß in Spanien eine Sage ging, man dürfe dort nur ein Netz ins Meer senken, um Gold zu fischen.

Der ehrliche Balboa, in ein grobes leinenes Wams und in Schuhe von geflochtenen Hanfstricken gekleidet, war eben mit einigen Indianern beschäftigt, seine Hütte mit Rohr zu decken, als eine große Gesellschaft vornehmer spanischer Herren auf ihn zukam und unter ihnen Don Pedrarias Davila, der sich sogleich mit stolzen Worten als den neuen Statthalter ankündigte. Balboa, so tief er auch den Undank des Königs empfand und so laut seine treuen Soldaten murrten, unterwarf sich doch gehorsam, den Befehlen seines neuen Gebieters, der es sogar für gut fand, ihn für die Anmaßung des seitherigen Kommandos zur Rechenschaft zu ziehen und ihm dafür eine ansehnliche Geldstrafe abzufordern.

Pedrarias konnte übrigens die ungeheuren Reichtümer des Landes gar nicht finden; dagegen litt er Mangel an allen gewohnten Bequemlichkeiten, und das ungesunde Klima raffte ihm in kurzem gegen 600 Menschen weg. Die übrigen, die er nicht zu beherrschen verstand, durchstreiften wie Räuber das Land, plünderten die Wilden und betrugen sich so gewaltthätig, daß alle die schönen Freundschaftsverhältnisse, die Balboa mit den Kaziken gestiftet hatte, augenblicklich gestört wurden.

Ganz gleichgültig konnte indessen Balboa (gleich dem Kolumbus) sein

so glücklich begonnenes Werk nicht aufgeben. Er machte durch seine Freunde in Spanien noch einen Versuch auf die Gerechtigkeit des Königs und erhielt wirklich den Adelantado- oder „Unterstatthalterposten“ über die Länder an der Südsee. P. Davila mußte ihm vier Brigantinen bewilligen, mit denen er sein Lieblingsprojekt, die Entdeckung von Peru, auszuführen sich beeilte. Aber doch war er nicht schnell genug, der Gewalt seines eifersüchtigen Oberen zu entfliehen. Denn ehe er sich dessen versah, ward er vor den Statthalter gerufen, eines erdichteten Verbrechens beschuldigt und zum Tode verurteilt. Die ganze Kolonie bat mit einem Munde für ihn; aber um des Begnadigens willen hatte man ihn nicht festgenommen. Die Spanier sahen mit Erstaunen und Schmerz einen Mann öffentlich hinrichten, den sie für den fähigsten aller Befehlshaber halten mußten, und der so geeignet war, große Pläne nicht bloß zu fassen, sondern auch auszuführen.

4. Ferdinand Kortez (1485—1547).

Die Entdeckungsreisen währten unterdessen immer fort. Am weitesten nach Süden kam Juan Diaz de Solis, der 1515 ausgesandt wurde, die vermutete Durchfahrt in die Südsee zu entdecken. Schon glaubte er sie gefunden zu haben, als er bei näherer Untersuchung merkte, daß es nur ein Strom, der La Plata, war, dessen riesenmäßige Breite von mehr als 30 Meilen freilich seinen Irrtum sehr verzeihlich machte. Bei einem Versuche, in dieser Gegend zu landen, wurde der unvorsichtige Anführer mit mehreren seiner Leute von den feindseligen Wilden erschlagen, gebraten und verzehrt, worauf die übrigen schnell nach Hause zurückeilten.

Andere Spanier hatten von Kuba aus die Küste des großen mexikanischen Reiches besucht und sehr günstige Nachrichten von dem Anbau und den Schätzen dieses Landes mitgebracht. Dies bewog den Statthalter von Kuba, Don Velasquez, einen zuverlässigen Mann dorthin zu senden, der nicht nur so viel Gold als möglich von dorther zurückbrächte, sondern auch ihm, dem Statthalter, die Ehre erwürbe, die Besitzungen des Königs von Spanien beträchtlich vermehrt zu haben. Nach seinem feigen Charakter wünschte er sich zwar einen thätigen, aber nicht allzuklugen und selbständigen Mann, der nur die Arbeit übernehmen, ihm aber Gewinn und Ehre überlassen sollte. Man schlug ihm dazu einen armen, aber tapferen Offizier Namens Kortez vor. Dieser war ein Feuerkopf, der auf der Universität Salamanka die Rechte studiert, aber nicht Stand gehalten, das Kriegshandwerk ergriffen und dann in Amerika sein Glück gesucht hatte. Obwohl Kortez noch nie ein Kommando besessen, benahm er sich doch beim Einschiffen so verständig und klug, daß Velasquez erstaunte und schon Lust bekam, die Stelle ihm wieder zu nehmen. Kortez merkte dies und machte, daß er mit seinen elf Schiffen fortkam; an einer entfernteren Stelle der Insel hielt er wieder an, um sich mit dem nötigen Vorrat zu versehen. Velasquez verfolgte ihn, und nur die größte Anhänglichkeit und Treue der Seinen rettete ihn vor dem Schicksale des Balboa. Obgleich mit einer Bestallung des Statthalters ver-

sehen, handelte Kortez doch nun als Rebell, denn Velasquez hatte ihm jene wieder abfordern lassen.

Am 12. Februar 1519 verließ die Flotte Kuba und steuerte auf Mexiko zu. Die religiösen Vorbereitungen waren auch hier nicht vergessen worden, und in allen Fahnen flatterte das heilige Kreuz. Im Namen Christi hofften 617 Mann mit 13 Musketen, 16 Pferden und 14 kleinen Kanonen ein Land zu erobern, das mehrere Millionen Menschen aufbringen konnte!

5. Einzug in Mexiko (1519).

Die erste Landung geschah bei dem nachherigen Flecken St. Juan de Ulloa, am 2. April. Als man das Land betreten hatte, fand man allerdings eine weit zahlreichere Bevölkerung und einen höheren Grad von Kultur, als in den besuchten Ländern. Ein besonderes Glück war es, daß man mit den Einwohnern durch eine Indianerin, die sehr schnell das Spanische erlernt hatte, unterhandeln konnte. Im Anfange verschaffte den Spaniern schon ihr bloßes Äußere, ihre Bärte und Bekleidung Ehrfurcht, und die Wilden waren lange zweifelhaft, ob sie Menschen oder Götter vor sich sähen. Sie sagten aus, daß alle umherwohnenden Völkerschaften einem sehr mächtigen Könige, Namens Montezuma, zinsbar wären, der etwa 20 Tagereisen von hier in einer großen Stadt wohnte und einen prächtigen Hofstaat hätte. Montezuma hielt sich Schnellläufer in allen Gegenden seines Reichs, die ihm schnell jeden merkwürdigen Zufall hinterbringen mußten, und durch diese erfuhr er auch die Ankunft der wunderbaren Fremden. In kurzem erschienen Gesandte von ihm an Kortez, um diesem reiche Geschenke zu bringen und ihn zu fragen, was er begehrte. Kortez nannte sich einen Abgeordneten des großen Königs der Spanier, gesandt, um einen wichtigen Auftrag an die Person des mexikanischen Königs zu bringen. Die Boten eilten davon; aber bald erschienen sie wieder und sagten, ihr Herr ließe den Kortez bitten, das Reich zu verlassen, übersende aber als Zeichen seiner Gesinnung noch reichlichere Geschenke. Kortez aber bestand darauf, den König von Mexiko selber sehen zu müssen, und drang immer weiter vor. Da erschienen die Boten zum drittenmal mit noch reicheren Geschenken, aber gerade durch diese lockten sie die Eindringlinge, die an keine Rückkehr dachten. Denn Kortez, um sich ganz der Treue seiner Mannschaft zu versichern, hatte sie mit seltener Überredungskunst zu dem heldenmütigen Entschlusse vermocht, alle Schiffe zu verbrennen. Damit hatten sich die 600 Menschen jeden Weg zur Flucht abgeschnitten.

Kortez traf im Vorrücken auf zwei sehr volkreiche und mit Hütten bedeckte Gaue, wovon der eine Tlaskala hieß. Die gute Mannszucht, die er hielt, die Würde, mit welcher die Spanier einherschritten, die Reiter, die man mit den Pferden zusammengewachsen glaubte, besonders aber ein paar wohlangebrachte Kanonenschüsse — dies alles wirkte so überwältigend auf die sonst gar nicht feigen Indianerstämme, daß sie es für geraten hielten, sich gleich unter den Schutz der mächtigen Fremdlinge zu begeben. Nur so glaubten sie sich retten zu können, wenn das ganze mexikanische Reich zu Grunde ginge. Sie brachten den Spaniern Lebensmittel in Überfluß, und Kortez ermangelte

nicht, sich ihre Oberhäupter durch kleine Geschenke zu verbinden, wobei er aber jede Gelegenheit benutzte, ihnen das Schicksal derer zu zeigen, die ihm untreu würden. So ließ er auf den bloßen Verdacht eines geheimen Anschlags funfzig Tlaskalanern die Hände abhauen.

Doch dies war nur ein kleines Vorspiel zu einem größeren Trauerspiel. In Cholula, dem nächsten Gau, wohin sie kamen, wurde fast die ganze Bevölkerung niedergemacht, damit die 500 Spanier ihr Leben erhielten. Kortez erfuhr durch seine Dolmetscherin, daß die Cholulaner nur darum so freundlich gethan, um ihn desto sicherer in der Nacht zu überfallen und Mann für Mann zu ermorden. Sogleich bemächtigt er sich der Oberhäupter, hält sie in Gewahrsam und läßt auf ein gegebenes Zeichen seine Soldaten unter die Einwohner einhauen und ihre Häuser anzünden. Sechstausend Menschen sollen bei dieser Gelegenheit ums Leben gekommen sein; die übrigen waren entflohen. Nun eröffnet Kortez den Häuptlingen den Grund seiner Strenge, tadelt sie, läßt sie aber doch wieder frei mit dem Befehl, die Entflohenen zurückzurufen und die Hütten wieder aufzubauen. Sie betrugen sich wie rechtmäßig bestrafte Kinder und waren fortan gehorsam.

Keiner dieser Stämme hing aber so treu an Kortez, als die Tlaskalaner. Diese waren ihm zu Tausenden gefolgt und hatten sich bereit erklärt, mit ihm gegen Montezuma zu fechten. Sie waren dem Könige, der sie vor kurzem mit Krieg überzogen und unterworfen hatte, nicht gewogen. Welch ein Vorteil für die Spanier! Ihr Heer ward dadurch so ansehnlich verstärkt, daß Kortez kein Bedenken trug, geradezu auf die Hauptstadt selber loszugehen.

Diese zeigte sich ihnen endlich in ihrer ganzen Ausdehnung, mit weißen Häusern und Tempeln, bewundernswürdig genug für ein Volk, das weder Eisen noch Zugvieh hatte. Die Spanier schätzten die Zahl der Einwohner auf 60 000. Die Stadt lag auf einer Insel in einem See, und man konnte nur auf langen Dämmen zu ihr kommen. Kortez passierte einen dieser Dämme sehr vorsichtig und stand mit seinem ganzen Heere in der Stadt, ehe noch Montezuma mit sich einig geworden war, ob er die Fremden als Freunde oder als Feinde behandeln sollte.

Endlich erschien er selbst auf einem Tragsessel, umringt von seinen Großen, die in eine Art kattunener Mäntel gekleidet und zur Freude der Spanier mit Goldblechen reichlich behängt waren. Montezuma staunte die seltsamen weißen und bärtigen Gäste an, begrüßte dann den Kortez sehr höflich, der vom Pferde stieg und ihm — sehr unbekannter Weise — einen Gruß vom König der Spanier brachte. Montezuma ward darüber nachdenklich. Er erinnerte sich einer alten Sage, daß seine Ureltern aus Osten gekommen, ihr Anführer aber wieder weggegangen wäre mit dem Versprechen, einst wieder zu kommen und die Gesetze des Landes zu verbessern. Kortez erhielt ihn in diesem Glauben, daß nun die Sage erfüllt würde, und nahm mit den Seinen von einem steinernen Gebäude Besitz, das er unvermerkt zu einer kleinen Festung machte. Geladene Kanonen und die sorgfältigsten Wachen sicherten ihn vor jedem Überfall.

So hatten sich 500 Wagehälse (100 waren in einem Fort zu Vera

Kruz zurückgeblieben) glücklich bis in die Mitte eines großen Reiches gedrängt, in welchem sie sich entweder als Oberherrn behaupten, oder bis auf den letzten Mann totschlagen lassen mußten.

6. Montezuma gefangen (1519).

Ist einmal ein kühnes Wagestück begonnen, so kann es nur durch fortgesetzte Kühnheit vollendet werden. Kortez war der Mann, die verwegensten Schritte mit einer Festigkeit zu thun, als handle die eherne Notwendigkeit selbst durch ihn. Wollte er der Beherrscher dieses Reiches werden, so mußte etwas Entscheidendes geschehen. Der König selber mußte ihm freiwillig seine Würde abtreten, und um ihn dahin zu bringen, mußte man ihn im Angesicht seines Volkes gefangen nehmen.

Nur die beherzte Seele eines Kortez konnte einen solchen Plan entwerfen, vor dem selbst seine tapfersten Offiziere erschraken; nur eine so kluge Besonnenheit, wie die seine, konnte den Plan glücklich ausführen. Der König hatte ihm schon mehrere Besuche abgestattet und von ihm Gegenbesuche erhalten, als Kortez eines Tages, nach genauer Verabredung mit seinen Soldaten, sich mit seinen besten Offizieren in die Wohnung des Königs begab. Sein erstes Gespräch betraf eine soeben eingelaufene Nachricht, daß ein entfernter mexikanischer Feldherr die in der Kolonie Vera Kruz zurückgelassenen Spanier angegriffen, einen derselben getötet und dessen Kopf nach der Hauptstadt gesandt habe, um allen Mexikanern zu zeigen, daß diese Fremden eben so gut sterblich wären wie andere Leute. Kortez stellte dem König dieses feindselige Verfahren als eine so ungeheure Beleidigung seines Herrn, des Königs von Spanien, vor und machte ein so ernsthaftes Gesicht, daß dem armen Montezuma angst und bange ward. Er erklärte ferner, der Verdacht geheimer Feindschaft, in den er sich dadurch gesetzt habe, könne nur durch einen ganz ungewöhnlichen Beweis von Vertrauen und Ergebenheit wieder ausgelöscht werden. Montezuma versprach zitternd, er wolle jenen Feldherrn sogleich zurückberufen und ihn den Spaniern zur beliebigen Bestrafung ausliefern. Kortez antwortete, das verstünde sich von selbst, aber damit könne er noch lange nicht zufrieden sein. Es sei kein Mittel, sich in dem Zutrauen der Spanier wieder herzustellen, als daß er sich freiwillig entschlösse, eine Zeit lang mitten unter ihnen zu wohnen. Montezuma erblaßte, nahm sich aber bald wieder zusammen und antwortete wie ein Mann, der seine Würde kennt. Kortez ward immer ernster. Drei Stunden ward hin und her geredet; endlich rief ein rascher spanischer Offizier: „Wozu die Umstände? Fort mit ihm oder stoßt ihn nieder!“ Der König erschrak über die Stimme und Gebärde des Mannes und fragte die Dolmetscherin, was er gesagt habe. Als er es erfuhr, zitterte er heftiger, und nach langem Schwanken ergab er sich. Als er hinausgeführt ward, lief das staunende Volk zusammen; aber er winkte mit den Händen und nahm eine heitere Miene an, um seinen Unterthanen glauben zu machen, es sei sein eigener Entschluß. Kortez unterließ übrigens nichts, was dem tiefgebeugten Monarchen seinen Zustand erträglicher machen konnte, und begegnete ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit.

Seine ehemaligen Räte hatten zu seinem Gefängnis täglich freien Zutritt. Jener mexikanische Feldherr wurde bald nachher mit seinen vornehmsten Offizieren, zum Entsetzen aller Mexikaner, lebendig verbrannt, und das auf einem Scheiterhaufen, den man aus lauter mexikanischen Waffen aufgetürmt hatte.

Um sich der Herrschaft noch gewisser zu versichern, bewog Kortez den König, seine klügsten Räte abzusetzen und schwächere dagegen anzunehmen. Unter dem Vorwand, ihm einen Begriff von europäischer Schiffbaukunst zu geben, worauf er ihn schon lange neugierig gemacht hatte, ließ er zwei Brigantinen zimmern und in den mexikanischen See stoßen, wodurch er sich schlau genug des ganzen Gewässers um die Stadt versicherte. Endlich, nachdem er den schwachen König durch alle Stufen der Erniedrigung geführt hatte, mutete er ihm geradehin zu, sich für einen Vasallen des Königs von Spanien zu erklären und einen jährlichen Tribut zu entrichten. Bei dieser Forderung brach der unglückliche Mann in Thränen aus. Aber was konnte er jetzt noch verweigern? Die Unterwerfungsformalität, die Kortez so feierlich als möglich einrichtete, ging vor sich, vor den Augen des ganzen Volks, welches darüber in tiefe Trauer geriet.

Bei allem Unglück hielt den Montezuma noch immer die Hoffnung aufrecht, seine gefürchteten Gäste würden nun bald abziehen, da ihr Auftrag nun ausgerichtet sei. Kortez ließ ihn bei diesem Glauben und sagte, man müsse nur erst die gehörigen Schiffe bauen. Eigentlich wartete er aber nur auf die Verstärkung aus Spanien, wohin er schon vor 9 Monaten Depeschen gesandt hatte. Freilich wußte er nicht, daß diese Depeschen von seinem Feinde Velasquez waren aufgefangen worden, und daß von dorther ein Gewitter gegen ihn heranzog, welches ihn mit einem Schlage um alle Früchte seines Mutes und seiner Klugheit zu bringen drohte.

7. Pamphilo de Narvaez.

Velasquez hatte eine Flotte von 18 Schiffen mit 800 Mann Fußvolk, 80 Reitern, 12 Kanonen und vielen Musketen und Armbrüsten unter dem Kommando eines gewissen Narvaez ausgesandt, der den Auftrag hatte, den Kortez in Ketten nach Kuba zu schicken und an seiner Stelle die Eroberungen fortzusetzen.

Kortez versuchte zuerst den Narvaez zu gewinnen; aber dieser junge Held träumte viel zu süß von den Lorbeeren, die er in Mexiko sich erkämpfen wollte, als daß er sie von Kortez sich hätte abkaufen lassen. Also mußte es Krieg sein, und hier galt es nun Sieg oder Tod. Kortez bestellte sein Haus in Mexiko, ließ eine mäßige Besatzung zurück und machte dem Montezuma weis, er reise seinen Freunden entgegen, sich mit ihnen zu besprechen. So zog er mit seiner Handvoll Leute einem wohl fünfmal stärkeren Feinde entgegen.

Es war aber sein Glück, daß Narvaez ein unkluger und tölpischer Mensch war, der weder bei seinen Soldaten, noch bei den Indianern Vertrauen erweckte, so daß ihm jene verdrossen folgten, diese ihm alle möglichen Hindernisse bereiteten. Als nun gar geheime Sendboten von Kortez im Lager des Narvaez herumschlichen und aus Kortez' Goldsäcken freigebig Geschenke aus-

teilten, so konnte es nicht fehlen, daß wenigstens schon die Hälfte der Soldaten auf Kortez' Seite war, ehe noch eine Schlacht geliefert ward. Aber nicht die Klugheit allein sollte entscheiden; ein angestrengter Marsch brachte die braven, versuchten Krieger des Kortez ihren Feinden schneller auf den Hals, als diese berechnet hatten. In einer stockfinsteren Nacht durchwateten sie den breiten Fluß, der sie noch vom Feinde trennte, und ein schrecklicher Überfall brachte die sicher Schlummernden so in Verwirrung, daß sie nicht wußten, wo und wie stark der Feind sei. In wenigen Augenblicken war alles schwere Geschütz in Kortez' Händen und ward nun gegen Narvaez' Heer gerichtet. Dieser fuhr selbst mit blinder Tapferkeit unter die Feinde, ward aber sogleich tödlich verwundet. Kortez bot allen, die sich ergeben würden, Pardon an, und so war der Krieg beendet, ehe die Morgenröte anbrach. Wohlverstärkt mit frischen Truppen und gutem Geschütz stand nun Kortez im Begriff, nach der Hauptstadt zurückzukehren, als eine andere Schreckenspost seinen Geist zu neuen Erfindungen spornte.

8. **Montezumas Tod** (1. Juni 1520).

Der in Mexiko zurückgelassene Offizier hatte Kortez' Strenge nachahmen wollen, ohne seine Klugheit zu besitzen, und damit hatte er es sehr schlecht gemacht. So hatte er um eines bloßen Verdachtes willen bei einem festlichen Tanze viele Vornehme überfallen und ermorden lassen. Darüber geriet die ganze Stadt in Aufruhr, und selbst Kortez' schnellste Dazwischenkunft konnte die Gärung nicht dämpfen. Es bereiteten sich 60000 Indianer zur Schlacht, und wie sollten diese 500 Spanier ihnen widerstehen! Kortez zog sich in seine Verschanzung zurück, that einige Ausfälle, verlor aber viele Spanier und wurde selbst an der linken Hand verwundet. In dieser Not wollte er seine Rettung durch Montezuma versuchen, den er in letzter Zeit sehr vernachlässigt hatte. Er bewog ihn, sich in seinem Königsschmuck oben auf der Mauer zu zeigen; aber sobald der König erschienen war, schrie ihn das wütende Volk mit Verachtung an und schleuderte einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf ihn. Schwer am Kopfe verwundet sank der Unglückliche nieder und starb nach wenigen Tagen.

Die Mexikaner aber zogen täglich mehr Volk aus der umliegenden Gegend in die Stadt, und die spanische Verschanzung ward nun mit blinder Wut täglich berannt. Neben dem steinernen Hause stand ein hoher Turm, von welchem die Indianer unaufhörlich auf die Spanier Steine herabwarfen. Vergebens waren alle Versuche, sie von diesem Turme zu vertreiben, bis Kortez selbst, trotz seiner Wunde, sich den Schild an den linken Arm binden ließ und an der Spitze seiner Tapfersten hinaufstürmte. Seine Riesenkraft schmetterte jeden nieder, der ihm begegnete, aber dennoch floh man nicht. Zwei mexikanische Jünglinge, nach einem Heldentode dürstend, umfaßten ihn, als er nahe am Rande des Turmes stand, schwangen sich mutig hinüber und wollten ihn mit sich hinabreißen. Nur seine herkulische Stärke rettete ihn; er rang sich los, und so stürzten sie allein hinunter. Nach langer An=

strengung gelang es den Spaniern, Feuer in den Turm zu werfen, und dies scheuchte die Feinde für diesmal zurück.

Aber an eine längere Behauptung seines Platzes dachte nun Kortez nicht mehr. Er gab geheime Befehle, und um Mitternacht trat der ganze Haufe in großer Stille den Rückzug an. Die ehrlichen Tlaskalaner sollten den Rückzug decken. Sie waren eben auf dem schmalen Damme zusammengedrängt, als von allen Seiten durch die finstere Nacht ein Hagel von Steinen und Pfeilen auf sie eindrang. Der See wimmelte von Kähnen. Die Bemühung der Spanier, ihre Schätze zu retten, vermehrte noch die tödliche Verlegenheit dieses gepreßten Haufens. Angst und Verzweiflung kam in die Seele des Tapfersten: man schob und drängte, so gut es gehen wollte. Am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht fand Kortez nur noch die Hälfte seiner Leute, und er konnte sich der Thränen nicht enthalten, da er sie musterte. Viele der bravsten Offiziere waren teils erschlagen, teils ertrunken; von den guten Tlaskalanern wurden 2000 vermißt, von denen die Mexikaner viele lebendig gefangen hatten, um sie den Göttern zu opfern. Alles Geschütz und Pulver war verloren, fast alle Pferde fehlten, und von den großen Schätzen war nur wenig gerettet.

Kortez war auch in dieser Not der einzige Trost und das Vorbild seiner niedergebeugten Soldaten. Er teilte alle Entsagungen und Beschwerden mit ihnen und heiterte sie durch seine Ruhe und Zuversicht auf. Aber noch war nicht das Schlimmste überstanden. Sie hatten ihren Rückzug nach Tlaskala noch nicht lange fortgesetzt, als sie auf einmal von einer Anhöhe herab die ganze weite Ebene vor sich mit Mexikanern bedeckt sahen. Sieg oder Tod konnte auch hier nur die Losung sein. Kortez ließ seinen Soldaten zum Besinnen keine Zeit, sondern führte sie nach einer kräftigen Anrede blindlings ins Treffen. Sie hieben ein wie Verzweifelte, aber ihre geringe Anzahl verlor sich fast in den unzählbaren Scharen, von denen sie umringt und beinahe erstickt wurden. Da erblickt Kortez die große Reichsfahne, und plötzlich fällt ihm ein, was er einmal in Mexiko gehört hat, daß von dem Schicksal dieser Fahne der Ausgang jeder Schlacht abhinge. Augenblicklich spornt er sein Pferd und sprengt mit einigen tapferen Gefährten auf dies Palladium zu. Den, der es trägt, rennt er mit der Lanze nieder, die andern Spanier verscheuchen die übrigen Wilden umher, und Kortez trägt die Fahne im Triumph von dannen. Dies sehen und sinnlos entfliehen, war bei den Mexikanern eins. Die Hilfe kam den Spaniern so plötzlich, daß sie dieselbe auf Rechnung der Heiligen schrieben.

Am folgenden Tage rückten sie in das treue Tlaskala ein.

9. Neuer Angriff auf Mexiko.

Sollte man's glauben, daß der so mühsam dem Tode entronnene Mann noch immer darauf bestehen konnte, diese ungeheure Feindesmasse zu bezwingen und ihr ganzes weitläufiges Reich zu erobern? So war es wirklich. Ein stiller Abzug, ohne sein Ziel erreicht zu haben, war so wenig in

Kortez' Plane, daß er gerade jetzt erst begierig ward, sein Ziel aus allen Kräften zu verfolgen und zu erreichen.

Solche Beharrlichkeit ist freilich nicht jedermanns Sache. Viele seiner Soldaten schalten ihn einen Tollkühnen, dem sein Leben nichts wert sei, und waren höchst unzufrieden mit seinen neuen Entwürfen. Viele Gemüter lenkte er dadurch um, daß er sie zur Rache gegen diese „heidnischen Hunde" entflammte; andern gab er Beschäftigung, indem er sie in den Wäldern von Tlaskala Holz zum Schiffbau fällen und zimmern ließ; noch andere machte er wieder mutig, indem er mit ihnen die einzelnen Feindeshaufen verfolgte und plünderte, die sich noch in der Gegend sehen ließen. Ein Vertrauter war längst nach Hispaniola abgeschickt, um Pulver und Gewehre zu kaufen und Abenteurer anzuwerben, als das Glück ihm unerwartet Verstärkung zuführte.

Es kamen zwei Schiffe aus Kuba, welche dem Narvaez, der längst verscharrt war, Mund- und Kriegsvorräte zuführen sollten. Der bekannten Überredungskunst des Kortez war es ein leichtes, Mannschaft und Ladung für sich zu erobern. Das gelang ihm auch mit einem Kauffahrteischiff, welches mit Waren beladen des Handels wegen angesegelt kam. Aber noch mehr; es erschienen bald darauf wieder drei Schiffe, die vom Statthalter von Jamaika auf Entdeckungen ausgesandt waren, aber nichts hatten ausrichten können. Mit Freuden ließen sich auch diese anwerben und traten in Kortez' Dienste über.

Dieser dankte nun alle Unzufriedenen aus Narvaez' Heere ab und schickte sie nach Vera Kruz; mit den übrigen aber (500 Mann, 40 Pferden, 80 Musketen und Armbrüsten und 9 Kanonen) trat er fröhlichen Mutes den 28. Dezember seinen Marsch nach Mexiko wieder an, von 10000 Tlaskalanern begleitet, welche die vielen gezimmerten Bretter und Balken trugen, aus denen er am Ufer des mexikanischen Sees seine neuen Schiffe zusammensetzen wollte.

Dies Zusammensetzen hielt ihn mehrere Monate auf. In dieser Zeit bewarb er sich mit großer Klugheit um die Freundschaft der benachbarten Gaue. Dann ließ er die Wasserleitungen, die nach der Hauptstadt führten, zerstören. Um ganz sicher zu gehen, schloß er die Stadt von drei Seiten ein und operierte nun langsam und vorsichtig; denn der jetzt herrschende König **Guatimozin**, ein Neffe Montezumas, war ihm als ein sehr kluger und beherzter Mann bekannt. Endlich setzte er auf den 3. Juli einen Hauptsturm fest. Der Plan war mit großer Überlegung entworfen, jeder Offizier erhielt seinen Posten, und um im schlimmsten Falle einen sichern Rückzug zu haben, erhielt einer der neuhinzugekommenen Offiziere den Befehl, die Brücke auf dem Damme, den sie passieren mußten, zu decken. Dieser leichtsinnige Mensch aber, welcher sich einbilden mochte, er werde bei der Plünderung zu kurz kommen, wenn er draußen die Brücke hütete, vergaß allen Gehorsam und mischte sich hitzig unter die Fechtenden. Guatimozin bemerkte sogleich den Fehler und ließ die Brücke abbrechen. Die Spanier indessen, nachdem sie bis zum Einbruch der Nacht gefochten hatten, aber zuletzt der Menge nicht widerstehen konnten, suchten ihr Heil in der Flucht. Aber ach! wie

sollten sie entfliehen? Das Gedränge über den Damm war so groß, daß die Vordersten haufenweise in die Öffnung hineingestoßen wurden und so mit ihren Leibern eine Brücke bildeten. Während dieser Stopfung ergriffen die Mexikaner die Hintersten, die nicht vorwärts konnten, und führten vierzig derselben lebendig nach dem Tempel, schlitzten ihnen den Leib auf, rissen ihnen das Herz aus und opferten es den Göttern. Die geretteten Spanier sahen mit Grausen aus der Ferne diesem teuflischen Opferfeste zu; sie sahen, wie die freudetrunkenen Mexikaner jubelnd in dem hell erleuchteten Tempel tanzten, und glaubten die brüllenden Schlachtopfer an den Stimmen zu erkennen. Ihr Haar sträubte sich empor; aber Kortez sann auf einen neuen Sturm.

10. **Mexiko erobert** (1521, 13. August).

Die Spanier hatten 60 Mann eingebüßt; Kortez verschanzte sich und verhielt sich eine geraume Zeit ganz stille, um die Prophezeiung der heidnischen Priester zu schanden zu machen, als würden die Spanier binnen acht Tagen vertilgt sein. Der gänzliche Mangel an eisernen Waffen, welche die Mexikaner nicht kannten, die Hungersnot in der Stadt, in welcher drei Vierteile der Häuser verbrannt waren, und die Treulosigkeit der umwohnenden Stämme — diese Umstände machten es 500 europäischen Abenteurern möglich, ein großes Reich umzustürzen, das vielleicht ein Jahrhundert lang der Schrecken seiner Nachbarn gewesen war. Als Guatimozin sah, daß keine Rettung möglich war, floh er. Er wurde aber eingeholt und vor Kortez gebracht. „Ich habe gethan — sprach er mit Würde — was einem König geziemte; ich habe mein Volk auf das Äußerste verteidigt. Jetzt bleibt mir nichts übrig als der Tod. Fasse deinen Dolch und stoße ihn mir ins Herz!"

Er blieb gefangen. Gleich darauf ergab sich auch die Stadt. Die Soldaten, welche eine unermeßliche Beute gehofft, fanden sich aber sehr getäuscht. Sie meinten, die Besiegten hätten aus Rachsucht ihre Schätze in den See geworfen, und waren barbarisch genug, viele der Vornehmsten auf die Folter zu spannen, um die Stellen zu erforschen, wo das meiste Gold versenkt sei. Auch der edle Guatimozin, sagt man, ward entkleidet, gefesselt und neben seinem Vertrauten auf glühende Kohlen gelegt. Er hatte nichts zu gestehen und schwieg, während sein minder standhafter Unglücksgenosse sich wimmernd und zuckend den unglücklichsten der Menschen nannte. Tadelnd sagte Guatimozin mit spartanischer Selbstbeherrschung: „Liege ich denn auf Rosen?"

Kortez kam hinzu, schämte sich des unwürdigen Anblicks und befreite die Leidenden.

11. **Kortez' Tod** (2. Dezember 1547).

So hatte der große Eroberer von Mexiko glücklich sein Ziel erreicht. Aber sein Feind Velasquez in Kuba hatte nichts unterlassen, was den Zorn des Königs (Karl V.) gegen ihn reizen konnte, und so erschien denn, eben als die Eroberung des Reiches völlig beendet war, ein königlicher Kommissär, Don Tapia, mit weitläufigen Vollmachten versehen, um den

Kortez gefangen zu nehmen, sein Vermögen einzuziehen und sein Verfahren zu untersuchen.

Don Tapia war ein einfältiger Mensch, den Kortez auf den ersten Blick durchschaute. Dieser stellte sich ehrerbietig gegen ihn, sprach mit der tiefsten Ehrfurcht von dem König und machte den guten Mann so verwirrt, daß er gar nicht wußte, wie er ihm billigerweise beikommen sollte, und am Ende wieder davonging. Kortez wandte sich nun selbst mit einer treuen Erzählung seiner Thaten und einem reichen Geschenk an den König und bat um die wohlverdiente Statthalterschaft. Karl V., selbst ein unternehmender Kriegsmann, ward von gerechter Bewunderung der Thaten des Helden hingerissen und bewilligte seine Bitte.

Kortez ließ darauf Mexiko wieder aufbauen, die Ländereien verteilen und die Bergwerke untersuchen. Die Indianer wurden wie Sachen unter die Spanier verteilt und mußten in den Goldminen harte Sklavenarbeit thun, der sie bald unterliegen sollten. Vor dem Eingange jedes Schachtes lagen die Leichname der entseelten Mexikaner zu Hunderten und verpesteten die Luft, während von den vielen Geiern, die sich nach diesen reichen Futterplätzen drängten, die Erde von fern wie mit einem schwarzen Tuche bedeckt schien. Jede Empörung, durch welche die gekränkte Freiheit ihre Menschenrechte wieder herzustellen suchte, ward als Sklaventrotz angesehen und fürchterlich bestraft. In einer einzigen Provinz wurden einmal 60 Kaziken und 400 mexikanische Edle verbrannt und ihre Weiber und Kinder zum Anblick dieses höllischen Schauspiels gezwungen. Auf einen geringen Verdacht hin wurde auch der edle Guatimozin, und mit ihm die sonst den Spaniern so treuen Kaziken von Tazeuko und Tabuka, gehängt, welche dem Kortez hatten Mexiko erobern helfen.

Ganz allein ward indessen dem Kortez die Einrichtung des eroberten Landes nicht überlassen. Es ward ihm von Spanien aus eine Regierungskommission zugeordnet, mit der sich aber der freie Herrschergeist dieses außerordentlichen Mannes nicht wohl vertragen konnte. Die Klagen und Anschwärzungen bei Hofe fingen nun wieder an, und es erschienen fortwährend neue Abgeordnete, welche den Statthalter vor ihren Richterstuhl zogen. Zu stolz, sich in dem Lande, das der Schauplatz seiner Siege gewesen war, einem schimpflichen Verhör zu unterwerfen, wollte er lieber selbst sich vor dem Könige stellen. Er erschien 1528 in Spanien mit einer Pracht, die seiner Würde angemessen war, und hatte eine Reihe mexikanischer Edlen in seinem Gefolge. Karl empfing ihn mit Auszeichnung und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen; aber ihn ganz unbeschränkt zu lassen, wagte er doch nicht mehr. Er unterwarf die bürgerliche Regierung von Mexiko einem eigenen Kollegium und überließ dem Kortez nur das Militär und die Sorge für weitere Eroberungen.

Mißmutig kehrte dieser zurück und zerstreute sich durch neue Feldzüge. Nach unendlichen Mühseligkeiten entdeckte er 1536 die große Halbinsel Kalifornien und nahm den größten Teil des Golfs, der sie vom Festlande trennt, in Augenschein. Im Jahre 1540 reiste er abermals nach Spanien,

fand aber die Stimmung am Hofe sehr verändert. Der König Karl V. schien von seinen Verdiensten gar nichts zu wissen, die Günstlinge und Minister hielten ihn mit höflichen Worten hin, und so starb er, wie Kolumbus, in Trauer und Gram über den Undank seines Herrn im 62. Jahre seines Alters.

IV. Die Portugiesen in Ostindien.

1. Eduard Pacheco Pereira.

Während der Bemühungen der Spanier in Amerika waren die Portugiesen in Ostindien auch nicht müßig gewesen. Kabral hatte teils die Macht des Zamorins von Kalikut an sich sehr groß, teils aber auch den Einfluß der dort handelnden Mohammedaner so bedeutend gefunden, daß der König Emanuel entweder den indischen Handel ganz aufgeben, oder eine Macht hinschicken mußte, die dem Zamorin samt seinen Mohammedanern Trotz bieten konnte. Er wählte das letztere. Im März 1502 wurde der wackere Gama mit 20 Schiffen ausgesandt, mit denen er sich und dem portugiesischen Namen bald Respekt verschaffte. Er beschoß die Hauptstadt Kalikut einen ganzen Tag lang und nahm mehrere sarazenische Schiffe weg, auf denen er eine so reiche Beute, namentlich an Gold, Perlen und Edelsteinen fand, daß er für seine Fahrt überflüssig belohnt nach Lissabon zurückkehrte, wo er am 1. September 1503 ankam.

Noch vor seiner Rückkehr segelten schon wieder zwei kleinere Flotten nach Indien. Diese fanden den Zamorin von Kalikut beschäftigt, seinen Nachbar, den Beherrscher von Kochim, für seine feste Anhänglichkeit an die Portugiesen zu züchtigen. Schon hatte er ihn aus seinem Reiche verjagt, als jene ankamen und ihn zurücktrieben. Der Beherrscher von Kochim ward nun wieder in sein Reich eingesetzt. Aus Dankbarkeit erlaubte er den Portugiesen, ein kleines hölzernes Fort an seiner Küste zu bauen, und das ist die erste Niederlassung der Portugiesen in Ostindien. Nachdem die beiden Flotten sich mit indischen Gütern reich beladen hatten, dachten sie auf den Rückzug. Aber was sollte aus dem Fort werden? Zu dessen Verteidigung blieb ein Mann von ausgezeichnetem Heldenmut, Eduard Pacheco Pereira, mit zwei Schiffen und 150 Mann zurück und verrichtete dort Thaten, die ans Wunderbare grenzen.

Kaum waren nämlich die beiden Flotten abgesegelt, so erschien der Zamorin von Kalikut schon wieder mit seiner ganzen Kriegs- und Seemacht, um diesmal den Beherrscher von Kochim ganz zu vertilgen. Auch hatte er Schießgewehre (die Mohammedaner hatten ihn damit versorgt) und 50000 Soldaten. Er sah das kleine Fort und dabei zwei kleine Schiffe, nur von einer Handvoll Menschen besetzt. Welch ein Verhältnis! Aber Pereira wußte sich zu helfen; er machte Ausfälle, wenn es die Feinde am wenigsten meinten, stellte seine Truppen immer so geschickt, daß sie vor Umzingelung gedeckt

waren, und schlug so tapfer drein, daß die Soldaten des Zamorin ihm nicht beikommen konnten. Auch schossen die Portugiesen mit ihren Kanonen viel sicherer, als die ungeübten Feinde. Aber wunderbar bleibt es immer, wie der brave Pereira sich fünf Monate lang halten konnte! Da endlich erschien Hilfe aus Portugal. Pereiras That erregte so allgemeine Bewunderung, daß man ihn bei seiner Rückkehr nach Lissabon mit lautem Jubel empfing und ihn in feierlicher Prozession in die Domkirche führte, wo ihm der Bischof eine herrliche Lobrede hielt.

Auch Pereira gehörte zu den uneigennützigen Helden, denen am Ruhme genügt; er hatte ein ansehnliches Geschenk des dankbaren Beherrschers von Kochim ausgeschlagen und bloß um ein schriftliches Zeugnis seiner dort verrichteten Thaten gebeten. Der König von Portugal gab ihm einen Kommandantenposten auf Guinea, lieh aber bald den Feinden des Helden sein Ohr und ließ ihn in Ketten werfen. Als die Unschuld Pereiras an den Tag kam, ward er zwar in Freiheit gesetzt, aber an eine Belohnung seiner vormaligen Verdienste dachte niemand.

2. Franz von Almeida.

So klein Pereiras hölzernes Fort auch sein mochte, so hatten doch die Portugiesen nun in Ostindien festen Fuß gefaßt und dachten daran, sich weiter auszubreiten. Die nächste Flotte, welche ausgerüstet ward, bestand schon aus 36 Schiffen und hatte Befehl, nicht zurückzukehren, sondern die neuen Ansiedelungen zu decken. Ihr Führer, Don Franzesko de Almeida, empfing das erste Diplom eines indischen Unterkönigs und machte seiner neuen Würde Ehre. Er benahm sich so, als wenn ganz Indien sein wäre, und that auch alles Mögliche, es wirklich dahin zu bringen. Er baute mehrere Festungen, setzte Warenpreise fest und richtete Marktplätze ein, von denen er die Mohammedaner gänzlich ausschloß. Nicht zufrieden mit der Küste Malabar, segelte er 1506 nach Ceylon und verband diese fruchtbare und reiche Insel durch Handelsbündnisse mit Portugal. Sein Hauptplan ging auf die völlige Herrschaft des Meeres; darum versuchte er, den arabischen und persischen Meerbusen zu sperren. Nun rüsteten aber auch die Mohammedaner, besonders der Sultan von Ägypten, der sich mit den Venetianern verband; denn allen thaten die Portugiesen Abbruch. Allein sie kamen zu spät, denn ihre Gegner hatten ihre Macht schon zu fest in Ostindien begründet.

3. Alfons Albuquerque.

Dem tapfern Almeida folgte in dem Unterkönigsposten Alfons Albuquerque, ein außerordentlicher Mann, der den größten Helden seines Jahrhunderts mit Recht beigezählt wird. Er steigerte die Macht der Portugiesen auf das Höchste. Schon bevor er Vizekönig war, hatte er ein kleines Geschwader kommandiert, mit welchem er die Mohammedaner aus dem arabischen und persischen Meerbusen hatte verjagen sollen. Er aber hatte damit etwas viel Größeres vollbracht, nämlich die Insel Ormus, den allgemeinen

Stapelplatz der persischen, arabischen und ägyptischen Kaufleute, weggenommen. Der bisherige König dieser Insel hatte dem Schah von Persien einen Tribut erlegen müssen; bei ihrer nächsten Ankunft verwies er die persischen Gesandten an die Portugiesen. Albuquerque gab ihnen Degenspitzen und Kanonenkugeln mit dem Bescheid, das sei die Münze, in welcher die Portugiesen Tribut zu zahlen pflegten. Schon hatte er auf einer Landspitze ein Fort erbaut, welches die beiden vortrefflichen Häfen der Insel bestrich, als Neid und Eifersucht der Seinen ihn mitten aus seinen glücklichsten Unternehmungen abriefen, so daß er die ganze schöne Eroberung wieder den Mohammedanern überlassen mußte. Doch schwur er im Weggehen, er wolle sich nicht eher den Bart abnehmen lassen, als bis er Ormus wieder gewonnen habe.

Als er bald darauf Unterkönig wurde und nun völlig freie Hand bekam, überließ sich sein großer Geist den kühnsten Entwürfen zur Begründung einer unbeschränkten Herrschaft über das Meer und alle Zugänge von Indien. Zuerst dachte er auf einen bequemen Mittelpunkt dieser Herrschaft und erwählte Goa dazu. Denn Kochim, die bisherige Niederlassung der Portugiesen, hatte keine so günstige Lage zum Handel, und Kalikut schien einmal mehr zur Vertilgung, als zur Eroberung bestimmt. Daß Goa bereits seinen Herrn hatte — es gehörte dem Könige von Dekan — kam wie gewöhnlich in keinen Betracht. Albuquerque eroberte es beim zweiten Angriff (1510), erhob es zur Hauptstadt des portugiesischen Indiens und versah den trefflichen Hafen der Stadt mit furchtbaren Festungswerken. Demütig bewarben sich jetzt die kleineren indischen Könige um die Gunst der Portugiesen, und selbst das hartnäckige Kalikut erkannte 1514 die Oberhoheit des Königs von Portugal an.

Von Goa aus verbreitete nun Albuquerque seine Herrschaft immer weiter. Des wichtigen Handels von Ceylon versicherte er sich völlig; dann zog er nach Malakka und eroberte es 1511 nach einem hitzigen Gefecht, worin er selbst mit dem Degen in der Hand eine Brücke erstürmte. Er machte dort ungeheure Beute, erbaute eine Festung und empfing daselbst Gesandtschaften aus Siam, Pegu, Java und Sumatra, deren Beherrscher seine Freundschaft suchten. Ein Teil der Flotte drang noch weiter vor und eroberte das Vaterland der feinsten Gewürze, die Molukken-Inseln. Alle diese Länder des reichen Indiens waren zahlreich von einem munteren Völkchen bewohnt, das viele Überreste einer früheren Bildung bewahrte, jetzt aber unter dem Drucke despotischer Regierungen erschlafft und aufgelöst war.

Nun erst nahm Albuquerque seinen alten Plan wieder auf, Ormus wegzunehmen und dadurch den Mohammedanern den Weg nach Indien ganz zu verschließen. Sein schneeweißer Bart war unterdessen so lang geworden, daß er ihm bis über den Gürtel hinabreichte. Er rückte 1515 vor die Stadt; seine Portugiesen thaten Wunder der Tapferkeit, im Sturm ward sie eingenommen. Diese Eroberung beschloß die lange Reihe glänzender Thaten, welche der Held in so kurzer Zeit vollbracht hatte; denn als er nach Goa zurücksegeln wollte, erhielt er von seinem Könige — seine Entlassung. Und noch hätte ihn dieser Schlag nicht so sehr geschmerzt, wäre nicht ein Mensch

zu seinem Nachfolger bestimmt worden, den er selbst einmal zur Strafe nach Portugal zurückgejagt hatte. Schon entkräftet von einer gefährlichen Krankheit, empfing er durch diese Nachricht vollends den Todesstoß. Mit zitternder Hand schrieb er noch auf dem Schiffe an den König: „Sennor! Dies ist der letzte Brief, den ich an Ew. Hoheit in tödlichen Zuckungen schreibe, nachdem ich so viele in voller Kraft des Lebens geschrieben habe, dieses Lebens, das ich bis zur letzten Stunde eifrig und willig zu Ihrem Dienste zu erhalten gestrebt. Im Königreiche habe ich einen Sohn, er heißt Blas de Albuquerque. Ich flehe Ew. Hoheit an, ihn so groß zu machen, als es meine Dienste wert sind. Was Indien betrifft, so wird es selbst für sich und mich sprechen." — Er wollte gern Goa noch einmal sehen; er sah es und entschlummerte kurz vorher, ehe sein Schiff in den Hafen einlief (1515). Seine Soldaten meinten, ihr Vater wäre gestorben; die Bewohner der von ihm bezwungenen Städte verdankten ihm die Einführung einer guten polizeilichen Ordnung und besserer Gesetze; die besiegten Völker rühmten dankbar seine Menschlichkeit und Mäßigung. Selten mag es einen Helden gegeben haben, in dem so viel Stärke mit Herzensgüte vereinigt war. Viele Jahre nach seinem Tode wünschte man seine Gebeine in Lissabon zu haben; aber die Einwohner von Goa konnten nach langem Streit nur durch eine päpstliche Bulle bewogen werden, die teuren Überreste des großen Statthalters herauszugeben.

V. Die Spanier in Peru (1526).

1. Pizarro.

Seit Balboas kühnen Zügen richtete der Golddurst seine Augen unaufhörlich nach diesem Lande, das, nach allen Aussagen der Indianer, des Goldes Vaterland sein sollte. Der nichtswürdige Mörder des Balboa, Pedrarias, war aber zu feig, um selbst eine Unternehmung zu wagen, und zu eifersüchtig, um andern Vorschub zu leisten. So unterblieben alle Versuche, bis sich zuletzt ein Triumvirat zusammenfand, das sich erbot, auf eigene Kosten eine Reise in jenes Land zu unternehmen. Dies konnte der Statthalter nicht verhindern.

Der erste unter den dreien, dem es beschieden war, große und glänzende Thaten eines Alexander zu vollbringen, war früher ein armer Sauhirt gewesen; Franz Pizarro war sein Name. Als Bastard eines hartherzigen Edelmannes und einer gemeinen Dirne war er früh in die Fremde gestoßen worden, und im Kampf mit dem rauhen Schicksal hatte er nichts von den zärtlichen, geselligen Empfindungen eingesogen, welche diejenigen Kinder mit in die Welt nehmen, die aus einem wohlgeordneten Vaterhause und aus den Armen einer liebevollen Mutter ins Leben übergehen. Daher finden wir in Pizarros ganzem Leben keine Spur von Wohlwollen und

treuer Liebe. Nachdem er als Knabe die Schweine gehütet, trieb ihn sein feuriger Geist in den Krieg nach Italien und zuletzt nach Amerika, wo er mit Kortez und Balboa bekannt wurde. Den letzteren hatte er auf seinen Zügen begleitet, und schon damals hatte er ausgezeichnete Proben von Verstand und Tapferkeit abgelegt.

Nicht viel geringere Talente, doch etwas mehr Gutmütigkeit, besaß sein Waffenbruder Diego del Almagro, der seine eigenen Eltern nicht einmal anzugeben wußte. Der dritte Mann im Kleeblatt war ein Priester, Hernando de Luque, der das Geld zum Zuge hergeben wollte, das er sich in der neuen Welt zusammengewuchert hatte; man hatte ihm das erste Bisthum in Peru versprochen.

Almagro wandte gleichfalls sein ganzes Vermögen an das Unternehmen, und Pizarro, der nichts hatte, erbot sich dafür, das schwerste Geschäft, den Anführerposten, zu übernehmen. Almagro sollte ihm von Zeit zu Zeit Hilfe zuführen, und die Beute sollte unter alle drei gleich verteilt werden. Der Vertrag ward auf eine geweihte Hostie beschworen, von welcher jeder der drei Kontrahenten ein Stück verzehrte, worauf Luque noch eine feierliche Messe las.

Am 14. November 1524 segelte hierauf Pizarro mit einem Schiff und 113 Mann ab. Er hatte gerade die ungünstigste Witterung getroffen und kam in 70 Tagen kaum so weit, als jetzt ein Seemann in 70 Stunden kommt. Die ganze Fahrt ging so langweilig von statten, man ward so oft genötigt, auf kleinen Inseln monatelang um der Kranken willen still zu liegen, daß sicherlich aus dem ganzen Zuge nichts geworden wäre, hätte nicht Almagro sich fleißig mit Mannschaft und Lebensmitteln, eingestellt und wäre nicht Pizarro selbst ein Mann von so unbeugsamem Charakter gewesen. Pizarros Unternehmungsgeist wuchs mit den immer größer werdenden Schwierigkeiten. Erst am Ende des Jahres 1526 langte er an der peruanischen Küste an. Er fand aber das Land so bevölkert und bebaut, daß er nicht daran denken konnte, mit seiner geringen Mannschaft sich hier festzusetzen. Er handelte daher von den Wilden bloß eine Menge goldener und silberner Gefäße für europäische Kleinigkeiten ein und nahm ein paar junge Peruaner mit, die er im Spanischen unterrichten lassen wollte, um sie künftig zu Dolmetschern gebrauchen zu können. So kam er nach drei mühseligen und fast unnütz verbrachten Jahren 1527 in Panama wieder an.

Da von dem Statthalter noch immer keine Unterstützung zu erlangen war, so reiste er geradezu nach Spanien, trat vor den König Karl und machte diesem von seinen überstandenen Drangsalen eine so rührende, von den Reichtümern Perus eine so reizende Schilderung, daß der König, dem es ohnehin nur einen Titel kostete, den kühnen Mann sogleich zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte und ihm freie Vollmacht erteilte, seine Offiziere und andere Beamte selbst zu wählen. Dafür versprach Pizarro, die Kosten der Unternehmung mit seinen Freunden ganz allein zu tragen. Kortez, der sich damals gerade in Spanien befand, hörte nicht sobald von seinem Unternehmen, als er seinem alten Kriegsgefährten sogleich

eine beträchtliche Summe vorschoß und ihm mit seinem besten Rat an die Hand ging.

Die Reise ward 1529 mit drei Schiffen und 180 Mann angetreten. Nach 13 Tagen landete Pizarro an der peruanischen Küste. Im Vertrauen auf seine Kanonen und Musketen und auf seine 36 Pferde, welche den Eingeborenen eine wunderbare Erscheinung waren, wandte er keine von Kortez' Klugheitsmaßregeln an, sondern brach wie ein beutegieriger Löwe in die schüchternen Horden ein. Die Indianer wurden verscheucht und ihre Hütten geplündert, in denen sich Gold in ungeheurer Menge fand. Als dies letztere bekannt wurde, ward es dem Almagro in Panama leicht, eine Menge frischer Rekruten anzuwerben und nachzuschicken. Am Flusse Piura ward hierauf die erste Kolonie angelegt, welche man St. Michael nannte.

Bei einem so ungestümen Verfahren wäre es wohl unmöglich gewesen, ein volkreiches Land, das sich gegen 300 Meilen längs der Seeküste erstreckte, mit einigen hundert Menschen in so kurzer Zeit zu erobern, wenn nicht zu eben dieser Zeit ein innerer Zwist das Reich gespalten hätte. Kurz vor der Ankunft der Spanier war der König (Inka, auch Sohn der Sonne genannt), Namens Huana Kapak, gestorben, der als ein kriegerischer Mann das benachbarte Quito erobert und eine Tochter des Königs von Quito geheiratet hatte. Dieses war freilich wider das Gesetz, denn er hatte bereits eine Gemahlin. Von seiner ersten Frau hatte er einen Sohn Huaskar, von seiner zweiten Frau einen jüngeren Atahualpa. Nach des Vaters Willen sollten sich beide Söhne in die hinterlassenen Länder teilen; aber das wollte Huaskar nicht, und so gärte das unglückliche Reich in vollem Bürgerkriege. Atahualpa, dem das Heer seines Vaters zu Gebote stand, hatte soeben seinen Stiefbruder gefangen bekommen und alle übrigen Sprößlinge aus dem Geschlechte der Inkas ermorden lassen.

Diesem Zwiespalt verdankte es Pizarro, daß man ihn so tief eindringen ließ, ohne ihm Widerstand entgegenzusetzen. Huaskar, sobald er von den neuen Ankömmlingen gehört hatte, schickte sogleich hilfebittende Gesandte an die Spanier. Atahualpa, dem dabei nicht wohl zu Mute war, schickte gleichfalls Boten an Pizarro und suchte durch reiche Geschenke seine Freundschaft zu gewinnen. Dem Atahualpa ließ Pizarro sagen, er sei geneigt, ihm beizustehen, nur müsse er ihn erst sprechen, denn er sei der Abgesandte eines großen Königs und habe ihm wichtige Dinge zu eröffnen. Er ging ihm auch gleich nach Kapamalka entgegen, einem peruanischen Flecken, in welchem man einige seltsame steinerne Gebäude, dem Anschein nach einen Sonnentempel und einen Palast, neben einander fand. Pizarro verwandelte mit einiger Nachhilfe diese feste Steinmassen in eine Verschanzung, ließ einen Graben davor ziehen und pflanzte seine zwei Kanonen vor den Eingang hin.

2. Atahualpa gefangen (1532).

Pizarro hatte sich den Kortez zum Muster genommen; ihm in der Gefangennehmung des Montezuma nachzuahmen, war sein heißester Wunsch, und die vertrauensvolle Gutmütigkeit des Inka machte ihm die Ausführung leicht.

Auf Pizarros freundschaftliche Einladung hatte der Inka ihm einen

Besuch versprochen und erschien auch wirklich mit einer Pracht und einem so wohlgeordneten, feinbekleideten Hofstaat, daß die Spanier ihn nicht ohne Bewunderung betrachten konnten. Auch was er sagte, war so verständig, daß ein Menschenfreund große Freude über diese achtungswerten Halbwilden empfunden haben würde. Pizarro dagegen sah nur sein Gold, und wie hätte er den Atahualpa achten können, da dieser ein Heide war? Es erfolgte jetzt eine der scheußlichsten Scenen, welche die Geschichte kennt.

Pizarros Feldpater, Vincenz Valverde, trat hervor und hielt eine seltsame Anrede in spanischer Sprache an den Inka, worin er ihm die Geschichte von der Schöpfung, von dem Sündenfall, der Menschwerdung, dem Leiden und der Auferstehung Christi, ferner von der Ernennung des heiligen Petrus zum Statthalter Jesu Christi, vom Papste u. s. w. vorerzählte und ihn dann aufforderte, sich dem christlichen Glauben, dem Papst und dem König von Spanien zu unterwerfen. Darauf bedrohte er ihn mit schrecklichen Strafen, wenn er sich weigern würde.

Es konnte unmöglich alles in peruanischer Sprache dem Inka klar gemacht werden. Was jedoch Atahualpa von der unvernünftigen Rede verstehen konnte, beantwortete er mit großer Vernunft und Mäßigung. Der Pater geriet darüber vermöge seiner Dummheit in Wut, schlug immer auf sein Brevier und schrie: „Da steht's! da steht's!" Ruhig nahm der Inka das Buch, hielt es — unbekannt mit europäischer Schreibkunst — ans Ohr und sagte: „Es schweigt, es sagt mir nichts," und warf es gleichgültig zur Erde. „Ha, verfluchter Heide!" rief bei diesem Anblick der Pfaff, — „so verhöhnst du Gottes Wort? Christen, habt ihr's gesehen? Auf, zum Gewehr, zum Gewehr! Rächet diese Entheiligung an diesen ruchlosen Hunden!" Pizarro winkte, und im Augenblick waren alle Säbel entblößt; die Peruaner an der Seite des Inka wurden niedergehauen, er selbst von Pizarro fortgeschleppt, indes draußen die beiden Kanonen losgebrannt wurden, die mehr durch das plötzliche Aufblitzen des Feuers und den entsetzlichen Knall, als durch ihre verheerenden Wirkungen, Schrecken und Flucht verbreiteten. Ein Heer von vielleicht 30 000 Menschen, das in der Ebene zerstreut stand, ward so von ein paar Schüssen verscheucht, wie ein Fliegenschwarm durch einen Schlag auf den Tisch. Aber der Fanatismus der Spanier war mit diesem Triumph noch nicht zufrieden. Die Reiterei schwang sich auf die Pferde, setzte den Fliehenden nach und metzelte so lange unter den Indianern, als es der Tag erlaubte. Man rechnet auf 4000 Peruaner, die an diesem Tage ermordet sein sollen. Die Beute an Gold und Silber war unermeßlich.

3. **Atahualpas Tod** (1533).

Der unglückliche Inka, den die erste Überraschung in eine dumpfe Erstarrung versetzt hatte, sah sich bei seinem Erwachen mit unaussprechlicher Angst von seinen Freunden verlassen, mitten im Kreise der furchtbaren Fremdlinge, die sich an seinem Anblick weideten. Er weinte, er zitterte und wußte nicht, was er thun, was er sagen sollte. Als er aber sah, mit welcher Gier die Spanier in dem erbeuteten Golde wühlten, erbot er sich, ihnen von diesem

Zierrat (denn weiter hatte das gelbe Metall für ihn keinen Wert) das ganze Zimmer voll, so hoch man reichen könne, zu verschaffen, wenn man ihn dafür in Freiheit setzen wolle. Die Spanier erstarrten fast vor freudiger Bestürzung bei diesem Versprechen. Pizarro hielt ihn beim Wort, zog in der angegebenen Höhe einen schwarzen Strich um alle vier Wände des 6 m langen und $4^1/_2$ m breiten Zimmers und gab ihm sein Wort, daß er ihn ganz gewiß frei lassen wolle, wenn er sein Versprechen erfülle.

Es wäre den Peruanern, nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, ein leichtes gewesen, noch jetzt die wenigen Spanier zu überwältigen, aber die Liebe zu ihrem gefangenen Könige war so groß, daß sie um seinetwillen die furchtbaren Feinde lieber gar nicht reizen wollten. Sie beeiferten sich dagegen, die von ihm verlangten goldenen Gefäße aus allen Häusern und Tempeln des ganzen weiten Reichs zusammenzuholen, und alle Tage kamen einige selbst aus den entferntesten Gegenden mit ihren Schätzen an. Huaskar, der noch von Atahualpas Leuten gefangen gehalten wurde, hörte nicht sobald von diesen Dingen, als er dem Pizarro noch mehr versprechen ließ, wenn er ihn freimachen wolle. In dieser mißlichen Lage blieb dem geängstigten Atahualpa kein Ausweg übrig, als seinen Stiefbruder ermorden zu lassen. Nichts hätte dem Pizarro erwünschter sein können, als diese Mordthat, denn sie gab ihm einen herrlichen Vorwand, sein Wort zu brechen. Als nämlich nach langem Zusammentragen das ungeheure Zimmer wirklich bis an den schwarzen Strich voll Goldes war und der hoffende Inka nun frei zu sein begehrte, erhielt er zu seinem tödlichen Schrecken die Antwort, daran sei nun gar nicht zu denken.

Unterdessen führte Almagro seinem Freunde Rekruten über Rekruten zu, denn alles wollte nun in Peru dienen. Wirklich stellte auch die Geschichte kein ähnliches Beispiel von einer solchen Belohnung der Soldaten auf. Nach vorgenommener Teilung sämtlicher Schätze fielen auf jeden Reiter 8000 Pesos (damals im Werte von eben so viel Friedrichsdor), auf jeden Fußgänger die Hälfte, und auf die Offiziere fielen ungeheure Summen. Mit einem Schatze von wenigstens einer Million Thaler ging Pizarros jüngster Bruder nach Spanien, um dem erstaunten Könige das Gold zu überreichen, und brachte darauf so viel Abenteurer mit zurück, daß in kurzem ganz Peru von Spaniern wimmelte, die mit Goldstücken wie mit Rechenpfennigen spielten und die Peruaner wie Haustiere behandelten.

Dem Pizarro war indes sein Gefangener längst ein lästiger Gast gewesen. Er beschloß, ihn in bester Form Rechtens aus der Welt zu schaffen; so ward sein eigenes Gewissen beruhigt, und die böse That erhielt in den Augen der Einfältigen den vollen Schein der Gerechtigkeit. Es ward ein Gerichtstag angesetzt, Advokaten und Gerichtsschreiber wurden bestellt, Protokolle geschrieben, Zeugen verhört, der förmliche Prozeß eingeleitet, Pizarro und Almagro saßen persönlich zu Gericht. Das Ergebnis des ganzen Gaukelspiels war, daß der unglückliche Inka als Usurpator,*) Brudermörder, Götzendiener, Polygamist**) und Aufruhrstifter gegen den König von Spanien schuldig

*) Der sich die Herrschaft angemaßt. **) Der mehrere Frauen hat.

befunden wurde, lebendig verbrannt zu werden. Alle Anwesende, auch Valverde, unterschrieben das Urteil, das sogleich vollzogen werden sollte. Der Inka erblaßte vor Schrecken, da er es vernahm. Er flehte um Gnade, er weinte, er bat, man möchte ihn doch nach Spanien senden, der König würde ja menschlicher sein — vergebens! Pizarro befiehlt, ihn augenblicklich zum Richtplatz zu führen. Es geschieht. Unterwegs gesellt sich Valverde zu ihm und will ihn bekehren, er verspricht ihm Linderung der Strafe, wenn er sich noch zum Gott der Christen wende. Die Hoffnung des Lebens lockt den Armen, er wird getauft und dafür — kurz vor der Verbrennung — am Pfahle erdrosselt.

Viele edle Offiziere und Gemeine wandten sich ab von dem unwürdigen Anblick und murrten laut über diese Schändung des spanischen Namens.

4. Almagros Tod (1538).

Pizarros Armee erhielt jetzt fast mit jedem Monat neuen Zuwachs, und dies machte es ihm möglich, auf Kutzko, die Residenz des Inka, loszugehen und sie in Besitz zu nehmen. Almagro erhielt nun auch vom spanischen Hofe, was er sich gleich anfangs ausbedungen, aber von Pizarro nicht erhalten konnte, eine eigene Statthalterschaft über 200 Meilen Landes jenseits Pizarros Gebiet. Bei näherer Erkenntnis des Landes ergab sich, daß Kutzko schon zu Almagros Gebiet gehöre, und darüber entstand der erste Streit. Pizarro stellte sich indessen zur Nachgiebigkeit bereit, und so trat Almagro seinen Zug über die wildesten und höchsten Gebirge nach Chili an, einen der beschwerlichsten und undankbarsten, die je gemacht worden sind. Gold fand er wenig, und das Volk war so streitbar, daß an eine Niederlassung noch nicht zu denken war.

Pizarro richtet unterdessen die Regierung in Peru ein, baut eine ordentliche Hauptstadt, das heutige Lima (1535), und verteilt nach alter Weise Ländereien und Eingeborene unter die Spanier. Viele Offiziere zerstreuen sich mit kleinen Trupps im Lande umher, teils um das Innere kennen zu lernen, teils um Gold zu suchen. Dies benutzt ein übriggebliebener Sprößling aus dem Geschlecht der Inkas; er sammelt seine Völker und treibt die kleine spanische Besatzung in Kutzko so in die Enge, daß sie dem Verhungern nahe ist. Da erscheint der aus Chili zurückgekehrte Almagro, schlägt die Peruaner, nimmt aber auch die spanische Besatzung gefangen, worunter zwei Brüder Pizarros sind. Er hatte um so mehr Ursache, diesen Teil von Pizarros Gebiet für sich zu fordern, da sein wildes Land gegen das reiche und schöne Peru gar nicht in Betracht kam. Daß er aber mit Gewalt nahm, was ihm gebührte, war ein Beweis, daß er Pizarros Charakter kannte. Seine Freunde rieten ihm sogar, dessen Brüder hinrichten zu lassen und gegen ihn selbst nach Lima zu marschieren, weil jener ihm sonst zuvorkommen werde; doch dies schien ihm zu hart.

Und doch ward diese Menschlichkeit sein Verderben. Der eine Bruder Pizarros entwischte ihm, den andern schlug Pizarro vor als Gesandten, den man nach Spanien schicken sollte, damit der König selber entscheide. Almagro,

der gern alles zum Guten lenken wollte, traut dem Fuchs noch einmal, der ihn schon so oft betrogen hat, und läßt den Bruder los. Dieser, anstatt nach Spanien zu reisen, kommt mit Pizarros ganzer Macht nach Kutzko, liefert dem alten kranken 75jährigen Almagro im Angesicht aller Peruaner eine blutige Schlacht (1538), worin er Sieger bleibt; er bringt den Almagro selbst gefangen nach Lima, wo ihm der rachedurstende Pizarro sogleich den Prozeß macht und ihn als einen Hochverräter hinrichten läßt.

Der König von Spanien, der zuerst durch Almagros Freunde diese schändliche That erfuhr, sandte sogleich einen klugen Mann, Don Christoval Vaca de Castro, Richter im königlichen Gerichtssaale zu Valladolid, ab, die Sache zu untersuchen. Ferdinand Pizarro, der gleich darauf am Throne erschien, konnte selbst durch ein großes Geschenk die Sache nicht hindern, sondern wurde vielmehr selbst zurückbehalten und ist vermutlich im Gefängnis gestorben.

5. Neue Entdeckungen.

Gonzalo Pizarro, der andere Bruder, welcher Statthalter von Quito war, versuchte unterdessen die Entdeckung des Landes jenseits der Andengebirge mit 340 Soldaten und 400 Indianern, die das Gepäck tragen mußten. Die üppige Vegetation in den feuchten Gegenden hemmte so sehr alles Fortschreiten, daß man sich durch die Bäume durchdrängen und sich Schritt vor Schritt erst mit dem Schwerte Bahn durch das Gesträuch machen mußte. Wo die Wälder aufhörten, begannen die Sümpfe, und diese wechselten wieder mit den höchsten Gebirgen ab, die eine viel größere Höhe als unsere Alpen erreichen. Dabei fand man wenig Lebensmittel, nirgends angebautes Land, überall viel giftiges Ungeziefer, und zwei Monate hinter einander regnete es unaufhörlich. Es waren Schwierigkeiten zu überwinden, von welchen sich ein in Betten und wohlgeheizten Zimmern aufgezogener Knabe keinen Begriff macht.

Endlich, fast nach einem Jahre täglichen angestrengten Wanderns, kommen die kühnen standhaften Männer an einen der großen Flüsse, die sich in den Marannon oder Amazonenfluß ergießen. Mit vieler Mühe ward hier eine Barke gezimmert. Sie faßte aber nur 50 Mann, und über diese erhielt ein gewisser Franz Orellana das Kommando, mit dem Auftrage, die Ufer dieses Flusses bis an den Marannon zu untersuchen und dann Bescheid zu bringen. Dieser aber, froh des beschwerlichen Durchkriechens der Wälder und Sümpfe überhoben zu sein, beredet seine Gefährten, mit ihm nach Spanien zu gehen, und setzt einen einzigen, der so treulos nicht sein will, ans Land aus. Dann rudert er munter den Marannon hinab, tauscht Lebensmittel von den Wilden ein und erreicht die Insel Kubagua, wo er spanische Schiffe antrifft, die ihn und die Seinen aufnehmen. Es beliebte diesem Abenteurer, von seiner Reise wunderbare Fabeln auszubreiten, z. B. von einer Amazonenrepublik, einem Eldorado, wo die Dächer mit Gold- und Silberblech gedeckt wären, u. dgl. m.

Die armen Zurückgebliebenen warteten indes so lange auf ihn vergebens,

bis jener Ausgesetzte unter tausend Todesängsten sich zu ihnen hindurchgewunden hatte. Ihren Zorn und Schrecken kann man sich denken. Sie waren über 200 Meilen von Quito entfernt. Wurzeln, wilde Beeren, dann ihre Hunde und Pferde und zuletzt Ungezieser und das Leder von den Sätteln und Degengehängen ward ihre Nahrung. Der Rückweg war fast noch schrecklicher, als die Hinreise. Die 400 Indianer kamen alle um, von den Spaniern kamen nur 80 nach Quito zurück und diese nackt und totenbleich. Zwei lange Jahre hatte der Marsch gedauert.

6. Pizarros Tod (1541).

Pizarro dehnte seinen Haß auf alle Freunde des hingerichteten Almagro aus und ließ sie fast in Armut verschmachten, während er seine eigenen Anhänger mit Gütern überhäufte. Die Anzahl jener aber war in Lima allein groß genug, um einen weniger mutigen Tyrannen besorgt zu machen; er aber wies selbst jede freundschaftliche Warnung mit stolzer Zuversicht auf seine Furchtbarkeit zurück.

Die Mißvergnügten versammelten sich täglich in der Wohnung des jungen Almagro, eines schönen und beherzten Mannes, der einen äußerst klugen Offizier, Namens Juan de Herreda, zum Hofmeister hatte. Mit größter Vorsicht ward ein Plan zur Ermordung des Tyrannen entworfen und Tag und Stunde der Ausführung festgesetzt. An einem Sonntage, um die Zeit der spanischen Siesta (Mittagsruhe), wo es auf den Straßen ziemlich still zu sein pflegt und in großen Häusern selbst die Bedienten in ihren Kammern ruhen, stürzen 18 Verschworene, Herreda an ihrer Spitze, auf die Straße, rufen laut: „Lange lebe der König, aber der Tyrann sterbe!" und dringen in den Palast des Statthalters ein. Pizarro ist eben vom Tische aufgestanden und unterredet sich noch mit einigen Freunden, als ein Edelknabe hereinstürzt und die Gefahr anzeigt. „Verriegle die Thür!" ruft Pizarro einem Offizier zu; aber dieser hat den Kopf verloren und, wie er die Verschworenen kommen hört, geht er ihnen entgegen und fragt, was sie wollen. Ein Stoß durch den Leib ist die Antwort. Als sie hineindringen, springen einige aus dem Fenster, andere ziehen sich mit Pizarro in ein inneres Zimmer zurück. Hier erhebt sich ein hitziges Gefecht; der alte Pizarro verteidigt den Eingang mit Schwert und Schild und ficht mit allem Feuer eines jungen Kämpfers. „Getrost, Kameraden!" ruft er, „unser sind noch immer genug, diese Verräter zu züchtigen." Nach langem Kampfe fällt endlich sein Stiefbruder, Alcantara, neben ihm, dann seine übrigen Begleiter, und zuletzt empfängt auch er, an Kräften erschöpft und fast atemlos, den Todesstoß in die Kehle. — Sein Tod war seines Lebens würdig; er erlag der rohen Gewalt, und keine Thräne floß um den, der selber nie das Mitleid gekannt.

7. Ferdinand Magellan (1519—1522).

Während in Amerika große Dinge geschahen, hatte bereits ein geschickter Seefahrer nicht minder Großes vollbracht. Die so lange vergeblich gesuchte Durchfahrt nach Indien wurde glücklich gefunden von dem Portugiesen

Magellan, der nach vielen tapfern Thaten in Ostindien, aus Erbitterung über erlittene Unbill, den Dienst seines Königs verlassen und sich nach Spanien gewendet hatte. Hier machte er sich gegen König Karl verbindlich, ihm einen Weg nach Indien durch Amerika zu entdecken, und er erhielt eine Flotte von 5 Schiffen, mit denen er am 10. August 1519 von Sevilla absegelte.

Er hatte 234 Mann an Bord, über die er sich ausdrücklich das Recht über Leben und Tod hatte erteilen lassen, wohl eingedenk der traurigen Lage des Kolumbus und Gama, die mehr von der Widersetzlichkeit ihrer Leute, als von Sturm und Wellen hatten erleiden müssen. Von den Kanarien wandte sich Magellan sogleich südlich und untersuchte jede Bai an der Küste von Südamerika. Erst am 12. Jan. 1520 erreichte er die Mündung des La Plata. Von nun an hatte er mit rauher Witterung und gefährlichen Klippen zu kämpfen, und als er den 48. Grad südlicher Breite erreicht hatte, sah er sich genötigt, in den Hafen St. Julian einzulaufen und daselbst den Winter abzuwarten, der bekanntlich jenseits der Linie in unsere Sommermonate fällt.

Hier lernten die Reisenden zuerst eine Menschengattung kennen, die von ungewöhnlicher Leibesgröße war; alle Menschen hatten an 7 Fuß oder noch darüber, daher sie den Spaniern wie ein Volk von Riesen erschienen. Die Gesichter waren rot bemalt, um die Augen herum hatten sie gelbe Streifen und auf den Backen zwei herzförmige Flecken. Sie waren in Pelzwerk gekleidet und wußten Pfeil und Bogen gut zu gebrauchen. Auch aßen sie im Verhältnis ihrer Größe recht wacker. Magellan hatte zwei gefangen, um diese Wunder von Größe mit nach Europa zu nehmen; von diesen beiden aß jeder täglich einen Korb voll Zwieback und trank in einem Atemzuge einen halben Eimer Wasser aus. Die Mäuse aßen sie roh. Magellan nannte dies Riesenvolk „Patagonier".

Nun aber geschah, was er längst befürchtet hatte. Diejenigen seiner Leute, welche daheim in Spanien Weib und Kind zurückgelassen hatten, sahen keinen Grund, warum sie Tag und Nacht in unbekannten Weltgegenden auf stürmischen Meeren um eines Abenteurers willen allen Gefahren sich preisgeben sollten. Um eine Straße durch Amerika zu suchen, wollten sie nicht dem sichern Tod entgegengehen. Es entstand eine fürchterliche Empörung, sie vergriffen sich an den Anführern der Schiffe und wählten andere, von denen sie zurückgeführt sein wollten. Mit großer Klugheit und mit Hilfe einiger weniger Getreuen ergriff Magellan hierauf die Haupt-Rädelsführer, ließ sie hängen und nachher vierteilen; ein Priester aber und noch ein Offizier, welche das Schiffsvolk heimlich aufgehetzt hatten, wurden wie Robinson in die Wildnis ausgesetzt.

Magellan segelte weiter nach Süden, und endlich, nahe am Feuerlande, erreichte er die gewöhnliche Straße. Seine Freude war unbeschreiblich; doch wurde sie ihm durch den Verlust eines Schiffs verbittert, das er ausgesandt hatte, eine Bai zu untersuchen, und das sich nicht wieder zu ihm finden konnte. Ein anderes hatte ihm schon früher der Sturm an der Felsenküste zerschmettert. Zwanzig Tage kreuzte er hierauf in dieser krummen und höchst

gefährlichen Straße herum, die noch jetzt seinen Namen führt, und am 27. November 1520 erblickte er endlich mit nicht geringerer Freude, als Balboa auf seiner Bergspitze, die Südsee in ihrer ganzen Unermeßlichkeit. Ein günstiger Wind trieb ihn nun quer über den weiten Ozean so ununterbrochen fort, der Himmel war so unveränderlich heiter, daß Magellan bewogen wurde, diesen Ozean das stille Meer zu nennen. Drei Monate und zwanzig Tage glitten die Schiffe so fort, ohne Land zu sehen. Die Lebensmittel gingen aus, frisches Wasser fehlte gänzlich, und die Sonne schoß ihre Strahlen fast senkrecht auf die Köpfe der Schiffenden. Die Mannschaft erkrankte. Endlich am 6. März 1521 erreichte man eine Inselgruppe und begrüßte mit tausend Freudenthränen das Land. Magellan nannte die Inseln los Ladrones (Diebsinseln), weil er die Einwohner sehr diebisch fand, und so heißt die Inselgruppe noch jetzt. Das klarste Wasser und ein Überfluß von erfrischenden Früchten in diesem heitern Klima stellte alle seine Kranken in kurzer Zeit völlig her. Besonders heilsam erwies sich die Milch aus den Kokosnüssen. Von den Ladronen segelte Magellan hierauf nach den von ihm so genannten Philippinen. Hier aber gerieten seine Leute mit den Wilden in einen Streit und Magellan wurde von einem Pfeil getroffen, so daß er bald darauf starb (27. April 1521).

Der Rest der kleinen Mannschaft setzte nun auf den noch übrig gebliebenen zwei Schiffen die Reise fort, und am 8. Nov. erreichten sie die große Insel Borneo. Von da kamen sie nach Tidor, einer der Molukken, wo sie schon Portugiesen fanden, die sich über die Ankunft der Spanier nicht wenig wunderten, denn von Osten her hatten sie keine Europäer erwartet. Bald gerieten die beiden Nationen in Streit; die Mannschaft des einen sehr beschädigten Schiffes mußte sich an die Portugiesen ergeben. Das andere Schiff aber nahm in aller Geschwindigkeit molukkische Gewürze ein und setzte mit dieser Ladung seine Reise nach dem Kap der guten Hoffnung fort. Ohne Unfall ward das Vorgebirge umsegelt, und am 7. Nov. 1522 langten die hartgeprüften Reisenden endlich im Hafen von Sevilla an, von welchem sie vor drei Jahren ausgefahren waren. Dies war also die erste Reise um die Welt. So viel Mühseligkeiten und Gefahren hat es gekostet, die ersten Kenntnisse von unserer Erdkugel zu erhalten, Kenntnisse, die jetzt jedes Kind mit leichter Mühe erlangt.

Zweiter Abschnitt.

Die Kirchenreformation in ihren Kämpfen.

I. Ketzer und Reformatoren vor Luther.

1. Arnold von Brescia.

Nach den Zeiten der Kreuzzüge waren die Begriffe heller, war das Nachdenken lebendiger geworden. Von nun an erhob sich der Geist des Zweifelns, Prüfens und Forschens, der erst gegen das Äußere der Kirche, gegen die Herrschaft der Geistlichen und den Ceremoniendienst, dann aber auch gegen das Innere oder die herrschende Lehre gerichtet war. Hatte man vorher nichts von Religionssekten in den Abendländern gehört, so traten nun seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert nicht bloß einzelne Denker, sondern ganze Parteien (Sekten) hervor, welche der Macht des Papstes widerstrebten und, um diese siegreich zu bekämpfen, auf die ursprünglichen Lehren des Christentums zurückgingen, wie solche in der Bibel verzeichnet sind.

Einer der ersten, welche das Papsttum mit dem Feuereifer glühender Liebe für Recht und Wahrheit angriffen, war Arnold, gebürtig aus Brescia (Brixia) in der Lombardei, geboren zu Anfang des zwölften Jahrhunderts. Als Jüngling, voll Kraft und Feuer für alles Große, hatte er den tiefsinnigen Abälard in Paris zum Lehrer gehabt und war durch ihn zu hohen Ideen angeregt worden. Um so widerlicher war ihm die Entartung der Kirche und ihrer Lehrer, und um so stürmischer kämpfte er dagegen an, doch ohne der langsam und sicher wirkenden Kraft der Wahrheit Raum zu gestatten.

Arnold behauptete, den Geistlichen gebühre weder Macht noch Reichtum, beides gehöre den weltlichen Fürsten, und nur dann werde es mit der Kirche besser werden, wenn sie alle weltlichen Güter dem Staate zurückgebe und die Geistlichen allein mit der Sorge für das Seelenheil sich befaßten und mit freiwilligen Gaben oder Zehnten, als ihrem Einkommen, sich begnügten. Seine feurigen Reden machten ihn zu einem Manne des Volks, aber regten auch den Haß der Geistlichkeit gegen ihn auf. Diese erklärte seine Lehren für Ketzerei, der Bischof von Brescia verklagte ihn bei dem Papste in Rom und Innocenz II. verwies ihn aus Italien (1139).

Er begab sich nach Frankreich, aber konnte auch hier nicht lange bleiben. Denn da er seinen ehemaligen Lehrer Abälard gegen dessen Feinde lebhaft verteidigte, wendete sich der Haß derselben gegen ihn, und als auch Bernhard, Abt des Klosters Clairvaux, ihn verklagte, befahl der Papst, daß er in ein Kloster als Gefangener eingeschlossen werden solle. Er entging diesem Befehle durch eilige Flucht und fand in Zürich eine Freistätte. Der Bischof von Kostnitz, zu dessen Diözese Zürich gehörte, duldete ihn, und selbst der päpstliche Legat, der ein Freund Abälards war, bezeigte ihm seine Achtung. Arnold fuhr nun in Zürich fort, wie damals in Brescia, über die Ausartung der Geistlichen zu predigen, und über die Mittel, deren Abstellung zu bewirken.

Bald darauf hatten die Römer sich gegen das päpstliche Regiment empört und die uralte Verfassung der Stadt wieder herzustellen versucht. Sie hatten das Kapitol eingenommen, einen Senat gewählt und einen Patricius an die Spitze gestellt. Arnold eilte nach Rom und eiferte hier laut gegen die Herrschaft des Papstes, ja er bewog die Römer, den deutschen König Konrad III. zu bitten, den Sitz des Kaisertums nach Rom zu verlegen. Zwar achtete Konrad nicht auf die Bitten, aber die drei folgenden Päpste vermochten nicht die Ruhe wieder herzustellen und den Arnold zu vertreiben; dieser blieb in Rom, geschützt von den Großen und geliebt von dem Volke. Erst dem Papst Hadrian IV. gelang es, diesen Feind des Papsttums zu unterdrücken und das geistliche Regiment in Rom wieder zu befestigen. Als einer der Kardinäle von einem Anhänger Arnolds auf öffentlicher Straße angefallen und tödlich verwundet wurde, verbot Hadrian allen Gottesdienst in Rom; keine Glocke wurde mehr geläutet, keine Messe gelesen, keine Beichte angenommen. Das Volk war hierüber sehr bekümmert, — denn noch nie war Rom mit dem Interdikte belegt worden, — und nötigte die Senatoren, sich mit dem Papste auszusöhnen. Da mußte Arnold aus Rom weichen. Als er auf der Flucht war, gelang es einem päpstlichen Legaten, ihn zu ergreifen; aber ein Graf von Kampanien befreite ihn und führte ihn auf eins seiner Schlösser. Doch bald darauf kam Kaiser Friedrich I. nach Italien. Dieser zwang den Grafen von Kampanien, den Arnold auszuliefern und dem Papste zu übergeben; denn Friedrich hatte dem Papst gelobt, die römische Kirche zu schützen und die Römer ihm zu unterwerfen.

Sobald Hadrian den verhaßten Ketzer in seiner Gewalt hatte, ließ er ihn (im Jahre 1155) aufhängen, seinen Leichnam verbrennen und die Asche in den Tiber werfen.

2. Petrus Waldus und die Waldenser.*)

Die Sage leitet die Waldenser von ihrem Stifter Petrus Waldus ab. Zu Lyon — so erzählt man — lebte im zwölften Jahrhundert ein Kaufmann, Namens Waldus, der sich einige biblische Bücher und namentlich die Evangelien ins Französische übersetzen ließ. Das Lesen dieser Schriften

*) Von der Stadt „Albi" im südlichen Frankreich auch „Albigenser" genannt.

führte ihn zu der Überzeugung, daß in der römischen Kirche nicht alles so sei, wie es sein sollte, und diese Überzeugung brachte ihn zu dem Entschlusse, gleich den Aposteln zu leben und zu lehren. Er verkaufte daher alle seine Habe, verteilte das dafür gewonnene Geld unter die Armen und lehrte öffentlich, was er von den Lehren Jesu und der Apostel wußte. Viele Männer und Weiber, besonders aus den niedern Ständen, versammelten sich um ihn; diese schickte er aus, das Evangelium weiter zu verbreiten und das Volk zu reineren Sitten zu ermahnen. Der Erzbischof von Lyon verbot ihm, als einem Laien, das Predigen und Erklären der heiligen Schrift; er aber war des Glaubens, daß nach den Worten der Bibel jeder Bruder den andern ermahnen, warnen und trösten solle und widersetzte sich dem Verbot mit den Worten, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Sehr schnell verbreitete sich die neue Lehre im südlichen Frankreich und von dort aus über die Alpen auch nach Italien, sowie andererseits über die Pyrenäen nach Spanien. Die Waldenser ließen es nicht an Lehreifer fehlen, und während die Anmaßungen und Ausschweifungen der römischen Geistlichkeit sehr anstößig geworden waren, empfahlen sie sich durch ein unbescholtenes Betragen, durch Mäßigung und Demut. Aber je mehr sie sich ausbreiteten, desto mehr wurden sie von der herrschenden Kirche verfolgt. Im Jahre 1184 belegte sie der Papst Lucius III. mit dem Bann; im Jahre 1199 befahl Innocenz III. dem Bischof von Metz, die französische Übersetzung biblischer Bücher, welche die Waldenser verbreitet hatten, zu unterdrücken. Als aber alle Strafen und Verdammungen nichts fruchten wollten, ordnete Innocenz einen Kreuzzug gegen die Ketzer an. Der Krieg war sehr blutig, da zwei mächtige Grafen, von Toulouse und Foix, auf Seiten der Waldenser standen. Im Jahr 1209 erstürmte das Kreuzheer die Stadt Beziers, verbrannte 4000 Menschen in einer Kirche und schlug 20000 tot. Beim allgemeinen Gemetzel fiel Ketzer und Gläubiger. „Schlagt nur tot!" rief ein Abt, „der Herr wird die Seinigen schon herausfinden!" Carcassonne ging durch Vertrag über, aber dennoch mußten die Einwohner barfuß und im bloßen Hemde mit Zurücklassung aller Habe auswandern. Einige der Waldenser sollen sogar nach Böhmen und Mähren gekommen sein.

3. Johann Huß und Hieronymus von Prag.

Johann Huß, geboren 1373 in dem Flecken Hussinez im südlichen Böhmen, war auf der Universität zu Prag gebildet. Ebendaselbst wurde er Magister der freien Künste, dann öffentlicher Lehrer und seit 1402 Prediger an der Kirche Bethlehem und Beichtvater der Königin Sophie, der Gemahlin Wenzels. Sein Freund war Hieronymus, gewöhnlich Hieronymus von Prag genannt, ein böhmischer Edelmann. Dieser hatte aus Liebe zu den Wissenschaften mehrere Universitäten besucht, war auch in Oxford gewesen, wo er die Lehren Wiklefs (spr. Uickliff) kennen gelernt hatte, die auch gegen die Herrschaft des Papstes gerichtet waren. Nach seiner Rückkehr ward er ebenfalls als Lehrer an der Universität Prag angestellt. Auf dieser Hochschule studierten viele Ausländer, besonders Deutsche, und

weil diese die Mehrheit ausmachten, hatten sie das Übergewicht über die Böhmen oder Czechen, deren Haupt Huß und Hieronymus waren. Beide Männer erwirkten einen königlichen Befehl, daß fortan die Böhmen drei Stimmen, die Deutschen aber nur eine behalten sollten. Hierüber erbittert, wanderten an 5000 Ausländer, Studenten und Professoren, aus und stifteten die Universität Leipzig (1409).

Inzwischen hatte Huß die Schriften von Wiklef (Wickliff) gelesen und war von ihrem Inhalte so ergriffen, daß er sie nicht nur in Vorlesungen empfahl und durch Übersetzungen verbreitete, sondern daß er nun auch selbst gegen die Ausartungen und Mißbräuche der Kirche predigte. Er lehrte wie Arnold von Brescia, daß es heilsam sei, wenn man die überflüssigen Einkünfte der Geistlichen beschränkte, und wie Wiklef, daß alle Bischöfe und Priester ebensowohl Nachfolger der Apostel wären, als der Papst und die Kardinäle; daß nicht der Papst, sondern Christus das Haupt der Kirche sei, und daß man den Christusglauben aus der Bibel schöpfen müsse.

Wegen dieser und ähnlicher Lehren zog sich Huß mancherlei Anfeindungen zu. Auf Anstiften des Erzbischofs von Prag wurden nicht nur Wiklefs Schriften öffentlich verbrannt, sondern auch Hussen das Predigen verboten. Da er aber dennoch fortfuhr zu predigen, so wurde er von dem Papste nach Rom beschieden. Zwar nahmen sich König Wenzel, dessen Gemahlin und viele böhmische Große seiner an und verhinderten sein persönliches Erscheinen in Rom. Doch als Huß gegen den Ablaß eiferte, welchen der Papst allen denen versprach, die ihm in seinem Kriege gegen den König von Neapel beistehen würden, wurde er mit dem Banne und die Stadt Prag mit dem Interdikt belegt auf so lange, als Huß daselbst bleiben würde. Da mußte er die Stadt verlassen und floh nach seinem Geburtsorte Hussinez. Dort fuhr er fort gegen das Papsttum zu predigen und zu schreiben und appellierte von dem Urteile des Papstes an Christum, als den wahren Oberherrn der Kirche. Auch kam seine Partei in Prag bald wieder empor, so daß er schon im August des Jahres 1414 nach der Universität zurückkehren konnte.

Unterdessen (1414) war das Konzilium zu Kostnitz*) (Konstanz am Bodensee) zusammenberufen worden, und Kaiser Sigismund verlangte, daß auch Huß daselbst erscheinen und sich wegen seiner Lehren verantworten sollte. Die Kirchenversammlung war zusammenberufen worden, um eine Reformation oder Verbesserung der Kirche „an Haupt und Gliedern" vorzunehmen, und Huß war sich bewußt, daß er nur gegen die Mißbräuche der Kirche, nicht aber gegen den christlichen Glauben gestritten habe. In Böhmen waren jetzt alle Klagen gegen ihn zum Schweigen gebracht; selbst der neue Erzbischof von Prag, ja sogar der Ketzerrichter Niklas von Nazareth, bezeugten ihm schriftlich, keine Irrlehren an ihm wahrgenommen zu haben. So entschloß er sich zur Reise, zumal da ihm Sigismund die Versicherung seines

*) Vergl. Teil II, S. 225.

kaiserlichen Schutzes gab. Gleichwohl mochten doch bange Ahnungen in seiner Seele aufsteigen. Denn in seinem Schreiben, das er bei seinem Abschiede an die Böhmen erließ, gedenkt er der vielen und mächtigen Feinde, die er in Kostnitz finden würde, und er forderte seine Freunde auf, Gott zu bitten, daß er ohne Verletzung seines Gewissens nach Böhmen zurückkehren oder standhaft nach dem Beispiele des Erlösers den Tod erleiden möchte.

Am 11. Oktober trat er seine Reise an mit drei der angesehensten Edelleute, die ihm König Wenzel zu Begleitern mitgegeben hatte. Zu Nürnberg empfing er den kaiserlichen Schutzbrief, und am 3. November gelangte er nach Konstanz. Hier versprach ihm auch Papst Johann XXIII. Schutz und Sicherheit und hob sogar den Bann auf, in welchem er noch war. Doch ließ sich Huß dadurch nicht zur Änderung seiner Überzeugung bewegen, er predigte selbst in Konstanz seine Lehre. Da nahm man ihn trotz dem kaiserlichen Geleitsbrief gefangen, und obwohl sich der Kaiser darüber beschwerte, bedeuteten ihn doch die versammelten Väter, einem Ketzer brauche man nicht Wort zu halten.

Bald darauf wurde Huß aus seinem Gewahrsam vor die Versammlung geführt. Die Väter erklärten seine Lehren für ketzerisch und forderten ihn wiederholt zum Widerruf auf. Allein Huß weigerte sich standhaft und erklärte, nur dann widerrufen zu können, wenn man ihn mit Gründen aus der heiligen Schrift seiner Irrtümer überführte. Da ward er in einer feierlichen Versammlung, an welcher auch Kaiser Sigismund teilnahm (er hatte selber den Kardinälen zugeredet, Huß nicht zu schonen), als Ketzer zum Feuertode verurteilt. Vor dem Stadtthore wurde ein großer Scheiterhaufen errichtet und der Verurteilte dahin abgeführt. Ruhig und standhaft unter einem großen Zulauf der Menge näherte er sich betend dem Richtplatze. Die Zeichen der priesterlichen Würde waren ihm abgenommen; man hatte ihm eine papierne, mit drei Teufeln bemalte Mütze aufgesetzt. Er gedachte dabei des Heilandes, dem der Hohn seiner Feinde eine Dornenkrone aufgesetzt hatte. Die Bischöfe sprachen die Worte: „Wir übergeben deine Seele dem Teufel!“ Aber Huß setzte, wie der Märtyrer Stephanus, dazu: „Ich befehle sie meinem Herrn Jesu Christo!“ Und als er schon ganz von den Flammen umfangen war, betete er noch laut: „Jesu Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarme dich meiner!“ bis der Rauch und Schmerz seine Stimme erstickte. Damit seinen Freunden kein Andenken übrig bleibe, ward seine Asche in den Rhein geworfen. (6. Juli 1415.)

Ein Jahr nach seinem Tode wurde auch sein treuer Freund Hieronymus von Prag mit gleicher Marter hingerichtet. Ungerufen und ohne freies Geleit, bloß um seinen Freund zu unterstützen, war er auf die Nachricht von Hussens Gefangennehmung nach Konstanz geeilt. Vergebens suchte er dort Schutz bei dem Konzil, er wurde als Ketzer betrachtet und mußte fliehen; aber als er bereits auf dem Rückwege in Böhmen war, ergriff man ihn und

brachte ihn in Ketten nach Konstanz zurück. So lange Huß noch lebte, wurde nichts über ihn entschieden. Als aber die Böhmen auf die Nachricht von Hussens Tode in Aufstand gerieten, dem Konzilium die bittersten Vorwürfe machten und die Freigebung des Hieronymus forderten, da wurde die Sache desselben aufs neue vorgenommen. Man glaubte die Böhmen zum Schweigen zu bringen, wenn Hussens Lehre durch den Freund des Hingerichteten selber verdammt würde. Da suchte man mit allen Mitteln den Hieronymus zum Widerruf zu bewegen. Anfangs erlag derselbe den Einschüchterungen und Versprechungen des Konziliums. Am 11. Sept. 1415 verdammte er öffentlich die von dem Konzil verdammten Lehrsätze Hussens und Wiklefs, und am 23. September bestimmte er seinen Widerruf noch näher, indem er hinzusetzte, daß er dies freiwillig und ungezwungen thue. Aber wenn er durch solche Verleugnung seiner Überzeugung Freiheit und Leben zu erhalten hoffte, so hatte er sich geirrt. Er blieb in dem Gefängnis; seine Feinde fürchteten ihn und drangen auf seinen Tod. Da erwachte in ihm die Liebe zur Wahrheit aufs neue und besiegte die Schrecken des Todes. Als er am 26. Mai abermals vor seinen Richtern erscheinen mußte und die Abschwörung der Meinungen Hussens wiederholen sollte, erhob sich in ihm die Kraft seines bessern Selbst. In einer feurigen Rede bekannte er, daß nur die Furcht vor den Flammen ihm den Widerruf entlockt habe, daß er sich aber jetzt seiner Sünde schäme, und daß er die Lehren Wiklefs und seines Freundes Huß als heilig und wahr erkenne. Auf solches Bekenntnis säumten die versammelten Väter nicht länger, das Todesurteil über ihn, als einen rückfälligen Ketzer, auszusprechen. Am 30. Mai 1416 erlitt er den Tod auf dem Scheiterhaufen, mit einer Standhaftigkeit, die selbst seine Feinde bewundern mußten. Er verlangte ausdrücklich, daß der Scheiterhaufen nicht hinter, sondern vor ihm angezündet würde. „Denn," sprach er, „wenn ich diesen Anblick gefürchtet hätte, würde ich nicht hier sein."

II. Reformatoren.

1. Doktor Martin Luther.*)

Wie Luther ins Kloster kommt.

Am 10. November 1483, am Abend vor dem Martinstag, ward zu Eisleben einem armen Bergmann Hans Luther ein Söhnlein geboren, das am folgenden Tage getauft und, dem heiligen Martin zu Ehren, Martinus genannt wurde. Hans Luther war vom Dorfe Möhra, unweit des Thüringer Waldes, mit Margarete, seiner jungen Ehefrau, nach Eisleben gezogen, um

*) Vergl. Joh. Matthesius, Leben Luthers. Geschichte der Reformation des 16. Jahrhunderts von J. G. Merle d'Aubigné. Aus dem Französischen. 2. verb. Aufl. (Stuttgart, 1861) II. III.

hier durch angestrengten Fleiß sich seinen Lebensunterhalt zu schaffen. Doch er fand da nicht, was er suchte. Der junge Martin war kaum ein halb Jahr alt, als die Eltern Eisleben verließen und nach dem 5 Stunden entfernten Städtchen Mansfeld zogen, da die Arbeit in den dortigen Bergwerken einen besseren Lohn verhieß. Aber auch hier mußte die Familie erst mit bitterer Armut kämpfen. Mit Gebet und Gottvertrauen und von seiner frommen und tüchtigen Hausfrau unterstützt, arbeitete indes Hans Luther rüstig fort, und der Herr segnete seinen Fleiß, so daß er zwei Feuer (Schmelzöfen und Schmiede) erwerben konnte, um seiner Rechtschaffenheit willen auch bald in den Rat der Stadt erwählt wurde. Von seinem wohlerworbenen Gut machte er den besten Gebrauch, las, wenn er eine freie Stunde hatte, in guten Büchern, lud auch öfters die Geistlichen und Schullehrer des Orts an seinen Tisch, so daß der kleine Martin schon früh manches gute Wort zu hören bekam. Oft kniete der Vater vor dem Bette des Kindes und betete laut und inbrünstig, daß sein Sohn den Namen des Herrn im Gedächtnis behalten und zur Ausbreitung der göttlichen Wahrheit wirksam sein möchte. Dieses väterliche Gebet ist herrlich erhört worden!

Der Vater schickte sein Söhnlein früh in die Schule, und bei schlechtem Wetter nahm er es auch wohl selber auf die Arme, um es hinzutragen. Die Zucht in damaliger Zeit war sehr streng. Zu Hause wie in der Schule wurden die Kinder häufig mit Ruten gestrichen und oft übermäßig. Sein Lehrer prügelte den vielleicht etwas ungestümen Knaben einst fünfzehnmal an einem Vormittage, und selbst die Mutter züchtigte ihn einmal wegen einer Haselnuß so hart, daß Blut floß.

Durch solche Strenge ward des Kindes Gemüt eingeschüchtert. Doch lernte Martin fleißig die Kapitel des Katechismus, die zehn Gebote, das Vaterunser, die christlichen Gesänge und die lateinische Grammatik.

Als er 14 Jahre alt geworden war, sandte ihn der Vater nach Magdeburg zu den Franziskanern in die Schule. Da hatte der Knabe eine schwere Lehrzeit. Freunde und Gönner hatte er nicht, keiner tröstete ihn, und vor seinen strengen Lehrern zitterte er. Dabei mußte er durch Singen vor den Thüren der wohlhabenden Bürger sich das tägliche Brot verdienen.

Als die Eltern von der Not ihres Sohnes hörten, schickten sie ihn schon im folgenden Jahre nach Eisenach auf die Schule; in dieser Stadt hatten sie Verwandte, und sie hofften, daß ihr Martin dort eine Stütze fände. Doch diese Verwandten, selbst arm, konnten ihm gar keine Unterstützung bieten, und so mußte der junge Luther manchen Abend hungrig zu Bette gehen. Eines Tages aber, da er im Schuleifer vor der Thür eines ehrsamen Bürgers gesungen hatte, Namens Konrad Cotta, trat die Ehefrau desselben auf die Schwelle, winkte ihm und hieß ihn eintreten. Diese fromme Frau hatte schon öfters in der Kirche sich an der klaren und sanften Stimme des jungen Luther erbaut und erbarmte sich nun des Armen; sie nahm ihn an ihren Tisch, und so kam der Jüngling in eine Familie, die seinen niedergedrückten Geist wieder aufrichtete und sein Gemüt erheiterte.

Bis zum 18. Jahre blieb Luther in Eisenach, und er brannte nun

vor Begierde, an einer Universität, an einer reichen Quelle des Wissens, seinen Durst nach Erkenntnis löschen zu können. Sein Vater sandte ihn 1501 nach dem hochberühmten Erfurt und schrieb ihm das Rechtsstudium vor, im Glauben, daß die guten Anlagen des Sohnes ihn bald zu einer ehrenvollen Beamtenstelle führen würden. Mit allem Eifer warf sich der Student auf die Philosophie des Mittelalters und die sogenannten sieben freien Künste,*) und keine Minute im Tag blieb unbenutzt. Er begann jeden Morgen seine Arbeit mit herzlichem Gebet, ging dann in die Kirche, um sein Werk mit Gottes Segen zu treiben, und sein Sprichwort war: Fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert! Er befragte auch gern seine Lehrer und besprach sich in Ehrerbietigkeit mit ihnen über das, was ihm besonders wichtig schien und noch unklar geblieben war.

In seinen freien Stunden besuchte er am liebsten die Universitäts-Bibliothek. Eines Tages (er war schon zwei Jahre auf der Erfurter Universität gewesen und 20 Jahre alt) fiel ihm ein Buch in die Hand, das ihm bis dahin ganz unbekannt geblieben war — eine lateinische Bibel. Zu seiner großen Verwunderung entdeckte er darin viel mehr Geschichten und Texte, als die Bruchstücke der Evangelien und Episteln, welche die Kirche sonntäglich dem Volke vorlesen ließ. Auf der ersten Seite, die er aufschlägt, fesselt ihn die Geschichte von der Hanna und dem jungen Samuel, er liest und kann sich vor Freude kaum fassen. Das Kind, das seine Eltern für das ganze Leben dem Ewigen weihen, das Loblied der Hanna, worin sie singt, Jehova erhebe den Niedrigen und setze den Armen unter die Fürsten, die herrliche Entwickelung des jungen Samuel — das alles liest der fromme Student mit herzlicher Lust, und er geht mit dem Wunsche heim: O, wenn mir doch Gott auch einmal ein solches Buch bescheren möchte! Bald kehrt er in die Bibliothek zurück, seinen Schatz wieder aufzusuchen, und er liest mit immer größerer Freude.

In demselben Jahr erhielt der junge Luther die erste akademische Würde, er ward Baccalaurëus.**) Um die Prüfung gut zu bestehen, hatte er so übermäßig gearbeitet, daß er in eine schwere Krankheit fiel. Ein alter Priester besuchte den Todkranken und richtete seinen Mut durch kräftige Trostworte auf. „Seid guten Mutes" — sprach der Greis —, „mein lieber Baccalaurëus, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele trösten wird."

Luther genas; die Krankheit, die Worte des Priesters und das Lesen der Bibel hatten sein Gemüt ernst gestimmt und, obschon er es sich selber noch nicht gestand, die Lust an der Jurisprudenz ihm verleidet. Doch studierte er fleißig weiter und ward im Jahre 1505 zum Magister artium (Doktor

*) Das Trivium: Grammatik, Dialektik, Rhetorik; das Quadrivium: Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie.

**) Die akademischen Würden waren: Baccalaurëus, Magister, Doktor. Der Magister ward mit großer Feierlichkeit ernannt, man trug ihm Fackeln vor; noch größer war die Feierlichkeit bei einer Doktorpromotion, man ritt in höchstem Pomp in der Stadt umher und hielt dann einen feierlichen Schmaus.

der Philosophie) erhoben. So sehr ihn der Fackelzug und die ganze Feier erfreute, so richteten sich doch seine Gedanken immer mehr auf den Zustand seiner Seele, und das eine, was ihm Not that, Vergebung der Sünden und Versöhnung mit Gott, konnte er in der Philosophie und in den alten Klassikern nicht finden. Da geschah es, daß sein Herzensfreund Alexis plötzlich von Mördern überfallen und erstochen wurde, und nicht lange nachher, daß bei einem Gewitter ganz nahe bei ihm der Blitz in die Erde fuhr und sein Leben wunderbar gerettet wurde. Da beschloß er, sein ganzes Leben nur Gott und seinem Dienst zu weihen, der Welt zu entsagen und in einem Kloster den Frieden der Seele zu suchen.

Nachdem er alle seine Universitätsfreunde zu einem fröhlichen Mahle eingeladen hatte, wobei die Musik das trauliche Beisammensein erheiterte, verkündete er seinen Freunden den bis dahin geheim gehaltenen Entschluß. Vergebens suchten ihn diese zurückzuhalten; noch am selben Abend verließ er sein Zimmer, ließ alle Sachen und Bücher zurück, und nur den Virgil und Plautus nahm er mit. So ging er im nächtlichen Dunkel hin zum Augustiner-Kloster — es war am 17. August 1505 — klopfte an die Pforte und begehrte Einlaß. Das Thor öffnete sich und schloß sich wieder hinter ihm; der gefeierte Universitäts-Lehrer war ein armer Augustiner-Mönch geworden, ohne Wissen und Willen seines Vaters.

Wie es ihm im Kloster ergeht.

Im Kloster fand Luther nicht die Ruhe des Herzens, nach der ihn so sehnlich verlangte. Während seines Probejahrs wurden ihm die allerdrückendsten Geschäfte aufgebürdet. Er mußte die Kirche ausfegen, die Thüren auf- und zuschließen, die Turmuhr aufziehen, die Unreinigkeiten des Klosters austragen, ja sogar mit dem Bettelsacke in Erfurt umherwandern. Das war ihm um so empfindlicher, da jedermann den Magister kannte und nicht selten die Leute mit Fingern auf ihn zeigten. Aber Luther ertrug alles in Demut und Furcht Gottes. Seine größte Freude war, daß im Kloster auch eine lateinische Bibel war, und daß er in der heiligen Schrift alle Tage lesen durfte. Die Mönche sagten ihm freilich: Nicht mit Studieren, sondern mit Betteln sollst du dem Kloster nützlich werden! Und als er Profeß that und die Kutte anzog, nahmen ihm seine Klosterbrüder die Bibel wieder. Weil er aber Tag und Nacht im Kloster betete und studierte und sich dabei mit Fasten und Kasteien abmergelte, so war er stets betrübt, und all sein Messelesen wollte ihm keinen Trost geben. Wie aber Gott denen, die ihn mit redlichem Herzen suchen, sich nicht unbezeugt läßt, so ließ er ihn fromme Männer finden, die ihn trösteten, wenn er vor Angst vergehen wollte. So schickte ihm Gott einen alten Klosterbruder zum Beichtvater, der wies ihn hin auf Gottes gnädige Vergebung der Sünden. Dieser Zuspruch machte einen tiefen, wundersamen Eindruck auf sein Gemüt. Auch der ehrwürdige Johannes von Staupitz, der über die vierzig Augustinerklöster in Meißen und Thüringen gesetzt war, suchte den frommen Luther aufzurichten: „Du willst mit Gewalt ein Sünder sein," sagte er ihm einst, „und hast doch

keine rechte Sünde. Soll Christus dir helfen, so mußt du nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen und aus jedem Gedanken gleich eine Sünde machen!" Dergleichen Zuspruch half wenigstens auf einige Zeit; aber dann kamen auch wieder recht trübe Stunden. Einmal schloß sich Luther mehrere Tage lang in seine Zelle ein, aß und trank nicht und versank in tiefe Melancholie, so daß er nichts von dem merkte, was um ihn her vorging. Die Mönche dachten, da er gar nicht wieder zum Vorschein kam, es sei ihm ein Unglück begegnet; sie zerbrachen die Thür, und nur durch die Töne der Musik brachten sie ihn wieder zur Besinnung.

Im Jahre 1502 hatte der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, in seiner Residenz Wittenberg eine Universität gestiftet; es fehlte aber noch ein tüchtiger Lehrer der Philosophie, und er gab dem Dr. Staupitz den Auftrag, ihm jemand dazu in Vorschlag zu bringen. Dieser dachte gleich an Luther und lud den Bruder Martin ein, nach Wittenberg zu kommen. Dem schwermütigen Manne wollte das nicht in den Sinn, und er meinte, dazu sei er nicht gelehrt genug. Aber Staupitz ließ nicht nach, und so zog Luther 1508 im 25. Jahre seines Alters nach Wittenberg und nahm seine Wohnung in der Zelle eines Augustinerklosters, die man noch jetzt den Reisenden zeigt. Nun sollte Luther auch einmal predigen; aber dazu wollte sich der blöde Mann gar nicht verstehen. „Herr Doktor," sagte er zu Staupitz, „Ihr bringt mich um mein Leben; ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Doch Staupitz drang durch, und siehe! gleich die erste Predigt machte gewaltiges Aufsehen, denn Luther predigte einfach und kräftig im Geiste der heiligen Schrift, und was er sagte, das kam ihm aus dem Herzen. Da machte man ihn zum Prediger an der Universitätskirche, die nun von andächtigen Zuhörern jeden Sonntag überfüllt war.

Wie Luther gegen die Mißbräuche der katholischen Kirche eifert.

Bald darauf, im Jahre 1510, wurde er in Angelegenheiten seines Ordens — denn auch als Professor war er Augustinermönch geblieben — nach Rom geschickt. Hier lernte er in der Nähe die Verdorbenheit der katholischen Geistlichkeit kennen und ärgerte sich besonders über den großen Leichtsinn, mit welchem die Priester den Gottesdienst verrichteten. „Kaum hatte ich eine Messe gelesen," erzählte er selbst, „so fehlte bei ihnen schon keine an der Mandel. Ist es doch, als ob man um Lohn bete." Er versicherte nachmals: „Nicht tausend Goldgulden wollte ich nehmen, daß ich Rom nicht sollte gesehen haben."

Kaum war er von seiner Reise zurückgekehrt, so erhielt er die besondere Auszeichnung zum Doktor der Theologie ernannt zu werden. Der Kurfürst hatte ihn einmal predigen gehört und war so sehr durch ihn erbaut worden, daß er selbst die Kosten zu seiner Amtserhöhung hergab. Nun war des Studierens kein Ende, denn er wollte seiner neuen Würde auch Ehre machen und suchte mit emsigem Fleiße das nachzuholen, was er in seiner Jugend nicht hatte lernen können.

Ein Vorfall gab indes seinem Geiste plötzlich eine ganz neue Richtung.

Ein Dominikanermönch, Namens Johann Tezel, reiste damals in ganz Deutschland herum, Ablaßzettel zu verkaufen, und kam bis Jüterbogk, vier Meilen von Wittenberg. Die Kirche hat schon seit den ältesten Zeiten das Recht geübt, den Christen für ihre Sünden eine Buße aufzulegen, auch, wenn sie sich reuig und bußfertig zeigten, ihnen die Strafe abzukürzen. Daraus entstand aber im Volke der Aberglaube, die Priester könnten die Sünden vergeben und den Sünder von der ewigen Strafe, von den Leiden im Fegefeuer lossprechen. Solches benutzten die Päpste und schickten Ablaßverkäufer ins Land, die für Geld den Leuten Ablaßzettel verkauften, die den Leuten sehr willkommen waren, da sie sich nun wegen ihrer Sünden beruhigt fühlten. Wer z. B. die Erlaubnis haben wollte, in der Fastenzeit Butter und Käse zu essen, der kaufte sich für einen Groschen solch einen Zettel.

Damals war Leo X. Papst, ein vergnügungssüchtiger, prachtliebender Mann, der viel Geld brauchte. Besonders erforderte der Bau der Peterskirche ungeheure Geldsummen, und um diese zu erhalten, wurde ein allgemeiner Ablaß ausgeschrieben. Unter den Ablaßverkäufern, die in Deutschland umherzogen, war aber keiner unverschämter, als eben jener Tezel, ein nichtswürdiger Mensch, den das erbitterte Volk schon einmal hatte ertränken wollen. Dieser setzte jetzt eine Menge von Ablaßzetteln ab. Wenn er nach einer Stadt kam, so hielt er immer einen feierlichen Einzug, damit das Volk recht zusammenlaufen sollte. Die päpstliche Bulle, worin der Ablaß verkündigt war, wurde auf einem sammetnen Kissen vorangetragen; die Priester und Mönche, der Magistrat und die Schulen zogen ihm mit Kerzen und Fahnen entgegen und holten ihn ein; alle Glocken läuteten, man begleitete ihn in die Kirche, wo er des Papstes Panier, mit einem roten Kreuze geziert, aufrichtete, und nun begann der Handel. Er hatte zwei Kasten bei sich; in dem einen waren die Zettel, in dem andern das Geld, und er pflegte wohl zu rufen: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer in den Himmel springt!“ Es waren Ablaßbriefe für alle Vergehen zu haben, für Diebstahl, Meineid, Gewaltthat, Mord. In Jüterbogk, so berichtet die Sage, ward aber Tezel mit eigener Münze bezahlt. Ein Ritter meldete sich, der einen Ablaß begehrte, weil er jemand zu berauben vorhabe; — denn man konnte auch für Sünden, die erst in der Zukunft begangen werden sollten, einen Ablaßzettel erhalten. „Ei,“ sagte Tezel, „solchen Zettel mußt Du teuer bezahlen!“ Der Preis wurde ihm gern bezahlt, und der Ablaßkrämer fuhr mit seinem schweren Geldkasten ab. Als Tezel in einen Wald kommt, sprengt plötzlich ein Ritter mit mehreren Knechten auf ihn ein, hält den Wagen an und nimmt den vollen Geldkasten in Besitz. Tezel verflucht den Räuber in den Abgrund der Hölle, doch dieser zeigt ihm lächelnd den Ablaßzettel mit den Worten: „Kennst du mich nicht mehr?“ Der leere Kasten wird noch auf dem Rathause zu Jüterbogk aufbewahrt.

Der Handel mit diesen Ablaßzetteln machte die Leute ganz gewissenlos, denn sie mußten am Ende glauben, eine Sünde habe nicht viel zu bedeuten, da man sie mit einigen Groschen, höchstens mit einigen Thalern lösen konnte. Und Tezel lehrte geradezu, der Ablaß sei die höchste und allerwerteste Gabe

Gottes. Das Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen vermöge eben soviel als Christi Kreuz, wie denn auch unser Heiland dem Papste alle Macht übergeben habe. Da war es denn kein Wunder, daß das unwissende Volk dem Tezel nachlief. Aber Luthers frommes Gemüt empörte sich ob solcher Betrügerei; er fing an zu predigen und zu lehren gegen den Unfug. Seine Predigten regten mächtig das Volk auf, und der Zudrang war um so größer, je kühner und ungewöhnlicher sie waren. Es kam da manches zur Sprache, was jeder rechtschaffene Christ schon selbst gedacht, aber nur nicht auszusprechen gewagt hatte. Aber damit war der feurige Doktor noch nicht zufrieden. Er schlug am 31. Oktober 1517 einen großen Bogen an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg, auf welchen er 95 Sätze (theses) geschrieben hatte, die er gegen jedermann mündlich und schriftlich verteidigen wollte. Es war besonders auf Tezeln abgesehen, aber der hütete sich wohl, nach Wittenberg zu kommen und mit dem Doktor Luther zu disputieren. Er machte, daß er aus der Gegend von Wittenberg fortkam und ließ sich dort nicht weiter sehen. Dagegen wurden Luthers Sätze mit Begierde von jedermann gelesen. In vielen tausend Abdrücken flogen sie schnell durch Deutschland, so daß man binnen vier Wochen sie schon überall kannte. Und allerorten sprach man von dem mutigen Mönche aus Wittenberg, und was nur noch aus der Sache werden möchte. An die große Kirchenspaltung dachte noch keiner.

Der Papst und Luther.

Besonders waren die Dominikaner, ohnehin den Augustinermönchen nicht freundlich gesinnt, böse auf Luther, denn jener Orden führte das einträgliche Geschäft des Ablaßpredigens. In Predigten und Schriften zogen sie mit wütenden Schmähreden gegen die Theses los, schalten den Verfasser ohne weiteres einen Ketzer und nahmen dabei die Wendung, daß ein Angriff auf den Ablaß auch ein Angriff auf den Papst und die heilige Kirche selber sei. Luther aber entwickelte seine Lehren auf einer Versammlung der Augustinermönche in Heidelberg, gab eine Erklärung und Verteidigung seiner Theses heraus und überschickte sie dem Papste mit der Bitte um eine Entscheidung, in der er die Stimme Christi zu vernehmen hoffte. Hätte nun Leo X. den Ablaß oder wenigstens die ärgerlichsten Mißbräuche desselben abgestellt, so hätte wohl Luther, bei seiner noch fortdauernden Ehrfurcht gegen den päpstlichen Stuhl, geschwiegen. Aber Leo X. befahl, Luther solle binnen 60 Tagen in Rom erscheinen, um sich wegen seiner Reden und Schriften zu verantworten. Hier wäre es ihm übel ergangen, aber glücklicherweise ging er nicht hin. Der Kurfürst Friedrich der Weise hatte ihn schon damals wegen seiner Freimütigkeit so lieb gewonnen, daß er erklärte, er werde nicht zugeben, daß man den Doktor Luther nach Rom schleppe. Er brachte es dahin, daß Leo seinem Gesandten, dem Kardinal Kajetan, Befehl gab, Luthern in Augsburg zu verhören. Dahin reiste auch dieser ab, und zwar zu Fuße, vom Kurfürsten mit Reisegeld und Empfehlungsbriefen an einige vornehme Ratsherren versehen. Der Kardinal empfing ihn freundlich, for-

derte aber streng, er solle seine Irrtümer widerrufen, sich künftig derselben enthalten und in allen Stücken sich dem Papste gehorsam beweisen. Unerschrocken antwortete Luther, er sei sich keiner Irrtümer bewußt, und verteidigte, was er gelehrt hatte, mit christlichem Mut. Doch versprach er zu schweigen, wenn auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt werde. Damit war aber der Kardinal sehr unzufrieden; er hieß ihn gehen und nicht wiederkommen, wenn er nicht nachgeben wolle. Da verließ Luther auf Rat und mit Beihilfe seiner Freunde schnell und heimlich die Stadt Augsburg und kam nach 11 Tagen wieder in Wittenberg an. Doch zuvor hatte er noch in Gegenwart mehrerer Zeugen von dem übelberichteten Papst an den besser zu berichtenden appelliert, und diese Berufung nicht nur an den Dom zu Augsburg angeschlagen, sondern auch dem Kardinal überschicken lassen. Dagegen verlangte der Kardinal, der Kurfürst von Sachsen solle nun Luthern nach Rom schicken, und der Papst bestätigte die Ablaßpredigten und erklärte Luthern für einen Ketzer. Er hatte an Kajetan geschrieben: „So du sein mächtig wirst, wolltest du ihn ja wohl und gewiß verwahren lassen, bis so lange du von uns weitere Befehle erhältst, auf daß er vor uns gestellt werde. Wo er in seiner Halsstarrigkeit beharrt, und du seiner nicht kannst mächtig werden, so geben wir dir gleiche Gewalt und Macht, an allen Orten Deutschlands ihn und alle, so ihm anhangen, für Ketzer, Verfluchte und Vermaledeite zu publizieren." Diese Rede trieb Luthern weiter; er appellierte von dem Papste an eine allgemeine Kirchenversammlung.

Nun versuchte Leo X. Luthern durch Milde zu gewinnen. Er übertrug seinem Kammerherrn Karl von Miltitz, einem Edelmann aus dem Meißnischen, dem Kurfürsten von Sachsen eine goldene Rose, als Gnadenzeichen des Papstes, zu überbringen und bei dieser Gelegenheit die Streitigkeiten mit Luther in Güte beizulegen. Miltitz ließ Luthern nach Altenburg kommen, und durch seine Milde und Freundlichkeit gelang es ihm auch, daß er den Doktor dazu bewog, einen überaus ehrerbietigen Brief an den Papst zu schreiben und dem päpstlichen Stuhl und der römischen Kirche die tiefste Ergebenheit auszudrücken.

Aber was Miltitz aufzubauen versucht hatte, zerstörte wieder Dr. Johann Eck, Professor der Theologie zu Ingolstadt. Dieser, ein gelehrter und gewandter Mann, aber auch heftig und stolz, glaubte mehr als alle Gegner Luthers auszurichten oder durch die Feinheit seiner Disputierkünste ihn niederschlagen zu können. Er forderte daher ihn und andere wittenbergische Theologen zu einer öffentlichen Disputation nach Leipzig. Als Luther mit einigen anderen Professoren sich auf den Weg machte, begleiteten seinen Wagen an 200 Studenten, die mit Spießen und Hellebarden nebenher liefen. Die guten Leute wollten sorgen, daß ihrem geliebten Lehrer kein Leid geschehen sollte. Die Leipziger Disputation dauerte mehrere Wochen; es ward aber nichts entschieden, denn jede Partei schrieb sich den Sieg zu. Wohl aber fühlte sich nun Luther angetrieben, den Ursprung der Papstmacht näher zu untersuchen, und die heillose Anmaßung so vieler Päpste ans Licht zu ziehen. Sehr erbittert reiste Dr. Eck nach Rom ab und bewog den Papst,

eine Bulle gegen Luthern zu erlassen. In dieser Bulle wurden 41 Sätze aus Luthers Schriften als ketzerisch verdammt, das Verbrennen dieser Schriften anbefohlen, er selbst, wofern er binnen 60 Tagen nicht widerrufen würde, mit dem Banne bedroht, und allen deutschen Obrigkeiten anbefohlen, ihn und seine Anhänger gefangen zu nehmen und nach Rom zu senden. Zur Bekanntmachung und Vollziehung dieser päpstlichen Bulle kam Eck triumphierend nach Deutschland zurück, in der Hoffnung, Luthern ganz und gar zu vernichten. Doch betrog er sich. Zwar wurden an einigen Orten, als zu Köln, Mainz und Löwen, Luthers Schriften verbrannt; aber in Kursachsen und andern Orten durfte die Bannbulle gar nicht bekannt gemacht werden; das Volk zerriß sie, und in Leipzig wäre Eck beinahe tot geschlagen worden. Bei Luther aber war der letzte Rest von Ehrfurcht gegen die Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Papstes verschwunden; er schrieb sein Werk von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, nannte den Papst einen Antichrist, der die Wahrheiten der heiligen Schrift zu unterdrücken suchte, und rechtfertigte alle seine Behauptungen, die in jener Bulle als ketzerisch verdammt waren. Auch wiederholte er seine Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung und kündigte dem Papst allen Gehorsam auf. Durch einen öffentlichen Anschlag berief er die Studenten in Wittenberg zusammen und zog am 10. Dezember 1520, vormittags 9 Uhr, vor das Elsterthor, begleitet von einer Menge Doktoren und Studenten. Dort ward ein Scheiterhaufen errichtet und angezündet, und Luther warf eigenhändig die Schriften über das päpstliche Recht, die wider ihn erlassene Bulle und andere Schriften seiner Gegner ins Feuer, wobei er die biblischen Worte sprach: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“ Damit war der entscheidende Schritt gethan, durch welchen er sich auf immer von der katholischen Kirche trennte; an der Flamme des Scheiterhaufens sollte sich bald die Fackel eines furchtbaren Religionskrieges entzünden, der unser schönes, von Gott gesegnetes Vaterland in eine Einöde verwandelte, ohne die Kluft zu füllen, die bis auf den heutigen Tag noch die Katholiken von den Protestanten trennt.

Luther in Worms.

Kaiser Karl V. hatte auf das Jahr 1521 einen Reichstag ausgeschrieben, der in Worms gehalten werden sollte, und schrieb an den Kurfürsten, er möchte doch auch kommen und den Luther mitbringen, damit dessen Sache dort verhandelt werde. Der Kurfürst fragte bei Luther an, ob er wohl nach Worms gehen würde, wenn man ihn dahin entböte. „Wenn ich berufen werde,“ antwortete Luther, „so will ich auch gehen. Fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger, so wahr mich mein Herr Jesus stärket; denn ich kann keines ohne Gefahr der Gottseligkeit und vieler Seligkeit thun!“ Nun wurde ihm beim Kaiser sicheres Geleit ausgewirkt, und zugleich erhielt er die kaiserliche Citation, binnen 21 Tagen nach Worms zu kommen. Als er abreiste, umarmte er noch einmal seinen lieben Freund Melanchthon. „Komme ich nicht wieder,“ sprach er, „und morden mich

meine Feinde, so beschwöre ich dich, lieber Bruder, laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen für mich, weil ich nicht hier sein kann. Du kannst es ja noch viel besser machen. Daher ist auch nicht viel Schade um mich, bleibest du doch da. In dir hat der Herr einen noch viel gelehrteren Streiter."

In Begleitung des kaiserlichen Herolds Kaspar Sturm, ferner seines Bruders Jakob, seiner Freunde Justus Jonas, Nikolaus Amsdorf und des berühmten Rechtsgelehrten Hieronymus Schurf trat Luther am 2. April die Reise an. Er fuhr in einem Wagen, den ihm der wittenbergische Magistrat geschenkt hatte. Wo er unterwegs anhielt, lief meilenweit das Volk herbei, den Mann zu sehen, der so dreist dem Papste widersprochen hatte. Als er seinem geliebten Erfurt sich näherte, kam ihm ein langer Zug zwei Meilen weit zu Pferde und zu Fuß entgegen, und in der Stadt konnte der Wagen vor allem Gedränge kaum aus der Stelle. Auch ließ man ihm nicht eher Ruhe, bis er predigte — und unter welchem Zulauf geschah das! In Eisenach wurde er krank, doch erholte er sich bald wieder. Man warnte ihn, nicht weiter zu reisen, denn man werde ihn in Worms zu Pulver verbrennen. Aber mutig antwortete er: „Wenn gleich meine Feinde ein Feuer machen, das von Worms nach Wittenberg reicht, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und denselben allein walten lassen." In der Nähe von Worms kam ihm ein Bote von Spalatin, seinem Freunde und des Kurfürsten Geheimschreiber und Hofprediger, entgegen, er sollte doch ja nicht nach Worms kommen und sich in solche Gefahr begeben. Luther ließ aber zurücksagen: „Und wenn auch so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein!"

Am 16. April 1521 zog er in Worms ein. Vor seinem Wagen ritt der kaiserliche Herold einher; eine Menge von Reitern und Wagen, die ihn eingeholt hatten, schlossen sich an, und mehr als 2000 Menschen drängten ihm nach bis in sein Quartier. Schon am folgenden Morgen erschien der Reichsmarschall bei ihm und citierte ihn, nachmittags auf der Reichsversammlung zu erscheinen. Zur bestimmten Zeit holte er ihn selbst ab. Da gab es wieder einen großen Zusammenlauf! Auf der Straße standen die Menschen Kopf an Kopf; ja viele stiegen auf die Dächer, und alle Fenster waren dicht besetzt. Aber dieses Mal warteten die Leute vergebens; denn weil durch das Gedränge nicht durchzukommen war, mußte Luther durch Hinterhäuser und Gärten geführt werden. An der Thüre des großen Saales standen mehrere Ritter. Einer von ihnen, der berühmte Georg Frundsberg, klopfte ihn treuherzig auf die Schulter und sprach: „Möncklein, Möncklein! Du gehest jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Kriegsoberst in der schwersten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen!" Diese Worte stärkten Luthers Gemüt nicht wenig, denn etwas beklommen war ihm doch ums Herz, als er, der zurückgezogene Mönch, nun auftreten sollte vor Kaiser und Fürsten, um seine Meinung zu verteidigen. Jetzt öffneten sich die Saalthüren und Luther schritt

hinein. Da saß auf dem Throne Kaiser Karl V., obwohl erst 21 Jahre alt, doch sehr stattlich und würdevoll, in wahrhaft kaiserlicher Pracht, und in zwei langen Reihen vor ihm saßen die Fürsten, Herzöge und Grafen des deutschen Reiches. Alle schauten Luthern stark an, und mehr als 5000 Menschen, die in dem Saale und vor den Fenstern standen, sahen nur auf ihn allein. Man legte ihm seine Bücher vor, und der Reichsmarschall fragte ihn, ob er sie für die seinigen erkenne, und ob er widerrufen wolle? Die erste Frage bejahte er, aber wegen der zweiten bat er sich bis zum folgenden Tage Bedenkzeit aus, die ihm der Kaiser auch gewährte.

Erst als er den Saal hinter sich hatte, atmete er wieder frei. Das hatte er nun erfahren, daß es nichts Kleines sei, so vor Kaiser und Reich zu stehen und seine Meinung zu verfechten. Aber schnell gab ihm der Gedanke an den Beistand Gottes, für dessen Wort er hier zu reden habe, neue Kraft, und er freute sich, als er schon am folgenden Nachmittage um 4 Uhr wieder zur Versammlung abgerufen ward. Nachdem er zwei volle Stunden draußen hatte warten müssen, umringt von unzähligen Neugierigen, öffneten sich für ihn die Thüren und er trat ein. Schon brannten im Saal die Fackeln und Kerzen. „Allergnädigster Kaiser, gnädigste Kurfürsten, Fürsten und Herren!" hob er an, „ich erscheine gehorsam zu dem Termine, so mir gestern abend angesetzt ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Majestät und Gnaden wollen diese gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigst hören; und so ich aus Unverstand vielleicht einem jeglichen seinen gebührlichen Titel nicht geben, oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Gebärden erzeigen sollte, mir es gnädigst zu gut halten, als der ich nicht zu Hofe gewest, sondern immer im Kloster gesteckt bin und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich in dem, was ich bisher mit einfältigem Herzen gelehret und geschrieben, allein Gottes Ehre und der Gläubigen Christi Nutz und Seligkeit gesucht habe." Dann redete er von seinen Büchern und den darin enthaltenen Lehrsätzen, alles in deutscher Sprache. Da erinnerte man ihn, der Kaiser verstehe davon nicht viel; er solle doch das mit lateinischen Worten wiederholen. Das that er auch, ob er gleich sehr schwitzte und ihm wegen des Getümmels sehr heiß war. Nachdem er lange überaus bescheiden gesprochen hatte, fiel ihm ein vornehmer Geistlicher in die Rede und verlangte eine runde richtige Antwort, ob er widerrufen wolle oder nicht. „Weil denn," antwortete Luther, „kaiserliche Majestät, kur- und fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner, noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit klaren und hellen Gründen überwiesen werde, so kann und will ich nichts widerrufen, weil es nicht geraten ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Mit diesen kräftigen Worten trat Luther ab: aber er hatte nicht vergebens geredet. Das freudig und mutig abgelegte Bekenntnis der Wahrheit hatte ihm viele Herzen, auch unter den Fürsten, gewonnen. Der alte Erich, Herzog von Braunschweig, sonst ein großer Feind der Reformation, schickte

ihm eine silberne Kanne voll Eimbecker Bier, daß er sich damit erquicke. Luther fragte den Boten, welcher Fürst seiner so in Gnaden gedächte, und da er hörte, daß es Erich sei, und daß er selbst vorher von dem Biere getrunken, so fürchtete er keine Vergiftung, sondern trank beherzt daraus und sprach: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampfe." Erich vergaß dieser Worte nicht und erinnerte sich noch derselben auf seinem Sterbebette. Besonders aber hatte sich Friedrich der Weise über Luthers Freimütigkeit gefreut, und er äußerte noch denselben Abend gegen Spalatin: „Recht schön hat Doktor Martin geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs; er ist mir nur zu herzhaft gewest."

Noch einmal versuchte man, Luthern zum Widerruf zu bewegen; aber er antwortete: „Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie bald untergehen; ist sie aber aus Gott, so könnt ihr sie nicht dämpfen!" Nun erhielt er die Erlaubnis abzureisen und verließ Worms am 26. April; denn Kaiser Karl hielt ihm das versprochene sichere Geleit, so sehr auch der päpstliche Gesandte ihm zuredete, einem Ketzer brauche man kein Wort zu halten. Er antwortete dem Legaten mit Festigkeit: „Ich mag nicht erröten wie einst Sigismund!" Dagegen wurde Luther in die Reichsacht erklärt. Es hieß in dem Beschlusse, Luther habe nicht als Mensch, sondern als der böse Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutte vieler Menschen lange Zeit verborgen gebliebene, verdammte Ketzerei in eine stinkende Pfütze gesammelt und selbst etliche Ketzereien von neuem erdacht. Darum solle vom 14. Mai an niemand diesen Luther hausen, höfen, ätzen, tränken, und seine Bücher solle niemand kaufen, verkaufen, lesen, behalten, abschreiben, drucken und abschreiben und drucken lassen — u. s. f. Diese Verordnung wurde auch das Wormser Edikt genannt.

Zwar fehlte es dem Kaiser an Zeit und Macht, dieses Edikt in Ausführung zu bringen, aber doch war die Gefahr, in welche Luther geriet, groß und dringend. Kurfürst Friedrich der Weise beschloß daher, ihn seinen Verfolgern wenigstens eine Zeit lang zu entziehen. Demnach geschah es, als Luther auf der Rückreise nicht weit von Eisenach, in der Nähe des Schlosses Altenstein war, daß der Wartburger Amtshauptmann, Hans von Berlepsch, und dessen Freund, Burkhard von Hund, Herr zu Altenstein, mit zwei Knechten aus dem Walde sprengten und mit verstellter Gewalt Luthers Wagen angriffen. Sein Bruder Jakob, der neben ihm saß, sprang beim Anblick der Reiter, ohne Abschied zu nehmen, aus dem Wagen und lief in größter Angst nach Waltershausen. Luther selbst wurde aus dem Wagen gerissen und in den nahen Wald geführt, daselbst umgekleidet, auf ein Pferd gesetzt und um Mitternacht auf das Schloß **Wartburg** gebracht. Hier nannte man ihn Junker Görge und behandelte ihn als einen Staatsgefangenen; aber so gut, daß selbst der Kellermeister sich darob verwunderte.

Luther auf der Wartburg.

Nur die vertrautesten Freunde, wie Melanchthon und Spalatin, wußten, wohin Luther gekommen war; unter dem Volke verbreitete man die Sage,

der Teufel habe ihn geholt. Aber bald zeigte er, daß er noch lebe und vom Geiste Gottes beseelt sei. Aus seiner Zurückgezogenheit schrieb er gegen den Ablaß, den der Erzbischof von Mainz aufs neue in Halle predigen ließ, und er bewirkte, daß dem Unfug Einhalt geschah; dort fing er seine Kirchenpostille und faßliche Erklärung der Sonntagsevangelien an. Sobald eine neue Schrift des Gottesmannes erschien, merkten wohl seine Freunde und Feinde, daß Luther noch am Leben sei, aber den Ort konnten sie nicht erfahren. Das Allerwichtigste aber, was der Reformator auf der Wartburg arbeitete, war seine vortreffliche Übersetzung der Bibel, die voll Kraft des heiligen Geistes das beste Rüstzeug für Ausbreitung der neuen Lehre wurde, und die für alle Zeiten ein Heiligtum des deutschen Volkes bleiben wird. Da Luther so angestrengt arbeitete, verfiel er zuweilen in Schwermut und wähnte dann, der Teufel verfolge ihn, um sein Werk wieder zu zerstören. Einst, heißt es, glaubte er sogar den Teufel an der Wand zu sehen, aber herzhaft warf er das Tintenfaß nach ihm.

Indessen ereignete sich manches Denkwürdige in Wittenberg, wie im übrigen Deutschland. Schon in demselben Jahre (1521) wagte ein sächsischer Geistlicher, sich zu verheiraten. Viele Mönche traten öffentlich zu Luthers Lehre über, besonders die Augustiner in Sachsen. Die Messe wurde in deutscher Sprache gehalten, die Hostie nicht mehr emporgehoben und angebetet und das Abendmahl jedem, der es wünschte, in beiderlei Gestalt gereicht, wie es der Heiland vorgeschrieben. Aber wie leicht das rechte Maß überschritten und die Reform zur Revolution (Umsturz) wird, zeigte sich auch hier. Doktor Karlstadt, Luthers Freund und Amtsgenosse, ein ungestümer, schwärmerischer Eiferer, stürmte mit seinen Anhängern die Kirchen, vertrieb die katholischen Geistlichen und vernichtete die Bilder der Heiligen. Andere Schwärmer schafften die Kindertaufe ab. Luther vernahm das mit dem tiefsten Unwillen. Denn wie feurig und reizbar auch sein Gemüt war, so war ihm doch solches stürmische Gebaren ein Greuel. Nicht länger mochte er auf der Wartburg bleiben, obgleich sein Kurfürst dieses wünschte; denn wo es dem christlichen Glauben galt, fragte er nicht nach der Gunst seines Herrn, wie hoch er auch sonst ihn verehrte. Auf der Stelle reiste er nach Wittenberg ab und predigte allda acht Tage lang gegen den Unfug der neuen Propheten.

Thomas Münzer. Johann von Leyden.

Die Bauern hatten es damals in Deutschland sehr schlimm. Sie waren zwar nicht eigentlich Leibeigene, mußten aber harten Frondienst leisten, d. h. für ihre Gutsherren mehrere Tage in der Woche arbeiten; auch wurden sie zugleich vom Landesherrn und Gutsbesitzer mit schweren Abgaben belastet. Sie hatten schon einigemal versucht, das Joch abzuschütteln, aber man hatte sie jedesmal mit Härte wieder unterworfen. Nun erfolgte die Reformation. Luther predigte von der christlichen Freiheit und meinte, man solle die Christen nicht zum Glauben zwingen und ihrem Gewissen Gewalt anthun; aber die Bauern verstanden unter dieser christlichen Freiheit die Befreiung

von Abgaben und Frondienst. Sie scharten sich zusammen, um ihren Herren den Gehorsam zu kündigen.

Anfangs verfuhren die Bauern noch glimpflich; sie setzten zwölf Punkte ihrer Beschwerden auf und schickten sie nach Wittenberg, damit Luther und Melanchthon ihr Urteil darüber abgeben möchten. Luther fand nun freilich mehrere ihrer Beschwerden gegründet, aber er riet zur Unterwerfung. „Vergesset nicht," schrieb er, „daß in der heiligen Schrift stehet: die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!" Zugleich ermahnte er die Herren zur Mäßigung und Nachsicht. Aber damit war beiden Teilen schlecht gedient. In Franken, Schwaben, Thüringen — überall brach die Empörung aus, überall zogen zahlreiche Bauernscharen aus, um das Land zu plündern und zu verwüsten. Klöster und Kirchen wurden ebensowenig verschont, als die Burgen und Schlösser. Jeder Ritter oder Adelige, welcher den wütenden Bauern in die Hände fiel, wurde gespießt oder enthauptet; nicht anders verfuhren aber auch die Herren. Luther, da er sah, daß er mit sanften Worten nichts mehr ausrichtete, erließ eine harte Streitschrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern", und da diese auf keine vernünftige Vorstellung mehr hören wollten, sagte er, „man solle sie wie tolle Hunde tot schlagen".

In Thüringen brach auch die Empörung aus; an deren Spitze stellte sich Thomas Münzer, ein Schüler Luthers. Dieser höchst schwärmerische Mann, der früher Weltpriester zu Zwickau gewesen, aber wegen seiner aufrührerischen Reden von dort vertrieben worden war, rühmte sich besonderer Offenbarungen Gottes, durch welche ihm das Wesen christlicher Freiheit weit klarer geworden sei, als Luther sie kenne und lehre. Nach diesen vermeintlichen Offenbarungen sollte jetzt ein ganz neues christliches Reich gestiftet werden, in welchem völlige Gleichheit herrschen und alle Güter gemeinschaftlich sein müßten. „In diesem Reiche," sagte Münzer, „bedarf es nicht der Fürsten und Obrigkeiten, nicht des Adels und der Geistlichkeit; im Christentum soll kein Unterschied sein zwischen reich und arm!" Zu dieser bewegten Zeit, wo jede neue Lehre hastig aufgegriffen wurde, verschafften sich die Lehrsätze Münzers leicht Eingang bei dem gemeinen Volk, und den Armen zumal dünkte es sehr einladend, mit den Reichen fortan teilen zu können und des lästigen Arbeitens überhoben zu sein. Vorzüglich waren es die Bauern, die sich zu diesem neuen Propheten retteten. Unter seiner Anführung zogen sie von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und verwüsteten und zerstörten alles mit Feuer und Schwert.

Die Not war groß; doch die Fürsten rüsteten sich, der Empörung Einhalt zu thun. Sie ließen ihr Heer gegen Frankenhausen aufbrechen, wo die Bauern auf einem Berge ihr Feldlager aufgeschlagen und mit einer Wagenburg befestigt hatten. Um nichts unversucht zu lassen, schickten die Fürsten einen Edelknaben an sie ab, der ihnen Gnade anbieten sollte, wenn sie friedlich auseinander gingen und die Rädelsführer auslieferten. Da erschrak Münzer über die Gefahr, in welcher er schwebte, hielt eine feurige Rede an die Bauern, die er damit schloß, es möchte sich nur keiner fürchten vor den Kugeln der Feinde, die würde er alle mit seinem Ärmel auffangen, und wer

in der vordersten Reihe niedergeschossen würde, der stünde in der hintersten wieder auf. Ihm sehr zu gelegener Zeit entstand gerade ein Regenbogen am Himmel. „Seht!“ schrie er, „das Zeichen des Bundes, welchen Gott mit uns macht! Dieser Bogen ist der Bürge unseres Sieges und des Unterganges unserer Feinde. Also zum Kampf und Sieg!“ Noch standen die Bauern unschlüssig da, sahen ihn an und seinen Ärmel; da ließ er den Abgesandten in Stücke hauen, um so den Weg zu einem gütlichen Vergleiche abzuschneiden. Nun griffen die Bauern zu ihren Sensen, Piken und Schwertern und erwarteten ihre Feinde. Diese ließen auch nicht lange auf sich warten. Die Kugeln sausten, die Reiter sprengten heran, und wie Spreu stob das Bauernheer auseinander. Die armen verblendeten Leute sahen sich nach Münzer um; aber der hatte beim ersten Kanonenschuß die Flucht ergriffen und sich in Frankenhausen auf einem Heuboden versteckt. Die Bauern fielen nieder und baten um Gnade. Aber nun war es zu spät; fünftausend wurden erschlagen, viele niedergeritten, die Gefangenen samt dem Rädelsführer Münzer enthauptet.

* *
*

Von Münzers Anhängern waren einige entkommen und hatten sich nach Holland gewendet, wo sie Anhänger fanden. Diese Leute kamen auf den Einfall, alle, die zu ihnen gehörten, noch einmal zu taufen, weil die Kindertaufe keine wahre Taufe sei, da ja die Kinder nichts davon verständen und auch in der heiligen Schrift nichts davon angeordnet sei. So bildete sich die Sekte der Wiedertäufer. Einige derselben kamen nach Westfalen und ließen sich in der Stadt Münster nieder. Die Verworfensten dieser Wiedertäufer waren Johann Bockold, gewöhnlich Johann von Leyden genannt, und Johann Matthiesen, ein Bäcker aus Haarlem. Diese verbanden sich mit einem Prediger der Stadt, Namens Rottmann, der ein unwürdiger Schüler Luthers war und viele Bürger für seine Neuerungen gewann. Vergebens ermahnte und drohete der Bischof — er mußte Münster verlassen; vergebens versuchte der Magistrat dem Unwesen Einhalt zu thun, man jagte ihn fort. Heinrich Rulle, ein Mönch aus Haarlem, rannte wie besessen durch die Stadt und schrie unaufhörlich: „Thut Buße und lasset euch taufen, denn der Tag des Herrn ist nahe!“ Dasselbe Geschrei wiederholten am Nachmittage Johann von Leyden und Bernhard Knipperdolling, ein Tuchhändler aus Münster. Nachdem sich die Rotte des Zeughauses bemächtigt hatte, luden Rottmann und Knipperdolling die Bauern ein, sie möchten nur ihre Arbeit sein lassen und in die Stadt kommen, da würden sie ein besseres Leben finden. Sie lehrten, wie Münzer, eine allgemeine Gütergemeinschaft; die Reichen mußten alles hergeben und verließen je eher je lieber die Stadt, die nun den Armen und Wiedertäufern allein überlassen blieb. Matthiesen befahl, daß jeder sein Gold, Silber und übriges Eigentum in ein bestimmtes Haus bringen sollte; es geschah. Dann wurden alle Bücher verbrannt, ausgenommen die Bibel.

Indessen rückte der Bischof von Münster mit einem Heere herbei, die

Stadt zu belagern. Da erschien der Bäcker Matthiesen auf dem Markte, suchte sich dreißig Männer aus und rief: „Gott hat mir offenbart, daß ich mit diesen Leuten allein das ganze Heer des Bischofs in die Flucht schlagen werde!" Wirklich zog der Tollkopf aus, und alle waren neugierig, wie es ihm ergehen würde. Aber er wurde gleich vom ersten Soldaten niedergestochen. Da trat der Schneider Bockold auf und sprach, das habe er längst gewußt, denn er sei bestimmt, des Bäckers Witwe zu heiraten und auch als Bürgermeister an Matthiesens Stelle zu treten. Nun wurde der Schneider Bürgermeister, aber diese Würde verrückte ihm vollends den Kopf. Auf sein Geheiß mußte ein Goldschmied dem Volke bekannt machen: „Gott hat mir offenbart, daß Bockold ein König ist, dazu bestimmt, den ganzen Erdkreis zu beherrschen und alle Fürsten tot zu schlagen." Da fiel Bockold auf seine Kniee und rief: „Meine Brüder! das hat mir Gott schon vor längerer Zeit offenbart, aber ich wollte warten, bis ein anderer es euch verkündigte." Nun ließ sich Bockold eine goldene Krone, ein Scepter und ein breites Schwert machen; auf dem Markte ließ er sich einen Thron errichten und erteilte dort Audienz, und wenn er über die Straße schritt, trug er einen scharlachroten Mantel mit einer langen Schleppe, die ihm von Edelknaben nachgetragen werden mußte. Er erlaubte seinen Anhängern, so viel Weiber zu nehmen, als sie nur wollten; er selbst brachte es auf vierzehn. Eine dieser Frauen enthauptete er auf dem Markte mit eigener Hand, weil sie ihm Vorstellungen über all den Unsinn machte, dann tanzte er mit den übrigen um den blutigen Leichnam herum. Endlich schickte er 28 Apostel aus in die nächsten Städte; das Reich Christi, wie er sagte, sollte nun aufgerichtet werden. Doch nun sollte dem Unwesen ein Ende gemacht werden. Der Bischof schloß die Stadt immer enger ein, und die Hungersnot nahm so überhand, daß viele verhungerten, andere wie Schatten umherwankten. Und doch durfte keiner sich unterstehen, von Übergabe zu sprechen. Da flohen zwei Bürger aus der Stadt und zeigten dem Bischof einen geheimen Eingang. In einer stürmischen Nacht drangen 400 feindliche Krieger durch den Graben auf den Wall, und nun begann ein furchtbares Gemetzel, das bis in den hellen Tag hinein fortdauerte. Wer fliehen konnte, der floh oder versteckte sich in Kellern, wüsten Klöstern und andern Schlupfwinkeln. Der König verkroch sich auf den höchsten Boden des Ägidii-Turmes; er wurde aber von einem Knaben verraten und in Fesseln geschlagen. Nicht besser erging es seinen beiden Ministern, Krechting und Knipperdolling. Rottmann aber stürzte sich, um den Bischöflichen nicht lebendig in die Hände zu fallen, mit dem Schwerte in der Faust in die dichtesten Haufen der Feinde und fiel, ritterlich kämpfend, ehrenvoller, als er gelebt hatte. Bockold, Krechting und Knipperdolling wurden in eiserne Käfige gesperrt, wie seltene Tiere im Lande umhergeführt, dann aber in Münster grausam hingerichtet. Die Käfige mit den Leichnamen hing man am Lampertus-Turme auf (1532).

Fortgang der Reformation.

Durch alle Händel, Verirrungen und Ausschweifungen, die um diese Zeit entstanden, ließ sich der wackere Luther doch keineswegs aufhalten, die

gute Sache zu fördern. Im Jahre 1523 schrieb er eine neue Ordnung des Gottesdienstes, die auch bald in Wittenberg Eingang fand; dann besorgte er, in Verbindung mit dem Kapellmeister Johann Walther, das erste evangelische Gesangbuch, wozu er selber kräftige Lieder und Gesangweisen lieferte. Im Jahre 1524 verließ er das Kloster und legte die Mönchskutte ab, und im folgenden Jahre verheiratete er sich mit einem zwar armen, aber an Tugend reichen Fräulein, Katharina von Bora, die vorher Nonne im Cisterzienser-Kloster zu Nimptschen bei Grimma gewesen war. Späterhin reiste Luther mit seinem Freunde Melanchthon in Sachsen umher, um zu untersuchen, wie die Prediger und Schullehrer beschaffen wären. Da fanden sie eine erstaunliche Unwissenheit, und das konnte nicht wohl anders sein, da gute Schulen die größte Seltenheit waren. Das bewog Luthern, seinen großen und kleinen Katechismus zu schreiben, damit die Pfarrherren und Lehrer doch einen Leitfaden hätten, nach welchem sie das Volk und die Jugend unterrichten könnten. Dazu forderte Luther die Ratsherren aller Städte Deutschlands auf, für die Verbesserung des Jugendunterrichts zu sorgen, und ermahnte die Fürsten, die eingezogenen Kirchengüter zu diesem löblichen Zwecke zu benutzen. Und nicht bloß in Kursachsen wurde um diese Zeit nach Luthers Sinn und Lehre die Reformation eingeführt, sondern auch in vielen andern Gegenden Deutschlands, ja auch in Preußen, Schweden, Dänemark.

Unstreitig wurde die Reformation dadurch sehr begünstigt, daß Kaiser Karl V. sich nur selten einmal in Deutschland sehen ließ und überhaupt viele andere Dinge im Kopfe hatte, die ihm weit mehr am Herzen lagen, als die Zänkereien der Deutschen. Seitdem er mit König Franz I. von Frankreich, einem jungen ritterlichen Fürsten, zugleich auf der Kaiserwahl gewesen war, haßten sich beide mächtige Monarchen. Sie haben vier erbitterte Kriege miteinander geführt, besonders wegen der Oberherrschaft in der Lombardei. Diese Kämpfe hielten Karl von Deutschland fern, und nie hat dieser sonst so große Kaiser den Charakter der Deutschen recht kennen gelernt. Nur wenn einmal der Lärm in Deutschland zu arg wurde, oder wenn er Geld brauchte, schrieb er einen Reichstag aus. So ließ er im Jahre 1529 einen Reichstag in Speyer halten, wo abermals der Streit zwischen den Katholischen und Lutheranern vorgenommen wurde. Nach langem Hin- und Herreden gaben die Katholiken so weit nach, daß die Lutherischen fürs erste freie Religionsübung behalten sollten, wenn sie die Messe beibehielten und allen Neuerungen entsagten. Dagegen protestierten aber die Lutherischen und erhielten seitdem den Namen „Protestanten".

Noch wichtiger war 1530 der Reichstag in Augsburg, dem der Kaiser selbst beiwohnte. Auf Anraten des Kurfürsten von Sachsen hatte der gelehrte und sanfte Melanchthon eine Schrift aufgesetzt, in welcher die Lehrsätze der neuen Kirche enthalten waren. Diese Arbeit war ein wirkliches Meisterstück; jedes Wort war sorgfältig abgewogen, und so klar die Glaubenslehren der Protestanten dargelegt waren, so schonend war über die Irrtümer der Katholiken hinweggegangen. Diese Augsburger Konfession, wie man die Urkunde nannte, wurde öffentlich vorgelesen und dann dem Kaiser

überreicht, welcher darauf erwiderte, er wolle diesen trefflichen Handel mit allem Fleiße erwägen und dann seine Entschließung bekannt machen. Er übergab nun die Schrift einer Gesellschaft von katholischen Geistlichen, unter denen auch Eck mit seinen Genossen war. Diese faßten nun eine Gegenschrift ab, aber in so heftigen, unschicklichen Ausdrücken, daß selbst der Kaiser sie mit Unwillen zurückwies und eine andere aufzusetzen befahl. Diese wurde nun den Protestanten übergeben, und der Kaiser bedrohte sie mit seiner Ungnade, wenn sie noch ferneren Widerspruch dagegen erheben würden. Wie wäre aber ein Vertrag zwischen beiden Parteien noch möglich gewesen, da beide so himmelweit von einander abwichen? Es blieb jeder hartnäckig bei seiner Meinung. Die Fürsten aber fuhren fort, in ihren Ländern die Reformation zu verbreiten. Luther war nicht mit in Augsburg gewesen, denn der Kurfürst von Sachsen hielt es nicht für rätlich, den Geächteten und Gebannten solcher Gefahr auszusetzen; aber über alle Angelegenheiten hatte man ihn zuvor befragt, und ohne seine Zustimmung war nichts von seiten der Protestanten ausgeführt worden.

Luthers Ende.

Die protestantischen Fürsten, Johann der Standhafte (Sohn Friedrichs des Weisen) von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen an der Spitze, schlossen in Verbindung mit 11 Städten zu Schmalkalden einen Bund, daß sie treulich wollten zusammenhalten, wenn die Katholischen sie mit Gewalt der Waffen zwingen wollten, von ihrem Glauben abzulassen. Solches geschah im Jahre 1531. Luther war auch bei dieser Versammlung; aber so streitlustig er auch war, so verabscheute er doch den Krieg, weshalb er oftmals äußerte, daß er lieber einen zehnfachen Tod erdulden, als durch seine Lehre einen Krieg entzünden wollte. Seiner Meinung nach sollte man alle Sachen der Religion Gott anheimstellen, der werde eher und besser für sie sorgen, als irgend eine bewaffnete Macht. Wirklich kam es auch, so lange er lebte, nicht zum Kriege. Dagegen hatte er in seinen letzten Lebenstagen viel andere Kümmernisse zu tragen. Nicht bloß krankhafte Zufälle ergriffen ihn, als Schwindel, Ohrenbrausen, Steinschmerzen — Folgen seiner übergroßen Anstrengung! — er sah auch sein Ansehen auf der Universität Wittenberg hier und da angetastet, und in seiner großen Reizbarkeit wurde der sonst so heitere und lebensfrohe Mann finster und verschlossen. So von innen und außen bestürmt, verließ er in einer Aufwallung seines Unmutes (im Mai 1545) Wittenberg und begab sich auf das ihm vom Kurfürsten geschenkte Landgut Zeilsdorf bei Borna. Allein die Bitten der Wittenberger und die Ermunterungen Johanns des Standhaften bewogen ihn doch, wieder zurückzukehren. Er kam im August desselben Jahres wieder nach Wittenberg, doch mit dem Flehen zu Gott, daß er bald abgerufen werden möchte. Und sein Flehen ward erhört. Was hätte auch die Vorsehung dem Lebensmüden nach so vielen unsterblichen Thaten Schöneres geben können, als einen sanften Tod?

Kurz nach seiner Rückkehr baten ihn die Grafen von Mansfeld, nach

Eisleben zu kommen, um eine Streitigkeit, die unter ihnen entstanden war, zu schlichten und beizulegen. Mit Bewilligung seines Kurfürsten machte er sich mitten im Winter auf die Reise, begleitet von drei Söhnen und seinem alten Diener Ambrosius Rutfeld. Als er nach Halle kam, mußte er drei Tage lang bei seinem Freunde, dem Oberprediger Justus Jonas, bleiben, weil die Saale ausgetreten war, und nicht ohne Lebensgefahr setzte er endlich auf einem Kahne über. So kam er am 28. Januar 1546 nach Eisleben, wo ihn die Grafen mit vielen Reitern feierlichst einholten. Beim Anblick seiner geliebten Vaterstadt ward sein Herz mächtig ergriffen; aber eine Erkältung hatte ihm bereits Brustbeklemmungen und Ohnmachten verursacht. Gleichwohl war er unermüdet thätig; er arbeitete an dem ihm aufgetragenen Friedenswerk, prüfte und billigte eine ihm vorgelegte Kirchenordnung, weihte zwei Prediger ein und predigte selber viermal, zuletzt am 14. Februar. Am 17. Februar fühlte er sich aufs neue krank und schwach; er mochte daher den Friedensunterhandlungen nicht beiwohnen, sondern blieb auf seiner Stube, legte sich aufs Ruhebette, ging dann wieder herum, betete öfters und unterhielt sich darauf mit seinen Freunden. Todesgedanken stiegen in ihm auf, und bedenklich sprach er die Worte: „Ich bin hier in Eisleben geboren, wie, wenn ich auch hier sterben sollte?“ Aber er blieb sehr heiter beim Vorgefühl seines Todes. Abends ging er in das Speisezimmer zu seiner gewöhnlichen Tischgesellschaft. Bei Tische sprach er viel von der Kürze des Lebens, von der Hoffnung der Ewigkeit und dem dereinstigen Wiedersehen. Nach dem Abendessen kehrte er in sein Zimmer zurück. Da befielen ihn die heftigsten Brustbeklemmungen, bis er während des Reibens mit warmen Tüchern ein wenig einschlummerte. Um 10 Uhr erwachte er wieder und ließ sich in seine Schlafkammer führen. Indem er sich hier in das gewärmte Bett legte, reichte er seinen anwesenden Söhnen und Freunden die Hand und sprach: „Betet zu unserm Herr Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohlgehe, denn das Konzilium zu Trident und der leidige Papst zürnet hart mit ihm!“ So beschäftigte ihn noch in seiner Todesstunde der Gedanke an das große Werk seines Lebens! Schwer atmend schlief er ein, doch um 1 Uhr erwachte er wieder, von Brustbeklemmungen gequält. Er ging in seine Stube zurück und in derselben einigemal auf und ab; dann legte er sich aufs Ruhebett, klagend, daß es ihn auf der Brust hart drücke. Nun wurden Ärzte herbeigeholt; auch Graf Albrecht von Mansfeld und dessen Gemahlin erschienen und brachten stärkende Tropfen, mit denen sie ihm die Pulsadern bestrichen. Doch alle Hilfe war vergebens! Immer heftiger wurden die Brustbeklemmungen. Seine Freunde suchten ihn zu trösten; weil er schwitze, werde Gott Gnade zu seiner Besserung geben. Er aber antwortete: „Es ist ein kalter Todesschweiß, ich werde meinen Geist aufgeben, denn die Krankheit mehrt sich.“ Dann fuhr er fort: „O mein himmlischer Vater, Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum geoffenbart hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt, den ich geliebt und gelobt habe. Ich bitte dich, mein Herr Jesu Christ, laß dir meine Seele befohlen sein.

O himmlischer Vater, obschon ich diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß: so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleiben und aus deinen Händen mich niemand reißen kann." — Man reichte ihm Arzneien; dann betete er dreimal hinter einander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du getreuer Gott." Jetzt wurde er still; man rieb und rüttelte ihn, aber er schlug kein Auge auf. Da rief ihm Doktor Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater! Wollt ihr auf die Lehre Jesu, wie Ihr sie gepredigt habt, auch sterben?" Er antwortete mit einem vernehmlichen Ja, legte sich dann auf die rechte Seite und starb so ruhig und sanft, daß die Umstehenden noch lange glaubten, er schlummere. Es war in der Nacht zwischen 2 und 3 Uhr, am 18. Februar 1546, als der große Mann verschied.

Ungemein groß war das Wehklagen bei der Nachricht von Luthers Tode. Viele Tausende hatten ihn als Vater geliebt, als Ratgeber geehrt und mit wahrer Ehrfurcht aufgeschaut zu ihm, dem freimütigen, unerschütterlichen und gottesfürchtigen Lehrer. Scharenweis strömte daher alt und jung zu seiner Leiche; auch sämtliche Grafen von Mansfeld, der Fürst Wolf zu Anhalt, der Graf Heinrich zu Schwarzburg und viele Edelleute kamen, um dem Toten das Opfer ihrer Liebe und Trauer zu bringen. Am 19. Februar trug man die Leiche in die Andreaskirche zu Eisleben, wo Doktor Jonas unter vielen Thränen die Leichenpredigt hielt. Aber der Kurfürst Johann Friedrich (Nachfolger Johanns des Standhaften) wollte nicht, daß Luther in Eisleben begraben würde. Innigst betrübt über dessen Tod, schrieb er an die Grafen von Mansfeld, er hätte gewünscht, daß sie den alten Mann mit ihren Händeln verschont hätten; nun, da er tot sei, solle sein Körper in der Schloßkirche zu Wittenberg bestattet werden. Demnach ward am 20. Februar die Leiche von Eisleben abgeführt, begleitet von den Grafen von Mansfeld und deren Hofstaat, vom Adel der umliegenden Gegend und einer zahllosen Menge von Bürgern und Bauern. Auf dem ganzen Wege von Eisleben nach Wittenberg läuteten überall die Glocken; von Ort zu Ort strömten Menschen herbei, und das Gedränge war oft so groß, daß der Leichenzug still halten mußte. Am 22. Februar traf derselbe in Wittenberg ein. Die ganze Universität, der Rat und die Bürgerschaft waren ihm entgegen gegangen, auch viele ehrbare Frauen und Mädchen. Darauf wurde die Leiche in die Schloßkirche gebracht, und als sie in die Gruft vor dem Altare hinabgelassen ward, blieb kein Auge thränenleer. So ward noch im Tode der Gottesmann geehrt, der uns Deutsche erlöst hat von dem Ceremonieendienst und Lippenwerk und uns den Weg gezeigt, wie wir Gott verehren und anbeten sollen im Geist und in der Wahrheit.

Luther im häuslichen Leben.*)

Freigebig war Luther, wie selten ein Reicher; freilich schützte er, während er allerwegen die Not seiner Nächsten zu lindern beflissen war, seine

*) Nach Fr. Bäßler.

eigene Familie allzuwenig vor einer sorgenvollen Zukunft. Als ihn einer seiner Freunde erinnerte, er möchte doch zum Besten seiner Familie ein kleines Vermögen sammeln, gab er zur Antwort: „Das werde ich nicht thun, denn sonst verlassen sie sich nicht auf Gott und ihre Hände, sondern auf ihr Gold."

Notleidenden gab Luther, so lange er noch etwas hatte, ja auch noch, wenn er nichts mehr hatte, wie folgende Beispiele beweisen werden. Einst kam ein Mann, der sich in Geldnot befand, auf Luthers Studierzimmer und bat ihn um eine Unterstützung. Luthern gebrach es damals — und das mochte öfters der Fall sein — ebenfalls an Geld. Da er aber doch gern helfen mochte, besann er sich, holte das Patengeld eines jüngst geborenen Kindes und gab es dem Bittenden. Die Wöchnerin, welche davon nichts wußte, merkte es doch bald an der Leere der Sparbüchse und war etwas ungehalten über die unbedachte Großmut ihres Mannes. Luther aber entgegnete ihr: „Laß es gut sein, Gott ist reich, er wird anderes bescheren."

Ein andermal kam ein armer Student zu ihm, welcher nach Vollendung seiner Studien Wittenberg verlassen wollte, und bat Luthern um ein Reisegeld. Da aber Luther selbst ohne Geld war und vergebens bei seiner Frau darum angefragt hatte, so war die Verlegenheit des Gebetenen fast größer, als die des Bittenden. Plötzlich fiel Luthers umhersuchender Blick auf den schönen vergoldeten Becher von Silber, den er vor kurzem vom Kurfürsten zum Geschenk erhalten hatte; er lief herzu, faßte das Kleinod und reichte es dem Studiosen. Dieser war darüber bestürzt und wollte nicht zugreifen, und Katharina schien durch den Entschluß ihres Mannes nicht eben angenehm überrascht. Da das der Doktor sahe, machte er den Überraschungen schnell ein Ende, drückte den Becher mit Kraft zusammen und sprach: „Ich brauche keinen silbernen Becher. Da nimm ihn, trag ihn zum Goldschmied, und was er dir giebt, das behalte!"

War in Luthers Hause das Mittagsmahl mit sinnreichen Reden gewürzt, so verschönte den Abend meistens Musik und Gesang. Einer unserer neueren Dichter hat den Ausspruch gethan:

> Wo man singt, da laß dich ruhig nieder;
> Böse Menschen haben keine Lieder.

Wer am Abend vor Luthers Hause vorüberging, der konnte es deutlich und mit andächtiger Freude hören, daß darinnen gute Menschen wohnten. Luther selbst begleitete den Gesang mit Flötenspiel oder mit der Laute. „Musik" — pflegte er zu sagen — „ist das beste Labsal eines betrübten Menschen, dadurch das Herz wieder zufrieden, erquickt und erfrischt wird; sie verjaget den Geist der Traurigkeit, wie man an König Saul sieht. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht feine und geschickte Leute."

Luther war ein eben so liebherziger als verständiger Vater seiner Kinder. Einst brachte ihm die Muhme seiner Kinder eins auf dem Arme entgegen, da segnete er es und sprach: „Gehe hin und bis fromm; Geld will ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott will ich dir lassen, der dich nicht verlassen wird. Bis nur fromm, da helfe dir Gott zu! Amen!"

Seine überaus große Zärtlichkeit gegen seine Kinder hinderte ihn jedoch

nicht, sie in guter Zucht zu halten. Als sein zwölfjähriger Sohn sich eines Vergehens schuldig gemacht hatte, ließ er ihn drei Tage nicht vor sich und nahm ihn nicht eher wieder zu Gnaden an, bis er ihm schrieb, sich demütigte und Abbitte that. Bei dieser Gelegenheit, als die Mutter, Dr. Jonas und Dr. Teutleben für ihn baten, sprach Luther: „Ich wollt lieber einen toten, als einen ungezogenen Sohn haben."

Im Jahre 1542 erkrankte seine innig geliebte vierzehnjährige Tochter Magdalena, ein anmutiges Jungfräulein von trefflichem Gemüt und hellen Geistesgaben. Die Krankheit ließ sich sehr schlimm an. Luther wich kaum noch vom Bette der Tochter. „Ich habe sie sehr lieb" — seufzte er — „aber lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahin nehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen." Darauf wandte er sich zur Kranken: „Magdalenichen, mein Töchterlein, du bliebest gern hier bei deinem Vater und zeuchst auch gerne zu jenem Vater?" Die Tochter erwiderte: „Ja, herzer Vater, wie Gott will." Da sagte Luther: „Du liebes Töchterlein, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach;" und wandte sich herum und sprach: „Ich hab' sie ja sehr lieb; ist das Fleisch so stark, was wird der Geist sein?"

Da nun Luthers Hausfrau sehr traurig war, laut weinte und jammerte, sprach er zu ihr: „Liebe Käthe, bedenk doch, wo sie hin kommt, sie kommt ja wohl!" In der Nacht vor Magdalenens Tode hatte Katharina einen Traum; es deuchte sie, zween schöne junge geschmückte Gesellen kämen und wollten ihre Tochter zur Hochzeit führen. Als nun Philippus Melanchthon ins Kloster kam, zu fragen, was ihre Tochter machte, da hat sie ihm den Traum erzählt. Aber er war darüber erschrocken und hat zu den anderen gesagt: „Die jungen Gesellen sind die lieben Engel, die werden kommen und diese Jungfrau in das Himmelreich, in die rechte Hochzeit führen." An demselben Tage starb sie.

Als nun Magdalenchen in den letzten Zügen lag, fiel der Vater vor dem Bette auf seine Kniee, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott wolle erlösen. Da verschied sie und entschlief in ihres Vaters Händen, denn die Mutter war wohl auch in derselben Kammer, aber weiter vom Bette abseits, um ihrer großen Traurigkeit willen und weil sie, wie Hagar, ihres Kindes Sterben nicht sehen wollte. Und als die Tochter im Sarge ruhte, sprach Luther: „Du liebes Lenchen, wie wohl ist dir geschehen. Du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern, ja wie eine Sonne. Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleische bin ich sehr traurig. Das Fleisch will nicht heran, das Scheiden vexieret einen über die Maßen. Wunderlich ist es, zu wissen, daß sie im Frieden und ihr wohl ist und doch noch so traurig sein." Und da das Volk kam, die Leiche zu bestatten und sie den Doktor nach dem Gebrauch anredeten und sprachen, es wäre ihnen seine Betrübnis leid, sprach er: „Es soll euch lieb sein; ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen! O hätten wir einen solchen Tod! Einen solchen Tod wollte ich auf der Stelle annehmen."

2. Philipp Melanchthon (geb. 1497, gest. 1560).

Der treue Freund und Gehilfe Luthers in dem großen Werke der Reformation wurde am 16. Februar 1497 in Bretten geboren, einem Städtchen in der Unterpfalz. Hier wohnte in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein wackerer Amtmann, Namens Reuter, dessen Tochter Barbara an einen eben so braven Mann, den Waffenschmied und Stückgießer Georg Schwarzerd, verheiratet war. Beide Familien lebten in herzlicher Freundschaft mit einander, und besonders herrschte unter den jungen Eheleuten diejenige liebevolle Eintracht, welche nie verfehlt, die Kinder, die aus solcher Ehe hervorgehen, zu liebenswürdigen und glücklichen Menschen zu machen. Beide waren von sanftem Charakter, sehr arbeitsam und haushälterisch und nach dem Geiste der Zeit sehr religiös. Selbst des Nachts stand der fromme Schwarzerd aus dem Bette auf, um knieend ein Gebet zu verrichten.

Von fünf Kindern war Philipp das älteste; dieser Knabe zeigte schon früh die größten Anlagen, ein hellsehender, vielwirkender Mann zu werden. Ein leichter Sinn, eine ruhige Besonnenheit, eine liebenswürdige Bescheidenheit, verbunden mit äußerer Anmut in Gang und Stimme, machten ihn in jeder Gesellschaft beliebt. Aber er war noch nicht 11 Jahre alt, als er schon seinen Vater durch einen frühen Tod verlor. Noch auf dem Sterbebette ermahnte ihn der brave Mann, sein Leben lang Gott vor Augen zu haben, denn es seien schreckliche Veränderungen in der Welt und böse Zeiten zu fürchten. „Ich habe" — das waren seine letzten Worte — „viele und große Dinge in der Welt erlebt, aber noch größere stehen bevor. Gott mag dich leiten und regieren."

Nach seinem Tode nahm sich der Großvater Reuter der verwaisten Kinder redlich an. Philipp erhielt einen Hofmeister, Johann Unger, der sich mit ganzer Seele seiner Erziehung hingab und sich bemühte, eine recht große Menge von Begriffen in seinem Kopfe zu entwickeln. Doch auch der Großvater starb bald, Unger verließ die Familie, und der junge Philipp ward nun nach Pforzheim in die öffentliche Schule geschickt. Der Rektor dieser Anstalt war ein besonderer Freund der griechischen Sprache, und da diese in der Schule nicht eigentlich gelehrt ward, so versprach er denjenigen Schülern, die im Lateinischen recht fleißig sein würden, darin besonderen Unterricht zu erteilen. Philipp gehörte mit zu diesen Auserwählten und ward bald des Rektors Liebling. Als nun um diese Zeit Johann Reuchlin, ein berühmter Humanist (durch griechische und römische Wissenschaft und Kunst Gebildeter) durch Pforzheim kam und vom Fleiße des Knaben, dem er verwandt war, hörte: so war er darüber so erfreut, daß er ihm nicht nur mehrere Bücher schenkte, sondern ihm auch einen griechischen Namen aufdrang, der eine wörtliche Übersetzung des Wortes Schwarzerd war — Melanchthon; nach einer damals unter den Gelehrten sehr gewöhnlichen Sitte.

Melanchthons frühe Reife machte ihn schon im 14. Jahre zur Universität geschickt. Er ging (1510) nach Heidelberg und von dort (1512) nach Tü-

bingen. Auf dieser letzteren Universität kam ihm zuerst eine Bibel zu Gesicht, die ihn zur näheren Erforschung der Lehre Jesu Christi und seiner Apostel reizte. Von jetzt an war sein Beruf zur Theologie entschieden. Er verwarf, wie Luther, sogleich die trockenen, verworrenen Lehrsätze der Scholastiker und überließ sich einzig dem Studium der Bibel, von welcher er sich, sobald es ihm möglich war, ein Exemplar zu eigen machte.

Sechs Jahre hatte er in Tübingen gelebt, als sein Oheim Reuchlin vom Kurfürsten von Sachsen den Auftrag erhielt, ihm einen tüchtigen Philologen (Kenner der alten Sprachen) für seine Universität Wittenberg vorzuschlagen. Reuchlin erinnerte sich sogleich seines fleißigen Vetters, die Sache ward schnell abgemacht, und im Jahre 1518 zog der 21jährige Melanchthon als Professor in Wittenberg ein. Ungeachtet seiner Jugend ging doch schon ein großer Ruf der Gelehrsamkeit vor ihm her, die Universität zu Leipzig veranstaltete sogar bei seiner Durchreise ein Fest zu Ehren des Gastes. Seine Vorlesungen wurden eifrig besucht, oft las er vor 2000 Zuhörern. Er besaß die Gabe des angenehmen und faßlichen Vortrages in einem hohen Grade und bei der tiefsten Einsicht die größte Bescheidenheit.

Zufällig ward Luther Melanchthons erste Bekanntschaft in Wittenberg. Sie wurden bald Freunde und blieben es bis in den Tod. Die Natür selber schien sie für einander geschaffen zu haben, denn einer ergänzte den andern. So wie Melanchthon mit allen seinen Kenntnissen und Einsichten keine Reformation würde zustande gebracht haben, so würde Luther durch sein Ungestüm ohne des Freundes leitende Hand in tausend Verwirrungen geraten sein; und wie Melanchthon fühlte, daß Luthers Mut und Sicherheit ihm fehlte, so ehrte Luther dagegen Melanchthons gründliche Kenntnis und ruhigere Fassung. „Ich danke es meinem guten Philipp" — schreibt Luther einmal — „daß er uns Griechisch lehrt. Ich bin älter als er, allein das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr denn ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." Die gerechte Anerkennung seines Verdienstes erwiderte Melanchthon mit einer Hochachtung, die an Verehrung grenzte. Gewöhnlich nennt er Luther in seinen Schriften vorzugsweise den Doktor. Sein Betragen gegen ihn war nachgebend und vorsichtig. Er erklärt sich darüber in einem Briefe, der einige Zeit nach Luthers Tode geschrieben ist. „Luther" — sagt er darin — „war bei seinen großen Tugenden von Natur hitzig und aufbrausend. Oft mußte ich ihm eine sklavische Unterwürfigkeit beweisen, da er zuweilen mehr seinem Temperamente folgte und weniger auf seine Person und das allgemeine Beste Rücksicht nahm. Er konnte es nicht gut leiden, wenn man von seiner Meinung abwich." Wie glücklich mußte sich's also treffen, daß der Mann, welcher Luthern in Ansehung des Wissens so weit übertraf, ihm in Ansehung des Mutes zum Handeln so weit nachstand. Nur daher kam es, daß ihr Ehrgeiz während einer Laufbahn von 28 Jahren nie feindselig zusammenstieß und die zum Wohle des ganzen Reformationswerkes so nötige Harmonie nirgends störte.

Welch ein bedeutender Mann übrigens dieser Melanchthon gewesen sein muß, erhellt schon daraus, daß selbst der strahlende Glanz eines Luther ihn nicht verdunkeln konnte. Wer beide Männer kannte, war oft zweifelhaft, welcher von ihnen der größere sei; ja viele, denen Luthers rasche Anmaßungen mißfielen, traten der guten Sache nur um Melanchthons willen bei. Seine unermüdete Thätigkeit, die selbst des kränkelnden Körpers spottete, die Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Klarheit seiner Darstellung, die heitere Ruhe bei den Einwürfen seiner Gegner — das alles nötigte seinen Zuhörern Bewunderung ab. Ein Fremder, der einmal seinen Vorlesungen beigewohnt hatte, versicherte, die Apostel könnten Jesu nicht aufmerksamer zugehört haben, als die Studenten dem Melanchthon. Eines seiner größten Verdienste war, daß er die Wissenschaften, die damals auf Schulen gelehrt wurden, in eine bequemere Form brachte, zweckmäßigere Schulbücher für dieselben schrieb und besonders für die Erlernung der alten Sprachen bessere Methoden erfand. Durch ihn wurde die griechische Sprache im nördlichen Deutschland erst bekannt. Er schrieb eine griechische Grammatik, welche 28, und eine lateinische, welche 32 Auflagen erhielt. Wir haben von ihm eine Logik, Ethik, Rhetorik, Poëtik, Physik, die für ihre Zeiten vortrefflich waren. Dadurch, daß er das neue Testament zuerst aus dem Griechischen erklärte und wohlfeile Abdrücke der einzelnen Bücher desselben den Studierenden in die Hände gab, arbeitete er Luthern ungemein in die Hand. Dieser hielt ihn auch für ein auserwähltes Rüstzeug, das ihm Gott zur Begründung seines Werkes zugesandt hätte.

Melanchthons Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe ging so weit, daß er sich nicht getraute, eine Reise zu seiner geliebten Mutter zu machen, aus Furcht, sich dadurch zu sehr zu zerstreuen. Aus demselben Grunde wollte er auch nicht heiraten, und Luther mußte ihn zu beiden Dingen erst lange ermuntern. „Reise du, lieber Bruder Philipp, in Gottes Namen!“ sagte er zu ihm. „Hat doch unser Herr auch nicht immer gepredigt und gelehrt, sondern ist auch oft unterwegs gewesen. Er besuchte selbst zu Zeiten seine Freunde und Verwandte. Was ich aber von dir verlange: Komm bald wieder zu uns. Ich will dich Tag und Nacht in mein Gebet einschließen. Und damit gehst du!“ Die Reise ging glücklich von statten. Als er sein geliebtes Bretten zum ersten Mal von fern erblickte, stürzten ihm die hellen Thränen aus den Augen; er mußte vom Pferde steigen und fiel auf die Kniee nieder. „O vaterländischer Boden!“ — rief er aus. „Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn wieder sehen ließest!“

Seine Heirat ward am 25. November 1520 vollzogen. Seine Gattin, die Tochter eines wittenbergischen Bürgermeisters, Hieronymus Krapp, glich ihm in Sanftmut und Nachgiebigkeit. Sie machte ihn sehr glücklich und beschenkte ihn mit zwei Söhnen und zwei Töchtern.

Schade, daß eine ausschließlich gelehrte Erziehung diesen herrlichen Mann für das öffentliche, thätige Leben durchaus verdorben hatte. Selbst zum

Predigen konnte er nie bewogen werden, und wenn man ihn bei der Reformation oft wider seinen Willen zwang, öffentlich aufzutreten, so that er jeden Schritt mit Angst und Beklommenheit. „Ach" — so schreibt er unter anderm — „wenn man mich doch nicht aus meinem Hörsaal abriefe und mich nur zum Besten der Jugend ungestört arbeiten ließe! Das ist meine Ruhe und meine Freude. Für andere Dinge bin ich zu weich und ungeschickt." Und in der That, als er Luthern nicht mehr hatte, glich er der Rebe, die ihren Stab verloren hat. All sein Mut sank dahin, und als die Drangsale des Kriegs ausbrachen, waren die Thränen sein süßester Trost. „Mein Schmerz über die Kriegsunruhen verzehrt mich," so schreibt er. „Oft zweifle ich, wenn ich die Elbe erblicke, ob ich ihn ausweinen könnte, wenn ich auch eben so viel Thränen weinen wollte, als die Elbe Wellen wirft." Die Lutheraner haben es ihm auch vorgeworfen, daß er, wenn es von ihm abgehangen hätte, in Gottes Namen wieder alles zum alten zurückgekehrt haben würde, um nur Frieden zu haben. Übrigens wirkte er in seinem stillen Kreise unermüdet lehrend, forschend und schreibend bis an seinen Tod; noch am Tage vor seinem Tode trug er selber das Manuskript seines letzten Osterprogramms in die Druckerei. Er starb am 19. April 1560 in Wittenberg. Wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit und der seltenen Gabe, sie der studierenden Jugend zugänglich zu machen, ist er mit Recht Praeceptor Germaniae (der Lehrer Deutschlands) genannt worden.

3. **Ulrich Zwingli** (geb. 1484, gest. 1531).

Zu den großen evangelisch gesinnten und mit hoher Thatkraft von Gott begnadigten Männern, welche die Herolde der neuen Lehre wurden, gehört vorzüglich der edle Zwingli, der gleichzeitig mit Luther, doch unabhängig von ihm, die Reformation in der deutschen Schweiz begründete. Er ward am 1. Januar 1484 in Wildhaus, einem Bergdörfchen der zum Kanton St. Gallen gekommenen Grafschaft Toggenburg, am Südfuß des Sentis zwischen steilen Berggipfeln gelegen, unter bescheidenen, aber gesunden und tüchtigen Lebensverhältnissen geboren. Sein Vater war Gemeinde-Ammann, sein Oheim der Pfarrer von Wildhaus, später Dekan zu Weesen am Wallenstädter See. Vom Oheim empfing er seine erste Bildung, dann schickten die Eltern den hoffnungsvollen, aufgeweckten Knaben auf die Schulen nach Basel und Bern. In Bern zog der junge Zwingli durch seine musikalischen Talente die Aufmerksamkeit der Dominikaner auf sich, und sie boten alles auf, ihn zum Eintritt in ihren Orden zu bewegen; doch für den gesunden Sinn des Gemeinde-Ammanns in Wildhaus und seines Bruders, des Dekans, war der Nimbus des Mönchtums längst geschwunden, und es gelang ihnen, den Jüngling von dem bedenklichen Schritt zurückzuhalten.

Anstatt ins Kloster ging Zwingli im Jahre 1499 auf die Hochschule nach Wien, welche damals von studierenden Schweizern gern besucht wurde und durch ihre philosophisch tüchtigen Professoren berühmt war. Hier schloß er mit gleich strebsamen Jünglingen seines Heimatlandes den Freundschaftsbund, übte sich in der Kunst, über wissenschaftliche Fragen frei zu reden und

zu disputieren und bildete auch seine musikalischen Anlagen weiter aus. Als kenntnisreicher junger Mann kehrte er ins Schweizerland zurück und nahm in Basel an der Martinsschule die Stelle eines Jugendlehrers an. Doch rastlos arbeitete er auch fort an seiner eigenen Bildung und benutzte eifrig die Vorträge der Lehrer an der Baseler Hochschule. Unter diesen war besonders ein redlicher Theolog, Thomas Wyttenbach, welcher durch seine ebenso geistvollen als freisinnigen Vorlesungen den jungen Zwingli anzog. Wyttenbach lehrte schon damals öffentlich, daß das ganze Ablaßwesen nichts als ein bloßes Blendwerk sei; Jesus Christus allein habe das Lösegeld für die Sünden der Menschen geleistet. In gleichem Sinn und Streben, auf das lautere Wort Gottes in der Bibel zurückzugehen, verband sich Zwingli auch mit Leo Jud, seinem Wiener Universitätsfreund, der sein treuester Mitarbeiter am späteren Reformationswerk wurde.

Nachdem Zwingli vier Jahre in Basel zugleich Lehrer und Schüler gewesen, ward er von der Gemeinde Glarus als Pfarrer berufen. In Konstanz ließ sich der 22jährige Mann vorerst zum Priester weihen, hielt auf seiner Reise in Rapperswyl die erste Predigt und in Wildhaus die erste Messe. Von 1506—1516 wirkte er nun als Pfarrer in Glarus. Es waren zehn bedeutende Jahre. Er machte als Feldprediger die Kriegszüge nach Italien mit, lernte das Verderbliche des Schweizer Söldnerwesens kennen und eiferte dann mit aller Kraft gegen die, welche um schnödes Gold das Blut ihrer Mitbürger an die Fürsten des Auslandes verkauften. Dies erweckte ihm viel Feindschaft, aber der größere Teil seiner Gemeinde war ihm herzlich zugethan; seine Predigten erleuchteten und erwärmten zugleich, und bei aller sittlichen Strenge, mit welcher Zwingli die vielen Mißbräuche auch im staatlichen Leben rügte, fehlte doch die christliche Liebe nicht.

Als er im Jahre 1516 sich entschloß, als Prediger an den berühmten Wallfahrtsort Einsiedeln zu gehen, wollte ihn die Gemeinde nur „auf Urlaub" entlassen, und nötigte ihn, seinen Titel und Gehalt beizubehalten. In Maria-Einsiedeln traf Zwingli abermals mit freigesinnten Männern zusammen, in denen das Gefühl lebendig war, daß die Schäden der Kirche zu offenbar seien, um nicht einer Heilung zu bedürfen. Am Fest der Engelweihe 1517 hielt Zwingli die Predigt, und redete voll des heiligen Geistes zu den Pilgerscharen in volkstümlicher Kraft, daß nicht Maria, sondern Jesus unser Heil sei, daß niemand angebetet werden solle als der alleinige Gott, und daß Gottes Geist und Gnade sich nicht an einen Ort binden lasse, sondern allerorten gegenwärtig sei.

Viele Pilger entfernten sich mit Schrecken, andere schwankten zwischen dem Glauben der Väter und der neuen Lehre, viele wurden aber auch von der Wahrheit der evangelischen Predigt überzeugt. Der Ruf Zwinglis erscholl nicht allein durch die Städte und Dörfer der Schweiz, auch in Schwaben und im Elsaß ward des kühnen Predigers Name ehrenvoll genannt. Denn auch Zwingli hatte, wie Luther, das kühnlich ausgesprochen, was schon in vielen Gemütern sich regte und worauf die ganze Zeit hindrängte.

Nun berief man ihn nach Zürich, zwei Jahre darauf, nachdem Luther seine 95 Sätze angeschlagen hatte. Hier fand er ein gewecktes, freiheitsliebendes Völkchen und einen Magistrat, der ihm auf halbem Wege entgegenkam. Die Zuhörer strömten ihm zu, denn er predigte das lautere, reine Evangelium, frei von menschlichen Zusätzen und Verdrehungen, und führte eine neue Art zu predigen ein, indem er in zusammenhängenden Vorträgen (Homilien) seiner Gemeinde das ganze neue Testament bekannt machte und erklärte. Dabei deckte er die Verderbnis der Geistlichkeit und die Mißbräuche in der katholischen Kirche auf, und als ein Franziskaner-Mönch, Bernardin Samson, in der Schweiz umherreiste, um wie Tezel in Norddeutschland den Ablaß zu predigen, eiferte Zwingli so kräftig gegen diesen Unfug, daß Samson es nicht wagte, nach Zürich zu kommen. Es wurden jetzt in mehreren Orten die Messe, die Ohrenbeichte und andere Gebräuche, die zum Mißbrauch ausgeartet waren, abgeschafft; hier und da verließen die Nonnen ihre Klöster und verheirateten sich. Da nun Zwingli fortfuhr, für Ausbreitung der einfachen Lehre Jesu Christi thätig zu wirken, so bot ihm der Papst hohe Ehrenstellen an, in der Hoffnung, ihn dadurch zum Schweigen zu bringen. Aber Zwingli achtete die Ehre bei Gott und den Schatz im Himmel für höher, als menschliche Ehre, und lehnte alle Anträge ab. Der Rat berief darauf alle Geistliche, die vermeinten, Zwinglis Lehre widerlegen zu können, nach Zürich, und obgleich über 600 zusammenkamen, so ging der Reformator doch siegreich aus dem Wortkampfe hinweg. Nun gab er sein Glaubensbekenntnis von der wahren und falschen Religion heraus und äußerte sich darin fast ganz so wie Luther. „Nur die Bibel," sagte er, „muß über unsern Glauben und über unser Thun entscheiden; alle menschlichen Zusätze sind verwerflich, und eher wird es nicht besser mit uns, als bis wir zu der Einfachheit der christlichen Kirche in ihren ersten Zeiten zurückkehren." In wenigen unwesentlichen Stücken wich Zwingli von Luther ab, namentlich in der Lehre vom Abendmahl. Er lehrte, daß beim Tische des Herrn das Brot und der Wein zum Gedächtnis an das Leben und Sterben des Heilandes genossen würden und nur ein Erinnerungszeichen seien; während Luther behauptete, man müsse sich an den Wortlaut der heil. Schrift halten, denn der Heiland habe ausdrücklich gesagt: „Das ist mein Leib!" Wie das Brot in den Leib und der Wein in das Blut Jesu Christi verwandelt würde, wüßten wir freilich nicht anzugeben, aber man solle auch nicht darüber klügeln. Obwohl es nun darauf ankommt, daß wir mit Demut und aufrichtiger Liebe zu Jesu Christo das heilige Abendmahl genießen und in solchen Streitigkeiten nicht die Seligkeit beruht, so trennten sich doch die Lutheraner von den Anhängern Zwinglis, welche sich die Reformierten nannten. Denn Luther wollte durchaus nicht nachgeben, und eine Unterredung in Marburg 1529, die auf Antrieb des Landgrafen Philipp von Hessen zwischen beiden Reformatoren stattfand, brachte keine Vereinigung zustande.

Lange schon hatte große Erbitterung und Feindschaft geherrscht zwischen den katholisch gebliebenen Kantonen der Schweiz und zwischen dem protestantisch gesinnten Zürich, das durch Bern verstärkt, mit den Städten Biel, Mühlhausen, Basel und St. Gallen ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen hatte. Nun brach der Krieg aus, und der edle Zwingli mochte nicht in Ruhe daheim bleiben, während um die höchsten christlichen Güter gekämpft wurde; hatte er doch den Kampf hauptsächlich veranlaßt. Er rüstete sich, als Feldprediger mitzureiten. Vor seiner Wohnung auf dem Stiftsplatze sammelte sich das Kriegsvolk. Das Pferd, welches ihn tragen sollte, ward herbeigeführt; er schnallte sich den Panzer an und sprach tröstend zu seinem treuen Weibe: „Die Stunde ist gekommen, wo wir uns trennen müssen! Es sei so, denn der Herr will es! Er sei mit dir, mit mir und den Kindern!" Der Vater hatte Mühe, aus den Umarmungen des tiefbetrübten Weibes und der weinenden Kinder sich loszureißen. „So der Herr will, sehen wir uns wieder!" — das waren die letzten Worte, welche die traute Familie von dem Streiter Gottes auf Erden vernehmen sollte.

Am 12. Oktober 1531 kam es bei Kappel, nahe am Rigiberge, zur Schlacht. Die Züricher wurden von der Übermacht der katholischen Kantone besiegt; auch Zwingli, der unter den Vordersten war — er trug das Banner des Kantons — und den Kämpfenden Mut einsprach, wurde mit Wunden bedeckt, sein Pferd getötet, zuletzt sank er selbst nieder. Ein Kriegsknecht aus Uri glaubte ihn zu erkennen, trat zu dem sterbenden Manne und rief: „Du sitzst der Hilterich (Huldreich), sollt' i meine?" Zwingli leugnete es nicht. Da knieete der Mensch auf den Kraftlosen nieder und schrie ihm ins Ohr: „Gläubst an Papsten, so möchst du lebe." Er sollte die Heiligen anrufen, beichten, wie ein Katholik. Er aber lag da mit gefalteten Händen, den Blick gen Himmel gerichtet, in der Nähe eines Birnbaumes, später der Zwingli-Baum genannt. Da drang der Unterwaldner Hauptmann Vokinger auf ihn ein: „Bist du der schändliche Ketzer und Verräter, so stirb!" und gab ihm den Todesstreich. Zwinglis Leiche wurde noch an demselben Tage auf dem Schlachtfelde verbrannt und die Asche verunreinigt. Sein Waffengefährte rettete mit Lebensgefahr das Herz des treuen Freundes und Lehrers und brachte es seinem Freunde Myconius, der es beerdigen ließ.

4. Johann Kalvin (geb. 1509, gest. 1564).

Jean Chauvin (latinisiert Calvinus) war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns zu Noyon in Frankreich. Der Vater, der wegen seines hellen Verstandes und festen Charakters in großem Ansehen stand, hatte den Grundsatz, daß man den Kindern die recht innige Liebe auf alle Art verbergen und sie durch die Furcht zum guten erziehen müßte. So verfuhr er mit dem Sohne sehr streng, doch that dieses der Hochachtung und Ehrfurcht, welche derselbe ihm stets bewies, keinen Eintrag, und als Johann älter wurde, ward ihm der Vater der treueste Ratgeber und Freund. Das strenge Wesen war indessen doch auf den Sohn übergegangen. Von der andern Seite wirkte der Charakter seiner Mutter, die sehr religiös war, nicht minder lebhaft auf

den Knaben ein. Wenn er sie in die Kirche gehen, lesen, singen, niederknieen, beten und weinen sah, so ward sein zartes Gemüt wunderbar davon gerührt, und eine unaussprechliche Ehrfurcht vor dem Heiligen, Unsichtbaren durchzitterte seine Nerven. Auch ward er früh gewöhnt, oft unter freiem Himmel niederzuknieen und zu beten, und er that dies immer mit der größten Inbrunst und Freudigkeit, auch wenn er ganz allein war. Ein geliebter Bruder, Anton, half ihm als Gespiele seine Kinderjahre versüßen.

Der kleine gesetzte Knabe gefiel allen Leuten, besonders einem Herrn von Montmor, der ihn sich von den Eltern ausbat, um ihn in Gesellschaft seiner Kinder erziehen zu lassen. Mit diesen ward er denn auch nach einigen Jahren in eine öffentliche Schule, das Kollegium de la Marche, nach Paris geschickt. Der junge, sehr fleißige, gehorsame und fromme Kalvin erhielt täglich die größten Auszeichnungen auf Kosten seiner Mitschüler, das machte diese neidisch auf ihn; Kalvin fand beständig an ihren Sitten etwas zu tadeln, das machte sie ärgerlich; er war in allen Dingen sehr eigen und empfindlich, das reizte sie, ihn immerfort zu necken und zu verspotten. Dadurch setzte sich eine gewisse krankhafte Reizbarkeit, ein Eigensinn und eine Eigenliebe bei ihm fest, obwohl seine Neigungen immer auf das Gute gerichtet waren.

Eine lateinische Disputation, in welcher er durch seine Gewandtheit und Gelehrsamkeit die Aufmerksamkeit aller Zuhörer erregte, verschaffte ihm schon in seinem 18. Jahre eine Pfarrstelle zu Pont l'Evèque, die er mit großem Beifall verwaltete. Eine Pfründe hatte er schon in seinem 12. Jahre bekommen, denn so verschleuderte man damals die übermäßigen Reichtümer der Kirche.

Indessen blieb er nicht lange der so rühmlich betretenen Laufbahn treu. Durch einen gelehrten Vetter, Robert Olivetan, zuerst mit der vollständigen Bibel bekannt gemacht, auch schon ein wenig von den Grundsätzen der neuen Reformatoren in Deutschland und der Schweiz unterrichtet, fing sein Glaube an die Wahrheit des Katholizismus sehr zu wanken an, und dies erregte in ihm eine solche Unruhe, daß er sich lange weder zu raten, noch zu helfen wußte. Eine Zeit lang widerstand noch immer die Liebe zu den in seiner Kindheit ihm eingepflanzten Meinungen, und es kostete ihm einen harten Kampf, sie als Irrtümer aufzugeben. Aber dieser Kampf dauerte nur so lange, als der neue Glaube noch nicht zur festen Überzeugung hindurchgedrungen war. Sobald dies geschehen, war es ihm unmöglich, noch länger katholischer Priester zu bleiben. „Ich konnte meines Herzens wegen nicht bleiben" — äußerte er sich später über diesen Punkt. Er legte seine Stelle freiwillig nieder und ging nach Orleans, um die Rechte zu studieren, worein auch sein Vater, der sich von dieser Laufbahn mehr Ehre versprach, mit Freuden willigte.

Mit seinem gewöhnlichen Fleiße brachte es Kalvin binnen kurzer Zeit auch in der Rechtswissenschaft ungewöhnlich weit. Er versagte sich alle Ver=

gnügungen, aß sehr wenig und brachte die halbe Nacht noch über den Büchern zu. Ja, er verscheuchte alle seine Freunde durch seinen Studiereifer, indem er es fast übel nahm, wenn ihn jemand durch einen Besuch im Arbeiten störte. Seine Lehrer selbst erstaunten über seine raschen Fortschritte, und um ihn recht ehrenvoll auszuzeichnen, boten sie ihm aus freien Stücken die juristische Doktorwürde an. Er hatte die Bescheidenheit, sie abzulehnen, weil er sich erst in Bourges unter dem berühmten, aus Italien dorthin berufenen Rechtslehrer Andreas Alciatus zu einem recht vollkommenen Juristen bilden wollte.

Auf dieser Universität war damals auch ein junger Deutscher, Namens Wolmer, aus Rottweil in Schwaben gebürtig, als Professor der griechischen Sprache angestellt. Mit diesem machte Kalvin bald Bekanntschaft, und er ward von demselben dergestalt für das Studium der alten Sprachen und des neuen Testaments eingenommen, daß er darüber die ganze Rechtswissenschaft in den Winkel warf und von dem heftigen Verlangen entzündet wurde, sich als Verbreiter der richtigeren Religionslehre Ehre bei Gott und ein Verdienst bei den Menschen zu erwerben. Er fing wirklich an, auf den Dörfern in der Nähe bei Bourges im Geiste der neuen Lehre zu predigen, und weil er aus einem glühenden und überzeugten Herzen sprach, so fand er auch überall den lebhaftesten Beifall. Man suchte ihn auf alle Art in Bourges zu fesseln, aber der Tod seines Vaters rief ihn nach Noyon und dann nach Paris, wo er sich sogleich an die dort befindlichen Reformierten aus Zwinglis Schule anschloß. Er erbaute die Herzen der Gemeinde durch seine Reden, die er in den geheimen Zusammenkünften hielt, und beförderte durch allerlei geistliche Schriften die Ausbreitung der neuen Lehre. Schon in seinem 24. Jahre hielten ihn die Reformierten zu Paris für einen Hauptpfeiler ihrer Kirche. Die Königin Johanna von Navarra, Franz I. Schwester, selbst eine heimliche Freundin dieser Partei, ließ ihn oft zu sich kommen und unterhielt sich mit ihm über Gegenstände des Glaubens. Als aber die Verfolgungen gegen die Hugenotten begannen, mußte Kalvin aus Paris entweichen und reiste eine Zeit lang bei seinen Freunden umher. Dann wagte er es noch einmal, die Hauptstadt zu betreten, aber sogleich mußte er fliehen, um sein Leben zu retten. Ungern, aber gefaßten Mutes verließ er sein Vaterland; „denn" — so schrieb er — „verdient es die Wahrheit nicht, in Frankreich zu wohnen, so verdiene ich es noch weniger. Gern will ich das Schicksal, das sie trifft, auch mir gefallen lassen."

Er kam nach Basel, wo damals der Katholizismus durch Zwinglis Lehre schon völlig verdrängt war. Auch hier fand er Freunde und Gönner in Menge, auch Lehrer, von denen er noch etwas lernen konnte. So legte er sich hier zuerst auf das Hebräische, und wie sich denken läßt, mit seinem gewöhnlichen Eifer. Voll des Wunsches, in seinem Vaterlande seinen Überzeugungen mehr Eingang und höhere Billigung zu verschaffen, schrieb er einen „Unterricht in der christlichen Religion" und widmete ihn dem Könige von Frankreich, dem aber seine geistlichen Ratgeber das Buch nicht einmal zu Gesicht kommen ließen.

Im Jahre 1536 kam Kalvin nach Genf, einer Stadt, die sich seit längerer Zeit die Unabhängigkeit einer Republik erworben hatte und in großem Wohlstande war; auch war sie kürzlich durch ein Paar reformierte Prediger, Wilhelm Farel und Peter Viret, in die neue Lehre eingeweiht worden. Die beiden Geistlichen hörten nicht sobald von Kalvins Ankunft, als sie ihn dringend baten, bei ihnen zu verweilen und einmal zu predigen. Er that das letztere und mit solchem Beifall, daß nach der Predigt das Volk in großer Menge zu seiner Wohnung strömte, um ihm Dank zu sagen. Kalvin konnte sich bei diesem Anblick der Thränen nicht erwehren und mußte allen versprechen, am folgenden Tage noch einmal zu predigen. Das Ende war, daß ihn die Genfer gar nicht fortließen, sondern als Prediger anstellten. Seine Amtsthätigkeit war nun sehr bewegt. Er machte häufig kleine Reisen, um die benachbarten kleinen Gemeinden in ihrer ersten Einrichtung zu unterstützen, Lehrer zu bestellen, Streitigkeiten zu schlichten; nebenher ließ er auch manches drucken, unter anderem nach Luthers Beispiel einen großen und kleinen Katechismus. Auch hielt er fleißig Disputationen, und in seiner Streitlust forderte er alle Andersdenkenden heraus, ihm öffentlich Rede zu stehen. Der schnelle und glänzende Erfolg, mit dem sein Fleiß gekrönt wurde, veranlaßte die eigensinnige Rechthaberei, die keine andere Meinung neben sich dulden wollte. Auch über die Liturgie (die zum äußeren Gottesdienst gehörigen Gebräuche) geriet Kalvin in Streit mit dem Genfer Rat und ward, da er nicht nachgeben wollte, aus der Stadt verwiesen. Aber die Straßburger, sobald sie davon hörten, beriefen ihn sogleich als Prediger und Professor der Theologie an ihre Universität. Er verbreitete auch in dieser Stelle eine vernünftige Gottesverehrung und eine strengere Kirchenzucht und erwarb sich eine Achtung, die fast an Furcht grenzte.

Hier in Straßburg dachte er auch darauf, sich zu verheiraten, und er traf eine glückliche Wahl, obschon seine Ehe kinderlos blieb. Nur drei Jahre blieb er in Straßburg; denn seine Freunde hatten in dem Rate zu Genf wieder die Oberhand gewonnen, und das Volk sehnte sich ungestüm nach dem vertriebenen Prediger. Mehrmals ward er gebeten, zurückzukehren, aber die Straßburger wollten ihn nicht ziehen lassen, bis er sich endlich auf wiederholtes Bitten des Rates und der Bürgerschaft von Genf zur neuen Übersiedelung entschloß und 1541 glücklich wieder in Genf anlangte. Man kam ihm meilenweit entgegen; jeder mißbilligte seine Verbannung und wollte sich von dem Anteile daran lossagen, so daß Kalvin im Scherze an einen Freund schrieb: „Wenn ich den Versicherungen der Genfer glauben soll, so hat keiner um meine Verweisung gewußt, so müssen mich die Häuser und nicht die Menschen dieser Stadt vertrieben haben."

Er fing nun wieder an zu predigen, zu lehren, zu schreiben und — zu eifern. Sein moralisches Gefühl ward schon dadurch empört, daß jemand Zinsen nahm, oder eine Sache teurer verkaufte, als er sie selbst gekauft hatte, wenn sie nicht von ihm gebessert worden war. Um die Genfer sittlicher zu

machen, entwarf er strenge kirchliche Gesetze, nach denen jede Unsittlichkeit, die vor einem eigens dazu ernannten Sittengerichte angezeigt wurde, mit öffentlicher Kirchenbuße gerügt ward. Man kann denken, wie besonders die junge Welt sich gegen diese Strenge auflehnte; da indessen die alten Leute sehr viel Erbauung darin fanden, und Kalvin der Mann nicht war, der ein begonnenes Werk halb vollendet hätte liegen lassen, so ergab man sich darein, und die neue Kirchenzucht bestand wenigstens so lange, als der Stifter lebte.

Bei Kalvin galt kein Ansehen der Person. Ami Perrin, ein Senator und General-Kapitain in Genf, war ein unmoralischer Mensch und heftiger Widersacher des Reformators. Einst erschien er als Pate bei einem Kinde, das Kalvin taufen sollte. Dieser weigerte sich, ihn dafür anzunehmen, und sagte laut, zu Paten müßten nur gottesfürchtige und fromme Personen genommen werden, von denen man Hoffnung habe, daß sie für das wahre Wohl ihrer Paten christliche Sorge trügen. Ein andermal hatte sich ein Gerichtssekretär, Namens Berthelier, durch einige Ausschweifungen die Exkommunikation zugezogen. Er appellierte an den Rat, und dieser bewilligte ihm nach einem halben Jahre wieder den Genuß des heiligen Abendmahls. Umsonst stellte Kalvin vor, daß an dem Menschen noch keine Besserung zu verspüren sei — der Senat wollte bei dieser Gelegenheit einmal durchgreifen, um seine Autorität über das geistliche Konsistorium zu behaupten. Das hieß aber dem Kalvin ans Leben gehen. An dem Sonntage, wo Berthelier das heilige Abendmahl genießen wollte, hielt Kalvin eine donnernde Predigt gegen die Sittenverderber und rief mit donnernder Stimme von der Kanzel herab: „Eher will ich das Leben verlieren, als diese meine Hand dem Unwürdigen das heilige Abendmahl reichen soll!“ Das machte Eindruck, man befürchtete einen Aufruhr in der Kirche, und Bertheliers Freunde rieten ihm selber, wegzugehen. Aber Kalvin blieb nicht auf halbem Wege stehen. Verschanzt hinter die ganze Masse des Volkes trotzte er dem Senate die Zusage ab, sich künftig nie mehr in Angelegenheiten mischen zu wollen, die vor das geistliche Departement gehörten.

Was übrigens den Haß, welchen Kalvin durch seine Strenge sich zuzog, bedeutend milderte, war die ungemeine Gewissenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Uneigennützigkeit, die auch seine heftigsten Tadler an ihm bewundern mußten. Wir haben schon bei Luther gesehen, daß ein Geist, der einen höheren Zweck mit aller Kraft verfolgt, von aller Liebe zum kaufmännischen Gewinn so rein bleibt, daß er sogar den Schein des Eigennutzes fürchtet. So auch Kalvin. Er war arm und wollte es bleiben. Ein Anerbieten des Rates, ihm eine Zulage zu geben, wies er mit den Worten ab: „Ich arbeite um des Gewinstes willen, den andere von mir haben sollen, nicht den ich von mir haben will.“ Und doch belief sich sein Gehalt auf nicht mehr als 50 Thaler, zwölf Maß Getreide, zwei Tonnen Wein und freie Wohnung. Dennoch gab er einmal bei einer Teuerung noch zwanzig Thaler seines Einkommens ab und unterstützte dabei manchen Armen im stillen.

Wie weit aber der Glaubenseifer sich verirren kann, wenn die christliche Duldung fehlt, zeigt die Geschichte des unglücklichen Servede. Michael Servetus (Miguel Servede) war ein spanischer Arzt, aber zugleich ein großer Denker und ein Freund von theologischen Untersuchungen. Er lebte und wirkte längere Zeit in Frankreich und führte mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit einen Briefwechsel, auch mit Kalvin. Aber dieser brach bald die Korrespondenz ab, da er merkte, daß Servede über die Dreieinigkeit Gottes eine andere Meinung habe, als er, und auch mit der Lehre von der Gnadenwahl nicht einverstanden sei. Kalvin lehrte nämlich, Gott habe von Ewigkeit her die guten Menschen zur Seligkeit, die bösen zur Verdammnis bestimmt, ohne daß wir wissen, warum er gerade diese und jene auserwählt habe. Als nun Servede seine freieren Ansichten in einem besonderen Buche unter dem Titel: „Wiederherstellung des Christentums", auseinandersetzte, schalt ihn Kalvin einen heillosen Ketzer, der in teuflischer Gestalt die Menschen verführen wolle. Da bereits Servede auf Antrieb der französischen Geistlichkeit in Vienne festgenommen war, sandte Kalvin noch die eigenhändigen Briefe des Angeklagten bei der Behörde ein, und derselbe sollte die Todesstrafe erleiden, als es ihm gelang, aus seinem Gefängnisse zu entfliehen. Seine Reise führte ihn über Genf, und hier in einer protestantischen Stadt vermeinte er sicher zu sein und gedachte sich einige Tage auszuruhen. Aber ach! kaum hatte Kalvin seine Ankunft erfahren, als der arme Flüchtling auf Kalvins Anstiften ins Gefängnis geschleppt ward. Er erstaunte, den frommen, den redlichen Kalvin an der Spitze seiner Ankläger zu sehen. Dieser besuchte ihn zwar in seinem Gefängnisse, um ihn zur Abschwörung seiner vermeintlichen Irrtümer zu bewegen. Da aber Servede so standhaft, wie einst Luther, das, was er einmal für wahr und recht erkannt hatte, bis in seinen Tod behaupten wollte, so erklärte Kalvin, der Mensch wäre ein heilloser, unverbesserlicher Ketzer und müßte als solcher verbrannt werden. Der Angeschuldigte verlor vor Schrecken fast die Besinnung; dann raffte er sich wieder auf und berief sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache, dann flehte er wieder um Gnade und Barmherzigkeit. Zuletzt wünschte er die barbarische Strafe des Verbrennens nur in die mildere des Enthauptens verwandelt zu sehen. — Alles umsonst. Er wurde auf den Scheiterhaufen geschleppt, den man vor dem Rathause errichtet hatte. Noch in seiner letzten Stunde beschämte er die Fanatiker dadurch, daß er für alle etwaigen Kränkungen um Verzeihung bat. Zu denen, die bis zuletzt bei ihm blieben, sagte er: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, aber ihn als ein Verbrecher leiden zu müssen, das zerreißt mein Herz. Jesu, mein Heiland, tröste mich, wie du einst getröstet wurdest! Der Drache, den ich bekämpfen wollte, überwältigt mich!" Sitzend auf einem niedrigen Block und angeschlossen an einen hinter ihm stehenden Pfahl, das Unglücksbuch an seiner Seite, sah er nun den Scheiterhaufen mit Mühe anzünden, denn man hatte frisches und feuchtes Holz genommen. Fast gebraten von dem langsamen Feuer, das gar nicht auflodern wollte, quälte sich der Unglückliche über eine halbe Stunde, während er unaufhörlich schrie: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme

dich mein!" Endlich warf das umstehende Volk, von Mitleid ergriffen, ihm brennende Holzbündel auf den Leib, die ihn nach unsäglichen Schmerzen erstickten (27. Oktober 1553).

III. Bekämpfer der Reformation.

Ignaz von Loyola (1492—1556).

Ignaz von Loyola (◡–◡) war der Sohn eines spanischen Edelmannes, der mit Kindern reich gesegnet war. Er verließ das väterliche Haus in seinem sechzehnten Jahre und versuchte sich zuerst als Page am Hofe Ferdinands und Isabellens, dann als Soldat im Dienste eines Herzogs von Najara, wo er sich durch sein schönes, kräftiges Äußere und durch seinen Anstand so auszeichnete, daß er zu den artigsten Kavalieren gerechnet wurde. Er dürstete nach einer Gelegenheit, seinen Heldenmut zu zeigen, und wußte nicht, welchen schlimmen Ausgang seine erste Kriegsthat nehmen, und noch weniger, welche sonderbaren und merkwürdigen Folgen dieser Ausgang für sein ganzes Leben haben sollte.

Die Franzosen, welche den von Ferdinand aus seinem Reiche verdrängten König von Navarra wieder einsetzen wollten, benutzten Karls V. Reise nach Deutschland, um in Spanien einzufallen. Sie fanden keinen Widerstand und drangen schnell bis Pampelona vor. Unter dem kleinen Häuflein, welches die Stadt verteidigen sollte, befand sich unser Loyola. Vergebens feuerte er die Bürger zum Widerstande an; die Stadt ergab sich ohne Schwertstreich. Er, voller Zorn über diese Treulosigkeit und Feigheit, aber entschlossen, noch das Äußerste zu wagen, warf sich mit wenigen Getreuen in die Burg. Man forderte ihn auf, sich zu ergeben, doch er verachtete die unwürdigen Bedingungen und reizte den Feind zum Sturmlaufen. Das Geschütz warf einen Teil der Mauer nieder, Loyola trat vor die Bresche und wehrte die Stürmenden ab. Da plötzlich riß eine Kanonenkugel die Mauer neben ihm ein, ein losbrechender Stein zerschmetterte ihm den linken Fuß und brach ihm das Bein; seine Kameraden flohen, und die Franzosen eroberten die Burg.

Sie bewilligten den braven Spaniern freien Abzug, und Loyola ließ sich nun zu seinen Geschwistern bringen, um seine Wunden heilen zu lassen. Ein ungeschickter Wundarzt setzte ihm das Bein so falsch ein, daß ein besserer, den man später zu Rate zog, erklärte, wenn der Schaden ganz gehoben werden sollte, so müsse das Bein noch einmal wieder zerbrochen werden. Loyola unterwarf sich dieser schmerzhaften Operation ohne alle Klage, ja er ließ sich mit gleichem Heldenmut noch ein Überbein aussägen, das sich unter dem Knie gebildet hatte. Und als trotz der zweiten Heilung das Bein doch noch zu kurz zu werden drohte, ließ er sich auch noch mehrere Monate lang den schmerzhaften Zwang dehnender Gewichte und Kompressen gefallen.

Beweise genug von einer Stärke des Ehrgefühls, das ihm den Gedanken, sein so ruhmvoll begonnenes Leben thatenlos zu vollenden, unerträglich machen mußte.

Um die Langeweile zu zerstreuen, die sein feuriger Geist während der langwierigen Kur empfand, fiel er aufs Lesen. Aber leider war auf den Gütern seiner Verwandten kein anderes Buch aufzutreiben, als eine Legendensammlung von echt katholischer Salbung. Diese durchlas er mit großer Aufmerksamkeit, und je mehr er über das Gelesene nachdachte, desto interessanter wurde ihm das Studium. Er machte allerlei Betrachtungen über die wunderbaren Führungen der Menschen; er verglich sein Schicksal mit dem der Heiligen, und jemehr seine Schmerzen ihn zur Religion hinleiteten, desto fester wurde er überzeugt, daß eben dies sein Unglück eine Fügung Gottes sein könnte, durch welche er zu einem ihm bis dahin unbekannten Beruf, nämlich zum Märtyrertum, hingeführt werden sollte.

Die Verwandten bemerkten mit Unruhe die Veränderung, die durch die Lesung jener Bücher in ihm hervorgebracht worden war, aber vergebens bemühten sie sich, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sein Entschluß stand fest, ein Heiliger zu werden, und sobald sein Bein geheilt war, beurlaubte er sich bei den Seinigen, um die Reise nach Jerusalem anzutreten. Das Reisegeld, welches ihm sein ältester Bruder mitgab, verteilte er an die Armen, und nun setzte er seinen Pilgerstab auf den Weg nach Barcellona. Unterwegs legte er in der Kapelle der Mutter Gottes zu Monte Serrato das Gelübde der ewigen Keuschheit ab und empfahl sich dem Schutze der Himmelskönigin; er beichtete dann und machte von seinem Schwerte den letzten Gebrauch, indem er damit vor dem Bilde der Mutter Gottes Schildwache stand. Dann legte er Schwert und Dolch für immer in dem Kloster nieder und vertauschte seine Kleider mit einem Sack und einem Strick, ging auch anfangs barfuß, bis ihn der Schmerz in seinem geschwollenen Fuße zwang, diesen mit Pfriemenkraut zu umwickeln. Bettelnd half er sich von Dorf zu Dorf, bis er nach der Stadt Manresa kam. Hier brachte er in einer Höhle vor der Stadt eine Woche lang ohne Speise und Trank zu, und er wäre gewiß daselbst gestorben, hätten nicht zufällig Leute den Eremiten entdeckt und ihn ins Leben zurückgerufen. In dem unnatürlichen Zustande geistiger Abspannung, in dem er gelegen hatte, waren ihm die seltsamsten Gestalten vorgekommen, deren er sich nun als göttlicher Offenbarungen rühmte. Selbst die unbegreifliche Dreieinigkeit hatte sich ihm enthüllt.

Eine übertriebene Strenge gegen sich selbst unterhielt diese religiöse Schwärmerei ununterbrochen fort. Dreimal des Tages geißelte er sich, sieben Stunden brachte er mit Gebet zu, seine Nahrung war Wasser und Brot, sein Lager die bloße Erde. Je mehr diese Lebensart ihn abzehrte, desto stolzer ward er auf seine Entkräftung, und je ähnlicher sein Äußeres einem Rasenden wurde, desto heiliger kam er sich vor. In Manresa machte er so großes Aufsehen, daß alt und jung ihm nachlief; selbst die Damen interessier-

ten sich für ihn, sie halfen liebreich seinem Mangel ab, pflegten seiner während eines heftigen Fiebers und bewogen ihn, von seiner Strenge künftig etwas nachzulassen. So setzte er denn seine Reise in einem tuchenen Mantel und mit Hut und Schuhen bekleidet fort.

Im Anfange des Jahres 1523 schiffte er sich in Barcellona ein. Der Schiffskapitän nahm ihn frei mit nach Italien, aber das Geld zum Schiffszwieback hatte er sich erst in der Geschwindigkeit zusammenbetteln müssen. Als er in Gaëta angekommen war und nun Italien durchwanderte, lief er Gefahr, zu verhungern, denn die Pest herrschte damals in Italien, und alle Einwohner verschlossen ihre Häuser. In Rom angelangt, küßte er dem Papst Hadrian VI. den Pantoffel und ging dann trotz der Pest sogleich nach Venedig. Seine tiefliegenden brennenden Augen und sein ganzes übriges Aussehen verscheuchten alles von ihm, man glaubte das Bild der Pest leibhaftig vor sich zu sehen. Überall zurückgestoßen, oft erschöpft von der furchtbaren Anstrengung, aber nicht im mindesten unzufrieden mit sich selbst, langte er in Venedig an und begab sich auf ein Schiff, das eben segelfertig lag. Während der Fahrt hielt er den Matrosen Strafpredigten über ihre gottlosen Reden mit einem Eifer, in welchem ihn weder Gelächter, noch Drohungen irre machen konnten. So kam er nach Cypern und endlich nach Palästina. Wie schlug sein Herz, als er den heiligen Boden betrat! Ganz aufgelöst in Entzückung begann er stehenden Fußes die Wallfahrt nach Jerusalem. Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen, da er die Stadt erblickte; die Kreuzigungs- und Begräbnisstätte des Heilandes verließ er in einigen Tagen nicht, und knieend küßte er unaufhörlich die geweihte Erde.

Leider ward sein Entzücken bald unterbrochen; denn kaum hatte er seinen Vorsatz, in Palästina die Ungläubigen zu bekehren, ruchbar werden lassen, so lehnten sich die Mönche des Franziskanerklosters eifersüchtig gegen ihn auf, und der Guardian ließ ihn ohne Umstände, eben da er auf dem Ölberge betete, aufgreifen und mit Gewalt auf ein Schiff bringen, das nach Venedig zurückkehrte. Nach einer beschwerlichen Fußwanderung von Venedig nach Genua schiffte er sich wieder nach seinem Vaterlande Spanien ein und kam glücklich im Hafen von Barcellona an.

Was nun beginnen, nachdem der Bekehrungsplan verunglückt war? Denn noch immer lebendig loderte in ihm die Begierde, sich einen Namen zu machen. Wie, wenn er einen Orden stiftete? Aber dazu reichte der bloße Ruf der Heiligkeit nicht hin; um über den Willen anderer zu herrschen, muß man ihnen an Verstand überlegen sein. Also Wissenschaft, Wissenschaft mußte erst erworben werden. Aber im 33. Jahre noch mit der lateinischen Grammatik anzufangen — das mußte einem feurigen Gemüt doppelt schwer werden. Er quälte sich über seine Kräfte, ängstigte sich ab, daß doch auch gar nichts in seinem Kopfe haften wollte, bat seinen Lehrer, einen Cisterzienser, doch

ja nur des Unterrichts nicht müde zu werden, und flehte in seinem täglichen Gebete die Mutter Gottes an, sein Gedächtnis zu stärken und ihm das schwere Latein zu erleichtern.

Als er sich endlich nach langer Anstrengung fähig glaubte, einen lateinischen Vortrag zu verstehen, ging er auf die Universität nach Alkala. Aber sein Unstern verfolgte ihn auch hier. Er hatte kaum angefangen, sich in Predigten hören zu lassen, als er einen solchen Zulauf bekam, daß die Inquisition, aus Furcht vor Neuerungen, ihm die Kanzel verbot. Unwillig darüber ging er nach Salamanka. Hier ging's ihm nicht besser; er ward sogar wegen seiner Schwärmereien in den Kerker geworfen und zur Untersuchung gezogen. Seine Antworten verrieten Geist und Scharfsinn; man erstaunte über ihn, verbot ihm aber doch das Predigen. Im höchsten Verdruß entschloß er sich nun, nach Paris zu gehen, wo man doch wenigstens von einer Inquisition nichts wußte.

Im Februar 1529 kam er in der Hauptstadt Frankreichs an. Vier Jahre lang kämpfte er hier im Elend und Mangel, verschlang aber mit Heißhunger die philosophischen und theologischen Vorlesungen der berühmten Lehrer und ward um so weniger in seinen Studien gestört, als er sich aus Unkunde der Landessprache den Volksunterricht, seine Leidenschaft, versagen mußte. Aber außerordentlich muß doch immer der Eindruck gewesen sein, den er auf seine Umgebung zu machen wußte, denn er erwarb sich auch in Paris durch seine Reden bald so viel Verehrer, daß er die Aufmerksamkeit der Sorbonne*) auf sich zog. Er ward über seine Meinungen zur Rechenschaft gefordert, aber diesmal, da er sich mit Klarheit und Würde rechtfertigen konnte, ehrenvoll entlassen.

In Paris reifte nun sein Plan, den er schon lange im Herzen trug, einen Orden zu stiften. War ihm auch das Ganze seines Vorhabens noch nicht recht klar, so warb er doch immer im voraus für die neue Gesellschaft. Seine ersten Anhänger waren fünf Spanier und ein Savoyarde; diese ließ er am 15. August 1534 auf eine geweihte Hostie schwören, nach geendigtem theologischen Kursus allen weltlichen Dingen zu entsagen und mit ihm zuerst nach Rom und dann nach Palästina zu gehen. Da er aber zuvor sein Vaterland gern noch einmal wiedersehen wollte, so verließ er seine Freunde im Herbst 1535 und verabredete mit ihnen, daß sie in Venedig sich wieder treffen wollten.

Seine Reise nach Spanien glich den früheren Pilgerfahrten; sie war ein Wechsel von Predigten, Bekehren, Krankenpflegen und Betteln. Man kannte ihn nun schon überall und verehrte ihn auch wirklich wie einen Heiligen. Seine Verwandten suchten ihn zu bereden, in Guipuzkoa zu bleiben, aber vergeblich. Er schiffte sich ein, landete in Genua, pilgerte zu Fuße nach Venedig und hatte sich auch hier schon durch seine Predigten und seine Ent=

*) Das höchste geistliche Kollegium in Paris.

haltsamkeit einen Namen gemacht, als seine Freunde zu ihm stießen. Sie verweilten in Venedig bis zum Frühjahr 1537 und beschäftigten sich mit Bekehrungen ruchloser Menschen, mit Zuspruch an Sterbebetten, mit Predigen und der Pflege aller Kranken im dortigen Hospitale, wobei sie eine so beispiellose Standhaftigkeit und Selbstverleugnung zeigten, daß schon die bloße Lesung ihrer Thaten unser Gefühl empört. Der Spanier Franz Xaver z. B. fand es gar nicht ekelhaft, jenen Unglücklichen, deren Körper mit den bösartigsten Beulen und Geschwüren bedeckt war, den Eiter mit dem Munde auszusaugen.

Unterdessen war der Türkenkrieg wieder ausgebrochen, und vor der Hand war an keine Überfahrt nach Jerusalem zu denken. Die Glieder der kleinen Gesellschaft zerstreuten sich daher in die Städte Oberitaliens, trieben ihre christlichen Beschäftigungen fort und fanden überall Zulauf und Verehrung. In Loyolas Kopf war nun der alte Plan, einen Orden zu stiften, zur Reife gekommen. Da aber die Bekehrung der Ungläubigen im Morgenlande aufgegeben werden mußte, wollte er nun die Ungläubigen im Abendlande bekehren, denn er rechnete auch die Protestanten zu den Ungläubigen. Er beschloß, das wankende Ansehen des Papstes zu stützen und gegen den mehr und mehr sich verbreitenden Protestantismus zu Felde zu ziehen. Das tiefsinnige, ununterbrochene Brüten des lebhaft begeisterten Mannes über diesen Plan spannte seine Nerven wieder so an, daß er abermals Erscheinungen hatte; Christus selber erschien ihm in Gestalt eines Werbeoffiziers und sagte zu ihm: „In Rom werde ich dich unterstützen."

So ging er denn mit zweien seiner Jünger nach Rom und legte dem Papste ein kleines Geschenk an Gelde zu Füßen, welches die Gesellschaft von dem Ersparten ihrer reichlich empfangenen Almosen zusammengebracht hatte. Der Papst freute sich dieses Beweises von Ergebenheit und hörte des Loyola Vorschläge mit großer Aufmerksamkeit an. Erwünschter konnte ihm in der damaligen Krisis nichts kommen, als das Anerbieten, geistliche Streiter, eine päpstliche Armee zu organisieren, deren Zweige sich durch alle Länder erstrecken sollten, und die mit aller Macht die Feinde des Papstes bekämpfen wollten. Der Papst bestätigte im Jahre 1540 feierlich die neue Brüderschaft, ernannte den Loyola, dessen heller Verstand ihm Bewunderung eingeflößt hatte, zum General des Ordens und gab ihm die Erlaubnis, den neuen Staat einzurichten. Sogleich wurden Proselyten aus allen Ständen und Altern geworben, und in kurzer Zeit war die Zahl der Mitglieder schon zu mehreren Hunderten angewachsen.

Die Einrichtung dieses Ordens, dem man nach Loyolas letzter Erscheinung den Namen der Gesellschaft Jesu gab, ist das Werk des feinsten Verstandes. Die Verfassung war monarchisch. Dem General, der in Rom lebte, waren die Untergenerale in den Provinzen unterworfen, und von diesen gingen wieder, wie beim Militär, unendliche Stufen bis zum gemeinsten Bruder herab. Durchgängig herrschte der strengste Gehorsam. Über das kleinste Unternehmen und Wirken jedes einzelnen wurden Protokolle geführt und

dem General eingesandt. Über die Aufzunehmenden wurde die strengste Prüfung gehalten; die Oberen beobachteten erst sorgfältig ihre Neigungen und Fähigkeiten, um dann mit Sicherheit jedem seinen Wirkungskreis zu bestimmen. Die Gewandtesten und Verschlagensten sandte man an die Höfe und schlug sie zu Beichtvätern oder Prinzenerziehern vor; die gelehrtesten beförderte man zu Schulämtern oder überließ sie ihrer Neigung zur Schriftstellerei; die Schwärmer versandte man als Missionäre, und die offensten und biedersten Leute stellte man an solche Plätze, wo sie ihr Licht am besten leuchten lassen und dem Orden das meiste Vertrauen erwecken konnten. Das Gelübde der Armut erließ man den Gliedern der Gesellschaft gern, um sie dafür desto sicherer an das Gelübde des Gehorsams zu fesseln. Wer das letztere übertrat, ward sogleich aus dem Orden gestoßen, und damit kein Jesuit durch ein anderes Interesse von dem des Ordens abgezogen würde, stellte man ein Gesetz auf, welches die Mitglieder von allen kirchlichen Würden ausschloß. In der Folge wurden nur wenig Ausnahmen von diesem Grundsatze gemacht.

Dadurch, daß man keinen zu einer bestimmten Beschäftigung zwang und die Mitglieder von den geistlichen Geschäften anderer Orden (als Beten, Messelesen, Horensingen ꝛc.) freisprach, verschaffte man ihnen Zeit und Lust, sie auch mit nützlichen Wissenschaften zu beschäftigen. Daher hat kein anderer Orden so viele treffliche Lehrer und Schriftsteller aufzuweisen, wie die Jesuiten. Spitzfindige Theologen, eifrige Beichtiger, leidenschaftliche Kanzelredner, ausharrende Missionäre, geschickte Meßkünstler, Astronomen und Mechaniker, ja selbst treffliche Gesetzgeber sind unter ihnen in Menge aufgestanden.

Diese Vielseitigkeit mußte ihnen offenbar die Hochachtung des Volkes verschaffen. Man verband im 16. und 17. Jahrhundert mit dem Namen J e s u i t eben so schnell den Begriff eines brauchbaren und klugen Kopfs, als man jetzt etwa mit dem Worte H e r r n h u t e r den Begriff eines friedlichen und betriebsamen Bürgers verbindet. Was ihnen aber bei der Menge den größten Eingang verschaffte, war die Uneigennützigkeit, mit der sie sich überall des Jugendunterrichts annahmen. In jenen Zeiten, wo gute Lehrer so selten waren, hielt man es für eine göttliche Wohlthat, daß so viele geschickte Leute sich freiwillig erboten, umsonst zu unterrichten. Auch ihre Predigten gefielen weit mehr, als die anderer Geistlichen, und als Beichtväter wußten sie sich durch ihre Gefälligkeit und Gewandtheit höchst beliebt zu machen. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Orden in weniger als 50 Jahren nicht nur über ganz Europa, sondern selbst über die anderen Weltteile verbreitet war und unermeßliche Reichtümer erwarb, die er teils freiwilligen Geschenken und Vermächtnissen, teils dem Handel der indischen und amerikanischen Missionäre verdankte. Länger als 200 Jahre waren die Jesuiten in allen fürstlichen Kabinetten und bei allen politischen Verhandlungen thätig, sie waren im Besitz der Erziehung fast der ganzen katholischen Jugend, in die sie sorgfältig den bittersten Haß gegen den protestantischen Glauben pflanzten; sie verbreiteten das Papsttum in den fernsten Weltgegenden und errichteten sogar ein großes Reich im Innern von Südamerika, in P a r a-

guay. Der bereits erwähnte Xaver versuchte sein Heil als Missionär in Ostindien, Ceylon und Japan und endigte sein thätiges Leben in China (1552). Ihm folgten viele andere, und die ersten umständlicheren Nachrichten, die wir von China besitzen, stammen von Jesuiten her.

IV. Fürsten.

1. Johann Friedrich und Moritz von Sachsen.

Immer größer war schon in den letzten Lebensjahren Luthers die Spannung zwischen den Evangelischen und Katholischen geworden. Vergebens hatten jene dringend und oft den Kaiser um gleiche Rechte mit den Katholiken und um ungekränkte Religionsübung gebeten. Nun hörten sie gar, der Kaiser rüste sich und habe mit dem Papst ein Bündnis geschlossen. Sie fragten daher bei ihm an, wohin die Rüstungen zielten, und erhielten die beruhigende Antwort, er werde sich gegen alle, die ihm gehorsam wären, gnädig und väterlich erweisen, gegen die Ungehorsamen und Widerspenstigen aber sein kaiserliches Ansehen zu gebrauchen wissen. Am folgenden Tage erklärte er sich noch bestimmter, er habe beschlossen, einige ungehorsame Störer des Friedens, die bisher unter dem Scheine der Religion selbst die kaiserliche Hoheit anzutasten gewagt hätten, zum Gehorsam zurückzubringen Die protestantischen Städte und Fürsten verstanden, daß er sie damit meinte, schlossen zu Schmalkalden ein Bündnis und rüsteten sich geschwind. Nur schade, daß unter ihnen gar keine Einigkeit war. Johann Friedrich von Sachsen war ein guter ehrlicher Mann, aber von sehr beschränkten Verstandeskräften. Er hatte den sonderbaren Glauben, daß Gott sein Evangelium schon verteidigen würde, vergaß aber, daß Gott den immer verläßt, der seine Hände aus Trägheit in den Schoß legt. Daher hatte er einen rechten Abscheu vor dem Kriege und wurde darin von Melanchthon, der die Friedensliebe selber war, noch mehr bestärkt. Ganz anders war dagegen Philipp von Hessen, ein thätiger, verständiger Mann, der wohl einsah, daß es ohne Krieg nicht abgehen würde, und daß es am vorteilhaftesten wäre, schnell anzugreifen, ehe sich der Kaiser völlig gerüstet hätte. Aber dazu war Johann Friedrich nicht zu bringen, und darum konnte man schon jetzt vorhersagen, daß die schmalkaldischen Bundesgenossen unterliegen würden.

Einige evangelische Fürsten schlossen sich gar nicht an den Bund an; zu diesen gehörte der junge Herzog Moritz von Sachsen, ein Vetter des Kurfürsten Johann Friedrich. Von den beiden sächsischen Linien, der ernestinischen und albertinischen, hatte jene das Kurfürstentum mit der Hauptstadt Wittenberg, diese das Herzogtum mit der Hauptstadt Dresden. Moritz war ein gewandter, talentvoller Fürst in der Blüte der Jahre. Aus seinen feurigen Augen blitzte Klugheit und Heldenmut, und seine Seele strebte nach hohen Dingen. Mit seinem schwerfälligen Vetter mochte er nichts zu thun

haben; von seinem Schwiegervater, Philipp von Hessen, hielt er sich aus Politik entfernt. Ihn gelüstete nach dem Besitze des benachbarten Kurfürstentums und sein Ehrgeiz galt ihm mehr, als alle Familienbande. Das wußte der Kaiser, und er suchte den jungen Fürsten, der überdies so tapfer als liebenswürdig war, ganz auf seine Seite zu ziehen. Bald war Moritz Karls V. Liebling.

Als der Krieg ausbrach, hatte der Kaiser nur 8000 Mann beisammen. Die Truppen der oberländischen Städte, geführt von dem kriegserfahrenen Sebastian Schärtlin von Burtenbach, erschienen zuerst auf dem Kampfplatze. Schärtlins wohldurchdachter Plan war, den kleinen kaiserlichen Heerhaufen zu überrumpeln, ehe der Kaiser in Deutschland Truppen werben und Verstärkung aus Italien an sich ziehen konnte. Deswegen rückte er schnell gegen das Städtchen Füssen, nahe der Tiroler Grenze, wo der Kaiser seinen Hauptwerbeplatz hatte. Die Kaiserlichen zogen sich nach Bayern zurück; als aber Schärtlin sie verfolgen wollte, erhielt er vom Augsburger Stadtrat, dessen Dienstmann er war, den Befehl, das neutrale Gebiet des Herzogs von Bayern nicht zu betreten. Ohne diesen unklugen Befehl würde der kluge Feldherr auf Regensburg losgegangen sein, wo sich der Kaiser mit seiner kleinen Macht befand. Um aber wenigstens den italienischen Truppen den Durchgang zu versperren, besetzte er schnell die Ehrenberger Klause, den wichtigsten Paß. Schon drang er nach Innsbruck, als ganz Tirol zu den Waffen griff und auch die Bundeshäupter ihm den Befehl zuschickten, Tirol sogleich zu räumen, weil der König Ferdinand (des Kaisers Bruder), der Herr des Landes, den Krieg noch nicht erklärt habe. So war der Kaiser durch die Uneinigkeit und Planlosigkeit seiner Gegner aus der drohenden Gefahr gerettet und hatte Zeit, sein Heer zu verstärken.

Alsbald brach auch das sächsische und hessische Heer nach Süddeutschland auf. Die beiden Bundeshäupter schickten dem Kaiser eine förmliche Kriegserklärung zu, in welcher es unter anderem hieß, sie seien sich keiner Widersetzlichkeit gegen ihn bewußt; er aber habe die Absicht, ihren Glauben und die Freiheit des Reiches gewaltsam zu unterdrücken. Der Kaiser antwortete aber damit, daß er die Reichsacht über sie aussprach, sie Empörer, Meineidige und Verräter nannte, die ihm Krone und Scepter nehmen wollten, und daß er dem Herzog Moritz von Sachsen die Ausführung der Reichsacht auftrug.

Sogleich brach dieser in Gemeinschaft mit dem König Ferdinand in das Land seines Vetters ein und eroberte es im Nu. Als Johann Friedrich diese Schreckenspost empfing, war er nicht mehr zu halten, sondern brach mit seinem Heere auf, um das Kurfürstentum zu retten. Der Rest der Bundestruppen, nun zu schwach, dem Kaiser widerstehen zu können, bat demütigst um Frieden und ging auseinander. Wie im Triumphe zog Karl durch Oberdeutschland; seine Gegenwart schreckte alles zu dem alten Gehorsam zurück. Die früher so übermütigen Städte öffneten ihm demütig ihre Thore und kauften seine Gnade um vieles Geld.

Moritz war unterdes selbst ins Gedränge gekommen und hatte, statt fremdes Land zu erobern, beinahe das seinige verloren. Jetzt aber rückte das siegreiche kaiserliche Heer in Eilmärschen zur Hilfe herbei und stand schon am 22. April (1547) an der Elbe, nicht weit von Meißen, wo sich eben der Kurfürst befand. Dieser glaubte den Feind noch weit entfernt und wurde nun sehr überrascht. Eiligst zog er sich mit seinem kleinen Heerhaufen auf das rechte Elbufer und ließ die Brücke hinter sich abbrechen. Nun trennte ihn der breite Strom von seinem mächtigen Gegner, und ruhig zog er sich hinunter bis Mühlberg. Karl folgte ihm auf dem linken Ufer. Am Abend vor der Schlacht ritt der Kaiser mit seinem Bruder Ferdinand und mit Herzog Moritz am Ufer hin, um die Gegend anzusehen. Die Elbe flutete stark, jenseits standen die Feinde und hatten alle Kähne auf das rechte Ufer geführt. Doch bald hatten die kaiserlichen Reiter eine Furt erkundet, gerade der Stadt Mühlberg gegenüber, wo mehrere Pferde nebeneinander ohne Gefahr an das jenseitige Ufer gelangen konnten.

Am Morgen des folgenden Tages (24. April), der das Schicksal des Kurfürsten entscheiden sollte, lag ein dichter Nebel über der Gegend. Mehrere spanische Soldaten warfen ihre Rüstung ab, stürzten sich in den Strom, schwammen, den Degen im Munde, nach dem jenseitigen Ufer und jagten dem Feinde mehrere Kähne ab, die sie im Triumphe herüberbrachten. Diese wurden mit Scharfschützen bemannt, um den Übergang der Reiterei zu decken. Ihnen zur Seite ritten der Kaiser, Ferdinand, Moritz, Alba und die übrigen Führer durch die Furt. Der Kaiser hatte sich wie zum Siege geschmückt. Mit der Linken tummelte er sein andalusisches Streitroß, mit der Rechten schwang er die Lanze, und die eben durchbrechende Sonne spiegelte sich an seinem vergoldeten Helme und Panzer.

Es war Sonntag, und der Kurfürst wohnte eben dem Gottesdienste bei, als man ihm plötzlich die Ankunft des Kaisers verkündigte. Anfangs wollte er nicht glauben, was man ihm berichtete; als er aber nicht länger zweifeln konnte, ordnete er eiligst seinen Rückzug nach Wittenberg an. Doch es war schon zu spät. Sein Heer wurde auf der Lochauer Heide eingeholt und zum Treffen gezwungen. Mit dem wilden Kriegsgeschrei: Hispania! Hispania! warf sich die spanische Reiterei auf die sächsische und schlug sie in die Flucht. Bald waren auch die Reihen des Fußvolks durchbrochen, und das ganze sächsische Heer löste sich in wilde Flucht auf. Der Kurfürst suchte zu entkommen, wurde aber von einem Schwarm leichter Reiter eingeholt. Er verteidigte sich mit dem Mute der Verzweiflung, erhielt aber einen starken Hieb in die linke Wange und mußte sich ergeben. Gefangen wurde er vor den Kaiser geführt; Gesicht und Panzer waren mit Blut bedeckt. Als ihn der Kurfürst mit den Worten: „Allergnädigster Kaiser!" anredete, unterbrach er den Bittenden: „So, nun bin ich Euer allergnädigster Kaiser? Ihr habt mich lange nicht so geheißen!" — „Ich bin," fuhr der Kurfürst fort, „Eurer kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um ein fürstliches Gefängnis!" — „Wohl!" rief der Kaiser, „Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient!"

Nun ging Karl vor Wittenberg, wo die Kurfürstin mit ihren Kindern war. Der Kaiser verlangte, daß gleich die Thore geöffnet werden sollten, sonst würde er ihnen den Kopf des Kurfürsten hineinschicken. Die mutige Frau aber ließ sich nicht schrecken; sie mochte wohl die Drohung nicht für Ernst halten. Indessen ward der hohe Gefangene wirklich zum Tode verurteilt, aber es kam nicht zur Hinrichtung; nur unter sehr harten Bedingungen konnte der Kurfürst sein Leben retten. Er mußte für sich und seine Nachfolger auf die Kurwürde und sein Land Verzicht leisten, und zu seinem Unterhalt behielt er bloß einige Ämter in Eisenach, Gotha, Weimar ꝛc., aus denen später die kleinen Herzogtümer sich bildeten. Sein Land und seine Würde erhielt Moritz; durch ihn ist die jüngere (albertinische) Linie in den Besitz des späteren Königreichs Sachsen gekommen.

Mit Ergebung unterwarf sich Johann Friedrich seinem traurigen Schicksal, das ihm jedoch der Kaiser auf alle Art zu mildern suchte, denn er behandelte ihn fortan mehr wie einen Gast, als wie einen Gefangenen. Überhaupt zeigte sich der Kaiser in Sachsen höchst edelmütig. Als die Kurfürstin mit ihren Kindern vor ihm einen Fußfall that, hob er sie freundlich auf, sprach ihr Trost zu und erlaubte ihrem Gemahl, acht Tage lang in Wittenberg im Kreise der Seinigen zu verleben. Ja, er selbst begab sich in die Stadt und erwiderte den Besuch der Kurfürstin. Und als er erfuhr, daß man aus Furcht vor ihm den evangelischen Gottesdienst eingestellt habe, wurde er unwillig und sprach: „Wer richtet uns das an? Ist in unserm Namen der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht uns das nicht zum Gefallen. Haben wir im Oberlande (Schwaben) doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten wir es hier thun?“ Er besuchte auch die Schloßkirche in Wittenberg, und als man ihm Luthers Grab zeigte und einige Umstehende, unter anderen der Herzog Alba, ihm rieten, die Leiche des Ketzers ausgraben und verbrennen zu lassen, erwiderte er: „Laßt ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Toten!“

Nun war bloß noch Philipp von Hessen zu züchtigen; aber dieser wartete den Einfall des kaiserlichen Heeres nicht ab, sondern ließ durch seinen Schwiegersohn Moritz und den Kurfürsten von Brandenburg den Kaiser um Gnade bitten. Er selbst ging dann zum Kaiser nach Halle und that vor ihm fußfällige Abbitte. Diese Abbitte las ihm sein hinter ihm knieender Kanzler vor, und der Landgraf sprach sie nach. Als aber bei der demütigsten Stelle sich sein Mund zu einem höhnischen Lächeln verzog, hob der Kaiser, der es bemerkt hatte, drohend den Finger auf und rief in seinem niederländischen Dialekt: „Wol! ick sall dir laken leeren!“ Dann kündigte er ihm die Strafe an. Er mußte sein Geschütz ausliefern, eine große Geldbuße erlegen und gleich dem Kurfürsten in Gefangenschaft bleiben. So vollständig besiegte Karl den schmalkaldischen Bund.

Jetzt stand Karl auf dem Gipfel seiner Macht, aber die Protestanten trauten ihm nicht, obwohl er ihnen keineswegs in Bezug auf den Glauben Gewalt anthat. Er hatte sich nach Innsbruck in Tirol begeben, wo er die folgenden Jahre sehr eingezogen lebte, da ihn die Gicht sehr quälte, so daß er oft das Zimmer hüten mußte. Indessen hatte Moritz sich mehrere Male, aber immer vergebens, für seinen Schwiegervater verwendet. Es kränkte ihn tief, daß Karl noch immer beide Fürsten gefangen hielt; doch mochte ihm wohl sein Gewissen sagen, daß er bei seinen evangelischen Glaubensgenossen viel wieder gut zu machen hätte. So reifte in ihm der Entschluß, den Kaiser mit Gewalt zu zwingen, seine Gefangenen freizugeben. Karl kam ihm zu diesem Zwecke selber entgegen. Über die protestantische Stadt Magdeburg war damals die Reichsacht ausgesprochen, und dem Moritz wurde ein Heer übergeben, diese Acht zu vollziehen. Der zog aber die Belagerung ein ganzes Jahr lang hin, und als endlich die Stadt eingenommen war, ließ er seine Truppen dennoch nicht auseinandergehen, indem er bald diesen, bald jenen Grund vorschützte. Man warnte den Kaiser, doch dieser vertraute unbedingt auf seinen Schützling, der ihm ja so viel zu verdanken hatte. Moritz wußte ihn durch die ausgezeichnetsten Verstellungskünste zu täuschen. Er schrieb ihm, daß er nächstens selber nach Innsbruck kommen würde, er ließ auch dort eine Wohnung mieten, ja er reiste gar dahin ab, wurde aber unterwegs plötzlich krank. Endlich, als alles reif war, versammelte er schnell sein Heer und flog wie ein Sturmwind herbei, mit einer solchen Schnelligkeit, daß er den Kaiser fast in Innsbruck erreicht hätte. Bei Nacht und Nebel mußte der kranke Mann im fürchterlichsten Regenwetter fliehen, und nur mit Mühe und Not entkam er nach Villach in Kärnten, in einer von Mauleseln getragenen Sänfte.

Moritz benutzte seinen Vorteil. Er drang dem Kaiser nicht nur das Versprechen ab, augenblicklich beide gefangene Fürsten freizulassen und sich an ihm nie rächen zu wollen, sondern zwang ihn auch in einem Vertrage zu Passau, 1552, den Evangelischen dasselbe Recht vor dem Reichskammergerichte zu bewilligen, welches die Katholiken bisher allein genossen hatten, auch einen Reichstag zu berufen, auf dem endlich einmal alle Religionszwiste ausgeglichen werden sollten. Das geschah auch 1555 in Augsburg, wo der sogenannte Religionsfriede geschlossen wurde, der den Protestanten im ganzen Reiche freie Religionsübung sicherte. Weder sie noch die Katholiken sollten einander zum Übertritt verleiten, kein Landesherr sollte seine Unterthanen zu einem anderen Bekenntnis zwingen, auch jedem das Auswandern erlauben. Wäre nur dieser Friede dauerhaft gewesen!

---

2. Karls V. Abdankung und Tod.

Seit der durch Moritz erlittenen Demütigung verlebte der Kaiser keine frohe Stunde mehr. Alles mißlang ihm. Er hatte einen einzigen Sohn, den finsteren, stolzen, heimtückischen Philipp, den hätte er gern zum deut-

schen Kaiser gemacht. Aber sobald ihn die Deutschen nur sahen, hatten sie schon genug an seinem finsteren Gesichte, das sich nie zum Lachen verzog; auch wollte Ferdinand nicht die Krone abtreten. Dann fing Karl noch einen Krieg mit Frankreich an, aber seine Heere wurden geschlagen. Zu diesem Verdruß kamen körperliche Leiden, die ihm jede Freude vergällten. Da faßte der lebensmüde Kaiser den Entschluß, seine Regierung niederzulegen und die ihm noch übrige Lebenszeit in klösterlicher Stille zu verleben. Im Herbst 1555 reiste er nach Brüssel, ließ seinen Sohn Philipp auch dorthin kommen und trat ihm in feierlicher Versammlung die Regierung der Niederlande ab. Neapel hatte er ihm schon früher übergeben. Es war ein rührender Anblick, den kranken Kaiser zu sehen, wie er von dem Leben Abschied nahm. Mit Mühe erhob er sich von seinem Throne, gestützt auf die Schulter des Prinzen von Oranien, und hielt eine erschütternde Rede. Er erzählte, wie er seit seinem 16. Jahre unablässig mit der Regierung seiner weitläufigen Staaten beschäftigt gewesen sei und für sich fast gar keine Zeit übrig behalten habe. Überall sei er bestrebt gewesen, mit eigenen Augen zu sehen, und sein Leben sei daher eine stete Pilgerfahrt gewesen. Neunmal habe er Deutschland, sechsmal Spanien, viermal Frankreich, siebenmal Italien und zehnmal die Niederlande besucht; zweimal sei er in England und zweimal in Afrika*) gewesen, überhaupt habe er elf Seereisen gemacht. Jetzt erinnere ihn seine Hinfälligkeit, jüngeren Schultern die Last der Krone zu übergeben. Habe er während seiner vielen Regierungsgeschäfte etwas Wichtiges versäumt oder etwas nicht recht gemacht, so bitte er alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende stets in Liebe gedenken und für sie beten.

Nun wandte er sich an seinen Sohn, der sich auf ein Knie vor ihm niederließ und seine Hand küßte. „Sieh, mein Sohn," sprach er, „du wärest mir schon Dank schuldig, wenn ich dir nach meinem Tode so blühende Länder hinterließe; aber ich übergebe sie dir noch in meinem Leben. Regiere deine Unterthanen mit Gerechtigkeit und Güte, wie ein Vater seine Kinder!" Aller Augen schwammen in Thränen, auch Philipp schien gerührt,

---

*) Während der Wiedertäufer-Unruhen in Münster hatte Karl einen Zug nach Afrika unternommen. Hier hatte der verwegene türkische Seeräuber Hairadin Barbarossa Tunis erobert und beunruhigte von dort aus mit seinen Raubschiffen alle benachbarten Meere und Küsten. Viele tausend Christen waren von ihm nach Afrika in die härteste Sklaverei geschleppt worden. Solcher Schmach der Christenheit konnte der Kaiser nicht länger gleichgültig zusehen. Als Schirmherr derselben hielt er sich in seinem Gewissen für verpflichtet, den Seeräubern das ehrlose Handwerk zu legen. Im Sommer des Jahres 1535 setzte er mit einer großen Flotte, welche der genuesische Seeheld Andreas Doria befehligte, nach Afrika über, schlug Hairadins Heer in die Flucht, eroberte Tunis und gab es als Lehen der spanischen Krone dem rechtmäßigen Herrscher Muley Hassan zurück. Dieser glänzende Sieg befreite 22 000 Christen-Sklaven, die vom Kaiser beschenkt in ihre Heimat zurückeilten. Den Tag ihrer Befreiung hielt Karl für den schönsten seines Lebens, und mit Thränen in den Augen soll er gesagt haben: „Dieser Gewinn lohne den Feldzug allein, wenn er auch weiter nichts gewonnen hätte."

aber sein Versprechen hat er nicht gehalten. Wenige Monate später übergab ihm Karl auch die Regierung von Spanien, dann eilte er nach seinem Zufluchtsorte, den er sich in der Provinz Estremadura in einer einsamen, schönen Gegend ausgesucht hatte. Neben dem Hieronymitenkloster San Juste ließ er sich eine einfache Wohnung bauen, lebte dort in der tiefsten Zurückgezogenheit und brachte den Tag abwechselnd mit Gebet, mit Drechslerarbeiten, Uhrmachen und Gartenbestellung hin. In seinen Todesgedanken kam er auf den Einfall, noch bei seinen Lebzeiten ein feierliches Totenamt halten zu lassen, als ob er schon gestorben wäre. So ließ er einen offenen Sarg von den Mönchen in die schwarz ausgeschlagene Kirche tragen (spätere Chronisten meldeten, er habe sich selbst hineingelegt), Trauerlieder singen und Seelenmessen lesen. Ringsumher brannten Wachskerzen, und eine Trauermusik hallte schwermütig durch das weite Kirchengewölbe. Dies alles machte einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüt, daß er wenige Tage darauf, im Jahre 1558, wirklich starb.

Dritter Abschnitt.

Adel und Hansa in ihren letzten Kämpfen.

Götz von Berlichingen. Franz von Sickingen. Ulrich von Hutten. Jürgen Wullenweber.

I. Götz von Berlichingen.

Wohl war zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bereits jene Zeit vorüber, wo der freie Deutsche keine andere Beschäftigung für seiner würdig erkannte, als den Krieg; doch war jener Geist noch keineswegs ausgestorben, zumal in demjenigen Teile des Volkes, welcher sich stolz für die allein echte Nachkommenschaft der alten freien Deutschen hielt, die nur zum Kriegen und Herrschen geboren wären, — unter dem Adel. Dieser sehr zahlreiche Stand, welcher doch nur teilweis mit Gütern und Burgen versehen war, dennoch aber jeden bürgerlichen Nahrungszweig verächtlich von sich wies, war sehr übel beraten, wenn es nicht irgendwo Krieg gab; ja mancher adlige Ritter mußte aus Not ein Räuberleben führen. Kaiser Maximilian I. setzte indes dem Faustrecht kräftige Schranken; er verbot nicht nur jede Selbsthilfe, sondern setzte auch ein Gericht ein aus erfahrenen Männern, das Reichskammergericht, vor welchem selbst jeder Reichsfürst belangt werden konnte, und bei dem jeder Deutsche sein Recht suchen sollte. Es bekam seinen Sitz anfangs in Frankfurt a. M., nachmals in Speier und zuletzt in Wetzlar. Um die Ordnung besser handhaben zu können, teilte Maximilian das deutsche Reich in zehn Kreise ein, die von Norden nach Süden gerechnet folgende waren: der westfälische, obersächsische, niedersächsische; der burgundische, niederrheinische, fränkische, oberrheinische; der schwäbische, bayrische und österreichische. Wer sich den Beschlüssen des Reichskammergerichts widersetzte, ward in die Reichsacht erklärt, und eine Reichsarmee mußte diese vollziehen. So wollte Maximilian einen ewigen Landfrieden herstellen.

Aber sobald war die Kampflust des deutschen Adels doch nicht gebrochen. Mancher edle Ritter, der seine Kraft fühlte, wollte lieber seine Fehde mit dem Schwerte in der Hand ausfechten, als einen langweiligen Prozeß führen und vor dem Kammergerichte sich stellen. So geschah denn auch nach der Verkündigung des Landfriedens noch manchesmal etwas, das zu dem Sprichwort Veranlassung gab: „Es ist dem Landfrieden nicht zu trauen!“ Was aber mehr als kaiserliche Befehle die Macht des Adels brach, war die zur Blüte gekommene Macht der Städte und die neu erstandene Macht der Fürsten, die sich mit den Bürgern verbanden, um den Stolz und Übermut der Ritter zu brechen. Dazu kam die Erfindung des Pulvers, welche die schweren Geschütze hervorrief, denen weder die Mauern der Ritterburgen, noch die Panzer und Harnische der Ritter widerstehen konnten.

Es gab aber noch manche harte Kämpfe, ehe die neue Zeit zum Durchbruch kam. Unter den kühnen Rittern, die mit Unwillen die neue Reichsordnung ertrugen, mit Ingrimm die zunehmende Fürstenmacht sahen, war auch Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Mann voll Streitsucht und Standesstolz, aber auch voll deutscher Biederkeit, der sich mit seiner eisernen Faust selbst Recht zu schaffen suchte trotz Kaiser und Reich.

Wie Götz seine rechte Hand verliert.

Unter der Regierung des Kaisers Maximilian starb 1503 der Herzog Georg von Bayern-Landshut; nach den Hausverträgen sollte die Herrschaft an Albert von Bayern-München gelangen, aber der Verstorbene hatte in einem Testament seine ganze Hinterlassenschaft seinem Tochtermanne Ruprecht, Sohn des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, vermacht. Darüber begann ein böser innerer Krieg; Ruprecht und sein Vater, mit Frankreich verbündet, wurden in die Acht erklärt, aber sie hatten ein Heer von Deutschen und Böhmen geworben und wehrten sich tapfer. Da bot Maximilian das Reich zum Kampf gegen die widerspenstigen Herzöge auf, und Götz von Berlichingen stellte sich zum Heere der Bundesgenossen, das vom schweren Geschütz der Nürnberger geschützt ward. Landshut wurde umzingelt. Pfalzgraf Ruprecht verteidigte diese Stadt mit den Tapfersten seines Volks. Täglich geschahen Angriffe, gleich blutig auf beiden Seiten und keiner ganz entscheidend. Götz war überall im Gefecht, und sein Mut wie seine Geschicklichkeit erwarben sich aller Achtung. Wo sein Helmbusch wehte, da fielen die Hiebe am dichtesten. So war er auch eines Tages tief im Gefecht; die Nürnberger Feldschlangen wüteten mächtig unter den Belagerten, die einen Ausfall gemacht hatten; in das dichteste Faustgemenge gerichtet, verschonten sie weder Freund noch Feind. Da zerschmetterte ein unglücklicher Schuß das Schwert des Ritters, drängte die Hälfte des Schwertknopfes in die Armschienen seines Panzers und zerschlug den rechten Arm so gewaltig, daß die zersplitterte Hand nur noch an der Haut festhing. Der nämliche Schuß streckte seinen Gegner, Fabian von Wallsdorf, mit welchem er eben kämpfte, tot zur Erde. Kaltblütig schaute Götz auf diese Verwüstung; er lenkte sein Pferd sacht dem Lager zu, wohin er mit Hilfe eines alten Knappen gelangte. Dort erst

konnte der Arzt gerufen werden; aber kein Verband half, keine Salbe rettete die Hand — man löste sie dem Tapfern vom Arm, um einem Brande vorzubeugen, der sein Leben bedrohte.

Nicht nur die Freunde und Genossen des Ritters fühlten inniges Mitleid mit seinem Unglück, auch die Feinde bedauerten ihn. So erbittert Herzog Ruprecht auch war, so verhieß er dem Kranken doch gern sicheres Geleit und freien Aufenthalt in Landshut, wo bessere Pflege als im Lager zu erwarten war. Doch brach in der Stadt bald eine bösartige Ruhr aus, und die Wunden des Ritters verschlimmerten sich. Der Gedanke, hinfort ein unnützer Mann sein zu müssen, wurde ihm drückender als je; er strengte daher alle Kräfte der Seele an, um Mittel zu ersinnen, wodurch er sich über sein Unglück erheben möchte. Steter Friede war seinem Geiste unleidlich, Krieg sein Lieblingsgedanke und Ehre der Abgott des Helden. Noch floß jugendliches Blut in seinen Adern, noch vereinigte sich Kraft mit dem Willen, und Drang lehrte ihn erfinden. Oft erinnerte er sich auf schlaflosem Krankenlager der Erzählungen von einem hohenlohischen Reiter, der trotz dem Verluste seiner Hand bis an sein Ende in Kriegsdiensten geblieben sei, und neue Hoffnung belebte ihn. Er selbst ersann eine Hand von Eisen und fand einen geschickten Waffenschmied, der seinen Gedanken Wirklichkeit gab. Durch künstliche Zusammensetzung ineinandergreifender Federn wurde die Hand so brauchbar, daß sie die Zügel halten konnte. Alles überstandene Ungemach war vergessen, alle trüben Gedanken waren verschwunden, als der emsige Arbeiter mit dem Meisterwerk seiner Kunst in das Zimmer trat und der Ritter seinen versammelten Freunden die Kräfte dieser Hand zeigte. Von nun an war er völlig genesen, er verließ Landshut und zog, mit eiserner Rechten bewehrt, auf sein Stammschloß Jaxthausen.

Wie Götz mit der Stadt Köln Fehde bekommt.

Nachdem der Ritter sich in Jaxthausen mit einem braven Weibe vermählt und wieder mancherlei Kämpfe unternommen hatte, begann er im Jahre 1509 eine Fehde mit der damals sehr reichen und mächtigen Reichsstadt Köln. Götz hielt das für eine uralte, heilige Bestimmung des Adels, den von Mächtigen unterdrückten Schwachen zu Hilfe zu ziehen.

Hans Sindelfinger, Schneidermeister aus Stuttgart, hatte zu Köln im Zielschießen das Beste, 100 Gulden im Wert, erworben. Aber man entzog ihm die Belohnung durch schlaue Ränke und ließ ihn mit leerer Hand nach Hause ziehen. Jedermann mißbilligte das Betragen dieser Reichsstädter, und Herzog Ulrichs (von Württemberg) Hofleute verhießen ihm Schutz und Beistand. Ein Schreiben von den Vornehmsten am Hofe, unter denen auch Götzens Schwager von Sachsenheim war, forderte den Ritter zur Mitwirkung auf. Er kündigte den Kölnern sogleich Fehde an und zog mit einer geworbenen Mannschaft aus, sie an ihren Frachten und Kaufleuten zu pfänden. In der Wetterau stieß er auf neun schwer beladene Wagen, welche den Kölnern reiche Waren zuführten. Götz nahm sie in Beschlag; weil aber seine und seiner Gehilfen Besitzungen zu fern waren und er den alten kranken

Philipp von Kronberg, der ihm seine Feste geöffnet hatte, nicht in Verlegenheit bringen wollte, ließ er die Schätze wieder ledig und erwartete schicklichere Gelegenheit zur Rache. Sie kam. Zwei kölnische Kaufleute, Vater und Sohn, reisten auf die Messe nach Leipzig, aber Götz führte beide gefangen nach Jaxthausen. Da baten sie ihn, wenigstens einem die Fortsetzung der Reise zu erlauben, damit sie ihre Waren verkaufen und ein tüchtiges Lösegeld aufbringen könnten. Götz gewährte ihre Bitte und entließ den Vater, dem sein schwächlicheres Alter ohnedies die Gefangenschaft härter machte, unter dem eidlichen Versprechen, nach geendigter Messe wieder zu kommen und sich und seinen Sohn zu lösen. Ein Knappe des Ritters sollte ihn zu Bamberg erwarten und auf dem Rückwege sicher nach Jaxthausen geleiten.

Aber der Alte brach Schwur und Treue und verriet den Knappen an den Bischof von Bamberg, Georg von Limburg, der ihn gefangen nehmen ließ. Nach langem vergeblichen Harren erfuhr Götz diese Treulosigkeit und schickte ein Abmahnungsschreiben an den Bischof, worin er ihm alles Ernstes anriet, seinen Knappen freizugeben; von ihm habe er sich der Feindschaft am wenigsten versehen, da er erst vor kurzem um die Freundschaft des Ritters geworben habe. — Der Bischof ließ zwar den Knappen ledig, nahm ihm aber ein hartes Gelübde ab, sich nie wieder gen Bamberg zu stellen. Das verdroß den Ritter Götz so, daß er dem Bischof Fehdebriefe zuschickte und eiligst eine starke Anzahl Reiter und Knechte gegen ihn warb. Die Sache wäre bald geschlichtet worden, wäre ein Anschlag zur Ausführung gekommen, den Bischof, der zur Brunnenkur nach Göppingen reiten wollte, gefangen zu nehmen. Aber einer von Götzens Genossen ging hin und warnte den Bischof, der in Eile nach Bamberg zurückreiste. „Wollt ihm," sagte Götz von Berlichingen, „das Bad gesegnet und ihn weidlich abgetrocknet haben!"

Die Kölner Fehde verwickelte den Ritter in viele andere, namentlich mit dem Grafen von Hanau und dem Herrn von Hutten. Zu gleicher Zeit griff Philipp Stumpf den Götz an und verbrannte ihm einen Hof und eine Mühle. Nun durfte er nicht feiern und mußte jede Kraft aufbieten, um mit Ehren fünf Gegner zu bestreiten. Jetzt war er im Harthäuser Wald und hieb des Stumpfens Reiter zusammen, und jetzt stand er wieder wie im Fluge bei Erfurt und machte sich Herrn Frobin von Hutten furchtbar, der ihm nur mit genauer Not entwischen konnte. So gering auch des Ritters kriegerisches Gefolge war, so gefährlich blieb doch damals, wo noch keine stehenden Heere dem Mächtigen zu Gebote standen, auch ein kleiner mutiger Feind, dessen Angriffe oft unversehens geschahen.

Götz hatte sechzehn Tage lang auf seinen Streifzügen fast keine Stunde ruhig geschlafen, als er im Vorbeistreifen unfern des Mains ein Schloß seines Freundes Eustachius von Thüringen erreichte. Hier gedachte er des lang entbehrten Schlafes sich zu freuen. Er kam wie gerufen; denn Götz mit dem eisernen Arm und Mut war überall willkommen, wo ritterliche Thaten geschehen sollten. Das Schloß lag voll wehrhafter Ritter und Knechte, und Berlichingen, von der Freundschaft aufgefordert, verschob den Genuß

des nächtlichen Schlummers noch einmal, um den Anschlag seines Vetters gegen den Bischof zu unterstützen. Um Mitternacht brach der Haufe, an Reitern und Fußknechten beträchtlich, auf; Götz immer unter den Vordersten. Sie erreichen nächtlicher Weile den Main, setzen glücklich durch eine wohlbekannte Furt, nehmen zwei wohlbewaffnete Schiffe weg und führen sechzehn Wagen kaufmännischer Waren gen Reusenburg.

Endlich gelang es dem guten Grafen von Königstein, eine Vermittelung der Kölner Fehde in Gang zu bringen. Er schrieb einen Tag zwischen den streitenden Teilen nach Frankfurt aus, verglich ihre Beschwerden zu wechselseitiger Zufriedenheit und erlöste dadurch auch seinen Freund Götz von seinen übrigen Gegnern.

Wie Götz Urfehde schwören muß.

Herzog Ulrich von Württemberg war mit dem mächtigen Bunde schwäbischer Fürsten und Städte in Streit geraten und hatte die Bundesstadt Reutlingen erobert. Da zogen die Truppen des schwäbischen Bundes heran, geführt von Herzog Wilhelm von Bayern.

Ulrich war zu schwach zum Widerstande; doch hob er noch, bevor er aus seinen eigenen Grenzen floh, die getreuesten und mutvollsten seiner Ritter aus und verteilte unter sie die Bewahrung und Verteidigung seiner Festen und Schlösser. Dem Götz von Berlichingen wurde das Schloß zu Möckmühl anvertraut, und mit ihm warf sich mancher Freund des Ritters in dasselbe. Der Angriff war so schnell gekommen, daß der Herzog nicht für Vorrat an Waffen und Lebensmitteln hatte sorgen können. Auch in Möckmühl fand der Ritter wenig und um so weniger, als die Bürger des Städtchens mit den Bauern im ganzen Oberamte ihrem Herrn entsagten und sich freiwillig dem Bund ergaben. Götz mußte daher die kurze Zeit, welche noch vor der Belagerung übrig war, sparsam dazu nützen, was er an Wein, Frucht, Vieh und Geschoß mit Gewalt aufzutreiben vermochte, auf das Schloß zu bringen, denn von der Einwohner gutem Willen war nichts zu hoffen.

Ein vom Hauptlager ausgesandter Trupp von Kriegsleuten, von Johann von Hattstein geführt, fing nun die Belagerung des Schlosses an, das der Ritter bis auf den letzten Mann zu verteidigen willens war. Wiederholte Aufforderungen zur Übergabe, mit der Bedingung ganz freien Abzuges, wurden verworfen und so lange mit Kugeln beantwortet, bis der Vorrat verschossen war. Nun mußte Fensterblei und altes Eisen jeder Gattung aushelfen; aber es konnte die Hungernden nicht sättigen, die Dürstenden nicht laben. Bald war aller Vorrat aufgezehrt, und die Angriffe des Feindes wurden immer stürmischer. So von der Not gezwungen, gab der Ritter dem erneuerten Antrage, das Schloß frei samt den Seinigen zu verlassen, Gehör. Arglos ahnte er nichts von der schnöden Hinterlist der Feinde. Im Glauben, mit ehrlichen Leuten verhandelt zu haben, zog er seines Weges, als plötzlich die bündischen Soldaten über ihn und seine Gefährten herfielen. Man kämpft, es werden viele getötet, und Götz schlägt tapfer drein; aber er

muß der Übermacht weichen und sich auf ritterliches Gefängnis ergeben, das ihm willig zugestanden wird.

So wird er nach Heilbronn geführt. Doch als die Heilbronner Abgeordneten vom Bundestage zu Eßlingen heimkehren, bringen sie ein Schreiben der Stände mit, wodurch der Rat den Antrag erhält, dem Götz von Berlichingen eine harte Urfehde (Gelöbnis ewigen Friedens) vorzulegen, seinen Eid darob zu empfangen, und wenn er sich weigern würde, ihn so lange in einen Turm zu werfen, bis er die Urfehde beschworen haben würde.

Götz von Berlichingen schlug den vorgelegten Eid aus. Ihm sei ritterlich Gefängnis zugesagt — antwortete er den Abgesandten — und er stelle in keinen Zweifel, es werde ihm gehalten. Zudem sei er des Trostes, sein Schwager Franziskus von Sickingen und andere seine Herren würden ihm helfen, daß er verhoffe, seine Sache würde besser werden. Der Rat sandte seine Abgeordneten wieder zurück und fand die Sache so mißlich, daß er bat, man möchte den Götz in einer andern Stadt verwahren. Aber alsbald erschien der Eßlinger Syndikus mit dem Befehl, die Urfehde zu erzwingen und im Weigerungsfalle den Gefangenen in den Turm zu legen. Götz blieb standhaft. Da wurden die Weinschröter, lauter wehrhafte Männer, befehligt, ihn aus seiner bisherigen Herberge abzuführen. Aber geübter in den Waffen, als diese, ergriff er mit bedachter Eile einen seiner Gegner, riß ihm den Degen aus der Scheide und setzte durch diese unerwartete Gegenwehr alle in Schrecken. Er hätte den Augenblick der Verwirrung zu eigenmächtiger Befreiung wohl nützen können, „denn — wie er selbst von dieser Scene erzählt — sie schnappten alle hinter sich; auch baten mich die Abgeordneten des Rats fleißig, ich sollt' einstecken und Fried' halten, sie wollten mich nit weiter führen, denn uf das Rathaus.“

Götz folgte nun willig, ward aber in den Turm geworfen. Beim Wegführen begegnete ihm seine Gattin, die, ängstlich für das Leben ihres teuren Gemahls, ihm in die Gefangenschaft nachgefolgt war. Götz aber sprach: „Weib, erschrick nicht, sie wollen mir eine Urfehde vorlegen, die will ich nit annehmen, will mich lieber in den Turm stecken lassen. Thue mir aber also und reit hinauf zu Franziskus von Sickingen und Georg von Frundsberg und zeige ihnen an, man wolle mir das ritterliche Gefängnis nit halten; sie werden mich als Redliche vom Adel schon zu halten wissen.“

Die sorgliche Gattin achtete keine Beschwerde, ritt in der Nacht in das Lager und brachte schon am andern Morgen die erfreuliche Nachricht, daß sich die Hauptleute der Stadt näherten. Sickingen und Frundsberg waren auf Seiten des schwäbischen Bundes, und ihr Freund Berlichingen war ihr Feind, aber das that ihrer Freundschaft keinen Abbruch. Sobald sich die Hauptleute der Stadt näherten, wurde Götz aus dem Turme befreit, und Franz von Sickingen gab dem Rate einen derben Verweis in einem Briefe, so daß Götz wieder seine alte Herberge bekam. Aber dennoch mußte er noch zwei Jahre ein Gefangener bleiben, und der Langeweile überdrüssig, beschwor er 1522 die Urfehde. Er mußte 2000 Gulden Schatzung bezahlen, seine

Zehrung berichtigen und allen Bundesverwandten, klein und groß, so lange er lebte, Ruhe und Frieden geloben.

Wie Götz von den Bauern zum Hauptmann erwählt wird.

Am Neujahrstage 1525 standen die Bauern des Abtes von Kempten auf und verwüsteten das Stift. Diese That war gleichsam das Losungswort für alle übrigen Bauern in Süddeutschland, ihr Joch zu zertrümmern, denn die Erbitterung über die Frondienste und schweren Abgaben war allgemein. Bald stand die ganze deutsche Bauernschaft in Waffen und verwüstete das Land mit Feuer und Schwert, mit unmenschlicher Grausamkeit gegen den Adel wütend.

Götz von Berlichingen war auf seinem Hornberg bisher noch in Ruhe geblieben; aber da die Gefahr näher rückte, war es nötig, auf Mittel zu seiner und der Seinigen Rettung zu sinnen. Da er bei allem Volk beliebt war, als ein Freund der Freiheit und Beschützer ihrer Rechte, so hoffte er, seine Verwendung bei den Bauern werde nicht nutzlos sein. Auf den Wunsch seines Bruders, der damals Jaxthausen bewohnte, ritt er gen Schönthal und erwarb ihm bei den Hauptleuten die Zusicherung des Friedens. Auch für sich selbst bat er um Ruhe, doch sollte er diese nicht lange genießen.

Kaum zu den Seinigen zurückgekehrt, erschien sein Dorfschulz, der von den Bauern beauftragt war, den Junker zu ihren Hauptleuten nach Gundelsheim zu rufen. Götz, ihrer Ansicht unkundig, ritt hin und erfuhr zu seinem Schrecken, er solle die Obrist-Hauptmannsstelle bei ihrem Heere annehmen. Mit Bitten und Vorstellungen versuchte er es, sie von diesem Vorsatze abzubringen, fand auch Gehör bei allen Rotten; nur die Hohenlohischen ergriffen sein Pferd und zwangen ihm einen Eid ab, sich des andern Tages bei ihnen in Buchau einzufinden. Dem Eid getreu und bange für die Folgen, wenn er ihn brechen wollte, erschien er am folgenden Tage. „Gott erkennt und weiß, wie mir war, und ich wünscht mir, daß ich eher in dem bösesten Turm läg, der in der Türkei wäre.“ Die Bauern nötigten ihn abzusteigen, schlossen einen festen Kreis und wiederholten drohend den Antrag der Hauptmannschaft. Als er sich weigerte, drohten sie mit dem Tode; dazu kamen viele Hohe und Niedere vom Adelstand und baten Götz, die Stelle anzunehmen, weil er viel Unglück und manche Grausamkeit verhüten könnte, zum Schutz der Fürsten und des gesamten Adels. Diese Gründe bewogen den Ritter, nachdem ihm fest der Gehorsam seiner Untergebenen zugesichert war, einen Monat lang sich an die Spitze des Bauernheeres zu stellen.

In den Urkunden und Schirmbriefen, die er während dieser Zeit unter seinem Namen ausfertigen ließ, wird er Obrist-Feldhauptmann der Bauern genannt. Aber nur wenige Tage dauerte die Freude des Heeres über den neuen Anführer, denn er hielt streng auf Ordnung und Zucht, verbot Raub und Brand und strafte mit unerschrockenem Ernst. Dennoch ward es ihm unmöglich, sich allgemeine Folgsamkeit bei den Urhebern des Weinsberger Blutbades, wo die Bauern selbst die wehrlosen Weiber und

Kinder nicht verschont hatten, zu erzwingen;*) da und dort brannte noch ein Schloß oder Dorf und wurde ein Kloster ausgeplündert. Der lichte Haufe, berauscht von Freiheitsgefühl und strenger Zucht erst entlaufen, erregte daher Aufruhr und Empörung gegen den Feldhauptmann. Er trat aber, trotz der Warnungen seiner Freunde, mit männlichem Mut, wie der Schuldlose unter Verbrechern, in ihre Mitte, schalt ihre Treulosigkeit und ihren Ungehorsam und entwaffnete durch seine Unerschrockenheit die boshaften Anschläge seiner Widersacher.

Die Bauern zogen hierauf vor Würzburg und belagerten das Schloß, und dort belud sich Berlichingen aufs neue mit dem Hasse ihrer Anführer durch den Verdacht eines Verständnisses mit den Belagerten, daß sie im geheimen Rat beschlossen, ihn mit dem Schwert hinzurichten. Indessen hatte der schwäbische Bund ein wohlgerüstetes Heer ausgesandt, die Empörung zu dämpfen; die Bauern unterlagen in der Schlacht bei Böblingen, und jener Anschlag ward vereitelt. Denn auf die erste Nachricht der heranrückenden Rache ward die Belagerung des Würzburger Schlosses aufgegeben, der Rückzug durch den Taubergrund in größter Eile genommen, und bei der allgemeinen Verwirrung dem Ritter Zeit gegeben, nach beendigtem Probemonat bei Adelsfurt zur Nachtzeit zu entkommen.

II. Franz von Sickingen.

Wie Franz von Sickingen gen Worms zieht.

Die Reichsstadt Worms litt damals durch Zerrüttungen bürgerlicher Unruhen, der Stadtrat hatte sich bei den Bürgern verhaßt gemacht, und diese setzten ihn 1513 ab, verjagten die Ratsglieder, beraubten sie ihrer Habe und übten allerlei Grausamkeit gegen die Verjagten. Diese suchten Hilfe beim Kaiser, und der Landvogt von Hagenau erhielt 1514 den Auftrag, die Sache beizulegen. Nun wurde der Aufruhr unterdrückt, die Anstifter desselben aber büßten denselben mit dem Verlust ihres Lebens und Vermögens. Balthasar Slör, Hofnotar des Bischofs Reinhard von Worms, stand in dem Verdachte, an dem Aufstande teilgenommen zu haben; man belegte in seiner Abwesenheit, ohne Untersuchung und Recht, sein bürgerliches Vermögen mit Arrest, unter dem Vorgeben, er sei aus Furcht vor der Strafe entflohen. Der Bischof hatte ihn aber auf seinen und seiner Lehnsmannen Antrieb — zu denen auch Sickingen gehörte — mit geheimen Aufträgen an den Kaiser Maximilian nach Wels in Österreich gesendet; er verlangte daher schriftlich vom Kaiser Schutz und Gerechtigkeit gegen dieses Verfahren und erbot sich zu dem strengsten Verhör. Der Kaiser übertrug die Untersuchung auch dieser

*) Bei der Erstürmung von Weinsberg (16. April 1525) wurden Graf Helfenstein und siebzig Ritter niedergemetzelt.

Sache gedachtem Landvogt von Hagenau, doch derselbe schob die Entscheidung von einem Tag zum andern! Slör klagte Franz von Sickingen seine Not, und dieser warnte die Wormser; aber vergebens. Da schickte der Ritter kurz und gut den Bürgern einen Fehdebrief.

Unterdessen war der Wormser Stadtschreiber, Johann Glantz, an den kaiserlichen Hof gegangen, hatte den Slör als einen Betrüger verleumdet und die Acht gegen ihn erwirkt. Alle Habe des Geächteten wurde nun eine willkommene Beute seiner öffentlichen und heimlichen Feinde. Franz griff zu den Waffen. Er sammelte ein beträchtliches Heer, wobei ihn heimlich der Pfalzgraf am Rhein unterstützte, fiel in das städtische Gebiet ein, nahm Wormser Schiffe auf dem Rhein hinweg und entschädigte sich durch die hierbei gemachte Beute für einen Teil seiner Kriegskosten und für die Forderungen seiner Schutzbefohlenen. Viele kampflustige Ritter und Edle standen unter seiner Fahne, die hoch in Ehren gehalten wurde. Franz durchzog das flache Land, plünderte und verheerte nach damaliger Sitte und rückte dann vor die Mauern der Stadt Worms, um sie zu belagern. Auf innere Zwistigkeiten sowohl der Geistlichen, als auch der unterdrückten Bürgerschaft konnte er rechnen und davon große Vorteile hoffen. Das Feuer des Aufruhrs glimmte noch fort in der Asche. Die Stadt litt Mangel an Nahrungsmitteln, und die Bürger begannen zu murren. Schon sprach man von der Übergabe und den Bedingungen derselben. Der Bischof von Worms war überdies seinem Lehnsmann freundlich gesinnt, und die Geistlichkeit unterhielt den Kleinmut.

Da trat der Kammerrichter Graf von Haag mit den Beisitzern des Reichskammergerichts auf, befeuerte den gesunkenen Mut der Bürgerschaft und erlangte von den gut gesinnten Einwohnern der Stadt den Eid, sie wollen sich und ihre Weiber bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen. Nun wurde die Gegenwehr der Belagerten trotziger, das Geschütz wirksamer, und kühne Ausfälle nötigten den Ritter, sich zurückzuziehen.

Der Rat zu Worms aber samt dem ganzen hochpreislichen Kammergericht erhob nun die lauteste Klage bei dem Kaiser über den Bruch des Landfriedens; sie verlangten die Erklärung der Reichsacht gegen den Ritter. Das Geschrei vermehrte sich, da Sickingen noch zuguterletzt mehrere Kaufmannsgüter, die zur Frankfurter Messe bestimmt waren, weggenommen hatte. Das ganze kaufmännische Deutschland schrie gegen den übermütigen Sickingen und bestürmte seinetwegen den Kaiser Max, dem der Ritter im Grund des Herzens sehr lieb war. „Soll man doch," sprach er, „das ganze Reich aufbieten, wenn ein Kaufmann seinen Pfeffersack verliert." Er zauderte lange, den lärmenden Bitten Gehör zu geben, denn er ehrte die Kriegertugenden des Ritters und rechnete auf sie bei Ausführung seiner großen Pläne. Doch erforderte die Achtung des neuen Landfriedens und die Ehre des neuen Kammergerichts eine gesetzliche Ahndung, die indes für Sickingen nicht sehr drückend wurde.

Wie der französische König den deutschen Ritter gewinnen möchte.

Auch in fernen Landen ertönte der Name des tapfern Franz von Sickingen. König Franz I. von Frankreich glaubte an ihm den Mann zu finden,

welcher einst seine Absichten auf den deutschen Kaiserthron kräftig unterstützen könnte; er hing selber fest an den Grundsätzen des alten Ritterwesens, die seinem Hang zur Pracht und Freude schmeichelten. So lud er denn den edlen deutschen Ritter zu sich nach Amboise ein, und ein solcher Ruf war viel zu schmeichelhaft, als daß ihn Sickingen hätte ausschlagen können. Sein guter Freund und Waffengenosse, Robert von Sedan, Graf von der Mark und dessen Sohn, der nachmalige Marschall von Fleuranges, führten ihn nach Frankreich, und zwölf deutsche Ritter waren in seinem Gefolge. Dies wurde selbst am französischen Hofe für glänzend und ansehnlich gehalten. Die Aufnahme übertraf alle Erwartung des Gastes, sie war höchst ehrenvoll. Dem jungen lebhaften Könige gefiel der gerade Sinn des deutschen Ritters, er bewunderte die Geschwindigkeit seines Ausdrucks und den gebildeten Verstand, der aus jeder Rede leuchtete. Das Geschenk einer goldenen Kette von 3000 Thalern an Wert war ein sprechender Beweis von der Zuneigung des Königs und von seinem Wunsch, sich den Helden geneigt zu erhalten. Nach damaliger Sitte sollte der, welchen man mit einem solchen Ehrenzeichen behing, an den Geber desselben gefesselt bleiben. Zu dieser Kette fügte Franz noch andere Geschenke und das Versprechen eines Jahrgeldes von 3000 Franken. Auch die Ritter im Gefolge des Franz von Sickingen wurden mit goldenen Ketten von 500 bis 1000 Thalern an Wert beschenkt. Solche Freigebigkeit hätte wohl minder edle Gemüter an das Ausland gefesselt, nicht aber den ehrenwerten Sickingen.

Es beklagten sich kurz darauf mehrere deutsche Handelsleute bei ihm über die Mailänder wegen rückständiger Schuldforderungen. Unser Ritter fand ihr Verlangen gegründet, handelte mit ihnen die Forderungen ab und nahm hierauf einen Warenzug weg, der aus Mailand nach Deutschland zog. Der französische König, dem damals das mailändische Gebiet unterthan war, wurde höchst aufgebracht, als ihm die Mailänder die erlittene Unbill klagten; er ließ die Beute von Ritter Franz zurückfordern, erhielt aber eine derbe deutsche Antwort, die er kaum vermutete: „In Rechtssachen kümmere ich mich außer Deutschland um niemand.“ Der König Franz entzog ihm nun das bedeutende Jahrgehalt; dafür gewann aber der Ritter einen Freund an dem neuerwählten deutschen Kaiser Karl V., der ihm ein gleiches Jahrgeld bewilligte.

Sickingens Schloß Ebernburg eine „Herberge der Gerechtigkeit“.

Als der kühne Mönch Luther dem Papsttum den Krieg erklärte, fand solches Unternehmen großen Beifall bei den Rittern Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen. Ein anderer Ritter, der edle Ulrich von Hutten, hatte schon früher (1515) gegen das Mönchstum geeifert, das er für eine Stütze der Unwissenheit hielt. In seinen epistolis obscurorum virorum (Briefe der Dunkelmänner) goß er beißende Lauge auf das Haupt der Mönche und stellte sie dar in ihrer aufgedunsenen Blöße; denn als er in Italien den Verfall der Geistlichkeit überhaupt kennen gelernt hatte, eiferte

er heftig gegen die Gebrechen der Kirche. Er wollte deutsche Bischöfe, aber keinen römischen Papst. „Den alten Römern habt ihr männlich widerstanden" — so rief er dem deutschen Volke zu — „aber den neuen Römern beugt ihr schimpflich euer Haupt!" Und der Hierarchie weissagte er, schon sei die Axt an den morschen Baum gelegt. „Jacta est alea!" Ich hab's gewagt! — das war sein Wahlspruch. Dem Luther bot er seine Feder, sein Schwert; mit beiden kämpfte er ritterlich für die große Sache der Reformation. Auch Sickingen hatte dem kühnen Reformator ein Asyl auf seiner Burg angeboten.

Hutten kämpfte mit in jenem Kampfe des schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Württemberg, und hier ward er mit dem edlen Sickingen befreundet. Im Jahre 1518 hatte Ritter Hutten sein Gespräch: Aula, in lateinischer Sprache zu Mainz herausgegeben; Franz von Sickingen wünschte es deutsch zu lesen, und Ulrich von Hutten sandte ihm die Übersetzung noch in demselben Jahre. Durch ihn wurde Ritter Franz auch der Beschützer und Freund des tiefen und gelehrten Denkers Reuchlin, und er bewirkte einen Befehl, daß, wenn Stuttgart erstürmt würde, das Haus des gelehrten Mannes verschont bleiben sollte. Sickingens Wohlgefallen an der Wissenschaft und ihren Lehren, seine deutsche Geradheit und Unerschrockenheit, verbanden ihn auf das innigste mit dem wackern Hutten; ein Zelt schloß sie gewöhnlich ein, und sie verlebten manche frohe Stunden und durchwachten manche Nacht in traulichem Gespräch.

Bald traf sich's, daß Hutten von seinen väterlichen Gütern fliehen und, überall verfolgt, sich seinem treuen Sickingen in die Arme werfen mußte. Die Schlösser des Ritters wurden bald Freistätten für mehrere, die sich von den Fesseln des Glaubenszwanges losgemacht hatten. Martin Bucer, aus dem Dominikaner-Kloster zu Schlettstadt entwichen, erhielt von Franz die Stelle als Prediger zu Landstuhl; Ökolampadius (Hausschein) wurde ein Hausgenosse des Ritters und half den lateinischen Gottesdienst in deutscher Sprache einrichten, wofür ihn jeder Zuhörer segnete. Von Ebernburg aus schleuderte Hutten seine Gedankenblitze und rief die deutschen Fürsten, vor allem den Adel auf, unter einem neuen Otto nach Rom zu ziehen und der dortigen Herrschaft ein Ende zu machen. „Sterben kann ich," sprach er, „aber kein Knecht sein: wer will mit Hutten für die Freiheit sterben?"

Inzwischen begann Sickingen eine blutige Fehde mit dem Erzbischof Richard von Trier, und da sie unglücklich endete, mußte Hutten sein Asyl verlassen. Vom Papst verfolgt, von den Fürsten aufgegeben, vom Vaterland verstoßen, von böser Krankheit angegriffen, fand er flüchtig und arm (er hatte nichts mehr als seine Feder) eine stille letzte Freistätte in dem Hause des heilkundigen Pfarrers Schnegg auf der Insel Ufnau im Zürichsee. Dorthin von Zwingli empfohlen, endete der unverdrossene Kämpfer „für Licht und Recht" — wie er es nannte — „das Trauerspiel seines Lebens" im 36. Lebensjahre (1523).

Wie der Ritter die Macht geistlicher und weltlicher Fürsten brechen will.

Franz von Sickingen hatte, wie Hutten und andere Vaterlandsfreunde, lange seine Hoffnungen auf den Kaiser Karl V. gesetzt, daß dieser sich an die Spitze der geistigen Bewegung stellen und zu Gunsten der Selbständigkeit und Herrlichkeit Deutschlands sich von dem Papsttum völlig lostrennen würde. Dies gläubige Vertrauen Sickingens erwies sich leider nur als schöner Traum. Von der furchtbaren Höhe seiner stolzen Entwürfe herab betrachtete Karl V. die Interessen der Völker nur wie Fäden eines Gewebes, zur Willkür in seine Hand gegeben, und die einzelnen Menschen nur wie Werkzeuge, gut genug, um sie zu gebrauchen und nach dem Gebrauche wegzuwerfen. So ging es auch dem Ritter Franz von Sickingen. Als er sein Vertrauen auf den Kaiser getäuscht sah, faßte er im hohen Bewußtsein seines Strebens und seiner Macht den Plan, den ganzen Adel deutscher Nation zu bewaffnen, um die Fürstenmacht zu brechen, das Reichsregiment aufzulösen, die Interessen der Ritterschaft zu wahren und mit dem Adel wie durch den Adel, aber nicht ohne Mitwirkung der Städte, der Reformation allgemeinen Eingang zu verschaffen. Daß eine übermäßige Kampf- und Rauflust und auch die Ehrsucht, das Streben nach Macht und Selbstherrlichkeit bei Franz von Sickingen starke Beweggründe seines Thuns bildeten, ist außer Frage. War doch auch bei Ulrich von Hutten nicht alles rein. Aber in ihrem Feuereifer für Glaubensfreiheit und Brechung des fürstlichen Despotismus stimmten sie zusammen. Zu diesem Zwecke wirkte Hutten durch feurige Schriften, welche das Mißtrauen der Städte gegen den Adel austilgen sollten, und Sickingen berief im Jahre 1522 den Adel aus den Ritterkantonen Schwaben, Franken und vom Rhein gen Landau. Da kamen die trefflichsten Ritter zusammen, unter anderen die von Dalberg, Flersheim, Türkheim, Rüdesheim, Lorch, Schwarzenberg, auch Sickingens Freund, der kühne Ritter Hartmuth von Kronenberg, ein begeisterter Freund der Reformation und Todfeind der Römlinge. Alle beschworen aufs Evangelium für drei Jahre einen Bund und erwählten einmütig Franz von Sickingen zum Hauptmann. Alsobald befestigte dieser seine Schlösser Nannstuhl (bei Landstuhl) und Ebernburg und rüstete ein stattliches Heer, unter dem Vorwande, er zöge gegen Frankreich. Bald aber ward offenkundig, daß es dem Sturz der Priesterherrschaft in Deutschland gelte und zwar zunächst dem Kurfürsten und Erzbischof von Trier, Richard von Greifenklau, welcher an der Spitze aller Gegner der Reformation stand. Durch dessen Überwältigung wollte Franz von Sickingen, wie er sich ausdrückte, „dem Evangelium eine Öffnung brechen".

Sickingen ergriff einen geringfügigen Vorwand zur Kriegserklärung gegen den Erzbischof, musterte bei Straßburg sein Heer und führte es rasch zur That. Bald fiel Blieskastell in des Ritters Gewalt; dann stürmte er St. Wendel und nahm mehrere Edle gefangen, zu welchen er die bedeutungsvollen Worte sagte: „Pferde und Harnische, so ihr verloren, mag euch euer Kurfürst wohl bezahlen, wenn er's bleibt. Werd' ich aber selber Kurfürst, wie

ich wohl kann und will, oder noch mehr, so mag ich euch wol ergetzen." Die Nachricht von seiner Rüstung und seinem Glück im Felde verbreitete in Trier anfangs großen Schrecken; doch Kurfürst Richard handelte unerschrocken als Feldherr und als Fürst. Er rief das Reichsregiment in Nürnberg auf, begeisterte die Bewohner Triers durch priesterliche Kraft, daß sie für den Glauben ihrer Väter freudig zu den Waffen griffen, und setzte seine Hauptstadt, als Bollwerk des Katholizismus, in trefflichen Verteidigungszustand. Franz von Sickingen zog indes, unbekümmert um die Abmahnungen des Reichsregiments, am 8. September 1522 ins triersche Gebiet, rückte vor die Stadt, forderte sie zur Übergabe auf und begann, als ihm der Kurfürst eine heftige Antwort gab, sie zu beschießen. Da stürzte wohl mancher ehrwürdige Rest von herrlichen Bauwerken aus der Römerzeit; heiß tobte der Kampf um das riesige „schwarze Thor", dessen Quadern noch heute dem Zahn der Zeit trotzen. Vergeblich ließ Sickingen die Belagerungsmaschinen auf einen Berg vor der Stadt bringen, wo das Volk glaubte, daß Triers Stifter, der fabelhafte Heidenkönig Trebetha, begraben sei, und wo noch heutzutage ein Römerhügel den Namen „Franzens Kniepchen" trägt. Schon waren 20 Tonnen Pulvers verschossen, und Sickingen harrte ungeduldig auf 1500 Kriegsleute aus Braunschweig, welche ihm der Ritter Nikolaus Minkwitz zuführen sollte. Sie kamen nicht, denn der Landgraf von Hessen verweigerte ihnen den Durchzug durch sein Land und rüstete, neben dem Kurfürsten von der Pfalz, selber gegen Sickingen. Als dieser nun den Heldenmut der Trierer erkannt und jene üblen Nachrichten erhalten hatte, hob er am 14. September die Belagerung auf mit dem Entschluß, im nächsten Jahre den Krieg aufs neue zu beginnen.

Aber Sickingens Stern neigte sich bereits zum Untergange. Die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen schlossen ein Bündnis, um ihn zu verderben. Des Reiches Acht und Aberacht ward auf ihn geschleudert; mehrere seiner Freunde, die mit ihm zu Landau geschworen hatten, fielen jetzt aus Furcht von ihm ab; der treue Hartmuth von Kronenberg verlor durch der Fürsten Übermacht sein Schloß und all sein Gut. Doch Sickingen verzagte an dem Gelingen seines großen Planes noch nicht, sondern betrieb ihn vielmehr um so eifriger. Er baute auf die Unterstützung der fränkischen Ritterschaft, sowie auf die des oberrheinischen und böhmischen Adels und der ganzen evangelischen Partei. Deshalb warf er sich in seine Feste Nannstuhl, um sich da so lange zu verteidigen, bis jene Hilfe herankäme. Aber im Frühling des Jahres 1523 zogen die drei verbündeten Fürsten von Kur-Trier, Kur-Pfalz und Hessen mit großer Heeresmacht wider ihn und belagerten ihn in seiner Burg. Heldenmütig verteidigte sich Sickingen, der an der Gicht litt, aber ungebeugten Geistes war. Furchtbar beschossen die Fürsten seine festen Mauern; ein Turm, welcher 24 Schuh in der Dicke gebaut war, stürzte zusammen. Der Ritter eilte an den bedrohten Punkt; da schlug die Kugel einer Feldschlange neben ihm auf den Boden und die Splitter von Holz und Steinen fuhren ihm in den Leib. So schwer verwundet, wurde er in ein gehauenes Gewölbe ge-

tragen. Noch immer hoffte er auf Entsatz; als aber keine Hilfe kam, übergab er die Burg den Fürsten. Diese kamen an sein Krankenlager und fanden ihn sterbend. Freundlich zog er noch vor dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen die Mütze vom Haupt und antwortete mit edler Würde in gebrochenen Worten auf ihre Fragen; nur dem Erzbischof von Trier gönnte er trotzig keinen Gruß. Mannhaft verschied er (am 7. Mai 1525), und erschüttert standen seine Feinde um die Leiche des Helden, falteten die Hände und beteten andächtig für seine Seele. Seine andern festen Schlösser, die Ebernburg, der Drachenfels und andere, fielen nebst seinen Gütern in die Hände seiner Feinde, wurden jedoch später seinen Nachkommen zurückgegeben. Solchen Ausgang nahm der ritterliche „Rächer der deutschen Freiheit". In einem Harnischkasten ward er zu Grabe getragen und in der Kapelle zu Landstuhl beigesetzt.

Als Luther Sickingens Tod vernahm, rief er: „Der Herr ist gerecht. Aber wunderbar! Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen!" Das deutsche Volk möge aber fort und fort seines edlen, wackern deutschen Ritters in Ehren gedenken.

III. Jürgen Wullenweber, der letzte Hanseat.

1.

In Lübeck, dem reichen Vorort der wendischen Städte — Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald waren die vornehmsten — hatten Adel und Geistlichkeit die Kirchenverbesserung am längsten zurückgehalten; sie war hier allein das Werk des unermüdeten Eifers der niedern Zünfte. Früh schon erwachte unter der Menge das fromme Verlangen nach dem „reineren Worte"; einzelne Prediger hatten Zugang gewonnen, aber noch im Jahr 1528 durfte der Rat die Apostel Luthers vertreiben, dessen Werke auf offenem Markte durch die Hand des Büttels verbrennen und die Sänger deutscher Psalmen einsperren lassen. Die Zünfte baten und murrten, aber das Domkapitel und die Junker, in Verbindung mit dem Rate, wollten nichts von der kirchlichen Neuerung wissen. Da geschah es, daß der Rat neue Steuern ausschreiben mußte, denn die vielen Kriege, welche die Stadt Lübeck geführt, hatten die Staatskasse gänzlich erschöpft. Die Bürgerschaft hatte 36 Männer aus ihrer Mitte erwählt, um den Staatshaushalt zu ordnen; als binnen Jahresfrist das Geschäft noch nicht erledigt war, berief die Gemeinde (1529) neue Achtundvierziger, erteilte ihnen aber insgeheim die Weisung, sich auf keine Geldbewilligung einzulassen, bevor nicht der Rat die Einführung der evangelischen Lehre zugestehe. Der Rat erschrak, eiferte heftig gegen so ketzerische, unerhörte Forderungen, war aber schon so weit aus seiner Stellung gewichen, daß dem Ausschusse die Schuldregister überliefert wurden. Immer noch in dem Wahne, die Junker und Kaufleute seien das Volk von Lübeck, hielt er unter mancherlei Bedenken die ungeduldige Menge hin, welche be-

reits den katholischen Gottesdienst zu stören begann. Als aber beharrlich jede neue Abgabe verweigert wurde, aufgeregte Volkshaufen die Kirche, den Markt, die Säle des Rathauses füllten, gaben die eingeschüchterten Herren dem Ausschusse nach, der von 48 auf 56 vermehrt wurde, gestatteten auch die Zurückberufung zweier vertriebener Prediger. Vergeblich drohte Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der berüchtigte Gegner der neuen Lehre, er werde sich des von seinen Vorfahren beschenkten Hochstiftes annehmen; die geduldete Kirchenpartei war schon eine unduldsame geworden, sie drang ungestüm auf die Abschaffung der katholischen Predigt, und am zweiten Ostertage ward das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen. Die Sechsundfünfzig wurden noch auf Vierundsechzig vermehrt, unter den Handwerkern standen tüchtige Redner auf, und am 30. Juni 1530 mußte der Rat die Abschaffung des gesamten katholischen Kultus, die Domkirche ausgenommen, befehlen. Alsbald, da auch die furchtsamen Kanonici (Domherren) die Messe einstellten, ließ der Rat alles Kirchensilber und die Altarkleinodien in die Tresorkammer (Schatzkammer) der Stadt bringen. Einer der kühnsten Sprecher des Volkes war Jürgen Wullenweber gewesen.

2.

Wullenweber hatte sich aus niederem Stande zum Bürgermeister von Lübeck emporgeschwungen und einen Freund gefunden, der gleiches Streben nach Volksherrschaft mit ihm teilte und gleichen Aufschwung des Geistes besaß. Dies war Marx Meier, aus Hamburg gebürtig, früher ein Grobschmied, aber durch seine schöne Gestalt, seine kriegerische Tapferkeit und Gewandtheit bald so ausgezeichnet, daß er nun zum Oberanführer zur See von der Stadt Lübeck erwählt wurde. Beide Männer faßten den kühnen Plan, die Niederländer, deren Handelsthätigkeit die Hansa immer mehr verdunkelte, aus den Gewässern der Nord- und Ostsee zu vertreiben, das durch Streitigkeiten zerrüttete Dänemark zu erobern und Lübeck zur Hauptstadt des neuen nordischen Handelsreiches zu machen.

Gustav Wasa von Schweden hatte auf seiner Flucht vor dem grausamen Christian II. von Dänemark in Lübeck Unterstützung gefunden und war dieser Stadt zu Dank verpflichtet; Friedrich, der König von Dänemark, der Oheim jenes Christian, war mit Hilfe der Hansa zum Throne gelangt und durch eine lübeckische Flotte vor neuen Gefahren geschützt worden. So hatte er sich zu einem Vergleiche mit Lübeck verstanden, demzufolge den Niederländern der Sund versperrt werden sollte. Sobald aber Wullenweber mit den übrigen Abgeordneten den König verlassen hatte, gereute diesen die Zusage, denn er wollte sich wo möglich der Abhängigkeit von den Hansestädten entziehen. Die Holländer kamen nach wie vor in die Ostsee, und die Dänen leisteten ihnen Vorschub. Da beschloß Wullenweber kräftige Maßregeln. Er berief die Gemeinde aufs Rathaus und schilderte ihr mit beredten Worten, wie der Handel der Hansa untergehen müßte, wenn man die Niederländer nicht unterdrückte. Da wurden ihm neue Kriegsschiffe bewilligt, das aus den katholischen Kirchen genommene Silber wurde zu Geld ausgeprägt und selbst der

große Kronleuchter zu St. Martin nicht verschont. Bald waren zwei Kriegsschiffe erbaut, die machten sich auf, die holländischen Handelsschiffe zu verfolgen. Doch diese hatten Wind bekommen und retteten sich.

3.

Inzwischen war in dem dänischen Reiche eine Veränderung eingetreten, welche auf einmal alles in Gärung brachte. König Friedrich I. starb 1533 zu Gottorp und hinterließ vier Söhne. Der älteste, lutherisch gesinnt und voll männlicher Kraft, war der katholischen Partei verhaßt. Sie wollte von dem dritten Christian nichts wissen, der schon von Anbeginn der neuen Lehre zugethan gewesen war. Man erzählte sich von ihm, daß er bereits auf dem Reichstage in Worms neckende Feindschaft gegen Mönche und Pfaffen zu erkennen gegeben, indem er in Gegenwart des Kaisers und der Fürsten unter der Predigt den Strick des Kapuziners, welcher durch ein Astloch der Kanzel blickte, festknötete, den heftigen Eiferer am Aufstehen hinderte und dem erzürnten Kaiser sich offen zum Schelmstück bekannte. Sein jüngerer Bruder, Herzog Johann, war erst zwölf Jahre alt, und diesen unterstützte der Adel wie die Geistlichkeit. Da man sich nicht vereinigen konnte, ward eine Regentschaft der Vornehmsten des Landes eingesetzt, denen es ganz lieb war, gar keinen König zu haben. Die Regentschaft war den Lübeckern nicht freundlich gesinnt, ebensowenig Gustav Wasa von Schweden, welcher den Lübecker Gesandten geradezu erklärte, es wäre nicht der Vorteil seines Reichs, die Holländer zu vertreiben. Er nahm sogar den Lübeckern ihre Handelsrechte, die sie bisher in Schweden besessen hatten, und legte auf alle Hansaschiffe Beschlag.

Wullenweber, noch in Kopenhagen von diesen Vorfällen unterrichtet, verzagte nicht, auch mit zweien Königreichen den Kampf zu beginnen. Er wußte, daß die Bürger in Dänemark sich vor den Aristokraten und vor den katholischen Geistlichen fürchteten und nach einem volkstümlichen Könige sich sehnten. Demnach schloß er in aller Stille ein Bündnis mit dem Bürgermeister von Kopenhagen, einem geborenen Deutschen, Namens Ambrosius Bockbinder, und mit dem Bürgermeister von Malmöe, Jürgen Kock, aus Westfalen gebürtig. Diese drei Bürgermeister wollten alles aufbieten, um die Freiheit der Lehre und des Bürgerstandes zu retten und den Herzog Christian auf den Thron zu heben. Sollte dieser aber die Krone aus der Hand des Bürgertums verschmähen, so versprach Wullenweber jede Hilfe seiner Republik, Unterwerfung des Adels, Aufnahme in den Hansabund und den Sieg des Luthertums. Eine Welt von Plänen in seinem Kopfe, kehrte Wullenweber in die Heimat zurück. Gewiß stammt aus dieser Zeit ein Denkvers, den man zu Kopenhagen angeschrieben fand:

> Lübeck, klein und rein, verzage nicht,
> In Holland groß, die Buben sind bloß, sie thun dir's nicht.
> Wenn zwei Könige du gemacht und den dritten aus dem Lande getrieben,
> Seid ihr noch gewaltige Herren zu Lübeck geblieben.

4.

Herzog Christian weigerte sich, die Krone von einer revolutionären Partei anzunehmen; Schweden und Dänemark rüsteten. Unterdessen war aber Marx Meier in London glücklich gewesen und hatte ein Bündnis mit König Heinrich VIII., der eben mit dem Papste zerfallen war, zustande gebracht. Sobald der kühne Abenteurer nach Lübeck zurückgekehrt war, hielt er mit seinem Freunde Wullenweber Rat, und beide Männer beschlossen, den gefangenen Christian II., der noch immer in seinem Turme saß, wieder vorzuschieben, da er nicht bloß der lutherischen Lehre zugethan, sondern auch ein Feind des Adels war. Der kriegslustige Graf Christoph von Oldenburg, der sich im Bauernkriege bereits durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, wurde zum Feldherrn ernannt und mit Geld zur Werbung eines Heeres versehen, ohne daß die Lübecker Bürgerschaft darum wußte. Sobald Christoph in Niedersachsen die Trommeln rühren ließ, hatte er schnell 4000 Landsknechte und Reiter unter seinem Fähnlein versammelt. Am 14. Mai 1531 erschien das Kriegsvolk vor Lübeck. Nun berief Wullenweber den Rat, die Stadtverordneten und die ganze Gemeinde, schilderte die Undankbarkeit und den Haß der Königreiche gegen Lübeck und forderte das Volk zur Rache auf. Das Volk jubelte Beifall und beschloß, die Kriegsmannschaft nach Seeland überzusetzen. Auf 21 mit Geschütz und Lebensmitteln wohl versehenen Schiffen ging die Mannschaft unter Segel, auch Wullenweber und Marx Meier gingen mit, und man steuerte gerade auf Seeland zu. Hier hatten bereits die beiden Bürgermeister Bockbinder und Kock (gewöhnlich Myntter genannt, weil er das Münzmeisteramt in Malmöe bekleidete) tüchtig vorgearbeitet, und in kurzem war die ganze Insel erobert, Kopenhagen ergab sich, und Graf Christoph schaltete wie ein König.

Doch Herzog Christian hatte einen tüchtigen Freund in dem wackern Johann von Ranzau, der drang über das abgebrannte Travemünde auf Lübeck ein und belagerte es. Die ganze Umgegend ward verwüstet, mehrere Schiffe wurden weggenommen, und das Volk begann zu murren wider die, welche zum Kriege geraten hatten. Zugleich erkannte nun der Adel in Dänemark, daß es Zeit sei, einen König zu wählen, und da Christian als Herzog von Holstein so gut den Lübeckern zu Lande beikommen konnte, rief man nun diesen zum Könige aus. Da hob sich in Lübeck die aristokratische Partei und Wullenweber entschloß sich zu schneller Rückkehr, damit er nicht sein ganzes Ansehen verlöre. Es wurde Frieden mit Holstein geschlossen, und um die Feinde zu verringern, hatten die Lübecker auch den Holländern auf vier Jahre freie Schiffahrt auf der Ostsee zugestanden.

5.

Mit Hilfe des Johann von Ranzau und der Adelspartei faßte Christian III. immer mehr und festeren Fuß auf den dänischen Inseln, und Christoph, der Lübecker Feldhauptmann, ward in Kopenhagen eingeschlossen, Gustav Wasa hatte Kaperschiffe ausgerüstet, welche den Lübecker Handels-

schiffen nachstellten, und als die meisten dieser Kaper den Danzigern in die Hände gerieten, stellten die Schweden elf große Orlogschiffe, welche die Lübecker hart bedrängten. Nun trat Hamburg auf, um den Frieden zu vermitteln, und berief die Abgeordneten der Hansestädte nach Lüneburg (1536). Noch unter dem Einflusse Wullenwebers beschickten die Lübecker jene Versammlung, luden aber die Herren auch zu sich ein; dem Folge leistend, versammelten sich im Hauptorte Lübeck die Abgeordneten von Köln, Bremen, Hamburg, Danzig, Riga, Osnabrück, Kempten, Deventer, Zwoll, Soëst, Göttingen, Braunschweig, Hannover und Hildesheim. Aber leider sahen die Städte nicht ein, daß die ganze Hansa bedroht sei, wenn in gegenwärtigem Kampfe Lübeck unterläge. Wullenweber sprach mit glühender Beredsamkeit für die Fortsetzung des Krieges, der zur Rettung des Bundes notwendig sei. Man schwankte aber hin und her; da erschien plötzlich auf Betrieb der durch Wullenweber und die Volkspartei vertriebenen aristokratischen Ratsherren ein Strafmandat des Reichskammergerichts in Speier, das den Lübeckern mit der Reichsacht drohte, wenn sie die alte Ordnung der Dinge nicht wieder herstellen und die vertriebenen Bürgermeister wieder zu Ehren bringen würden. Zugleich arbeitete die Geistlichkeit, um das Volk von dem aufrührerischen Wullenweber abtrünnig zu machen, und da zu eben dieser Zeit der Krieg mit den Wiedertäufern geführt ward, brachte man boshafter Weise den Bürgermeister in Verdacht, daß er mit dieser Sekte in Verbindung stehe. Allerdings wollte er ein freies Bauerntum, wie er ein freies Bürgertum den Fürsten gegenüberstellte, aber an den Ausschweifungen der Wiedertäufer hatte er gar keinen Anteil. So ward Wullenweber seines Amtes entsetzt, und der vertriebene Bürgermeister, Nikolaus von Brömsen, zog feierlichst in Lübeck ein.

Wullenweber aber verzagte immer noch nicht; er hatte den Herzog Albrecht von Mecklenburg zum Kampfe um die dänische Königskrone angefeuert und wollte diesem nun mit Kriegsvolk zu Hilfe kommen. Er überreichte dem alten Rate ein Schreiben, worin er berichtete, wie im Lande Hadeln ein Haufen von 6000 dienstbaren Knechten zusammengelaufen sei, und erbot sich, mit den Hauptleuten zu unterhandeln und dies Kriegsvolk selbst nach Dänemark zu führen. Seine Feinde ließen ihn in die Falle gehen und bewilligten sein Begehren; alle Freunde aber warnten den allzukühnen Mann, denn er lief Gefahr, vom Bremer Erzbischof, durch dessen Gebiet er mußte, gefangen zu werden. Bischof Christoph von Bremen war nämlich ein Freund des Dänenkönigs Christian III.; zu ihm sendeten die Feinde Wullenwebers sogleich Eilboten, und wirklich, sobald der Mann das Gebiet des Erzbischofs berührte, wurde er von einem Trupp Bewaffneter ergriffen und gefangen fortgeführt. Da nun die Lübecker Truppen in Kopenhagen keine Verstärkung erhielten, mußten sie den Feinden unterliegen. Der gefangene Wullenweber aber wurde der Botmäßigkeit Herzogs Heinrich von Braunschweig, des Bruders des Bremer Erzbischofs, übergeben, der ihn zu Steinbruck bei Wolfenbüttel ins Gefängnis warf und ihm auf Betrieb der Aristokraten in Lübeck den Prozeß machte. Die ungerechten Richter erkann-

ten die Todesstrafe — für einen Mann, der seiner Vaterstadt gedient, um sie groß und mächtig zu machen. Alle Kraft und aller Stolz kamen in die Seele des Unglücklichen, als er die Todesnachricht vernahm; der stummen Kerkerwand vertraute er das Zeugnis seiner Unschuld; dort las man die Worte eingegraben:

Kein Dieb, kein Verräter, kein Wiedertäufer auf Erden
Bin ich niemals gewest, will's auch nimmer befunden werden!
O Herr Jesu Christ, der du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Ich bitte dich durch deine Barmherzigkeit, du wollest Zeugnis von meiner Unschuld geben.

Im Jahre 1537 am 24. September, nachdem der Lübecker Rat dem peinlichen Gericht seine Zustimmung erteilt hatte, wurde Jürgen Wullenweber von Henkers Hand mit dem Schwerte hingerichtet und sein Körper darauf gevierteilt.

Vierter Abschnitt.

Deutsche Kunst zur Zeit der Reformation.

I. Lukas Kranach.*)

1.

Nicht allein die Wissenschaften hatten zur Zeit der Reformation einen großen Fortschritt gemacht; die allgemeine Gärung der Geister war auch den Künsten förderlich gewesen. Zu gleicher Zeit sehen wir drei ausgezeichnete Maler hervortreten, die aber auch als Menschen, teils durch Güte des Herzens, teils durch Bildung des Geistes sich auszeichneten.

Lukas Kranach war 1472 in Kronach (Kranach), einer kleinen Stadt am Fuße des Fichtelgebirges, geboren. Er hieß eigentlich Lukas Sunder, nahm aber, wie damals zuweilen geschah, den Namen seines Geburtsortes an. Von seinem Vater soll er den ersten Unterricht im Zeichnen erhalten haben, sonst ist von seinen früheren Lebensschicksalen wenig bekannt. Daß er aber schon früh ausgezeichnete Fortschritte gemacht haben müsse, geht daraus hervor, daß er noch als Jüngling zum sächsischen Hofmaler ernannt wurde, und das ist er unter den drei Kurfürsten Friedrich dem Weisen, Johann dem Beständigen und Johann Friedrich geblieben.

Im Jahr 1493 unternahm Friedrich der Weise eine Reise nach Jerusalem. Unter der sehr zahlreichen Begleitung von Rittern, Herren und Geistlichen befand sich auch Kranach. Auf Befehl des Kurfürsten malte er eine sogenannte Reisetafel auf Leinwand, denn er stellte auf derselben alle Städte, Schlösser und Gegenden dar, durch welche sie reisten. Sie ist, auf eine hölzerne Tafel geklebt, noch jetzt in der Schloßkirche zu Wittenberg zu sehen, hat aber im Laufe der Zeiten sehr gelitten.

Nach der Rückkehr aus dem heiligen Lande wählte Kranach Wittenberg zu seinem beständigen Wohnorte, und hier hat er 46 Jahre verlebt. Er verheiratete sich mit Barbara Brangbier, einer Tochter des Bürgermeisters von Gotha, und lebte mit ihr in sehr glücklicher Ehe, denn er war ein

*) Nach Fr. Hofmann und Fr. Nösselt.

sanfter, gutmütiger Mann. Von seinen Mitbürgern war er sehr geachtet und genoß so viel Vertrauen, daß sie ihn 1519 zum Kämmerer und Senator, 1537 aber zum Bürgermeister wählten. Dies Amt bekleidete er sieben Jahre; dann legte er es freiwillig nieder, weil ihn das Alter drückte. Seine amtliche Thätigkeit verhinderte ihn jedoch nicht am Malen, besonders malte er die Bildnisse der sächsischen Kurfürsten und Prinzen, sowie seiner Freunde Luther und Melanchthon, deren Porträte er sehr vervielfältigte. Oft wurde Kranach in seinem Arbeitszimmer von hohen Herrschaften besucht, die ihm mit Vergnügen zusahen, und die er wieder auf die Jagd zu begleiten pflegte. Wurden da besonders große und schöne Tiere erlegt, so war er gleich bei der Hand, sie abzumalen. Kranachs Ruhm war so groß, daß der König Ferdinand ihn nach Wien berief, damit er mit seinen schönen Gemälden die Schlösser ausschmückte. Die Bildergalerieen in Wien, München, Prag und Dresden verdanken dem Lukas Kranach ihre Entstehung. So lieblich auch oft die Gesichter dieses Malers sind, so haben die Figuren doch den Fehler, daß sie nicht die rechte Gewandung haben; alte römische Feldherren und Senatoren sind gekleidet wie sächsische Ritter oder wittenbergische Bürgermeister. Außer seinen größeren Ölmalereien machte Kranach noch treffliche Miniaturgemälde; man findet sie noch in den Gebet- und Geschichtsbüchern der damaligen Kurfürsten.

2.

Da Lukas Kranach mit ganzer Seele an seinem Herrn hing, so betrübte ihn der Tod des guten Friedrich gar sehr. Er war unter denen, welche der kurfürstlichen Leiche folgten, als diese von dem Schlosse, wo Friedrich gestorben war, nach Wittenberg gebracht wurde; dabei hatte er die Ehre, jedem Armen auf Befehl des neuen Kurfürsten Johann einen Groschen auszuhändigen. Auch Johann starb schon 1532; doch ersetzte ihm Johann Friedrich durch große Gnade und unbedingtes Vertrauen den Verlust reichlich, so daß Kranach recht eigentlich der Freund des Kurfürsten wurde.

Das harmlose Leben des Malers ward sehr getrübt durch schwere Verluste; sein ältester Sohn Johann starb auf einer Reise nach Italien; fünf Jahre darauf verlor er auch seine geliebte Frau und nach abermals fünf Jahren seinen Freund Luther, der so gern mit ihm verkehrt hatte. Aber fast noch mehr, als diese häuslichen Kümmernisse, schlugen den alten Mann die Unglücksfälle nieder, die seit 1547 sein Vaterland Sachsen und seinen Kurfürsten trafen. Als Kaiser Karl nach dem Siege bei Mühlberg vor die Residenz Wittenberg rückte und sie belagerte, waren fast alle angesehenen Einwohner, selbst der edle Melanchthon, aus Furcht vor Kriegsungemach fortgegangen. Nur Kranach hielt es für seine Bürgerpflicht, zu bleiben und zu erwarten, was da kommen würde. Als Karl die Stadt erobert hatte, erinnerte er sich des berühmten Malers und daß dieser ihn einst in seinen Kinderjahren gemalt habe. Er ließ ihn daher in sein Lager holen und sprach mit ihm dies und jenes über Gegenstände der Kunst. Ein Zeitgenosse erzählt darüber folgendes. Als der alte Maler Lukas aus der Stadt in des

Kaisers Zelt gefordert, zeigte ihm Karl an, daß ihm der gefangene Kurfürst auf dem Reichstage zu Speier eine schöne Tafel geschenkt, so er, Lukas, gemalt, und die er, der Kaiser, oft mit sonderlichem Wohlgefallen angesehen hätte. „Es ist aber zu Mecheln" — fuhr der Kaiser fort — „in meinem Gemache eine Tafel, auf welcher du mich, als ich noch jung war, gemalt hast. Ich begehre deswegen zu wissen, wie alt ich damals gewesen bin." Darauf hat der alte Lukas geantwortet: „Ew. Majestät war damals acht Jahre alt, als Kaiser Maximilian Euch bei der rechten Hand führte und Ew. Gnaden in Niederland huldigen ließ. Indem ich aber anfing, Ew. Majestät abzureißen, hat Ew. Majestät sich stetig gewendet, worauf Euer Präceptor, welchem Eure Natur wohl bekannt, vermeldet, daß Ew. Majestät ein sonderliches Gefallen zu schönen Pfeilen trüge, und darauf befahl, daß man einen kunstreich gemalten Pfeil an die Wand gegenüberstecken sollte, davon Ew. Majestät die Augen niemals gewendet und ich desto besser das Konterfei zu Ende gebracht." — Diese Erzählung hat dem Kaiser sehr wohlgefallen, und er hat dem Maler Lukas freundlich zugesprochen. Als aber der gute alte Mann an seines Vaterlandes Unglück dachte, ist er mit weinenden Augen auf seine Kniee gefallen und hat für seinen gefangenen Herrn gebeten. Darauf der Kaiser sanftmütig geantwortet: „Du sollst erfahren, daß ich deinem gefangenen Herrn Gnade erzeigen will." Hat ihn darauf mildiglich begabt und wieder in die Stadt ziehen lassen.

Der Kaiser ließ ihm nämlich als Zeichen seiner Gunst einen silbernen Teller voll ungarischer Dukaten überreichen. Am liebsten hätte Kranach die Gabe zurückgewiesen, aber das würde den Herrn beleidigt haben. Daher nahm er davon so viel, als er zwischen seinen Fingerspitzen fassen konnte, lehnte auch alle Anträge des Kaisers ab, ihm nach den Niederlanden zu folgen. Dagegen erbat er sich die Erlaubnis, seinem unglücklichen Herrn in der Gefangenschaft Gesellschaft leisten zu dürfen.

Nachdem Moritz die Regierung von Kursachsen angetreten hatte, ließ er sich von seinen neuen Unterthanen huldigen. Nur Kranach vermochte nicht, dem Manne Treue und Gehorsam zu geloben, der so zweideutig an seinem geliebten Herrn gehandelt und sich auf dessen Unkosten erhoben hatte. Er verließ die ihm so lieb gewordene Stadt, sagte seinen zahlreichen Freunden und Verwandten in Wittenberg für immer Lebewohl und reiste nach Innsbruck in das Gefängnis seines Herrn. Hier blieb er drei Jahre und suchte mit seltener Treue dem armen Gefangenen die Langeweile zu vertreiben. Ein alter Geschichtschreiber sagt: „Wenn Seine fürstlichen Gnaden morgens aufgestanden, haben Sie bei einer Stunde in Ihrem Gemache allein gebetet und in der heiligen Bibel oder in Doktor Luthers Schriften, sonst vielfältig in vornehmen französischen und deutschen Historienbüchern, gelesen und nächst denselben noch damit Ihre Zeit vertrieben, daß Sie den berühmten Maler, den alten Lukas Kranach, allerhand Kontrafakturen und Bildwerk haben machen lassen."

Im August 1552 ließ endlich der Kaiser dem Kurfürsten seine Freiheit ankündigen. Schon am 6. Tage darauf saßen er und der treue Kranach

9*

auf dem Reisewagen, um sich nach Weimar zu begeben, allwo sie mit großer Freude empfangen wurden. Mehr aber als alles erfreute den alten Lukas, daß er seine Tochter Barbara, die Frau des sächsischen Kanzlers Brück, hier fand. Von nun an beschloß er in Weimar zu bleiben, doch schon im folgenden Jahre starb er in den Armen seiner Tochter, im 81. Jahre. Sein Grabmal ist noch in Weimar zu sehen.

II. Albrecht Dürer.

1.

Dieser berühmteste aller deutschen Maler, der Held deutscher Kunst, wurde am 21. Mai 1471 in der alten Reichsstadt Nürnberg geboren. Sein Vater war ein geschickter Goldschmied, aus dem Dorfe Eutas in Ungarn stammend. Sehr jung war derselbe nach Nürnberg gekommen und hatte daselbst als Goldschmiedsgesell im Hause Hieronymus Hellers, eines trefflichen Goldarbeiters, eine bleibende Stelle gefunden. Seine Treuherzigkeit, sein Fleiß, seine große Geschicklichkeit und ein frommes, verständiges Herz gewannen ihm des Meisters Neigung in so hohem Grade, daß er ihn zu seinem Eidam erwählte und ihm seine schöne Tochter Barbara zur Gattin gab. Aus dieser glücklichen Ehe entsprossen 18 Kinder, die aber sämtlich eines frühzeitigen Todes starben, bis auf unsern Albrecht und zwei seiner Brüder, Andreas und Hans. Der wackere Dürer verwendete auf die Erziehung seiner Kinder die größte Sorgfalt. Sein Wahlspruch lautete: Habet Gott im Herzen und handelt treu an eurem Nächsten! Diesen Spruch prägte er von klein auf den jugendlichen Gemütern seiner Söhne ein, und Albrecht zumal, der Erstgeborene, vergaß ihn nimmer. Er hatte ganz des wackern Vaters Geist und herzliche Biederkeit geerbt.

Albrecht wuchs heran und ward ein blühend schöner Jüngling. Schon als Knabe liebte er mehr eine sinnige, ernste Beschäftigung, als die geräuschvollen Spiele der Jugend, und oft saß er, während seine Brüder draußen im Freien umhertrollten, daheim im stillen Kämmerlein vor dem Arbeitstische und suchte eine mathematische Aufgabe zu lösen, oder mit dem Stifte eine Zeichnung nachzubilden, die sein kunstreicher Vater entworfen und ihm zum Kopieren vorgelegt hatte. So konnte es denn, bei einer seltenen natürlichen Anlage, nicht fehlen, daß er in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte im Zeichnen machte, ja er fing sogar an, die Gebilde seiner eigenen Phantasie, wie sie in seinem schöpferischen Kopfe auftauchten, mit bestimmten und festen Umrissen auf das Pergament zu bringen.

Albrecht machte aber nicht bloß im Zeichnen daheim, sondern auch in der Schule, welche er besuchte, sehr schnelle Fortschritte. Alle seine Lehrer liebten ihn, nicht nur wegen seines erstaunlichen Fleißes, sondern auch hauptsächlich seines sanften, zuvorkommenden Wesens, seines tadellosen frommen Benehmens halber.

Als er die Schule verließ, nahm ihn sein Vater zu sich in die Lehre, damit er gleich ihm ein tüchtiger Goldschmied werden möchte. Albrecht legte frisch Hand ans Werk; aber sein Genius nahm bald einen höheren Flug, und still im Innern hegte er den brennenden Wunsch, das Handwerk verlassen und der edleren Kunst der Malerei sich widmen zu dürfen. Endlich wagte er es schüchtern, dem Vater seine Neigung zu entdecken; doch als er sah, wie dieser nicht gern darauf einging, unterdrückte er mit kräftigem Entschlusse seine brennende Sehnsucht und wollte aus Liebe zum Vater nicht dessen Willen widerstreben. Emsiger als je lag er nun seinem Geschäfte ob, und er gewann durch seinen rastlosen Fleiß bald eine solche Geschicklichkeit, daß er schon in seinem 16. Jahre ein äußerst kunstreiches Werk in getriebener Arbeit von Silber, die Leiden Christi darstellend, auszuarbeiten vermochte. Alle Welt lobte ihn und bewunderte sein Werk; aber Albrecht blieb kalt und teilnahmlos bei allem Preise seiner Kunstfertigkeit, die Lobsprüche waren für ihn kein Sporn, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten. Mit stiller Sehnsucht hing er an der Malerkunst, und er drang von neuem in seinen Vater, ihn doch gehen zu lassen, wohin er von unwiderstehlicher Neigung getrieben würde. Er selbst sagt in seinem von Willibald Pirkhaimer aufbewahrten schriftlichen Nachlasse: „Da ich säuberlich arbeiten konnte, trieb mich meine Lust mehr zur Malerei, denn zu dem Goldschmiedewerke; das hielt ich meinem Vater vor, aber er war nicht wohl zufrieden, denn ihn reuete die verlorene Zeit, so ich mit Goldschmiedlern hatte zugebracht. Dennoch ließ er mir's endlich nach.“

Der alte Herr Dürer mochte wohl bedenken, daß gezwungenes Werk nimmer gute Früchte trägt, und er schrieb deshalb an einen guten Freund, der ein berühmter Maler war, Namens Schön, wohnhaft in Straßburg, daß er seinen Sohn möchte in die Lehre nehmen und in der edlen Malerkunst unterweisen. Martin Schön willigte ein, und schon war des Jünglings Bündel geschnürt, als plötzlich, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, von Straßburg die Kunde kam, Martin Schön, der berühmte Meister, sei eines schnellen Todes verblichen. Da wurde denn unter bitteren Thränen Albrechts der Reisesack wieder ausgepackt, und der Vater mußte sich nach einem andern Lehrmeister für seinen Knaben umsehen. Er wählte dazu einen tüchtigen Mann in Nürnberg selbst, den Michael Wohlgemuth, einen Künstler, der sich nicht allein im Malen und Zeichnen, sondern auch im Holzschneiden und Kupferstechen, sowie auch in der Formschneidekunst auszeichnete. Dieser nahm den jungen Albrecht in die Lehre, und mit inniger Seelenfreude warf sich der für seine Kunst glühende, hochbegeisterte Jüngling in seine Arme.

Binnen drei Jahren hatte Albrecht seinen Meister nicht nur erreicht, sondern dieser selbst, in schönem Stolze auf seinen wackern Schüler, gestand ein, daß er von demselben übertroffen worden sei. Albrecht Dürer war der erste Maler Nürnbergs geworden, und nebenbei hatte er noch im Zeichnen, Kupferstechen und Formschneiden bedeutende Fortschritte gemacht.

„In meiner Lernzeit,“ so schreibt er von sich selbst, „gab mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernte, aber viel mußte ich von Wohlgemuths Schülern

leiden." Der Neid und die Mißgunst verfolgten ihn schon frühe, aber dafür belohnte ihn auch die Liebe seines Lehrmeisters, an dem der Schüler hinwiederum mit ganzer Seele hing. Er malte seinen Meister Wohlgemuth verschiedene Male, das letzte Bildnis, als derselbe 79 Jahre alt war. Darauf schrieb er:

„Dies Bildnis hat Albrecht Dürer abkonterfeit nach seinem Lehrmeister Michael Wohlgemuth 1515 und er war 82 Jahre da er verschieden ist am Sankt Andreas-Tag früh an dem die Sonne aufging."

2.

Je lauter in dieser Zeit Albrechts Lob aus aller Munde erscholl, desto bescheidener und inniger fühlte der Jüngling, daß er noch viel zu lernen haben würde, um die äußerste Höhe der Kunst zu erreichen. Er sehnte sich darnach, eine Kunstreise zu machen, die berühmten Maler der Niederlande und Italiens kennen zu lernen, ihre Werke zu studieren und sich selbst nach Kräften auszubilden und zu verbessern. So verließ er denn im Jahre 1490 mit Bewilligung seines Vaters die Heimat, durchzog Deutschland, die Niederlande, das Elsaß und ging endlich nach Basel, wo er sich einige Zeit bei den daselbst wohnenden Brüdern Martin Schöns aufhielt. Überall ward er mit Liebe empfangen, und nach einigen Jahren kehrte er als vollendeter Meister in seine Heimat zurück.

Um diese Zeit war er ein ausnehmend schöner junger Mann, voller Kraft und blühenden Liebreizes. Die Stirn war heiter, die Nase ein wenig gebogen, der Hals nicht zu stark und ein wenig lang, sein dunkles Haar rollte in schönen Locken über die Schultern, die Brust war männlich und breit und der ganze Bau seines Körpers in dem vollkommensten Ebenmaß. Mehr aber noch als seine äußere Schönheit nahm seine große Gutmütigkeit, seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit für ihn ein. Wenn er aufgefordert wurde, ein Urteil über ein nicht besonders gelungenes Werk eines fremden Künstlers zu fällen, so ergoß er sich nicht in bitteren, höhnischen Tadel, sondern äußerte gewöhnlich nur, man sehe wohl, daß der Meister sein Mögliches gethan habe. Mit vollem Herzen aber lobte er, wenn er irgend etwas Lobenswertes fand. Sein Mund floß dann über von Beifall und Anerkennung, und man konnte wohl sehen, daß alle seine Worte aus dem neidlosesten und liebevollsten Gemüte kamen. Auch mochte er nicht leiden, wenn der Wert anderer durch Neid oder Mißgunst geschmälert wurde.

Der alte Vater Dürer wünschte, daß sein Sohn sich verheiraten möge, und schlug ihm zur Ehegattin die Tochter des berühmten Mechanikers Hans Frey vor. Albrecht weigerte sich der Heirat nicht, denn Agnes schien ihm eine gar liebliche und anmutige Jungfrau, aber leider! heiratete er mit ihr sein ganzes lebenslängliches Elend. Denn so schön Agnesens äußere Gestalt war, so häßlich und abschreckend war ihre Seele. Sie war zänkisch, keiflustig, harten und unbiegsamen Sinnes, und ihr mürrisches, liebloses Wesen peinigte den armen Dürer von früh bis spät. Dabei war sie über alles

Maß hinaus geizig und lag ihren Gatten unaufhörlich an, er möge fleißig sein und Geld herbeischaffen, da sie sonst auf ihre alten Tage am Hungertuche werde nagen müssen.

Das verbitterte dem armen Albrecht alles häusliche Glück und beugte ihn tief darnieder. Lebenslustig, wie er war, durfte er es dennoch kaum wagen, sein Haus zu verlassen, um sich auf einige Stunden fröhlicher Geselligkeit hinzugeben; denn ehe er noch ausging, graute es ihm schon vor der Heimkehr in sein Haus, wo er regelmäßig von seiner Frau mit harten Scheltworten und bittern Vorwürfen empfangen wurde. Nur in seinem stillen Arbeitsgemach, im Heiligtum der Kunst, fand er Frieden und Ruhe. Hier, vor seiner Staffelei sitzend, überließ er sich ungehemmt dem Fluge seiner Phantasie und bevölkerte das kleine Zimmer mit den herrlichen Gestalten, die er kunstreich auf die Leinwand zu zaubern wußte. Hier schuf er die herrlichen Gemälde, die noch heute das Auge des Kenners wie des Laien in der Kunst entzücken.

Lange ertrug Albrecht Dürer die unaufhörlichen Quälereien seines bösen Weibes geduldig, bis er endlich seine Kraft erliegen und seine Gesundheit wanken fühlte. Jetzt entschloß er sich, sein Haus zu fliehen und Erholung und Ruhe in Italiens Gefilden zu suchen. Ein treuer Freund, der schon erwähnte Willibald Pirkhaimer, bestärkte ihn in diesem Entschluß; der versorgte ihn freigebig mit Geldmitteln zur Reise und übernahm während Albrechts Abwesenheit die Sorge für dessen Hauswesen, besonders für die Mutter, welche Albrecht nach dem Tode seines Vaters zu sich genommen und liebevoll verpflegt hatte. Ingleichen hatte Albrecht auch seine zwei Brüder, Andreas und Hans, zu sich genommen. Selbst in der Ferne gedachte der brave Mann getreulich an die Seinigen, wie die folgenden Zeilen beweisen, die er von Venedig aus, wo er am Schlusse des Jahres 1505 angelangt war, an Willibald Pirkhaimer schrieb:

„Ich bitt Euch, sprecht zu meiner Mutter, daß sie sich gütlich thue, und ob sie zu Euch käme, Leihens halb, so wollet ihr Geld geben, bis mir Gott hinaushilft, so will ich's Euch zu Dank gar ehrbarlich bezahlen. Um meines Bruders Hans halber sprecht zu meiner Mutter, daß sie mit Wohlgemuth rede, ob er sein bedarf, daß er ihm Arbeit gebe, bis ich zurückkomme. Mit meinem Weib, denk ich, hat's keine Not. Ich hab' ihr Geld über Frankfurt gesendet, und ob ihr mangelt, muß der Schwager helfen."

In Venedig gefiel es unserm Albrecht sehr wohl, und er verlebte daselbst fröhliche Tage. Hier sah er sich in einer ganz neuen Welt, er ward überall mit Hochachtung und Liebe aufgenommen, und seine Arbeiten wurden ihm reichlich mit goldenen Dukaten bezahlt. Die italienischen Maler schimpften voll Neid auf den deutschen Meister; aber heimlich kopierten sie seine Bilder, wo sie derselben habhaft werden konnten.

Albrecht Dürer gab sich aber auch alle Mühe, immer noch Neues zu lernen. So reiste er nach Bologna nur in der Absicht, die Perspektive vollkommen zu erlernen, und als er ein Gemälde wieder zu Gesicht bekam, das

er vor elf Jahren angefertigt hatte, sprach er offen darüber also: „Dieses Ding, das mir vor elf Jahren so wohl gefallen hat, gefällt mir jetzt gar nicht mehr, und wenn ich nicht wüßte, daß es von mir wäre, so würde ich es nicht glauben.“

Von den Gemälden, welche Dürer in Venedig anfertigte, ist wohl das prächtigste die Krönung Kaiser Maximilians I. und seiner Gattin, ausgezeichnet durch die Schönheit und den Glanz der Farbe. Da wurden die neidischen Kunstgenossen Albrechts zum Schweigen gebracht, denn sie hatten gesagt, im Kupferstechen verstehe wohl der deutsche Mann seine Sache, aber die Farben wisse er nicht zu behandeln. Nun bekannte jedermann, schönere Farben habe man noch nicht gesehen.

Wie die Italiener dies Bild bewunderten, so wunderten sie sich auch über Dürers Vielseitigkeit, die sie sich gar nicht erklären konnten. Sie sahen von seiner Hand Zeichnungen, große Gemälde, Kupferstiche, Holzschnitte; sie erfuhren, daß er in Stein, Holz, Gyps und Elfenbein allerlei Kunstwerke zu arbeiten verstehe; daß er Basreliefs (halberhabene Bildhauerarbeiten) in Silber, Gold, Kupfer und andern Metallen verfertige; daß er in Holztafeln eine schöne Buchstabenschrift schneide; daß er in der Mathematik, namentlich in der Geometrie, dann in der Bildhauer- und Baukunst die gründlichsten Kenntnisse besitze — wie mußte diese Vielseitigkeit sie nicht befremden! Wie hätten sie dem kunstvollen Manne ihre Bewunderung und Achtung versagen können, der bei alledem so bescheiden und anspruchslos, so edelsinnig und bieder war, und der mit den Vorzügen seines Geistes die einnehmendsten und liebenswürdigsten Sitten verband!

Zu Bologna wurde er von den Malern auch sehr ausgezeichnet. Christoph Schauerl, ein berühmter Rechtsgelehrter, der sich damals eben in Bologna befand, schreibt von ihm unter anderem:

„Mit verschiedenen Malern und andern Künstlern ist Albrecht Dürer in Gesellschaft. Eines Tages sollte jeder Künstler ein Probestück seiner Kunst ablegen. Als Dürern die Reihe traf, nahm er ein Stück Kreide, zog damit auf dem Tische einen Zirkel, punktierte die Mitte desselben und verlangte, man möchte nun mit dem Zirkel die Probe machen, ob sein aus freier Hand gezogener Kreis nicht die gehörige Rundung habe, und ob das Zentrum getroffen sei. Zu aller Erstaunen war er auch nicht um ein Haar breit abgewichen, und einmütig erkannte man ihm den Preis der Meisterschaft. Sie nennen ihn den Fürsten ihrer Kunst und preisen sich glücklich, seine persönliche Bekanntschaft gemacht und in ihm einen so großen Künstler und so frommen, leutseligen Mann gefunden zu haben.“

Es wird erzählt, Dürer habe noch andere italienische Städte besucht, und er sei auch in Rom gewesen, wo er Michel Angelos Bekanntschaft gemacht und mit Raphael Sanzio von Urbino ein Freundschaftsbündnis geschlossen habe. Ohne die Wahrheit dieser Angabe behaupten zu wollen, können wir wenigstens bestätigen, daß Dürer vor der Abreise nach Deutschland Raphael seine Verehrung bezeigt und ihm sein Porträt, in Wasserfarben gemalt, über-

sendet hat. Raphael nahm dieses Geschenk hoch auf und erwiderte es, indem er dem deutschen Künstler ein Heft eigenhändiger prächtiger Zeichnungen übersandte. Die beiden Meister wußten gegenseitig ihre Größe zu würdigen. Dürer bewahrte zeitlebens dem Raphael das geneigteste Andenken, und Raphael, durchdrungen von Dürers Genialität, schmückte sein Zimmer mit Zeichnungen von dessen Hand.

3.

Im Jahre 1506 wendete Albrecht dem schönen Italien, wo er so glückliche Tage verlebt hatte, wieder den Rücken zu. Voll Wehmut pilgerte er in die deutsche Heimat, denn er wußte wohl, daß es ihm an der Seite seines mürrischen, launenhaften Weibes nicht so wohl werden würde, als in dem Kreise der trefflichen Männer, die er als Freunde im sonnigen Welschland zurückließ. Gleichwohl wurde er besser empfangen, als er vermutete, indem die oft wiederholten Vorstellungen Willibald Pirkhaimers nicht ohne Einfluß auf das Gemüt der Frau Agnes geblieben waren. Nicht mehr so sehr von häuslichem Unfrieden belästigt, wie in früherer Zeit, lebte Dürer in steter Thätigkeit seiner Kunst und genoß ungestört die Freundschaft Pirkhaimers und die Freuden einer harmlosen Geselligkeit.

Dürers hoher Künstlerruf erfüllte ganz Deutschland, und aus allen Gegenden kamen Besucher, welche ihm ihre Achtung zu bezeigen und seine persönliche Bekanntschaft zu machen wünschten. Selbst der Kaiser Maximilian besuchte ihn, setzte ihm ein Jahrgehalt von hundert Reichsgulden aus, verlieh ihm ein Wappen und überhäufte ihn mit Beweisen seiner Achtung. Eines Tages wollte Dürer in Gegenwart des kunstliebenden Kaisers, auf einer Leiter stehend, einen Riß entwerfen. Die Leiter schwankte, und Max gab einem Ritter aus seinem Gefolge den Befehl, dieselbe zu halten. Als der Ritter nun zögerte, dem Befehl zu gehorchen, warf ihm der Kaiser einen verächtlichen Blick zu und hielt die Leiter selbst, indem er sagte: „Du Narr! Weißt du nicht, daß die Würde der Kunst höher steht, als alle elenden und zufälligen Vorzüge, so die Geburt verleihet? Leicht ist es mir, aus hundert niedrig gebornen Bauern Ritter und Edelleute zu machen; aber nimmer kann es mir gelingen, einen Ritter in einen solchen Künstler zu verwandeln, wie der ist, dem du eine so kleine Handreichung verweigert hast!"

Dürer zeichnete sich auch in wissenschaftlichen Arbeiten aus. Er schrieb ein mathematisches Werk unter dem Titel: Unterweisung in der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit in Linien, Ebenen und ganzen Körpern, durch Albrecht Dürer. Zusammengezogen und zu Nutz aller Kunstliebhabenden mit gehörigen Figuren in Druck gebracht. Im Jahre 1524. Das Buch erlebte mehrere Auflagen und wurde ins Lateinische und mehrere lebende Sprachen übersetzt.

Im Jahre 1527 gab er ein kleines Werk über die Befestigungskunst heraus und 1528 ein Heft über die Proportion des menschlichen Körpers. Alle diese Bücher wurden mit dem größten Beifall aufgenommen.

Im Jahre 1520 hatte sich Dürer wieder eine Erholung von seinen anstrengenden Arbeiten gegönnt. Er unternahm, begleitet von seinem Weibe und einer Magd, eine Reise in die Niederlande. Der Ruf seines Namens ging wie ein Herold vor ihm her und öffnete ihm überall Thüren und Herzen. Allerorten ward er glänzend empfangen, und jedermann bestrebte sich, den berühmten Mann auf das beste zu bewirten. Besonders aber ehrten ihn die Künstler. Auf der Malerakademie zu Antwerpen ward die Ankunft Dürers wie ein Festtag begangen. „Sie gaben mir," schreibt Dürer, „auf ihren Stuben ein großes Bankett zu Nacht und beschenkten mich. Die Ratsherren brachten mir 12 Kannen Wein, und die ganze Gesellschaft von 60 Personen geleitete mich mit Windlichtern heim."

Mit den berühmtesten Malern der Niederlande schloß Dürer innige Freundschaft, schenkte ihnen von seinen Werken, empfing von ihnen Gegengeschenke und erwarb sich besonders dadurch ihren Dank, daß er sie abkonterfeite und ihnen die Porträte als ein Zeichen seiner Zuneigung schenkte.

Margareta von Österreich, die kunstliebende Tante Karls V., Statthalterin der Niederlande, hatte kaum seine Ankunft erfahren, als sie ihn auch an den Hof entbot und mit vielen Ehren überhäufte. Durch ihre Vermittelung erhielt Dürer das Diplom als kaiserlicher Hofmaler. Besonders freundlich gegen ihn bewiesen sich die portugiesischen Gesandten und der König Christian II. von Dänemark, der sich zweimal von Dürer malen ließ. Auf dessen Schiffe fuhr Dürer nach Brüssel, ward da verschiedene Male zu des Königs Tafel gezogen, überaus huldreich aufgenommen und beschenkt, als er die besten seiner Kupferstiche überreichte.

In der Mitte des Jahres 1521 kehrte Dürer nach Nürnberg zurück, hatte aber leider nun wieder von der Zanksucht seines Weibes zu leiden. In den letzten Jahren seines Lebens quälte ihn die Xanthippe mehr als je; denn mit dem zunehmenden Alter wuchs auch ihre böse Laune, und ihr Geiz wurde immer unerträglicher. Sie störte selbst ihres Mannes einzige Erholung, den geselligen Umgang mit seinen Freunden, und so erlag denn endlich der kränkliche Körper des edlen, sanftmütigen Mannes dem täglich wiederkehrenden Kummer und Ärger. Er starb an der Auszehrung am 6. April 1528, beklagt und beweint von Tausenden. In Nürnberg auf dem Kirchhofe der St. Johanniskirche ruhen seine Gebeine. Ein breiter Stein bezeichnet sein Grab. Die Inschrift lautet:

Memoriae Alberti Dureri.

Quidquid Alberti Dureri mortale fuit, sub hoc conditur tumulo, emigravit VIII Idus Aprilis MDXXVIII.

Ein Verehrer und Landsmann Dürers, von Sandrart, erneuerte im Jahre 1681 sein Grabmal und schmückte es mit einer messingenen Tafel, deren Inschrift also lautet:

Vixit Germaniae suae Decus
Albertus Durerus,
Artium lumen, sol Artificum,
Urbis patriae ornamentum,
Pictor, Chalcographus, Sculptor
Sine exemplo, quia omniscius
Dignus inventus Exteris,
Quem imitandum censerent.
Magnes Magnatum, Cos ingeniorum
Post sesquiseculi Requiem
Quia parem non habuit,
Solus heic cubare jubetur.
Tu flores sparge, Viator.

Zu deutsch:

Es lebte als Schmuck seines Deutschlands
Albrecht Dürer,
Ein Licht der Künste, der Künstler Sonne,
Seiner Vaterstadt Zierde,
Maler, Kupferstecher, Bildner
ohnegleichen, weil er bei seinem reichen Wissen
würdig erfunden wurde, daß die
Ausländer ihm nachzuahmen rieten.
Ein Magnet der Großen, ein Wetzstein
der Talente, weil er nach einer Ruhe
von anderthalb Jahrhunderten seines=
gleichen nicht hatte, so muß er hier allein ruhen.
Streue ihm Blumen, o Wanderer!

III. Hans Holbein.

1.

Holbein wurde 1498 in Augsburg geboren, war also 27 Jahre jünger als Dürer. Auch sein Vater war ein Maler, der den Knaben früh zur Malerkunst anhielt. Nachdem der alte Holbein an verschiedenen Orten gewesen war, ließ er sich endlich in Basel nieder, und hier zeichnete sich der Jüngling bald so aus, daß ihm der Magistrat den Auftrag gab, die Wände des Rathauses inwendig und auswendig mit Malereien zu schmücken. Davon ist aber fast gar nichts mehr vorhanden, weil die Feuchtigkeit alles unscheinbar gemacht hat. In seiner Jugend hatte Holbein wenig zu leben und mußte daher jede Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, annehmen. Man zeigt in Basel noch ein Aushängeschild, das er für einen Schulmeister malte; oben ist eine Schulstube mit Kindern und erwachsenen Schülern dargestellt und darunter die Einladung zum Eintreten. Auch Häuser hat er oft bemalt, denn damals war es üblich, die ganze Vorderseite der Häuser mit allerhand Bildern und Geschichten zu verzieren. So gab ihm einst ein Apotheker den Auftrag, sein Haus auswärts mit dergleichen Bildern zu versehen. Holbein

machte dazu ein Gerüste und verhängte dies so, daß man von außen nur seine beim Sitzen herabhängenden Beine wahrnehmen konnte. Zuweilen wurde indes dem Maler die Zeit lang, und da er ein lebenslustiger Jüngling war, so schlich er dann und wann nach einem benachbarten Weinhause. Aber der Apotheker, wenn er die Beine nicht mehr sah, wurde unwillig und schalt über die Versäumnis. Was that nun Holbein? Er malte seine herabhängenden Beine auf die Wand und zwar so natürlich, daß der Apotheker lange dadurch getäuscht wurde. Übrigens verstand Holbein außer der Malerei auch das Form- und Holzschneiden, und seine Holzschnitte werden noch jetzt sehr geschätzt.

Etwas unbesonnen muß er in der Jugend gewesen sein, denn er heiratete ohne Überlegung, als er kaum 20 Jahre alt war und noch gar keine sichern Einkünfte hatte, um ein Hauswesen einrichten zu können. Es ging ihm in der Ehe nicht viel besser als dem Albrecht Dürer. Seine Frau war weder schön an Körper, noch freundlichen Gemüts, dazu viel älter als er. Da der junge Künstler in Basel schlecht bezahlt wurde und nicht genug Arbeit fand, machte er sich auf, um als wandernder Maler sich Geld zu verdienen. Er reiste in der Schweiz und in Schwaben umher und bemalte die Häuser reicher Leute von innen und von außen.

Eine wichtige Bekanntschaft machte Holbein nach seiner Zurückkunft in Basel. Der berühmte Erasmus von Rotterdam, einer der witzigsten und gelehrtesten Köpfe jener Zeit, gewann den jungen Künstler lieb, obgleich sie an Alter zu verschieden waren, um vertraute Freunde zu werden. Einstmals fiel dem Maler des Erasmus kleine Schrift, „Lob der Narrheit“ in die Hände. Er fand das Buch sehr ergötzlich und versah es am Rande mit 83 schönen Federzeichnungen. Als man die Arbeit dem Erasmus brachte, freute sich dieser sehr darüber und bat den Maler, die Figuren in Holz zu schneiden. Das geschah, und nun wurde das Buch bei jeder neuen Auflage mit Holzschnitten von Holbein versehen. Sowie Lukas Kranach die Bilder Luthers und Melanchthons unzählige Male vervielfältigt hat, so hat Hans Holbein den Erasmus vielfältig gemalt.

2.

So beliebt auch Holbein durch seine Kunst bereits in und um Basel geworden war, so war doch sein Einkommen noch höchst spärlich. Zugleich hatte er bei seinem zänkischen Weibe wenig Freude. Daher war ihm der Antrag eines englischen Großen, der durch Basel reiste und den Maler kennen lernte, ganz recht. Der Engländer redete ihm zu, sein Glück in England zu versuchen. Nun hatte Holbein freilich Kinder daheim; das machte ihm aber wenig Kummer, wie ihm denn überhaupt der sanfte, liebenswürdige Charakter des guten Dürers ganz fehlte. Er hatte mehr Sinn für die Freuden der Welt, und die glaubte er eher in England als in Basel am Hungertische und an der Seite seiner bösen Frau zu finden. So ließ er denn seine vorrätigen Gemälde seiner Frau zurück, damit diese nicht ganz von Hilfs-

mitteln entblößt sei, versah sich dann mit Empfehlungsschreiben, die ihm sein Freund Erasmus gern ausstellte, und reiste 1526, 28 Jahre alt, mit fröhlichem Mute von Basel ab. Wovon unterwegs leben? das kümmerte ihn nicht, denn er vertraute der Geschicklichkeit seiner Hand und der Tugend des Pinsels.

In Straßburg soll sich mit ihm ein ähnlicher Spaß, wie der oben von Dürer erzählte, zugetragen haben. Er ging nämlich, da es ihm an Geld fehlte, zu dem ersten Maler der Stadt und bat ihn um Arbeit, ohne aber seinen Namen zu sagen. Der Maler verlangte eine Probe seiner Geschicklichkeit, und da malte Holbein, während jener ausgegangen war, auf die Stirn eines halbvollendeten Kopfes eine Fliege. Als der Maler nach Hause kam, wollte er die Fliege wegjagen, fand aber zu seinem Erstaunen, daß sie gemalt war. Sogleich schickte er in der ganzen Stadt umher, den Fremden, der sich bereits entfernt hatte, wieder zu holen. Aber Holbein war schon abgereist. Nachdem Holbein durch die Niederlande gereist war, kam er glücklich über den Kanal nach London und ging zum berühmten Kanzler Thomas Morus, an welchen ihm Erasmus einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte. In dem Hause des Kanzlers wurde er sehr freundlich aufgenommen; hier übte er sich im Englischen, lernte die englischen Sitten, um sich öffentlich mit Anstand zeigen zu können, und malte für seinen freundlichen Hauswirt viel treffliche Stücke. Einst fragte ihn Morus, wie der englische Herr geheißen, der ihn zur Reise nach England aufgemuntert habe? „Ich weiß es nicht," antwortete Holbein, „aber seine Züge sind mir noch gegenwärtig." Und nun malte er sogleich das Bild des Reisenden auf eine Tafel mit so trefflicher Ähnlichkeit, daß Morus sogleich ausrief: „Das ist der Graf Arundel."

3.

König Heinrich VIII. pflegte den Kanzler öfters auf seinem Landhause zu besuchen. Einst kam er auch, und Morus führte ihn in die Halle, deren Wände mit den Gemälden Holbeins ganz bedeckt waren. Der König, ein Freund der Kunst, erstaunte, denn so etwas Herrliches hatte er nie gesehen. „Lebt der Künstler noch" — fragte er — „und ist er für Geld zu haben?" — „Er wohnt bei mir, Sire," antwortete Morus, „und die ganze Sammlung steht Ew. Majestät zu Diensten." — Sogleich wurde Holbein geholt und dem Könige vorgestellt, der ihn sofort in seine Dienste nahm. „Nun ich den Meister habe," sagte der König, „bedarf ich dieser Bilder nicht; er soll mich schon befriedigen."

Es begann jetzt für Holbein ein ganz neues Leben. Der früher so arme Baseler Maler, der froh war, wenn er Häuser und Aushängeschilder zu malen hatte, wohnte nun im königlichen Schlosse, bekam einen festen Gehalt und wurde außerdem noch für jedes Gemälde besonders bezahlt. Er war jetzt ein feiner Weltmann geworden und wurde von allen Großen eifrig gesucht. Obgleich damals in England kein Mangel an geschickten Malern war, so erkannten doch alle dem Hans Holbein den ersten Rang zu, denn er malte

getreu nach der Natur, so klar und schön, daß jeder von seinen Bildern angezogen ward. In wie großer Gunst Holbein bei dem Könige selber stand, zeigt folgender Vorfall. Eines Tages, als Holbein mit einer geheimzuhaltenden Arbeit für den König beschäftigt war, kam ein englischer Graf und verlangte seine Arbeit zu sehen. Holbein wollte die Thür nicht aufmachen und wies den Lord erst mit guten Worten zurück. Da sich aber dieser hierdurch beleidigt fühlte, so kam es bald zu heftigem Wortwechsel, der sich damit endigte, daß der äußerst aufgebrachte Lord die Thür mit Gewalt zu erbrechen begann. Das war dem Maler zu arg. Voll Zorn sprang er heraus und stieß den Lord die Treppe hinunter, merkte aber aus den Klagetönen des Gefallenen und aus dem Lärme der herbeieilenden Bedienten, daß es nicht ohne Beschädigung abgelaufen sei. Erschrocken kehrte er in sein Zimmer zurück, verriegelte die Thür und flüchtete sich durchs Fenster über ein Dach aus dem Hause. Dann eilte er geraden Weges zum König, erzählte den Vorfall und bat um Gnade. „Ich will dir verzeihen," antwortete dieser gnädig, „wenn du den Grafen um Verzeihung bittest." Das versprach Holbein und wurde, da man eben die Stimme des Grafen hörte, in ein Nebenzimmer gebracht. Mit verbundenem Kopfe und kläglichem Gesicht trat der beleidigte Engländer ein und bat um strenge Bestrafung des Schuldigen. „Beruhige dich," sprach der König, „und sei mit der Abbitte des Malers und dem scharfen Verweise zufrieden, den er in deiner Gegenwart erhalten soll." Der Lord, der eine ganz andere Genugthuung für einen Mann seines Standes erwartet hatte, vergaß sich so sehr, daß er drohte, er würde sich selbst Recht verschaffen. Aber einen größeren Dienst hätte er dem bedrängten Maler nicht leisten können, denn der heftige König konnte keinen Widerspruch ertragen und geriet daher in großen Zorn. „Nun hast du es mit mir zu thun," rief er mit funkelnden Augen; „geh' und denke daran, daß du jede Beleidigung, welche du dem Maler zufügen wirst, meiner eigenen Person anthust. Ich kann aus sieben Bauern sieben Lords machen, aber aus sieben Lords nicht einen Holbein!"

4.

Nachdem Holbein drei Jahre lang in England verweilt hatte, reiste er auf Besuch nach Basel, um sein Weib und seine Kinder zu sehen. Zugleich schickte Morus seinem Freunde Erasmus ein Gemälde, seine Familie vorstellend, von Holbein gemalt, worüber der Beschenkte große Freude hatte. „Ich habe keine Worte," schrieb er an des Kanzlers Tochter zurück, „meiner Freundin, der Zierde Britanniens, die Freude zu schildern, die mir der Familienverein gemacht hat, den Holbeins Meisterhand so glücklich mir vor Augen stellt, daß ich sie alle, als wäre ich mitten unter ihnen, erkannt und mich zurückgesehnt habe nach dem unvergeßlichen Hause, dem ich so viel Glück und Ruhm schuldig bin!"

Viele, die den armen Maler früher über die Schultern angesehen hatten, drängten sich jetzt an den berühmten, von König und Fürsten geehrten Holbein, wurden aber nun etwas kalt abgefertigt. Auch diesmal reiste er wie-

der ohne Frau und Kinder ab. Daß er lieber ohne seine Frau nach London ging, war natürlich, und seine Kinder hätte er ohnedies, da er selten zu Hause arbeitete, nicht erziehen können. Da er aber noch immer ein Bürger in Basel war und ein solcher nicht ohne Erlaubnis des Rates abwesend sein durfte, so erhielt er nur auf einige Jahre Urlaub. Wie sehr man jetzt seinen Wert in Basel zu schätzen begann, geht daraus hervor, daß ihm der Rat 50 Gulden Wartegeld aussetzte und außerdem seiner Frau alle Jahre 40 Gulden zahlte. Dennoch blieb Holbein in London und besuchte Basel nur noch zweimal auf kurze Zeit.

Auch nach Heinrichs VIII. (1547) erfolgtem Tode stand Holbein bei seinem Sohne und Nachfolger Eduard VI. in großen Gnaden. Als dieser aber schon nach sechs Jahren starb und die katholische Maria, Heinrichs älteste Tochter, Königin wurde, die alle, welche nicht Katholiken waren, haßte: da ward auch Holbein genötigt, sich vom Hofe zurückzuziehen, denn er war der Reformation zugethan. Er starb 1554 in London an der Pest. in einem Alter von 56 Jahren.

Fünfter Abschnitt.

Umgestaltung der Staatsverhältnisse durch die Reformation.

A.

I. Philipp von Spanien und Wilhelm von Oranien,

oder:

1. Der Abfall der Niederlande.

Kein Land unseres Erdteils hatte in der Gestaltung seines Bodens so mannigfache Veränderungen erlitten, als das Delta des Rheins, der Maas und Schelde, das wir die Niederlande nennen. Die Flüsse und Ströme, welche sein Gebiet jetzt noch durchfluten, hatten einst, nach verbürgten Nachrichten, einen ganz anderen Lauf und andere Mündungen. Jetzt erheben sich volkreiche Städte und freundliche Dörfer da, wo einst der Kiel der Schiffe über unsicheren Meeresgrund dahin glitt oder die Geschöpfe der See sich tummelten, und wiederum hat das landverschlingende Meer jetzt seine Arme dahin gebreitet, wo ehedem festes Land grünte und zahlreiche Bewohner ernährte. Das noch tiefer als das Meer gelegene Land ist von alters her den Überschwemmungen ausgesetzt gewesen und hat seine Bewohner gezwungen, die menschlichen Wohnplätze vor den stets drohenden Fluten durch Dämme (Deiche) zu sichern und den dürren Seeboden mit unsaglicher Mühe in fruchtbares Land umzuschaffen. Aber eben durch solche fortdauernde Arbeit wurden auch alle die Tugenden — Ausdauer, Erfindungskraft, Betriebsamkeit, Genügsamkeit und Mäßigkeit, — worin die Niederländer sich in so hohem Grade auszeichnen, hervorgerufen. Und in der mutvollen Verteidigung des teuer erkämpften Bodens gegen die Übermacht der Elemente wurden die Bürger zugleich entflammt zum Kampf gegen alle Tyrannei der Despoten, die sie ihrer Freiheit berauben wollten. So zeigten sich uns bereits die ersten uns bekannt gewordenen Bewohner der Niederlande, die Bataver und Belgier, welche dem großen germanischen Völkerstamme an-

gehörten. (Vergl. Teil II, Abschn. 1.) Jene Bataver hätten bereits die Macht des gewaltigen Römerreichs gebrochen, wären sie nicht von deutscher Uneinigkeit in Stich gelassen worden. Als der Sturm der Völkerwanderung den Römerkoloß zertrümmerte und naturfrische deutsche Stämme über Europa sandte, kamen die Niederlande unter die Herrschaft der Franken, welche sie in kleine Staaten und Provinzen, jede mit besonderer Verfassung und Regierung, teilten. Seit jenen Zeiten erhoben sich daher überall kleine Grafen und Herren, welche größere oder kleinere Gebiete beherrschten, oft selbst aber auch wiederum von mächtigeren Fürsten beherrscht wurden. Dann erwarben sich auch, wie der Bürgerstand sich hob, manche Städte Freiheit und Selbständigkeit; denn die Lage des Landes an der Nordsee und an schiffbaren Strömen, recht in der Mitte zwischen Deutschland, England und Frankreich, dazu die Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit des Volkes, erzeugten bald blühende Manufakturen und gewinnreichen Handel. In manchen großen Manufakturstädten (Antwerpen, Gent, Brügge ꝛc.) war die Betriebsamkeit so außerordentlich, daß man abends um 6 Uhr, wenn die Arbeiter nach Hause gingen, mit der Glocke den Eltern ein Zeichen gab, ihre Kinder von der Straße zu nehmen, damit sie nicht von dem stürmenden Gedränge zertreten würden. Alle englische Wolle wurde noch am Ende des funfzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden verarbeitet, und bald fanden holländische Schiffe den Weg nach Afrika, Ostindien und Amerika. Der blühende Handel der Hansa ging von den deutschen auf die holländischen Städte über.

Von den fürstlichen Häusern war im Mittelalter eines das herrschende geworden, das der Herzöge von Burgund, das unter Karl dem Kühnen einen so reichen Glanz entfaltete, daß dieser schon damit umging, sich vom deutschen Kaiser die Königskrone zu erwerben. Allein sein Tollmut im Kriegführen stürzte ihn ins Verderben, und auf einem Raubzuge gegen die Schweiz verlor er in der Schlacht bei Nancy das Leben. Er hinterließ eine einzige Tochter, die schöne Maria, und diese reichte ihre Hand dem österreichischen Herzog, nachmaligem Kaiser Maximilian I., wodurch die burgundischen Besitzungen an Deutschland kamen, unter dem Namen des „burgundischen Kreises“.

Ungeachtet des häufigen Wechsels ihrer Herren hatten die einzelnen Provinzen doch bis dahin eine Menge von Rechten und Freiheiten behalten, welche stets von den Regenten geachtet worden waren. Auch Karl V. unterließ nicht, den Niederländern seinen besondern Schutz angedeihen zu lassen, und während er die Reformation in Deutschland zu unterdrücken strebte, hinderte er sie nicht in den Niederlanden, für die er besondere Vorliebe hegte, da aus ihnen die besten Reichtümer in den spanisch-österreichischen Schatz flossen. Aber bald änderte er doch seine Meinung, als der protestantische Glaube in den Niederlanden immer mehr Freunde gewann; er verfuhr besonders strenge gegen die Rederyker (Rhetoriker), die religiöse Schauspiele aufführten, um das Pfaffentum zu verspotten. Im Jahre 1550 ward sogar die Inquisition eingeführt, und mancher ehrliche Niederländer wurde an seinem Leben gestraft, weil er von seinem Glauben nicht lassen wollte.

2. Die Inquisition.

Nun trat der finstere, bigotte Philipp auf. Er hatte zwar den Niederländern geschworen: „Ich, Philipp, gelobe und schwöre, daß ich ein guter und gerechter Herr sein, daß ich alle Freiheiten, die euch von meinen Vorfahren verliehen worden, auch eure Gewohnheiten, Herkommen und Rechte wohl und getreulich halten und halten lassen und ferner alles dasjenige üben will, was einem guten und gerechten Fürsten und Herrn zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine Heiligen!" — aber in seinem Herzen hatte er beschlossen, sich an das gegebene Wort nicht zu kehren, sondern die Niederländer zu ebenso sklavisch gesinnten Katholiken zu machen, wie es seine Spanier waren. Das erste, was er als Regent für die Niederlande that, war die Schärfung der schrecklichen Inquisition, um das Gift der neuen Lehre auszurotten. Denn es beleidigte seinen Stolz, daß es Menschen gäbe, die einen andern Glauben haben wollten, als den seinigen. Er setzte also geistliche Richter nieder, die strenges Gericht über jede Abweichung von der katholischen Lehre halten sollten. Der bloße Verdacht war hinreichend, einen ruhigen Bürger aus der Mitte seiner Familie zu reißen. Da man dem Angeber eines Ketzers die Hälfte der Güter desselben versprach, so stieg die Zahl der Angegebenen bald in die Tausende. Fand sich ein Schurke, der gegen einen Ehrenmann zeugte, und wollte dieser nicht gestehen, so spannte man ihn auf die Folter, so daß der Arme vor lauter Schmerz zuweilen gestand, was er gar nicht begangen hatte. Dabei erfuhr er nie, wer sein Ankläger sei. Niemand wußte des Morgens, ob er nicht des Abends in einem Kerker schmachten müßte; denn sobald sich ein schlechter Mensch fand, der sich an einem Wohlhabenden rächen oder sich durch denselben bereichern wollte, ging er zu dem Richter des Inquisitionstribunals, um Anzeige zu machen. Wenn jemand ein evangelisches Lied gesungen oder einer Versammlung von Protestanten beigewohnt hatte, so reichte das hin zur Anklage und Verurteilung.

Wer einmal in den Schlund der Inquisition gefallen war, kam nicht wieder heraus. Entweder er mußte im Gefängnisse als ein lebendig Begrabener seine noch übrigen Lebensjahre einsam vertrauern, oder er wurde an den Tagen der großen Verbrennung mit den übrigen Schlachtopfern zum Scheiterhaufen geführt. Mit feierlichem Pompe zog der traurige Zug durch die Gassen nach dem Richtplatze. Eine rote Blutfahne wehte voran, alle Glocken läuteten, voran zogen Priester im Meßgewande und sangen ein heiliges Lied. Ihnen folgte der verurteilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, auf welches schwarze Teufelsgestalten gemalt waren. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigte, um welche Feuerflammen schlugen. Abgewendet von dem ewig Verdammten wurde das Bild des Gekreuzigten getragen; denn für den Verurteilten galt nicht mehr die Erlösung. So wie sein sterblicher Leib den irdischen Flammen, so gehörte seine unsterbliche Seele den Flammen der Hölle. Im Munde trug er einen Knebel, damit er weder seinen Schmerz durch Klagen lindern, noch

die Geheimnisse seines ungerechten Prozesses andern mitteilen konnte. Hinter ihm drein ging die Geistlichkeit im festlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel. Die Väter, welche ihn gerichtet hatten, beschlossen den schauerlichen Zug. Man glaubte eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet würde; aber es war ein lebendiger Mensch, an dessen langsamen Qualen die Gläubigen sich erbauen sollten. Solche Hinrichtungen wurden gewöhnlich auf hohe Festtage verspart und dann viele zusammen abgethan.

So tief konnten Menschen sinken, die sich Christen nannten und an den Heiland zu glauben meinten, der da sprach: Liebet euch untereinander, ja liebet eure Feinde! Philipp mit seinen Geistlichen glaubte aber dennoch, er thäte ein christliches Werk.

3. Kardinal Granvella; Graf Egmont und Hoorne.

Gleich nach seinem Regierungsantritt blieb Philipp drei Jahre in den Niederlanden, um den Wirkungen seines Ketzertribunals den rechten Nachdruck zu geben. Als er abreiste, setzte er seine Halbschwester, Margareta von Parma, als Statthalterin ein, eine Frau von männlichem Geiste und strenger Gerechtigkeitsliebe. Ihr zugeordnet war ein Staatsrat, der aus den vornehmsten Gliedern des niederländischen Adels, aber auch aus mehreren Spaniern bestand. Der gefährlichste unter den letzteren war Philipps Minister, der Kardinal Granvella, Bischof von Arras, der das Interesse seiner Religion auf das äußerste verfocht und die niederländischen Großen mit empörender Verachtung behandelte. Granvella schärfte noch die Inquisition und machte hierdurch das spanische Regiment beim Volke immer mehr verhaßt. Der Unwille wurde immer lauter, und die drei vornehmsten Glieder des Adels, Prinz Wilhelm von Oranien, Graf Egmont und Hoorne, kamen aus Verdruß über den stolzen Kardinal gar nicht in den Staatsrat. „Sie wollten dort nicht mehr bloße Schatten vorstellen" — schrieben sie der Regentin. Diese war selbst über den herrischen Minister aufgebracht.

Wilhelm von Oranien war einer von denen, die Kaiser Karls V. Gunst im höchsten Grade genossen hatten. Schon als dreizehnjähriger Knabe war er an den kaiserlichen Hof gekommen, und seine hohen Geistesgaben, wie seine Verschwiegenheit, hatten ihn zum Lieblinge Karls gemacht. Dieser vertraute ihm die wichtigsten Geschäfte, fragte ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rat, und auf ihn stützte er sich, als er in Brüssel jene ergreifende Abschiedsrede hielt. Mit Karls V. Tode sank auch das Ansehen des Oraniers. Die eifersüchtigen und neidischen Spanier wußten das Mißtrauen des argwöhnischen Philipp gegen den edlen Fürsten zu erregen, der als ein guter Deutscher im Selbstgefühl seiner Kraft und Würde auftrat. Daher kam es, daß Wilhelm nur die Statthalterschaft von Seeland, Utrecht und Holland, auf die er durch Erbrecht gegründete Ansprüche hatte, erhielt, die Oberstatthalterschaft aber an die Herzogin Margareta von Parma kam. Als Philipp die Niederlande verließ, war Wilhelm 26 Jahre alt, aber so weise und erfahren wie ein Fünfziger. Auf seinem hageren braunen Gesichte be-

merkte man nie eine Veränderung; er war stets schweigsam, aber hatte er einen Entschluß gefaßt, so führte er ihn unerschütterlich durch. Dabei war er sehr reich, seine Tafel stand gern den Gästen offen, und die Niederländer ehrten und liebten ihn, wie er es verdiente.

Noch mehr ein Liebling des Volkes war **Lamoral Graf von Egmont**, ein schöner ritterlicher Herr, der die Gesprächigkeit und Freundlichkeit selber war, sich allen gern mitteilte, aber nicht die kluge Umsicht Wilhelms besaß. Wenn er durch die Gassen von Brüssel ritt, schlug ihm jedes Herz entgegen. Die Männer rühmten seine Kriegsthaten, und die Mütter zeigten den Kindern den feinen Anstand des ritterlichen Grafen. Gut wie er selbst war, traute er jedem, und von der Zukunft hoffte er stets das Beste.

Beide Männer in Verbindung mit dem wackern Grafen Hoorne brachten es dahin, daß Philipp den Kardinal Granvella zurückberief. Egmont war selber nach Madrid gegangen, um bei dem Könige Vorstellungen zu machen. Aber in seiner Strenge gegen die Ketzer mochte dieser nicht nachlassen; im Gegenteil rauchten nun die Scheiterhaufen ärger als zuvor.

4. Die Geusen.

Nun verbanden sich dreihundert vom Adel zur Verteidigung der Rechte und Freiheiten des Vaterlandes und unterschrieben das **Kompromiß**, wie man die Schrift nannte, wodurch sie sich gegenseitig Hilfe versprachen. Man beschloß nach Brüssel zu ziehen, um der Statthalterin eine Bittschrift zu überreichen. Am 5. April 1566 zogen die Verschworenen, mehr als 300 an der Zahl, zu Pferde in Brüssel ein und gingen in einem feierlichen Aufzuge paarweise auf das Schloß, geführt von Heinrich von Brederode, einem Sprößling der alten Grafen von Holland. Ehrfurchtsvoll überreichten sie ihre Bittschrift. Die Statthalterin, als der lange Zug in den Saal kommt, entfärbt sich und wird betroffen; doch ein Herr von Barlaimont, einer ihrer Räte, sagt ihr auf Französisch, sie dürfe sich vor dem Lumpengesindel (gueux) gar nicht fürchten. Das hatten einige gehört, und um die Schimpfrede zu adeln, nannten sich nun alle Verbündete Gueux oder **Geusen** und trugen fortan als Ehrenzeichen am Halse eine Medaille mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: „Getreu bis zum Bettelsack!"

Margareta berichtete den Vorfall nach Madrid; sie wagte nicht, ohne Genehmigung Philipps die Inquisition aufzuheben, aber sie empfahl den Richtern Mäßigung bis zur Ankunft einer Antwort aus Madrid. Die Inquisitionsrichter, von denen wohl die meisten ihr Amt ungern verrichteten, ließen ihr Geschäft ganz ruhen. Nun war die Freude bei den Evangelischen groß. Alle, die bisher aus Furcht ihren Glauben verhehlt hatten, traten nun keck damit hervor, und die neue Lehre gewann ungeheuern Anhang. Viel trugen dazu die Prediger bei, die auf dem Felde unter freiem Himmel ihre Reden hielten. Die Zuhörer versahen sich mit Rappieren, Hellebarden und Flinten, stellten Posten aus und verrammelten die Zugänge mit Karren und Wagen. Wer des Weges zog, mußte herbei und zuhören. Solchen Predigten hörten oft an 15 000 Menschen zu, und je wackerer auf das Papsttum ge-

scholten wurde, desto größerer Beifall wurde dem Redner zugeklatscht. Am größten war der Lärm in und um Antwerpen; da der Magistrat den evangelischen Bürgern keine Kirche einräumen wollte, so zogen diese mit Weib und Kindern dann und wann aufs Feld und hielten hier ihren Gottesdienst; der Magistrat bat die Statthalterin ums Himmelswillen, doch selbst nach Antwerpen zu kommen, oder wenigstens den Prinzen von Oranien zu schicken, der allein das Zutrauen der Bürger besäße. Das letztere bewilligte sie. Welch ein Getümmel aber erhob sich an dem Tage, an welchem man Oranien erwartete. Antwerpen schien alle Einwohner ausgegossen zu haben. Die ganze Landstraße wimmelte von Menschen; die Dächer der Landhäuser waren abgedeckt und mit Zuschauern besetzt; und als er endlich heran kam, jubelte jung und alt ihm entgegen: „Die Geusen sollen leben!" Andere riefen: „Seht ihn! Das ist der, welcher uns Freiheit bringt!" — Er aber winkte mit stillem Ernste, sie möchten schweigen, und da keiner gehorchte, rief er halb unwillig, halb gerührt: „Bei Gott! Ihr sollt zusehen, was ihr thut! Es wird euch einmal reuen, was ihr jetzt gethan habt!" — Als er in die Stadt selbst einritt, wurde das Jauchzen noch ärger. Er aber gab sich gleich die ersten Tage Mühe, die Ordnung herzustellen; denn so warm auch sein Herz für sein Vaterland schlug, so war er doch kein Freund von Unordnungen, die nie zu bürgerlichem Glücke führen.

5. Die Statthalterin, Oranien und Egmont.

Indessen hatte man am spanischen Hofe beratschlagt, was zu thun sei. Philipp beschloß endlich, zum Scheine etwas nachzugeben, und befahl, daß die Inquisition auf den Fuß hergestellt werden sollte, wie sie unter Karl V. gewesen war. Zugleich gab er der Statthalterin die Weisung, ganz in der Stille Truppen zu werben. Aber seine Nachgiebigkeit kam zu spät. Die Erbitterung des Volkes über die Verachtung seiner Religion war endlich so groß geworden, daß ein rasender Haufe zu den Waffen griff und die katholischen Kirchen zu stürmen begann. Denn es kränkte diese Leute, daß man ihnen kein Gotteshaus bewilligen wollte, während die Katholiken unzählige, und zwar prächtig ausgeschmückte hatten. Die Thüren der Kirchen und Klöster wurden erbrochen, die Altäre umgestürzt, die Bilder der Heiligen zerschmettert und mit Füßen getreten. Der Zulauf mehrte sich, und binnen wenig Tagen hatte die Zerstörungswut ganz Flandern ergriffen. Überall wurden mit gleicher Wut die Kirchen verwüstet. Selbst in Antwerpen, von wo Oranien nach Brüssel hatte reisen müssen, fielen die Rasenden über die Hauptkirche her, durchstachen ein wunderthätiges Marienbild, zerstörten die herrliche Orgel, zerstreuten die Hostien auf die Erde und traten sie mit Füßen, ja sie stiegen selbst in die Gewölbe hinab und warfen die halbverwesten Leichen umher. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies alles nur vom gemeinsten Pöbel verübt wurde, der überall zum Böſthun aufgelegt ist; aber es zeigte, wie aufgeregt die Gemüter waren.

Margareta war in der allergrößten Verlegenheit. Schon waren die Bilderstürmer auch nach Brüssel im Anzuge. Im ersten Augenblicke wollte

sie entfliehen, aber ihre Räte redeten ihr zu, zu bleiben, lieber den Umständen nachzugeben und mit dem Adel einen Vergleich zu schließen. Das that sie; sie bewilligte den Geusen alles, und diese dagegen machten sich anheischig, die Bilderstürmerei zu unterdrücken. Zwar hielt es hier und da sehr schwer; aber es gelang doch, und besonders zeigten sich Oranien, Egmont und Hoorne ausnehmend thätig dabei, so daß sie dadurch allein schon den Dank Philipps verdient hätten. Aber der König traute ihnen nicht und glaubte gar, daß sie insgeheim die Geusen sowohl als die Bilderstürmer unterstützt hätten, was doch gewiß nicht der Fall war. Er hatte ihnen den Untergang geschworen; darum that er recht freundlich mit ihnen, besonders mit Oranien, dessen Rat er sich sogar ausbat. Aber je gnädiger Philipp war, desto mehr mußte man sich vor seinen Tücken hüten, und Oranien wußte durch seine Spione sehr gut, wie er bei Hofe angeschrieben stand. Auch Margareta meinte es nicht gut; sobald die angeworbenen Soldaten angekommen waren, nahm sie eine ganz andere Sprache an. Sie habe, sagte sie, zwar erlaubt, daß die Evangelischen Predigten halten dürften, aber die evangelischen Taufen, Trauungen und Abendmahlsfeier seien nicht erlaubt; unter allerlei Vorwand ließ sie die Versammlungen zerstören und einige Prediger selbst aufhenken. Daher war es kein Wunder, wenn die Geusen auch Truppen warben und es hie und da zu offenbaren Widersetzlichkeiten kam. Oranien begünstigte diese Bewegungen insgeheim, weil er wohl sah, daß es auf die Unterdrückung seines Vaterlandes abgesehen war. Doch was half aller guter Wille der Geusen, da kein rechter Zusammenhang unter ihnen war. Margareta ließ ihre Soldaten marschieren, und die Truppen der Geusen wurden zum Schrecken der Calvinisten zusammengehauen.

Endlich fiel Margareta auf ein Mittel, wodurch sie ihre Freunde von ihren heimlichen Feinden unterscheiden könnte und die letzteren zwänge, sich bestimmt zu erklären. Sie verlangte von den Häuptern des Adels einen Eid, daß sie den katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen und die Ketzerei aller Art nach besten Kräften ausrotten wollten. Viele leisteten ihn, auch Egmont, der sich durch die Gnade des Königs ganz sicher hatte machen lassen. Hoorne verweigerte ihn, weil er, wie er sagte, still auf seinen Gütern lebte und also mit der Regierung nichts mehr zu thun hätte. Brederode legte alle seine Ämter nieder, um keinen Meineid zu schwören, und Oranien entschloß sich, sein Vaterland zu verlassen, um es zu einer glücklicheren Zeit wieder zu betreten. Er sah wohl, daß bei der Uneinigkeit der Geusen und der Verblendung Egmonts mit Gewalt nichts auszurichten wäre; er wußte, daß sich Herzog Alba bereits mit einem Heere nähere, um den Freiheitssinn der Niederländer unter die Füße zu treten. Wartete er erst Alba ab, so war er verloren; Philipps Gesinnungen waren ihm nicht unbekannt. Aber ehe er ging, wünschte er noch einmal seinen Freund Egmont zu warnen, der so sicher seinem Untergange entgegenging. Die Zusammenkunft wurde gehalten. Egmont bestürmte Oranien, zu bleiben. „Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, wenn du auf deinem Beschlusse beharrst,“ rief endlich Egmont. — „Und dir,“ antwortete Oranien, „dein

Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst. Ich werde, wie es mir auch gehen wird, den Trost haben, daß ich dem Vaterlande und meinen Freunden mit Rat und That habe beistehen wollen in der Not, du aber wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben hinabstürzen mit dir." Noch einmal bat ihn Oranien mit einem Feuer zärtlicher Besorgnis, dem Ungewitter auszuweichen, welches heranzöge. Aber Egmont erwartete von der Zukunft nur das Beste und konnte sich nicht entschließen, sein gemächliches Wohlleben zu verlassen und von seiner zärtlichen geliebten Frau und seinen ihm so teuren Kindern Entbehrungen zu verlangen, die durch eine Flucht nötig geworden wären. „Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien," sagte er, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen. Was kann auch der König mir anhaben? Er ist gütig und gerecht, und ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben." „Wohlan," rief Oranien mit Unwillen und innerem Schmerz, „so wage es denn auf die königliche Dankbarkeit. Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke sein werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land kommen, und die sie abbrechen werden, wenn sie hinüber sind." — Innig drückte er ihn noch einmal an sein Herz. Lange, als wäre es für das ganze Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm; sie sahen einander nicht wieder! — Gleich am folgenden Tage schrieb er der Statthalterin seinen Abschiedsbrief und ging auf seine Güter im Nassauischen. Ihm folgten viele Gleichgesinnte nach; denn mit größerer Strenge verfuhr jetzt Margareta gegen die Calvinisten; viele flohen, andere starben durch die Hand des Henkers. Den reformierten Predigern wurde angedeutet, binnen 24 Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrer Religion zu Ehren ihr Liebstes verließen und für sie ein glücklicheres Land suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie sie mit sich. Die Städte glichen einem Trauerhause. Aus den Balken der durch die Bilderstürmer zerstörten Kirchen wurden Galgen gebaut für die, welche sich an ihnen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren mit Leichnamen, alle Gefängnisse mit Todesopfern, alle Landstraßen mit Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, daß in ihr in dem mörderischen Jahre 1567 nicht 50 bis 300 wären zum Tode geführt worden. Jetzt hielt es auch Brederode für geraten, zu entfliehen; er entkam nach Emden, wo er das Jahr darauf starb.

6. Alba.

Nun war die Ruhe wieder hergestellt; wer nicht tot oder geflohen war, wurde durch die Furcht in Unthätigkeit erhalten, und Margareta berichtete an den König, alles sei ruhig; er möchte also doch ja den Herzog von Alba, der schon mit einem Heere unterwegs war, zurückrufen, weil seine Ankunft nur die Ruhe wieder stören könnte. Aber in Madrid war es anders beschlossen. Philipp und Alba wollten die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, Blut in Strömen zu vergießen. Jetzt sei zwar, hieß es daher, der Tumult

gestillt, aber nur aus Furcht; man müsse den Rebellensinn in den Niederländern ganz austreiben. Mit 10 000 mordlustigen, zu jedem Verbrechen aufgelegten Soldaten erschien der Herzog von Alba in den Niederlanden, Angst und Schrecken waren ihm vorausgeeilt: denn er war ein würdiger Diener seines Herrn. Nie kam in sein Gesicht ein Lächeln, nie in sein Herz ein Gefühl der Menschlichkeit. Wer nur irgend fliehen konnte, war geflohen. Die bloße Annäherung des spanischen Heeres hatte die Niederlande um 100 000 Bürger entvölkert, und die allgemeine Flucht dauerte noch immer fort.

Der 22. August 1567 war der Tag, an welchem Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sobald er seinen Einzug gehalten hatte, nahm er von der Statthalterschaft Besitz, die Margareta nur noch dem Namen nach behielt. Kaum zeigten sich seine Soldaten auf den Gassen, so eilten alle Einwohner in ihre Häuser, schoben die Riegel vor, und die Stadt schien wie ausgestorben. Klopfte jemand an ein Haus, so erschraken die Bewohner und glaubten, es sei ein Gerichtsdiener. Vor allem lag dem Herzog daran, die Häupter des Adels zu fangen; er stellte sich daher recht freundlich, so daß Egmont ganz treuherzig wurde und selbst Hoorne wieder nach Brüssel kam. Alba berief einen großen Staatsrat zusammen; auch Egmont erschien. Nachdem die übrigen schon wieder auseinander gegangen waren und auch Egmont gehen wollte, um mit Albas Sohn ein angefangenes Spiel auszuspielen, trat ihm ein Hauptmann in den Weg und forderte ihm seinen Degen ab, und eine Schar Soldaten umringte ihn. Einen Augenblick stand er sprachlos da. „O Oranien! Oranien!“ rief er dann schmerzhaft aus, gab seinen Degen und sprach weiter: „So nimm ihn hin! Weit öfter hat er ja des Königs Ruhm verteidigt, als meine Brust beschützt!“ — Auch Hoorne wurde auf dem Wege nach Hause verhaftet. Seine erste Frage war nach Egmont. Als man ihm erzählte, dieser sei auch verhaftet, ergab er sich. „Von ihm habe ich mich leiten lassen,“ sprach er, „es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm teile.“ Allgemeiner Schrecken überfiel die Einwohner von Brüssel und 20 000 verließen auf die Nachricht seiner Verhaftung die Niederlande. So verlor das Land für immer eine große Zahl seiner geschickten Einwohner, welche die Kunst, Wolle zu weben, nun nach England und Deutschland brachten. Glücklich waren die, welche noch entrannen; denn Alba ließ die Häfen sperren und setzte Todesstrafe auf die Auswanderung.

7. Moritz von Oranien und die freien Niederlande.

Daß Alba sogleich die Inquisition mit aller ihrer Strenge wieder herstellte, versteht sich von selbst. Aber er machte auch bekannt, daß alle, welche in irgend einer Berührung mit den Geusen gestanden, oder an den calvinistischen Predigten teilgenommen hatten, des Verbrechens der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig wären. Hiernach waren die Güter und das Leben aller in seinen Händen, und wer eines oder beides rettete, empfing es nur als ein Geschenk seiner Großmut. Dann setzte er ein Gericht nieder, welches über die vorhergegangenen Unruhen erkennen sollte. Er selbst war Vorsteher desselben und nach ihm ein gewisser Vargas, ein Spanier, ein

Mensch, welchen sein Vaterland wie eine Pestbeule ausgestoßen hatte, ein schamloser, verhärteter Bösewicht, der eben so blutgierig als habsüchtig war. In diesem Gerichte wurde über das Leben der Niederländer mit empörendem Leichtsinne abgeurteilt, und man erzählt, daß einer der Richter, der oft in den Sitzungen zu schlafen pflegte, dann, wenn die Reihe an ihn kam, sein Urteil zu sagen und er dazu geweckt wurde, ohne weiteres rief: „An den Galgen, an den Galgen!" — so geläufig war ihm dies Wort geworden. Oft wurden 20—50 aus einer Stadt zugleich vorgefordert. Die Reichen traf der Donnerschlag am ersten. Manche angesehene Kaufleute, die über ein Vermögen von 60—100 000 Thalern zu gebieten hatten, sah man hier wie gemeines Gesindel mit auf den Rücken gebundenen Händen an einem Pferdeschweife zur Richtstätte geschleift werden; in Valenciennes wurden einmal 55 zugleich enthauptet. Die Gefängnisse waren bald zu enge für die Menge der Verbrecher; täglich wurden Schuldige und Unschuldige, Arme und Reiche gehenkt, geköpft, gevierteilt und verbrannt, und das Vermögen der Unglücklichen fiel dem Staatsschatze anheim. Mit Recht nannte das Volk dies Gericht den Blutrat. — Durch das eigenmächtige Verfahren Albas fühlte sich die Herzogin Margareta von Parma tief gekränkt. Was sollte sie länger Statthalterin heißen, wenn sie es nicht war? Sie hielt bei Philipp um ihren Abschied an und erhielt ihn in den gnädigsten Ausdrücken. Mit ihr schwand den Niederländern die letzte Hoffnung; denn so unzufrieden diese auch sonst mit ihr gewesen waren, als ein Engel des Lichtes erschien sie ihnen neben einem Alba.

Dieser ließ den Prinzen von Oranien vorladen, welcher aber klug genug war, nicht zu erscheinen. Dagegen wurden die beiden Grafen Egmont und Hoorne zum Tode verurteilt, weil sie dem Prinzen von Oranien angehangen, den Geusen Vorschub gethan und in Hinsicht der Evangelischen ihre Pflicht nicht gethan hätten, also des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig wären. Beide hörten das Todesurteil mit männlicher Standhaftigkeit an. Egmont, so wie er immer voll Hoffnung war, hoffte auch noch, selbst auf dem Blutgerüste, auf Begnadigung. Als man ihm aber sagte, daß er vergebens hoffte, kniete er nieder, betete, küßte ein silbernes, ihm vom Bischofe dargereichtes Kruzifix, und indem er die Worte sprach: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" fiel das Beil und machte seinem Leben ein Ende (1568). Gleich nach ihm bestieg Hoorne das Blutgerüst und starb auf dieselbe Weise. Beide Körper wurden dann in Särge gelegt, die Köpfe aber — so wollte es Alba — zwei Stunden lang auf Pfähle gesteckt und dem Volke zur Schau gestellt. Tief erschüttert waren alle, selbst die Roheit der spanischen Soldaten konnte den Thränen nicht widerstehen. Ganz Brüssel, wo die That geschah, betrauerte die beiden erhabenen Männer, und konnte der Haß gegen Alba noch größer werden, so wurde er es hierdurch.

Die vielen ausgewanderten Holländer blieben indessen nicht unthätig. Die Unternehmendsten, welche nach England gegangen waren, verschafften sich eine Anzahl Schiffe, mit denen sie nicht nur die spanischen Schiffe auf der See wegkaperten, sondern auch selbst den Hafen Briel an der Mündung der Maas wegnahmen. Man nannte sie Meergeusen. Sogleich machte sich Wil-

helm von Oranien auf, warb Truppen und fiel in die Niederlande ein. Daraus entstand ein langwieriger Krieg, dessen Begebenheiten und Wechsel wir hier nicht verfolgen wollen. Nach sechs Jahren verließ Alba, mit dem Fluche der unglücklichen Niederländer beladen, Brüssel und kehrte nach Spanien zurück. Man rechnet, daß in dieser Zeit wenigstens 18 000 Niederländer auf dem Blutgerüste gestorben sind! Welche Last mußte auf seinem Gewissen liegen! Unter mehreren ihm gefolgten Statthaltern währte der Krieg fort. Die freiheitsliebenden Einwohner führten ihn mit einer ungeheuren Anstrengung. Jedermann hatte geglaubt, sie müßten den sieggewohnten spanischen Legionen unterliegen; aber auch hier sah man wieder, welche Kraft ein Volk hat, welches für seine Freiheit streitet, während die Spanier sich nur auf Befehl ihres Königs herumschlugen. Wilhelm von Oranien wurde von mehreren der nördlichen Provinzen, die sich die Spanier zuerst vom Halse schafften, zum Statthalter gewählt, und gewiß wäre es dem thätigen Manne zu gönnen gewesen, die gänzliche Befreiung vom spanischen Joche zu erleben. Aber er erlebte sie nicht. Ein verruchter Mensch, Balthasar Gerard, aus der Franche Comté gebürtig, brachte ihn, von den Jesuiten auf Befehl Philipps dazu angestiftet, 1584 in Delft ums Leben; denn Philipp hatte einen Preis von 25 000 Thalern auf Oraniens Kopf gesetzt. Doch er hinterließ einen Sohn, Moritz von Oranien, der ein noch größerer Kopf als sein Vater war. Zwar war er erst 17 Jahre alt, da sein Vater starb; aber er gehörte zu den Menschen, die sich gleich in die ihnen angewiesene Lage zu finden wissen, als wenn sie schon lange eine Erfahrung darin hätten. Der Krieg dauerte noch lange Zeit fort, selbst noch nach Philipps II. Tode, bis beide Teile gleichsehr den Frieden herbei wünschten. Ein förmlicher Frieden wurde nun zwar nicht geschlossen, und 1609 kam es zu einem bloßen Waffenstillstande zwischen den Spaniern und Niederländern auf zwölf Jahre; aber dieser Stillstand galt den letztern mit Recht als ein Frieden, weil die Spanier darin die sieben nördlichen Provinzen als frei anerkennen mußten. Diese sieben hießen: Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Overyssel, Gröningen und Friesland, und blieben bis zur Zeit der ersten französischen Revolution eine Republik, unter dem Namen der sieben vereinigten Provinzen.

II. Reformation in England und Schottland.

1. Heinrich VIII. und der Papst.

Zu der Zeit, als Karl V. Kaiser in Deutschland war, regierte König Heinrich VIII. in England. Dieser war anfangs ein sehr eifriger Anhänger des Papstes und hatte selbst gegen Luther geschrieben, so daß er vom heiligen Vater den Titel „Beschützer des Glaubens“ empfing. Aber die Freundschaft dauerte nicht lange. Heinrich hatte auf Befehl seines Vaters schon im 18. Jahre die 24jährige Katharina von Aragonien, Ferdinands des Katholischen und der Isabella Tochter, heiraten müssen, konnte aber seine

Frau nicht leiden. Indessen hatte er sie aus Pflichtgefühl geduldet. Katharina gab ihm eine Tochter, Maria, aber keine männlichen Erben, welche der König so sehr wünschte. Die Ungleichheit des Alters, auch der Zwang, den ihm seine Gemahlin auferlegte, machten den leidenschaftlichen König immer mißvergnügter. Bereits 17 Jahre hatte er mit seiner Gemahlin gelebt, als er eine ihrer Hofdamen kennen lernte, die ihn durch ihre Anmut und Schönheit so bezauberte, daß er nun durchaus seine Frau los sein wollte, um das Hoffräulein heiraten zu können. Anna Boleyn (Bohleyn) war ihr Name. Um die Scheidung möglich zu machen, führte Heinrich an, seine Ehe mit Katharina sei unrechtmäßig, weil diese schon früher seines verstorbenen Bruders Frau gewesen sei. Vor allem mußte aber der Papst erst die Scheidung erlauben, und diesem hätte es auch nur ein Wort gekostet, aber er hatte mancherlei Rücksichten zu nehmen. Katharina war die Base Kaiser Karls V., und dieser drohte dem Papste, falls derselbe die Scheidung gestatten wollte. Indessen wagte es der Papst auch nicht, geradezu dem König von England sein Gesuch abzuschlagen. Er schickte einen Legaten nach London, der die Sache untersuchen sollte, aber sogleich die Weisung erhalten hatte, alles möglichst in die Länge zu ziehen. Diese Kunst verstand der Legat meisterhaft; doch kam ihm auch die Hartnäckigkeit der Königin sehr zu Hilfe. Als diese vorgeladen worden war, fiel sie ihrem Gemahl zu Füßen und erinnerte ihn unter vielen Thränen daran, wie sie nun seit 20 Jahren bereits sein treues Weib sei. Aber diese Erinnerung brachte den König erst recht auf. Da sich die Unterhandlungen vier Jahre lang hinzogen, riß dem ungeduldigen Heinrich die Geduld. Er brach die Unterhandlungen mit dem Papste ganz ab, und da ein kluger Geistlicher auf den Einfall kam, der König möchte doch bei allen Universitäten sich Rats erholen, ob es unrecht sei, sich von Katharina zu scheiden und Anna Boleyn zu heiraten, so ergriff er mit Freuden diesen Rat. Wirklich sprachen auch die Universitäten ganz so, wie er es gewünscht hatte. Sie erklärten die Ehe mit Katharina für unrechtmäßig und die Vermählung mit jeder andern Frau für erlaubt.

So ward denn die unglückliche Katharina verstoßen, und gleich darauf hielt Heinrich mit seiner lieben Anna Hochzeit. Aber auf den Papst war er so erbittert, daß er sich von der katholischen Religion ganz lossagte. Gewiß hätte er die lutherische Lehre, die in England bereits viele Anhänger gefunden hatte, angenommen, aber Luther hatte ihm früher einmal einen derben Brief geschrieben, und das konnte ihm der eitle Heinrich nicht vergessen. Er schrieb daher nach seinem eigenen Gutdünken ein Lehrbuch des christlichen Glaubens und verlangte, daß alle Unterthanen seine neue Lehre, die ein Mittelding zwischen der katholischen und evangelischen war, annehmen sollten. Das war eine despotische Forderung; die Lutheraner und Katholiken weigerten sich, den ihnen lieb und teuer gewordenen Glauben wie ein Kleid zu wechseln. Da ließ Heinrich aller Orten Scheiterhaufen errichten, und die treuen Bekenner wurden grausam hingerichtet. Dann zog er alle kleineren Klöster in seinem Lande ein, 315 an der Zahl, und als die reichen Einkünfte derselben in seinen Schatz geflossen waren, kamen auch die größeren Klöster und Abteien

an die Reihe, mit ihren unermeßlichen Reichtümern. Aber das gewonnene Geld verschleuderte Heinrich auf die unbesonnenste Weise an seine Günstlinge. Sonst hatten zur allgemeinen Landsteuer die Geistlichen das meiste beigetragen; jetzt, da sie der Güter beraubt waren, fiel das weg, und Karl V. sagte mit Recht: „Der König von England hat mit eigner Hand die Henne totgeschlagen, welche ihm die goldenen Eier legte!" Der Papst hatte zu einem so ungeheuren Eingriffe in die Rechte der Kirche natürlich nicht geschwiegen; Heinrich wurde in den Bann gethan und sein Land jedem, der es zu erobern Lust hätte, übergeben. Aber die Macht des heiligen Vaters war schon sehr geschwunden und die Fürstenmacht die überwiegende geworden.

2. Johanna Gray und Maria von England.

Heinrich VIII. hatte in seiner Despotenlaune die unschuldige Anna Boleyn, die er im Verdacht der Untreue hatte, hinrichten lassen und darauf nacheinander noch vier Frauen genommen, von welchen eine starb, die andere (Anna von Kleve) wieder nach Deutschland geschickt, die folgende wegen wirklicher Untreue enthauptet wurde, und nur die letzte ihn überlebte. Als Heinrich VIII. starb, war sein einziger Sohn Eduard VI. erst neun Jahre alt. Es übernahm daher sein Oheim, der Graf Herfort, unter dem Namen „Protektor" (Beschützer) von England, die vormundschaftliche Regierung. Unter ihm ward die Reformation vorzüglich durch den Erzbischof von Canterbury (spr. Kenterbörri), Thomas Cranmer (spr. Kränmer), auf eine mildere und weisere Art verbreitet. Die Protestanten erhoben triumphierend ihr Haupt, jedoch nicht ohne geheime Furcht, es möchte dieser Triumph nur von kurzer Dauer sein. Denn der junge König war sehr schwächlich, so daß sein baldiger Tod zu fürchten war; seine Schwester Maria aber galt für eine eifrige Katholikin, und diese, als die Tochter aus Heinrichs erster Ehe (mit Katharina von Aragonien), mußte den Thron erben. Lieber hätten die Engländer Heinrichs Tochter aus zweiter Ehe (mit Anna von Boleyn), die protestantische Elisabeth, als Königin anerkannt, aber wenn Maria übergangen wurde, mußte auch Elisabeth übergangen werden. Diesen Umstand benutzte Northumberland, einer der mächtigsten und reichsten Herzoge in England, um seine ehrsüchtigen Pläne durchzusetzen und die königliche Krone an sein eigenes Haus zu bringen. Er hatte seinen Sohn Guilfort Dudley (sprich Gilfort Döbbli) mit Johanna Gray (spr. Greh), einer Enkeltochter der jüngeren Schwester Heinrichs VIII., vermählt. Als nun Eduard auf dem Sterbebette lag, begab er sich zu ihm und wußte durch allerlei Vorspiegelungen das Gewissen des jungen Königs so lange zu ängstigen, bis dieser endlich seine eigne Schwester Maria von der Thronfolge ausschloß und sie dagegen der Johanna Gray zusicherte. Sobald der König gestorben war, ließ Northumberland den Palast mit einer Wache umgeben, damit das Volk nicht früher den Tod erführe, als er seine Veranstaltungen getroffen hätte. Schon waren von ihm die Vornehmsten des Reichs durch große Versprechungen gewonnen, und Johanna Gray wurde zur Königin gewählt. Sie war erst sechzehn Jahre alt und zeichnete sich gleicherweise durch die

reinste Tugend und Anmut, wie durch den feingebildetsten Geist aus. Sie hatte nichts von den Plänen und Mißgriffen Northumberlands erfahren. Nun, als ihr Vater, der Herzog von Suffolk (Suffock), mit dem Herzog von Northumberland ihr die wichtige Nachricht überbrachten, ward sie vor Schrecken sprachlos, und als sie sich gefaßt hatte, sprach sie zu den Anwesenden: „Der Schwester Eduards, nicht mir, gehört der Thron. Ungeachtet meiner Jugend bin ich alt genug, die Wechsel des Glückes zu kennen und habe in Katharina von Aragonien und Anna Boleyn warnende Beispiele. Auch ich fühle mich zu schwach für eine solche Würde, und wer mich wahrhaft liebt, wird mich nicht Stürmen aussetzen wollen, die unvermeidlich sind." Doch den vereinigten Bitten ihrer Verwandten und Freunde ergab sie sich. „Mag denn Gott mir Kraft verleihen," sprach sie, „das Scepter zu seiner Ehre und zum Besten der Nation zu führen."

Am folgenden Tage begab sich die junge Königin nach dem Tower (Tauer), dem gewöhnlichen Aufenthalte der englischen Könige vor ihrer Krönung, und hielt ihren Einzug mit großem Gepränge. Das Volk aber nahm keinen Teil an der Feier, es murrte laut und weigerte sich standhaft, die Schwiegertochter des ränkevollen Northumberland als Königin anzuerkennen. Der überwiegend größere Teil des englischen Volkes erklärte sich für Heinrichs VIII. Tochter Maria, deren Anhang sich schnell vergrößerte, und die nach wenigen Tagen triumphierend in die Hauptstadt einzog. Nur neun Tage hatte Johanna regiert und diese kurze Zeit war für sie traurig und schmerzlich genug gewesen. Northumberland ward gefangen genommen und zum Tode verurteilt. Er war nun so kleinlaut und verzagt geworden, daß er noch auf dem Blutgerüst bekannte, bloß der Ehrgeiz habe ihn verleitet, von der katholischen Religion zu lassen und einem Glauben beizutreten, den er innerlich verdamme; er wünsche, daß alle Engländer wieder katholisch werden möchten. Sein Tod ward von niemand betrauert. Auch Suffolk, Dudley und Johanna Gray wurden ins Gefängnis gesetzt und zum Tode verurteilt. Doch vollzog man nicht sogleich das Urteil, denn der erstere schien nicht gefährlich, und für die beiden letzteren sprach die Jugend.

Maria hatte von ihrer Mutter, Katharina von Aragonien, eine glühende Vorliebe für den katholischen Glauben eingesogen. Alles, was ihr Vater und ihr Bruder für die neue Lehre gethan hatten, auszurotten und die katholische Lehre in aller Pracht wieder herzustellen, war ihr fester Wille. Die vertriebenen Bischöfe wurden wieder eingesetzt, und wer sich der Messe widersetzte, ins Gefängnis geworfen. An 200 Menschen wurden, da sie sich weigerten, zur alten Kirche zurückzukehren, grausam hingerichtet. Nur e i n e Angelegenheit konnte für kurze Zeit eine kleine Unterbrechung ihrer unduldsamen Handlungen herbeiführen, die Wahl eines Mannes. Sie erklärte sich für Philipp II., Karls V. einzigen Sohn. Philipp, erst 26 Jahre alt, willigte aus Politik in die Vermählung mit der bereits 38jährigen Maria, die er durchaus nicht liebte. Aber ganz England war über diese Heirat aufgebracht, denn man fürchtete den Stolz und die Grausamkeit des heimtückischen Philipp.

Diese Stimmung suchte Suffolk mit seinen Freunden zu benutzen, um

einen Aufstand zu erregen — zu seinem und seiner Kinder Verderben. Denn Maria unterdrückte diese Unruhen schnell und ließ den Herzog von Suffolk enthaupten. Nun ward auch der Tod des jungen Dudley und seiner unglücklichen Gemahlin beschlossen. Johanna empfing die Nachricht von ihrer Verurteilung mit großer Ruhe und beklagte nur ihren jungen Gatten. Maria hoffte, sie im Angesicht des Todes noch zur katholischen Religion herüber zu ziehen, und schickte einen gewandten Geistlichen zu ihr. Johanna empfing denselben mit einer Milde und Zartheit, die ihn selber tief bewegten; aber über ihren Glauben sprach sie so fest und bestimmt, daß der Geistliche ihre Überzeugung nicht zu erschüttern vermochte.

So kam der Tag des Todes heran. Guilfort Dudley sollte sofort sterben. Er wünschte Johanna noch einmal zu sehen; diese aber, welche das Ergreifende des Abschieds fürchtete, ließ ihm sagen, er möchte sie lieber im Jenseits erwarten. Als er zum Tode geführt wurde, winkte sie ihm aus dem Fenster ihres Gefängnisses den letzten Abschiedsgruß zu, und als bald darauf der in ein weißes Tuch gehüllte Leichnam vorübergetragen ward, freute sie sich zu hören, daß er standhaft und seinem Glauben treu gestorben sei. Festen Mutes schritt sie nun zum Blutgerüst; der katholische Geistliche begleitete sie ohne ihren Willen. Ihr Gebetbuch in der Hand, achtete sie wenig auf seine Zusprache; doch dankte sie ihm zuletzt freundlichst für seine Güte und wünschte, daß Gott ihn erleuchten wolle, die Wahrheit zu erkennen. Dann hielt sie eine kurze Anrede an die Umstehenden, klagte sich an, daß sie schwach genug gewesen sei, die Krone anzunehmen, obgleich ihr Herz sich nie darnach gesehnt habe, und demütigte sich vor Gott, der sie durch Leiden von der Liebe zum Irdischen habe losmachen wollen. „Ich sterbe" — so endete sie — „als eine evangelische Christin, entsage allen Verdiensten vor Gott durch meine Werke, da ich wohl weiß, wie viel an ihnen fehlt, um nicht auf seine Gnade und das Verdienst Jesu allein zu rechnen." Sie schloß mit dem lauten Gebete des 51. Psalms.

Als sie ihr Haupt auf den Block legte, rief sie noch: „Herr! In deine Hände befehle ich meinen Geist!" Kein Auge blieb trocken, selbst die Anhänger Mariens weinten. Ihr Leichnam wurde in der Kapelle des Towers neben dem ihres Gatten beigesetzt. — In alle Länder ist der Ruf ihres seltenen Verstandes und ihrer schönen Seele gedrungen; überall, auch spät noch, sind nah und fern ihrem Schicksale Thränen geflossen. Künstler und Dichter haben gewetteifert, sie in ihren Werken zu verherrlichen. Der Oberrichter aber, der ihr Todesurteil gesprochen hatte, ist nach dessen Vollziehung wahnsinnig geworden, hat unaufhörlich gerufen: „Weiche, — weiche von mir, Johanna!" — und so ist er gestorben.*)

3. Elisabeth und Maria Stuart (1558—1603).

Elisabeth hatte, aus Furcht vor ihrer Stiefschwester, der Königin Maria, in strengster Zurückgezogenheit gelebt, aber die Mußezeit wacker benutzt, ihren

*) H. Niemeyer (Beobachtungen auf Reisen Teil I).

Geist zu bilden. Maria starb aber bereits nach fünfjähriger freudenloser Regierung. Sobald Elisabeth die Nachricht vom Tode der Schwester erhielt, eilte sie mit freudiger Überraschung nach London und wurde vom Volke jauchzend empfangen. Es war, als ob die Engländer ahnten, daß eine neue glorreiche Zeit für das Land gekommen sei.

Die erste Handlung der jungen Königin war, daß sie die evangelische Lehre wieder auf den Fuß herstellte, wie sie unter Eduard VI. gewesen war. Aber sie verfuhr dabei als kluge Frau. Nur nach und nach wurden die unter Maria eingeführten katholischen Gebräuche wieder abgeschafft. Sie erklärte sich dann selbst für das Oberhaupt der Kirche und setzte in 39 Artikeln die Religion in der Art fest, wie sie noch jetzt unter dem Namen der englischen Hochkirche oder der bischöflichen Kirche in England herrschend ist. Die katholische Kirche war ihr schon darum verhaßt, weil sie die Ehe zwischen Heinrich VIII. und Anna Boleyn, der Mutter Elisabeths, nicht als gültig anerkannte; aber auch ihr heller, aufgeklärter Geist konnte sich nicht mit dem katholischen Lehrbegriffe versöhnen.

Ihr Charakter war übrigens ein sonderbares Gemisch von Tugenden und Fehlern. Ohne schön zu sein (denn sie war etwas breitschulterig und hatte eine zu große Nase), war sie doch sehr liebenswürdig und freundlich. Gegen das gemeine Volk war sie äußerst herablassend und leutselig und suchte auf alle Art die Gunst desselben zu gewinnen. Leute aus den niedrigsten Ständen hatten zu jeder Zeit freien Zutritt zu ihr; sie nahm ihre Bittschriften mit vergnügter Miene an, dankte für die Zeichen von Anhänglichkeit und ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, so daß jeder Unterthan mit der größten Bewunderung seine Königin verließ. Gegen die Großen des Reichs aber trat sie mit stolzer Würde auf, um ihnen den Abstand recht fühlbar zu machen. Von dem Gepränge, mit dem sie öffentlich erschien, wenn sie des Sonntags aus ihren Gemächern sich in die Kapelle begab, erzählt ein Zeitgenosse: „Zuerst erschien eine Menge von Edelleuten, — Grafen, Barone und Ritter; dann kam der Kanzler mit den Siegeln zwischen zwei Lords, die Schwert und Scepter trugen. Ihm folgte Elisabeth, und wohin sie blickte, fielen die Anwesenden auf ihre Kniee. Hinter ihr kam ein langer Zug wohlgekleideter junger Damen, und zu beiden Seiten stand eine Reihe von Edelleuten in reichen Uniformen und mit vergoldeten Streitäxten.“ Sie war überhaupt sehr eitel und herrisch; selbst im vorgerückten Alter hörte sie noch gern, wenn man sie mit der Venus an Schönheit, mit der Minerva an Klugheit und mit der Diana an Sittsamkeit verglich. Obwohl sie die Gesellschaft der Männer gern hatte, vermählte sie sich doch nie, um freier und ungebundener zu sein. Auch Philipp II. bewarb sich um ihre Hand, ward aber zurückgewiesen.

Maria Stuart, Königin von Schottland.

Der schwärzeste Punkt im Leben der Elisabeth ist ihr Betragen gegen ihre unglückliche Verwandte, **Maria Stuart**, Königin von Schottland. Heinrich VIII. hatte zwei Schwestern gehabt; die jüngere war die Groß-

mutter der Johanna Gray, die ältere aber war mit Jakob IV., König von Schottland, vermählt worden. Ihr Sohn war Jakob V., der Vater der Maria Stuart. Als hätte sie das Unglück schon in der Wiege verfolgen wollen, starb der Vater, als sie erst acht Tage alt war. Es entstanden innere Unruhen in Schottland, und die Königin Mutter führte ihr fünfjähriges Kind nach Frankreich, wo Maria am Hofe der Katharina von Medici erzogen wurde. Obwohl die französische Königin samt ihren Söhnen in große Sittenverderbnis versunken war, erhielt doch die junge Maria Stuart durch die Sorgfalt ihrer Mutter die beste Erziehung und war bald wegen ihrer Schönheit und Herzensgüte der Gegenstand allgemeiner Liebe und Verehrung. Kaum sechzehn Jahre alt, wurde sie mit dem Dauphin, dem nachmaligen Könige Franz II., vermählt. Maria sah sich jetzt im Besitze des größten Glückes. Alles huldigte ihrer Würde, ihrer bezaubernden Anmut, und der junge König hatte sie von Herzen lieb. Doch nur anderthalb Jahre regierte Franz II., als ein früher Tod ihn hinwegraffte; bald darauf starb Mariens Mutter, die bis dahin als Regentin die Regierung in Schottland geführt hatte.

Unter der Regentschaft war es in Schottland sehr unruhig zugegangen; die neue Lehre der Protestanten hatte auch hier Wurzel gefaßt, besonders durch einen Schüler Calvins, Johann Knox (spr. Nox), der mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit und Überzeugung gegen den katholischen Lehrbegriff kämpfte. Seine heftigen Predigten entflammten das Volk so zur Glaubenswut, daß es die katholischen Kirchen ausplünderte, und die Priester mißhandelte, und als die Regentin die Übermütigen strafen wollte, stand alles gegen sie auf, und sie mußte froh sein, einen Vergleich abschließen zu können. Mit Vergnügen sah Elisabeth, wie die Schottländer nach dem Tode der Regentin die katholische Religion abschafften und die reformierte Lehre einführten; ihren lauernden Blicken entging nichts, was in dem Nachbarlande vorging. Sie wußte, daß die Wünsche und Hoffnungen aller Katholiken auf Maria Stuart gerichtet waren, und daß diese in vieler Augen für die rechtmäßige Königin von England galt, als Enkelin der ältesten Schwester Heinrichs VIII. So wurde der Haß und die Eifersucht gegen die Thronbewerberin, gegen die Katholikin und gegen das schönere Weib immer größer. Maria schauderte vor dem Gedanken, das schöne Frankreich, das Land ihrer Jugendfreuden, mit dem rauhen, nebeligen Schottland vertauschen zu sollen, worin der Aufruhr tobte, — und doch mußte sie nun die schwere Regierung übernehmen. Sie hielt bei Elisabeth um die Erlaubnis an, ihren Weg durch England nehmen zu dürfen, aber diese schlug die Bitte nicht nur ab, sondern rüstete eilig eine Flotte aus, um Marien aufzufangen, wenn diese zu Schiffe von Frankreich nach Schottland führe.

Am 15. April 1562 segelte Maria Stuart mit zwei Galeeren- und vier Transportschiffen von Calais ab. So lange sie die französische Küste noch zu sehen vermochte, ruhte ihr Blick unverwandt auf dem Lande, an welchem ihre Liebe hing. „Lebe wohl, Frankreich, lebe wohl! Ich werde dich nimmer wiedersehen!“ rief sie im schmerzlichsten Tone mehrmals aus.

Bald danach entstand ein dichter Nebel, unter dessen Schutz ihre Galeeren dem auflauernden englischen Admiral glücklich entgingen; drei Transportschiffe aber fielen in dessen Hände. Mit steigender Angst näherte sich die junge Königin der vaterländischen Küste; denn wie ihr Volk gegen sie gesinnt sei, wußte sie nicht. Um so angenehmer wurde sie bei ihrer Landung überrascht, indem alle Stände zusammenströmten, der schönen Herrin ihre Huldigung zu bringen. Kaum 19 Jahre alt, stand sie jetzt in der Blüte ihrer Schönheit und Jugend, und ihr freundliches, anmutiges Wesen nahm aller Herzen für sie ein. Der Tag ihrer Ankunft war für sie ein Tag der Freude und des Glückes, der einzige frohe Tag, den sie in Schottland verleben sollte.

Die Reformierten fürchteten, unter einer katholischen Königin möchte die katholische Religion wieder ihr Haupt erheben. „Soll man leiden," schrieen die Prediger von den Kanzeln, „daß dieser Götze (die katholische Lehre) wieder in dem Reiche aufgerichtet werde?" Nichts half, daß Maria jeden bei seinem Glauben ließ, daß sie nur für sich um die Erlaubnis bat, Messe in ihrer eigenen Kapelle halten zu dürfen. „Die Messe ist schrecklicher," rief der unduldsame Knox von der Kanzel, „als 10 000 fremde Soldaten, die in dem Königreiche landen würden!" Und ein Kirchendiener, den das Volk Lichter in die Kapelle tragen sah, wurde vor dem Schlosse Mariens gemißhandelt und fast ermordet. Selbst auf ihrem Zimmer machte Knox der Königin oft so bittere Vorwürfe, daß sie in Thränen ausbrach. Und doch mußte sie den heftigen Mann auf alle Weise schonen, da er beim Volke beliebt war.

Um nicht ganz allein zu stehen, vermählte sie sich mit dem Grafen Heinrich Darnley (Därnli), den sie wegen seiner Schönheit und Jugend lieb gewonnen hatte. Doch die Schotten sahen diese Verbindung sehr ungern, weil Darnley katholisch war. Maria mußte zu ihrem großen Schmerze bald erfahren, daß die äußere Schönheit des Mannes sie verblendet habe; er war roh, trotzig und hochfahrend und ganz unfähig, die Zärtlichkeit der Königin zu erwidern. Diese wurde immer kälter gegen ihn und schenkte ihr Zutrauen einem jungen Italiener, David Rizzio, den sie wegen seines Talents für Gesang und Lautenspiel zu ihrem Geheimschreiber erhoben hatte. Doch der Übermut dieses Emporkömmlings reizte die schottischen Großen zum Zorn, und Darnley gab Befehl, ihn zu ermorden. Vor den Augen der Königin — der Bedrängte hatte sich der Gebieterin zu Füßen geworfen — erdolchten die Verschworenen den Günstling. Diese vermessene That entfremdete das Herz Mariens noch mehr von ihrem Gemahl; es war, als ob das Gespenst des Ermordeten sich zwischen beide gestellt hätte.

Dies Verhältnis benutzte Graf Bothwell (Boßwel), der aus angesehenem schottischen Adel stammte, aber ein höchst ausschweifender und liederlicher Mensch war. Es war ihm gelungen, Mariens Gunst so sehr zu gewinnen, daß sie nichts ohne seinen Rat unternahm. Er legte es darauf an, die Königin durch eine Scheidung von Darnley zu befreien, um sie dann selber heiraten und den schottischen Thron besteigen zu können. Da aber Maria von keiner Scheidung wissen wollte, dachte Bothwell darauf, sie mit

Gewalt von ihrem Gemahl zu trennen. Die Gelegenheit fand sich bald. Darnley war in Glasgow erkrankt, und sobald Maria dies erfuhr, erwachte — wie es schien — ihre frühere Liebe zu dem Manne wieder, und sie reiste zu ihm, um ihn mit aller Sorgfalt zu pflegen. Beide Gatten versöhnten sich wieder und reisten zusammen nach Edinburgh, wo sie ein Privathaus bezogen. In einer Nacht, als die Königin sich aus dem Hause entfernt hatte, um der Hochzeit einer ihrer Kammerfrauen beizuwohnen, flog das Haus, worin sich der König befand, mit einem fürchterlichen Knall in die Luft. Das Volk strömte voll Schrecken hinaus und fand Darnley samt seinem Bedienten tot in dem Garten. Allgemein nannte man Bothwell den Mörder des Königs, ja es erhoben sich Stimmen, welche Maria selber anklagten. Diese beteuerte zwar ihre Unschuld, aber die Umstände legten doch starkes Zeugnis wider sie ab. Statt sich von dem bösen Bothwell loszumachen und die geforderte Untersuchung gegen ihn einzuleiten, ließ sie sich unter dem Scheine eines gewaltsamen Überfalls als Gefangene auf eins seiner Schlösser entführen und reichte ihm, drei Monate nach der Ermordung ihres Gatten, vor dem Altare ihre Hand. Elisabeth und der französische Hof hatten sie dringend abgemahnt und gewarnt, doch vergeblich.

Diese höchst unbesonnene Vermählung mit dem Mörder ihres Gemahls erhöhte den Verdacht und reizte die Schotten zum Zorn; der empörte Adel stellte ein Heer ins Feld, und Bothwell rettete sich nur durch die schleunigste Flucht. Er entkam nach den Orkney-Inseln und trieb eine Zeit lang Seeräuberei; dann flüchtete er sich nach Dänemark, wo er im Gefängnis zehn Jahre lang schmachtete und im Wahnsinn starb. Maria aber wurde von den Rebellen im Triumph nach Edinburgh geführt, wo der Pöbel sie verhöhnte und ihr eine Fahne vortrug, auf welcher die Ermordung Darnleys abgebildet war. Man brachte die arme Königin in ein festes Schloß (Lochleven bei Edinburgh), behandelte sie dort mit aller Härte und Verachtung und zwang sie endlich, eine Schrift zu unterzeichnen, in der sie der Regierung entsagte und diese ihrem Sohne Jakob übertrug, während dessen Minderjährigkeit ein Graf Murray (spr. Mörree) die Regentschaft führen sollte. Mit viel Thränen unterschrieb sie das verhaßte Papier und hoffte nun in Freiheit gesetzt zu werden. Aber vergebens! Man verschärfte noch ihre Gefangenschaft und kränkte die Verlassene auf alle Art. Diese unwürdige Behandlung erregte wieder im Volk und Adel Teilnahme für die unglückliche Königin; ein junger Edelmann entführte sie aus ihrem Gefängnis, und viele ihrer alten Freunde versammelten sich um sie, mit den Waffen in der Hand. Aber das kleine Heer war zu schwach; es ward von der Kriegsmacht des Grafen Murray aufs Haupt geschlagen, und Maria floh mit wenigen Begleitern, nicht wissend, wo sie nun Zuflucht finden sollte.

Maria in England.

Da erinnerte sie sich der freundlichen Teilnahme, die ihr die Königin Elisabeth während ihrer Gefangenschaft gezeigt hatte, und zu ihr beschloß sie zu fliehen. Schnell warf sie sich in ein Fischerboot und landete noch an

demselben Tage in Carlisle (Kärleil) auf englischem Boden. Sie war so eilig entflohen, daß sie weder Geld, noch die nötigen Kleidungsstücke mitgenommen hatte. Ein Eilbote ward nach London geschickt, für die hilfesuchende Königin Schutz zu erflehen (1568).

Elisabeth triumphierte, als sie das seit Jahren gehetzte Wild nun freiwillig ins Garn gehen sah. Sie ließ der Maria sagen, sie könne für jetzt ihr nicht erlauben, nach London zu kommen; erst müsse sie sich von dem Verdachte reinigen, an der Ermordung Darnleys teilgenommen zu haben. Das hatte Maria nicht erwartet; nach der ersten Bestürzung weinte sie bitterlich. Gern — sprach sie — wollte sie ihre Sache der Entscheidung einer so gütigen Freundin unterwerfen. Das wollte eben Elisabeth. Sie leitete sogleich ein förmliches Gericht ein, das über die Königin und den Grafen Murray entscheiden sollte. Maria verteidigte sich leicht gegen jede Anschuldigung. Als aber Graf Murray Briefe vorlegte, welche sie früher an Bothwell geschrieben haben sollte, und die auf ein Einverständnis mit ihm zur Ermordung Darnleys deuteten: so erklärte sie, es sei wider ihre Ehre und königliche Würde, auf derlei Beschuldigungen etwas zu erwidern. Wahrscheinlich waren diese Briefe untergeschoben, denn so sehr auch Maria bat, ihr die Originale vorzulegen, so weigerte sich doch Elisabeth dessen fortwährend. Maria Stuart wurde auf ein festes Schloß in Gewahrsam gebracht und sollte nie wieder ihre Freiheit erhalten.

Für die Politik des protestantischen Englands konnte nichts erwünschter sein, als die katholische Königin von Schottland, die auf den englischen Thron selber Anspruch machte, in der Gewalt der englischen Königin zu wissen. Als Maria von England, die katholische Schwester der Elisabeth, gestorben war, hatten Maria Stuart und ihr Gemahl, Franz II. von Frankreich, Englands Wappen und den Titel der Könige von England angenommen, weil nach Auffassung der katholischen Partei die Auflösung der Ehe Heinrichs VIII. mit Katharina von Aragonien widerrechtlich, mithin Elisabeth nicht legitim war. Auch hatte Papst Pius V. gegen Elisabeth den Kirchenbann ausgesprochen und ihre Unterthanen vom Eide der Treue entbunden. Diese hatten also wohl Grund, Verschwörungen der englischen Katholiken zu fürchten, welche ihr Auge auf Maria Stuart geworfen hatten. Die englischen Staatsmänner erklärten im Parlament, zur Erhaltung der protestantischen Religion und zur Sicherheit der Königin Elisabeth sei der Tod der Königin von Schottland, der Mörderin ihres Gemahls, notwendig.

Mit diesem Gedanken konnte sich Elisabeth vorerst nicht befreunden; sie wollte nur ihre Nebenbuhlerin unschädlich machen, und so blieb Maria Stuart neunzehn Jahre lang auf verschiedenen Schlössern gefangen. Da entwarf der Herzog von Norfolk, dem sie heimlich ihre Hand angetragen hatte, den Plan, sie zu befreien, dann sie zu heiraten und ihre Wiedereinsetzung in Schottland mit Gewalt durchzusetzen. Doch der Plan ward verraten, und Norfolk büßte das Wagstück mit dem Leben. Darauf faßten zwei andere Katholiken, der Franzose Johann Ballard und der Engländer Anton Babintong (Bäbingten), den Entschluß, die grausame Elisabeth zu ermorden

und den Kerker Mariens zu sprengen. Aber auch diese Verschwörung wurde verraten, und Babington, Ballard und zwölf andere Genossen wurden enthauptet.

Durch diese Verschwörungen wurde die Lage Marias nur immer trostloser. Elisabeth, die nun das Leben der schottischen Königin als mit ihrer eigenen Sicherheit unverträglich hielt, beschloß den Tod ihrer Nebenbuhlerin. Sie ließ dieselbe auf das Schloß Fotheringhai (Foßheringhee) in noch engere Haft bringen und dann ein Gericht niedersetzen, welches über ihren Anteil an dem Hochverrate entscheiden sollte. Maria beteuerte ihre Unschuld und erklärte alles für eine abscheuliche Verleumdung. Da man ihr keine Papiere vorlegen konnte, die ihre Schuld bewiesen hätten, so stellte man zwei ihrer Geheimschreiber als Zeugen wider sie auf, die man zuvor mit Geld bestochen hatte. Das Todesurteil wurde ausgesprochen und von Elisabeth bestätigt.

Maria empfing die traurige Botschaft mit einer Heiterkeit und Würde, die alle Anwesenden rührte und erschütterte. Der Tag, sprach sie, nach dem sie so lange sich gesehnt habe, sei endlich eingetroffen; beinahe zwanzig Jahre habe sie im Gefängnis geschmachtet, und kein glücklicheres und ehrenvolleres Ende eines solchen Lebens könne sie sich denken, als ihr Blut für ihre Religion zu vergießen. Dann zählte sie die Kränkungen auf, die sie erlitten, die Anerbietungen, die sie gemacht, und die arglistigen Kunstgriffe und Betrügereien ihrer Feinde. Sie schloß, die Hand auf der Bibel, mit den Worten: „Gott ist mein Zeuge, daß ich nie nach dem Tode der Königin, eurer Gebieterin, getrachtet habe."

Der 18. Februar 1587 war der Tag ihrer Hinrichtung. Die Nacht zuvor brachte sie größtenteils im Gebete zu. Um 8 Uhr morgens trat ein Diener in den Kerker und zeigte ihr an, daß die Stunde geschlagen habe. „Ich bin bereit!" war ihre Antwort, und ihr Auge strahlte Frieden. Sie bat flehentlichst um einen Priester, der sie auf des Lebens letztem Gange begleite; allein auch diese Tröstung ward ihr versagt. Mit einer Miene voll Ruhe und Majestät durchschritt sie die Halle, die zu dem Saale führte, wo das Blutgerüst aufgeschlagen war. Auf dem Wege fand sie ihren alten Haushofmeister Melvil, dem seit mehreren Monaten der Zutritt zu ihr verboten war. Der alte Diener fiel in die Kniee und weinte laut auf. Sie bot ihm liebreich die Hand. „Klage nicht — sprach sie — ehrlicher Mann, freue dich vielmehr, denn du wirst das Ende sehen von Marias Leiden. Die Welt, mein guter Melvil, ist nur Eitelkeit, und ein Meer von Thränen würde nicht hinreichen, ihre Trübsale zu beweinen. Gott vergebe denen, die schon lange nach meinem Blute dürsten." Dann brach sie in Thränen aus und sprach: „Lebe wohl, guter Melvil, lebe wohl!"

Als sie das Blutgerüst bestiegen hatte, trat der Dechant von Peterborough zu ihr und ermahnte sie im Namen der Königin Elisabeth, die katholische Religion abzuschwören. Maria bat ihn wiederholt, sich und sie nicht zu belästigen; er aber hörte nicht auf zu reden und drohte mit dem ewigen Höllenfeuer. Entschlossen, in der Religion, in welcher sie geboren und erzogen war, zu leben und zu sterben, sank sie auf ihre Kniee und betete voll Inbrunst für die bedrängte Kirche, für ihren Sohn Jakob und für

Elisabeth. — Dann wurden ihr die Augen verbunden, die Henker ergriffen sie bei den Armen und führten sie zum Blocke. Hier knieete sie nieder und sprach wiederholt mit fester Stimme: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!“ Der Henker ward selber im Herzen gerührt, das Schluchzen und Weinen der Anwesenden machte ihn ganz verwirrt; er zitterte und verfehlte seinen Streich und erst auf den dritten Hieb ward das schöne Haupt vom Rumpfe getrennt. Als der Henker es emporhielt, rief jener Dechant: „Mögen alle Feinde der Elisabeth so enden!“ Aber keine Stimme hörte man, die dazu Amen sprach. Der Parteigeist war aufgelöst in Bewunderung und Mitleid. Denn die unglückliche Maria war wohl sehr leichtsinnig, aber nicht böse gewesen, und ihre Fehler hatte sie schwer genug gebüßt. Sie starb im fünfundvierzigsten Jahre ihres Alters.

Jetzt hatte Elisabeth ihren Durst nach Rache gestillt, und nun bemühte sie sich, das Gehässige der That auf ihre Minister zu wälzen. Sie stellte sich deshalb, als die Hinrichtung der Maria ihr gemeldet ward, sehr erschrocken und betrübt und entsetzte sogleich die Minister ihres Amtes. Diese erkannten wohl, was die Königin mit der Scheinanklage wollte, bekannten in Demut ihre Schuld und wurden dann einer nach dem andern wieder angestellt, mit Ausnahme des wackern Davison, der sich standhaft geweigert hatte, an der ungerechten Verfolgung Mariens teilzunehmen.

Englands wachsende Seemacht.

Nachdem Elisabeth durch ein solches Blutgericht ihren Thron gesichert hatte, wandte sie wieder alle Sorgfalt auf die Regierung ihres Staates, und der glänzendste Erfolg krönte alle ihre Unternehmungen. Sie belebte den Handel und das Seewesen und ist als die Schöpferin der großen Seemacht Englands zu betrachten. Alle, die wegen ihres Glaubens aus Frankreich und den Niederlanden vertrieben wurden, fanden in England eine offene Freistätte, und auf solche Art ward die Insel ein Hauptsitz der Manufakturen und Gewerbe. Die Seefahrer, von der Königin aufgemuntert, besuchten alle Teile der Erde. Der Engländer Richard Chanceller (spr. Tschänßeller) entdeckte 1553 den Weg nach Archangel über das Eismeer, und der russische Zar bewilligte im Jahre 1569 einer englischen Gesellschaft das ausschließliche Recht zum Handel mit Rußland. Der große Seeheld Franz Drake (spr. Drehk) eiferte dem Portugiesen Maghellan nach; er war der erste Engländer, der im Jahre 1580 eine Reise um die Welt unternahm. Er war es auch, der die so nützlichen Kartoffeln aus Amerika nach Europa brachte. Dieses Knollengewächs kam 1586 nach England und von da nach Frankreich, wo noch im Jahre 1616 Kartoffeln als eine große Seltenheit auf die königliche Tafel gebracht wurden. In Deutschland wurden sie erst 1650 im Voigtlande angepflanzt, in Niedersachsen aber erst 100 Jahre später (1740) angebaut.

Die Schiffahrt der Engländer nach Ostindien begann zu Ende des 16. Jahrhunderts; die erste ostindische Handelsgesellschaft ward 1600 gestiftet. Um eben diese Zeit wurden auch Kolonieen in Nordamerika gegründet; Walther Raleigh (Räli) nannte das von ihm in Besitz genommene Land

nach seiner unvermählten Königin Virginia, d. i. Jungfrauenland. Den größten Triumph aber erlebte Elisabeth im Kampfe gegen die unüberwindliche Flotte Philipps II. von Spanien.

4. Die unüberwindliche Armada.

1.

Als Elisabeth den englischen Thron bestiegen hatte, bot ihr Philipp II. seine Hand an, in der Hoffnung, daß es ihm nun gelingen werde, sich zum Herrn von England zu machen. Allein die kluge Fürstin hütete sich wohl, ein Anerbieten anzunehmen, das ebensowohl gegen ihre Neigung, als gegen die Wünsche ihres Volkes war. Eine abschlägige Antwort konnte Philipp, der stolzeste Monarch seiner Zeit, nicht verzeihen, und er haßte die Königin von England um so grimmiger, als diese immer entschiedener die katholische Religion in ihrem Lande unterdrückte. Dazu kam, daß Elisabeth den Aufstand der Niederländer unterstützte, und daß der englische Seeheld Franz Drake den spanischen Seefahrern großen Schaden zufügte. So beschloß der König von Spanien einen Vertilgungskrieg gegen die protestantische Königin, in der Hoffnung, durch die Eroberung Englands zugleich dem Himmel und seiner Herrschbegierde ein Opfer zu bringen. So geheim als möglich ließ er die gewaltigen Rüstungen machen. Es gab keinen Hafen in Spanien und Portugal, in welchem nicht auf Befehl des Königs an der Erbauung neuer Fahrzeuge gearbeitet worden wäre. Galeeren, Fregatten und große Dreimaster wurden mit schweren Geldsummen ausgerüstet oder neu erbaut. Ein großes geübtes Landheer unter dem Oberbefehl des Herzogs Alexander von Parma sollte von der Flotte übergesetzt werden.

So furchtbare Anstalten, wie sie in Spanien und den Niederlanden betrieben wurden, mußten endlich offenbar werden und allen Fürsten und Völkern Europas verdächtig erscheinen. Zwar ließ Philipp das Gerücht ausstreuen, er bezwecke nur, die abgefallenen Niederländer wieder zu gewinnen; aber niemand, am wenigsten die kluge Elisabeth, ließ sich dadurch täuschen. Sie traf mit allem Nachdruck Anstalten zur Verteidigung und schien jetzt eine ganz andere Frau zu sein, als die eitle, rachsüchtige und heuchlerische, die sie in ihrem Verhältnis zu Maria Stuart war. Sie zeigte sich jetzt in voller Thätigkeit, Geistesgegenwart und Entschlossenheit. Den Weltumsegler Franz Drake schickte sie sogleich ab, den Spaniern in ihren Rüstungen Abbruch zu thun. Drake segelte mit seinem Geschwader nach Kadix, in dessen Nähe eine große Menge von Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln aufgehäuft waren. Die spanischen Kriegsschiffe, welche sich daselbst befanden, flüchteten bei seiner Ankunft sogleich unter die Kanonen der Festung, und nun begann der englische Admiral sein Zerstörungswerk. Hundert reich beladene Schiffe wurden in einem Tage und zwei Nächten teils in den Grund gebohrt, teils verbrannt. Damit noch nicht zufrieden, segelte Drake nach dem Vorgebirge Vincent, eroberte dort mehrere feste Schlösser, verheerte die Küste und verbrannte abermals eine Anzahl von Schiffen. Darauf richtete er seinen Lauf

nach den azorischen Inseln, wo er sich eines großen spanischen Lastschiffes bemächtigte, welches mit einer reichen Ladung aus Ostindien zurückkehrte. Andere kühne englische Seeleute, welche auf eigene Hand ihre Raubzüge unternahmen, fügten auch den Spaniern beträchtlichen Schaden zu, so daß hierdurch die Kriegsrüstungen der letzteren nicht wenig verzögert wurden.

Unterdessen war Elisabeth nicht müßig geblieben. Um die Kampflust und das Rachegefühl des Volkes aufzuregen, wurden Druckschriften verbreitet, worin die Abscheulichkeiten, welche die Spanier in Amerika und den Niederlanden begangen, das vielfache Unglück, welches sie in England angestiftet hatten, und die von den Ketzergerichten verhängten Todesstrafen, auch die Marterwerkzeuge beschrieben wurden, mit welchen mehrere spanische Schiffe angefüllt sein sollten. Indem nun die Königin auf solche Weise die protestantischen Unterthanen ihres Reichs gegen die Spanier erbitterte, behandelte sie die Katholiken dagegen mit der größten Mäßigung und Milde. So erfüllte sie alle Bewohner Englands mit Zutrauen und machte sie willig, ihr jede Unterstützung zu geben, die sie verlangte. Man bewilligte ihr große Darlehen und bewaffnete sich überall; 20 000 Mann waren an den Küsten verteilt, die Landung des Feindes zu verhindern; ein anderes Heer hatte sich zur Verteidigung der Hauptstadt bereitet, und die Hauptarmee war 42 000 Mann stark. Nichts desto weniger hegten die erfahrensten Männer große Besorgnisse, da die spanischen Soldaten damals die geübtesten Krieger in Europa waren, überdies unter einem so vollendeten Feldherrn wie Alexander von Parma kämpften. Elisabeth allein war guten Mutes. Sie gab alle ihre Befehle mit vollkommenster Ruhe, ermunterte das Volk, sah nach allem selbst und zeigte, daß sie ganz zum Herrschen geboren sei. Eines Tages erschien sie im Lager. Auf einem edlen Streitrosse, einen Marschallsstab in der Hand, einen Brustharnisch von poliertem Stahl über dem prachtvollen Anzug, einen Pagen hinter sich, der den weißbefiederten Helm trug, ritt sie mit entblößtem Haupte von Glied zu Glied. Ein freudiges Hussarufen der Soldaten empfing sie; dann hielt sie eine begeisterte Anrede an die Armee, und diese war bereit, für die glorreiche Königin zu siegen oder zu sterben.

2.

Philipps Ansicht ging dahin, den zerschmetternden Schlag unmittelbar auf England herabfallen zu lassen. Auf ihrem Wege nach England sollte die große Flotte alle englischen Schiffe, welche Widerstand leisten würden, verjagen, im Verein mit den niederländischen Transportschiffen in die Themse einlaufen, die ganze spanische Armee in der Nähe von London ans Land setzen und so mit *einem* Streich das Schicksal von England entscheiden. Die große Flotte, von den Schmeichlern des Königs die *glückliche*, die *unüberwindliche*, ja die *katholische* genannt, bestand aus 138 Linienschiffen von ungeheurer Größe; dabei befanden sich 60 eben so große Galeeren, welche schwimmenden Schlössern und Festungen nicht unähnlich sahen. Sie waren so dicht gebaut, daß, wie es nachher sich erwies, die meisten Kanonenkugeln nicht durchzudringen vermochten. Das Admiralschiff, welches

den Seeadmiral Herzog von Medina-Sidonia trug, stellte gleichsam eine Stadt mit einem Turme in der Mitte vor; auf demselben befanden sich außer dem Herzoge und seinem Gefolge noch 1200 Soldaten. Die Galeassen, Schiffe, welche die größten Galeeren an Größe übertrafen, hatten 300 Ruderer. Alle Masten und Stangen auf diesen riesenhaften Schiffsgebäuden hatte man mit Seilwerk umflochten und nichts vergessen, um sie unverletzlich zu machen. 15 000 Mann der besten Landtruppen waren an Bord, außer den 6000 Mann Seetruppen und Matrosen; die Bedienung und das Schiffsvolk eingerechnet, befanden sich auf der schwimmenden Stadt über 30 000 Menschen. Es gab wenig vornehme und begüterte Familien, welche nicht Söhne, Väter oder Verwandte auf der Flotte gehabt hätten. Die Zahl der Geistlichen und Mönche belief sich allein auf fast 700 Köpfe, und an ihrer Spitze befand sich der gefürchtete Großinquisitor, welcher das schreckliche Ketzergericht über die protestantischen Einwohner Englands zu halten gedachte.

Das Geschütz belief sich auf 2630 Stück. Mit allerlei Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln war die unüberwindliche Armada so reichlich versehen, daß nur der Besitzer der ungeheuren Reichtümer Amerikas die Kosten davon zu tragen vermocht hatte. So fürchterlich ausgerüstet ging diese Flotte am 29. Mai 1588 von Lissabon aus unter Segel. An Menge und Schwere der Schiffe hatte der Ozean noch nie eine solche Flotte getragen und ein spanischer Geschichtsschreiber erzählte davon, freilich mit spanischer Übertreibung, das Meer habe nicht Raum gehabt, die mächtigen und zahlreichen Schiffe zu fassen.

Der Papst, Sixtus V., hatte den Bannfluch über die Königin von England ausgesprochen, sie ihres Reiches für verlustig erklärt und dem Könige von Spanien die Vollziehung dieses Richterspruches übertragen. So schien auch der Segen der Kirche dem Unternehmen nicht zu fehlen.

Indessen hatte Elisabeth zu ihrem Beistande die niederländischen Staaten gewonnen, die sich unlängst vom spanischen Joche losgemacht hatten. Sie rüsteten für ihre Bundesgenossin eine beträchtliche Flotte aus, die Küsten Hollands und Seelands wurden mit Wachen besetzt und die Tonnen, Pfähle und Seeleuchten, die zur Sicherung der Schiffahrt dienten, weggenommen. Um die Gunst des Himmels zu erlangen, wurden in England und Holland Fast- und Bettage gehalten und die Kirchen von zahlreichen Andächtigen besucht.

Nicht allein die thätigen und klugen Vorkehrungen der Engländer und Holländer erschwerten Philipps Unternehmen, sondern auch in seiner eigenen Flotte lag ein großes Hindernis. Die ungeheuren schwimmenden Maschinen wurden von unwissenden, schlecht geübten Steuerleuten und Matrosen regiert, und noch hatte die Flotte den Hafen von Korunna, wo sie Truppen und allerlei Vorräte einnehmen sollte, nicht erreicht, als sie, von einem heftigen Sturme überfallen, sehr beschädigt auseinander getrieben wurde. Doch nach und nach fanden sich die Schiffe wieder im Hafen von Korunna zusammen.

Am 20. Juli ging endlich die Armada wieder unter Segel und nahm

ihre Richtung gerade nach England zu. Langsam in Form eines Halbmondes, der einen Raum von sieben englischen Meilen einnahm, segelte sie in die unter dem Namen des Ärmelmeeres (la manche) bekannte Meerenge ein. Fast wäre die englische Flotte, welche ganz ruhig in dem Hafen von Plymouth vor Anker lag und den Feind sobald nicht erwartete, überrascht worden, wenn der Admiral nicht noch zur rechten Zeit von der französischen Küste her gewarnt worden wäre. Jetzt kam die Insel Wight (Ueiht) den Spaniern zu Gesicht und dies war der Ort, wo die königlichen Befehle entsiegelt und großer Kriegsrat gehalten werden sollte. Jenen Befehlen zufolge sollte nun der spanische Admiral seinen Lauf gerade nach der Meerenge von Calais nehmen, nach Dünkirchen steuern, sich hier mit dem Herzoge von Parma vereinigen und dann mit vereinter Kraft auf England losgehen. Umsonst stellten viele spanische Heerführer dem Herzog von Sidonia vor, wie viel klüger es sei, sogleich den Angriff auf England zu beginnen; der Admiral wagte es nicht, von dem königlichen Befehle abzugehen, und steuerte daher in dicht geschlossenen Reihen auf die Rhede von Dünkirchen.

3.

Die Engländer, welche von der Rhede von Plymouth aus die Bewegungen des Feindes beobachteten, wunderten sich nicht wenig, als sie die Spanier immer tiefer in den Kanal vorrücken sahen. Der englische Admiral besann sich nicht lange, sondern segelte frisch hinterdrein, um die spanischen Schiffe zu beunruhigen oder zu zerstören. Seine viel kleineren, aber gewandter segelnden Schiffe umzingelten jedes feindliche Kriegsschiff, das sich vereinzelte; mit einer Geschwindigkeit, welche die in der Steuermannskunst weniger erfahrenen Spanier in das höchste Erstaunen setzte, waren sie bald ganz nahe, bald wieder entfernt von der Armada, die gar sehr von den Verfolgungen litt und mit Mühe auf der Höhe von Calais anlangte.

Von hier aus sendete der spanische Admiral dem Herzoge von Parma einen Eilboten zu, mit der dringenden Bitte, ihm seine Truppen zu senden, um die Landung zu bewirken. Allein dieser fand sich selbst in der größten Verlegenheit. Nachdem er mit unglaublicher Anstrengung seine Fahrzeuge in die niederländischen Häfen geschafft hatte, wurde er von der vereinigten Flotte von Holland und Seeland umzingelt und konnte sich nicht rühren. Die große spanische Flotte aber konnte sich weder der englischen, noch der flandrischen Küste nähern, wegen der Untiefen und Sandbänke, die für große Schiffe sehr gefährlich waren. Auch mußten die Spanier beständig auf ihre eigene Verteidigung bedacht sein, denn vom 30. Juli bis 12. August verging kein Tag, an welchem sie nicht von den Engländern beunruhigt wurden. Seitdem sich die Spanier von der Küste von Plymouth entfernt hatten, war eine so anhaltende furchtbare Kanonade, daß die Inseln und Küsten bis nach Frankreich hinein davon erdröhnten. Der hohe Bord der großen spanischen Schiffe machte es, daß ihre Kanonen über die niedrigen englischen Schiffe zumeist hinwegschossen, während jeder Schuß von den Engländern traf.

Um aus der Verlegenheit zu kommen, segelte der spanische Admiral

gegen Dünkirchen und schien entschlossen, die feindlichen Flotten, welche diesen Hafen besetzt hielten, zu verjagen, auch wenn es ein Treffen kosten sollte. Kaum aber befand sich die Armada im Angesicht des Feindes, als eine Windstille die Bewegungen der drei Flotten gänzlich hemmte. Diese Stille dauerte den ganzen Tag und ließ dem englischen Admiral Zeit, über die Ereignisse, die sich vorbereiteten, nachzudenken. Nach kurzem Sinnen fiel er auf ein Mittel, wodurch er den Feind zu verwirren gedachte. Er ließ acht kleine Schiffe, welche nicht in dem besten Zustande waren, mit allerlei feuerfangenden Stoffen füllen und dieselben, sobald der Wind zu wehen begann, durch zwei Fahrzeuge von seiner Flotte mitten unter die Spanier führen. Die kühnen Seeleute, welche diese Fahrzeuge gelenkt hatten, steckten jene Schiffe in Brand und ruderten eiligst wieder davon. Dies geschah in einer finstern Nacht und die Dunkelheit machte den Anblick der brennenden Schiffe noch fürchterlicher. Die Spanier glaubten dieselben mit Pulver angefüllt. Ein allgemeiner Schrecken ergriff sie. Jedes Geschwader, jedes einzelne Schiff dachte nur auf seine eigene Sicherheit und segelte fort, ohne sich um die übrigen zu kümmern. Einige nahmen sich die Zeit, die Anker zu lichten, andere aber hieben die Ankertaue ab und entfernten sich mit vollen Segeln. Viele wurden durch die Dunkelheit der Nacht verhindert, die gehörige Entfernung zu beobachten, stießen aufeinander und beschädigten sich wechselsweise; noch andere, durch diese Stöße erschreckt, zerstreuten sich, gerieten auf Klippen oder mitten unter die Feinde.

Als der Tag nach dieser für die Spanier so verhängnisvollen Nacht anbrach, sah man ihre Schiffe nach allen Seiten zerstreut, mit Wind und Wellen kämpfend. Diesen Augenblick der Verwirrung benutzte der englische Admiral, um gemeinsam mit den Holländern den Feind anzugreifen. Es begann ein Kampf, welcher von 6 Uhr früh bis abends 6 Uhr dauerte. Obschon einzelne Schiffe der Spanier, den alten Kriegsruhm ihrer Nation rechtfertigend, mit der größten Tapferkeit fochten, so blieben doch alle Vorteile entschieden auf Seite der Engländer, denn diese hatten schnellere Segler und kannten das Meer und die Küsten. Die Spanier verloren ein Schiff nach dem andern; der heftige Wind ließ es zu keinem Kampfe in geschlossenen Reihen kommen. Der Herzog von Sidonia gab das Signal zur Flucht; da aber ein starker Südwind wehte, welcher die Fahrt durch die Meerenge von Calais nicht gestattete, so sahen sich die Spanier genötigt, um Schottland und dessen nördliche Inseln herum nach ihrem Vaterlande zurückzusegeln.

Die Engländer folgten den flüchtigen Feinden in geschlossenen Reihen nach, da aber der Sturm immer heftiger wurde, ließ der englische Admiral seine Schiffe in den Häfen Sicherheit suchen, zufrieden mit den errungenen Lorbeeren. Die spanischen Schiffe aber wurden vom Sturme auf der hohen See umhergetrieben; viele stießen aufeinander, weil sie allzunah zusammen segelten, und versanken. Denjenigen, welche an die schottische Küste verschlagen wurden, versagte man die Einnahme von frischem Wasser, weshalb sie sich genötigt sahen, die auf den Schiffen befindlichen Maultiere über Bord zu werfen. Einige wurden ohne Masten an die Küsten von Norwegen ge=

trieben, wo sie scheiterten und Tausende von Menschen ihr Grab in den Wellen fanden; andere wurden in den Kanal zurückgeworfen und fielen in die Gewalt der Engländer und Holländer. So kamen nur armselige Trümmer der unüberwindlichen, glücklichen Armada in die spanischen Häfen zurück. Doch hörte selbst hier das feindliche Geschick, welches von ihrem Auslaufen an gewaltet hatte, nicht auf, sie zu verfolgen. Zwei große Galeeren, welche den Angriffen der Feinde und der Wut der Stürme glücklich entronnen waren, gerieten in dem Hafen, worin sie vor Anker lagen, durch einen Zufall in Brand und wurden von den Flammen verzehrt.

Viele Personen vom vornehmsten Adel und aus den höheren Ständen, welche den Zug mitgemacht hatten, wurden teils auf der See, teils nach der Rückkehr ein Opfer des allgemeinen Elends. An Überfluß und Bequemlichkeit gewöhnt, überstiegen die Beschwerden und das Ungemach, welches sie erdulden mußten, ihre Kräfte. Es gab kaum eine Familie in Spanien, die nicht den Tod eines Bruders, Vaters, Sohnes, Gatten oder Verwandten zu beklagen hatte, und der Trauerkleider gab es am Hofe Philipps II. so viele, daß sich dieser Monarch bewogen fand, ausdrücklich die Verkürzung der Trauerzeit anzuempfehlen, um nur nicht immer an den schweren Verlust erinnert zu werden, den er erlitten hatte.

Als der Herzog von Medina-Sidonia vor dem Könige erschien, fiel er ihm zu Füßen, denn er fürchtete mit Recht für sein Leben; doch wider Erwarten sagte Philipp ganz ruhig: „Stehen Sie auf! Ich habe Sie zum Kampfe gegen Menschen, nicht aber gegen Sturm und Klippen gesandt.“

4.

Die Pulververschwörung.

Das katholische Spanien, dessen König im Interesse des katholischen Glaubens jede freiere Regung geistigen Lebens und bürgerlicher Freiheit mit despotischer Härte unterdrückte, sank fortan von der Höhe seiner Macht unaufhaltsam herab, während das protestantische England zu einer meerbeherrschenden Weltmacht sich entwickelte, durch Handel und Gewerbfleiß immer wohlhabender ward. Zu diesem mächtigen Aufschwung gelangte es durch die weise Politik der Königin Elisabeth, deren lange 45jährige Regierung eine ruhmreiche und gesegnete war; sie hat England in der That groß gemacht.

Die „jungfräuliche“ Königin, wie sie sich gern nennen ließ, starb am 3. April 1603, siebzig Jahre alt. Ihr nächster Erbe (von ihr selbst als Nachfolger bezeichnet) war König Jakob VI. von Schottland, der Sohn der Maria Stuart und des Henry Darnley. Mit ihm gelangten nun die Stuarts auf den englischen Thron; England und Schottland bildeten fortan ein Königreich „Großbritannien“, und der schottische König nahm nun als Jakob I. in London seinen Regierungssitz, von den Engländern ohne Widerrede anerkannt, da er protestantisch war.

Er hatte eine gelehrte Bildung gewonnen, war aber ohne Thatkraft und als Regent seiner großen Vorgängerin in keiner Weise gewachsen. Schwach

und eitel unterdrückte er die protestantische Sekte der Presbyterianer, weil diese eine sehr freimütige Sprache führten; die englische Episkopalkirche, die mit ihrer bischöflichen Verfassung der katholischen Kirche näher stand, sagte ihm mehr zu, weil sie ihm zu der unbeschränkten Königsgewalt, die er anstrebte, besser zu passen schien. Das war aber wieder den englischen Katholiken nicht recht, die von ihm größere Begünstigung erwartet hatten und sich bald in ihren Hoffnungen getäuscht sahen. Da er, anstatt ihnen dienstbar zu werden, sie sogar streng behandelte, verschworen sich eine Anzahl der katholischen Hitzköpfe — die Hauptanstifter waren Catesby, Percy, Wright, Winter und besonders Guy Fawkes (spr. Fahks) — den König und das ganze Parlament in die Luft zu sprengen. Eifrig schürten die Jesuiten. Die Verschwörer mieteten ein Haus, das an das Parlamentsgebäude stieß, durchbrachen die 9 Fuß dicke Grundmauer und gelangten so in den Keller des Parlamentshauses, in den sie 36 Fässer Pulver brachten. Am 5. November 1605 sollte der König in Person das Parlament eröffnen, und da wollte man dann die ganze Versammlung in die Luft sprengen.

Einer der Teilnehmer an diesem verruchten Mordplan wollte doch aber seinen Schwager, den Lord Monteagle (spr. Montigel) vom sicheren Tode retten; er schrieb ihm einen namenlosen Brief, worin auf ein bevorstehendes schreckliches Ereignis hingedeutet und ihm der Rat erteilt ward, der nächsten Parlamentssitzung nicht beizuwohnen. Der Lord trug diesen Brief zu den Ministern des Königs, die sich darob den Kopf zerbrachen, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Nun legten sie ihn dem Könige vor, der diesmal sogleich das Richtige traf: man könne möglicherweise das Parlamentsgebäude unterminiert haben. Alsbald ward eine Untersuchung vorgenommen, und da fanden sich denn im Keller die Pulverfässer, mit großen Steinen, Holz und Reisig verdeckt. Die Verschwörer ergriffen die Flucht; mehrere aber und namentlich das Haupt derselben, Guy Fawkes, wurden eingefangen, gehenkt und gevierteilt. Auch der Jesuit Garnet befand sich unter den Hingerichteten, wurde jedoch später wegen seines „heiligen Eifers“ vom Papst heilig gesprochen.

Der Schlag, der den Protestantismus treffen und womöglich vernichten sollte, war vereitelt; der Protestantismus aber befestigte sich in England wie in Schottland.

B.

III. Das Blutbad zu Stockholm. Gustav Wasa.

1.

Die Königin Margareta von Dänemark hatte im Jahre 1397 durch einen Vertrag, der in der Geschichte den Namen der kalmarischen Union führt, die drei nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen unter einem einzigen Oberhaupte vereinigt, doch so, daß jedes dieser Reiche seine eigenen Rechte und Freiheiten behielt. Allein auf Margaretens Nachfolgern ruhte nicht der Geist dieser großen Fürstin, vielmehr entzündeten sie durch ihre Tyrannei gegen die Schweden eine Reihe der blutigsten Kriege und einen unaussprechlichen Haß zwischen beiden Völkern. Besonders aber war es zu Anfange des 16. Jahrhunderts Christian II., der mit vollem Rechte seiner Grausamkeit wegen der Nero des Nordens genannt ward, unter welchem die Bedrückungen des Schwedenvolkes den höchsten Grad erreichten, zugleich aber auch die Erbitterung desselben. Diese gebar endlich den Entschluß, sich mit Gewalt der Tyrannei zu entledigen, und indem die Schweden Sten Sture, den Edelsten aus ihrer Mitte, zum Vorsteher ihres Reiches wählten, begannen sie den Kampf gegen das damals übermächtige Dänemark. So glücklich aber auch dieser Kampf begann, so unselig endete er, und mit dem Falle des hochherzigen Sten Sture ging die Hoffnung der Schweden zu Grabe, jetzt ihre Unabhängigkeit zu erringen. Christian ward nun von ihnen als rechtmäßiger König anerkannt, doch mußte er vorher ausdrücklich und eidlich geloben, in keinem Stücke die Freiheiten und Rechte der Schweden, die ihnen von der großen Margareta durch die kalmarische Union verbürgt worden waren, zu kränken.

Im Spätherbste des Jahres 1520 verließ nun Christian seine Residenz Kopenhagen, um sich in Stockholm die schwedische Königskrone aufsetzen zu lassen. Seine Gemahlin und der größte Teil des Hofstaates begleiteten ihn; unter dem letztern befanden sich zwei der gefährlichsten Ratgeber des Königs, die sein ganzes Vertrauen besaßen. Diese waren Dietrich Slaghäk, damals Christians Beichtvater, nachheriger Erzbischof von Lund, der von dem geringen Stande eines Barbiergesellen bis zur höchsten geistlichen Würde in Dänemark emporstieg, und Baldenake, der Bischof von Odense, zwei Män-

ner, die den meisten Anteil an den Grausamkeiten hatten, welche die Regierung Christians II. schändeten.

Die Einwohner von Stockholm ahnten keineswegs das Unglück, welches ihnen bevorstand; sie dachten nur vielmehr darauf, wie sie ihren neuen Herrscher, der in der That einige recht liebenswürdige persönliche Eigenschaften besaß, würdig empfangen und sein Krönungsfest recht feierlich begehen möchten. Das erste, was der König nach seiner Ankunft in Stockholm unternahm, war, daß er die vornehmsten schwedischen Reichsräte versammelte, um sie eine Urkunde, eine sogenannte Wahlakte, unterschreiben zu lassen, wodurch sie bekannten, daß Christian II. durch die einstimmige Wahl des Volkes auf den schwedischen Königsthron berufen worden sei. Zwei Tage darauf versammelte man die Bürger der Hauptstadt; allein der König, der ihnen nicht traute, trug zugleich Sorge dafür, den Versammlungsort in einiger Entfernung mit seinen Soldaten zu umringen. Darauf trat auf der eigens dazu eingerichteten Bühne der dänische Bischof Baldenake auf, suchte in einer langen Rede zu beweisen, daß Christian II., König von Dänemark, auch zugleich Erbkönig des schwedischen Reiches sei, und fragte endlich das versammelte Volk, ob es geneigt sei, ihn als seinen Regenten anzuerkennen? Niemand wagte, da die Nähe der dänischen Truppen allen Mut und Widerstand erstickte, ein Wort dagegen zu sagen; alle leisteten den Eid der Treue und die Feierlichkeit endete damit, daß der dänische Bischof Christian II. zum König von Schweden ausrief.

2.

Der Krönungstag war indessen herbeigekommen, und selbst die Feierlichkeiten desselben entweihte Christian durch die Verachtung, die er nun unverhohlen gegen seine neuen Unterthanen an den Tag zu legen strebte. Bei dem Krönungszuge selbst wurden die Zeichen der Herrschaft über Schweden, die Krone, das Scepter, der Reichsapfel und das Schwert nicht von Eingeborenen des Landes, sondern von Fremdlingen, den feindlich gesinnten Dänen, getragen, und eine große Anzahl Ausländer, mit Ausschließung aller Schweden, zu Rittern geschlagen. Die Absicht Christians ging unverhohlen dahin, das neue Königreich, das er mehr durch die Künste und Ränke seiner Staatsmänner, als durch die Gewalt der Waffen für sich gewonnen hatte, als ein gehaßter und gefürchteter Tyrann zu beherrschen. Der nächste Schritt zu diesem schändlichen Ziel war die Ausrottung der vornehmsten schwedischen Familien, deren Ansehen und Einfluß seinen Absichten leicht hätte in den Weg treten können. Der Untergang der Edelsten des schwedischen Reichs war also im Blutrate des nordischen Nero beschlossen, und man beratschlagte nur noch über die Art und Weise, wie man denselben herbeiführen und zugleich durch einen schicklichen Vorwand vor den Augen der Welt rechtfertigen möchte. Nach langem Überlegen machte nun Slaghäk, der uns bereits bekannte Beichtvater des Königs, einen Vorschlag, welcher sofort allgemeinen Beifall erhielt. Dieser hinterlistige, verschlagene Mann gab nämlich den Rat, die Religion zum Deckmantel des königlichen Blutdurstes zu benutzen. Der

König, so meinte er, habe ja nicht bloß für sich, sondern auch für den Papst gegen die ketzerischen Schweden gestritten; als König könne er sein Wort halten und seinen Gegnern verzeihen; als Vollzieher des päpstlichen Bannes aber sei es seine Pflicht, sie zur Verantwortung und Strafe zu ziehen. Einer derjenigen, welche diesem schändlichen Vorschlage den meisten Beifall gaben, war der dänische Bischof Trolle, einer der grimmigsten Feinde der Schweden. Er hatte nämlich früher danach gestrebt, Reichsvorsteher in Schweden zu werden, allein die Schweden lehnten nicht nur seine Wahl aufs entschiedenste ab, sondern er wurde auch von ihnen, als er zum Erzbischof ernannt worden war, dieser Würde wieder entsetzt. Seitdem hatte er den Schweden blutige Rache geschworen, und jetzt erbot er sich sogar, in dem Blutrate die Stelle eines Anklägers zu übernehmen.

Noch waren die Gastmahle, die zur Verherrlichung der Krönungsfeierlichkeiten dienen sollten, nicht geendigt, als das Gericht eingesetzt ward, dessen blutige Entscheidungen Schweden seiner edelsten Männer berauben sollten. Vor demselben, welches, allen Gesetzen des Reichs zuwider, aus lauter Dänen bestand, erschien nun der elende Trolle mit seiner nichtswürdigen Anklage in allem Glanze seiner bischöflichen Würde, von den vornehmsten Priestern, seinen Verwandten, Freunden und Günstlingen begleitet. Der König selbst war am Gerichtstage bei der Sitzung gegenwärtig, um sich an dem traurigen Zustande seiner vormaligen Feinde zu ergötzen. Mit der diesem Tyrannen eigentümlichen Heuchelei lehnte er das Richteramt von sich ab und übergab die Entscheidung den beiden dänischen Prälaten, welche, wie er sagte, durch die päpstliche Bulle völlig dazu ermächtigt wären. Trolle sprach nun seine Anklage aus gegen die Gemahlin des edlen Reichsvorstehers Sten Sture, gegen den Reichsrat und gegen den ganzen Rat von Stockholm, und seine Beschuldigung lautete dahin, daß man ihn seiner Würde entsetzt und das Schloß Stäke, das Erbteil der Kirche, hätte schleifen lassen. Die Witwe Sten Stures, die edle Christina, ward zuerst aufgefordert, um für das Betragen ihres verstorbenen Gemahls Rede zu stehen, ein Verlangen, welches deutlich zeigt, mit welch nichtigen Vorwänden der königliche Tyrann und seine Helfershelfer ihre Blutgier zu beschönigen suchten. Die unglückliche Christina hatte bei der unerwarteten Wendung der Dinge ganz ihren Mut verloren, den sie bei der heldenmütigen Verteidigung Stockholms gegen die Dänen früher so glänzend an den Tag gelegt hatte. Sie erinnerte den König an seinen Vertrag, an seinen geleisteten Eid und ließ sich endlich sogar herab, dem Tyrannen ihre verlassene Lage zu schildern und ihn um sein Mitleid zu bitten. Allein dies alles vermochte weder das Ehrgefühl, noch die Menschlichkeit in Christians Brust rege zu machen, und kalt erteilte er die Antwort, wie er nichts zu entscheiden vermöge, sondern das Urteil seinen Bischöfen überlassen müsse. Dieses Urteil, gesprochen von blutgieriger Herrschsucht, von der Ungerechtigkeit, der Eidbrüchigkeit selbst, lautete also: „Alle Reichsstände, die durch ihr Verfahren gegen den Erzbischof Trolle den Bannfluch auf sich geladen, müßten als Ketzer sterben.“ Kaum war dieser entsetzliche Spruch erschollen, als die königliche Leibwache in den Gerichtssaal

stürzte und sich der Unglücklichen bemächtigte, welche er als Opfer bezeichnet hatte. Man hielt sie als Gefangene auf dem Schlosse zurück, um sie von hier auf geradem Wege zum Richtplatze zu schleppen. Die Anstalten zur Hinrichtung wurden mit einer beispiellosen Eile betrieben, damit außer den Bewohnern der Hauptstadt das übrige schwedische Volk nicht früh genug erfahren sollte, welches entsetzliche Schicksal seinen Edelsten bevorstehe, um gewaltsame Versuche zu ihrer Befreiung machen zu können. Auf allen öffentlichen Plätzen der Stadt wurden Galgen errichtet, und so sehr eilte der königliche Henker mit seinen Helfershelfern in der Vollstreckung des Bluturteils, daß den Verurteilten sogar der letzte Genuß des heiligen Abendmahls versagt wurde.

3.

Der 8. November des Jahres 1520 war der verhängnisvolle Tag, der für immer der blutigste und entsetzlichste in den Jahrbüchern der schwedischen Geschichte bleiben sollte. Kaum begann er zu grauen, als dänische Herolde unter Trompetenschall bekannt machten, daß niemand bei Todesstrafe die Stadt verlassen sollte. Alle Thore und Straßen waren mit dänischen Truppen besetzt, und auf den öffentlichen Plätzen drohte das Geschütz mit seinen ehernen Schlünden. Den Bürgern wurde unter Androhung der Todesstrafe angekündigt, daß sie ihre Thüren verschließen und die Häuser nicht verlassen sollten, ein Befehl, welcher der Gefahr ungeachtet doch keineswegs erfüllt wurde; denn das Volk füllte die Straßen und harrte in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Es umringte in dichten Haufen das Schloß, in welchem die Opfer der Tyrannei gefangen gehalten wurden, und wer beschreibt das allgemeine Entsetzen, als die Pforten desselben sich öffneten und die edelsten Männer des Landes Paar für Paar heraustraten, umringt von Henkern und Häschern, alle in den Prunkkleidungen, wie sie sich zwei Tage zuvor aufs Schloß begeben hatten. Umsonst machten einige entschlossene Bürger einen Versuch zu ihrer Befreiung, er scheiterte an der Wachsamkeit und dem entschlossenen Widerstande der dänischen Truppen, die alle Straßen mit ihren undurchdringlichen Reihen erfüllten.

Und weiter bewegte sich der schaudervolle Zug zum Richtplatz. Es waren 94 Personen, die durch Geburt, Erziehung, Ehrenstellen, Einsicht und Tugenden ausgezeichnetsten Männer eines ganzen Königreichs; die größten Reichsbeamten, die Reichsräte, zwei Bischöfe, die Vornehmsten der Ritterschaft, die Bürgermeister und der ganze Rat von Stockholm. Die Bischöfe trugen ihren vollen Ornat, die Reichsräte und Magistratspersonen ihre Amtskleidung nebst den übrigen Zeichen ihrer Würde. Mit der Ruhe und Würde der Unschuld gingen die Verurteilten ihren entsetzlichen Weg, aber in dem versammelten Volke erscholl gellender Jammer, lautes Wehklagen, das selbst die Wut der dänischen Soldaten, welche die Trauernden ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes niedermetzelten, nicht zu stillen vermochte. Mathias Lilie, der Bischof von Stregnäs, sollte zum Danke dafür, daß er sich zuerst den dänischen Truppen unterworfen hatte, auch jetzt die Reihen der

Schlachtopfer eröffnen. Umsonst suchten mehrere der Verurteilten Reden an das Volk zu halten, die Schweden zur Rache für das vergossene Blut aufzurufen, die dänischen Soldaten machten den erhaltenen Befehlen zufolge ein solches Geräusch mit ihren Waffen, daß man nur wenig von diesen Reden verstehen konnte. Unter den weltlichen Räten, deren Häupter nun unter dem Beile des Henkers fielen, befand sich auch Erich Johanson, der Vater Gustav Wasas. Nach den Reichsräten und Rittern wurden die Bürgermeister und Ratsherren, 16 an der Zahl, enthauptet. Das Blut rann in Strömen von dem schrecklichen Gerüste herab auf den Markt und in die anstoßenden Gassen. Und fort und fort tönte das Jammergeschrei des unglücklichen Volkes, und abermals mordeten die dänischen Soldaten, zur Vergeltung für das Mitleid. Andere Henker beschäftigten sich indes damit, an den ringsumher errichteten Galgen eine Menge Bürger, Anhänger der Verurteilten und andere nicht dänisch gesinnte Einwohner der Hauptstadt ohne weitere Umstände aufzuknüpfen. Der Ritter Mäns Jönson, der die Festung Kalmar mit größtem Heldenmute verteidigt hatte, ward gekreuzigt und sein toter Körper von Pferden in Stücke zerrissen. Noch vom Kreuze herab munterte er das Volk zur Rache auf und verstummte erst, als ihm die Henker das Herz aus dem Leibe rissen.

Sich an dem scheußlichen Anblicke zu weiden, ging der Tyrann auf dem Markt umher und achtete es nicht, daß ringsum das Blut seine Füße umspielte und seine Kleidung befleckte, ein würdiger Schmuck für den Nero des Nordens. Bei Todesstrafe verbot er, einen der Gemordeten zu begraben oder wegzunehmen, selbst der schon halbverweste Leichnam des Reichsvorstehers Sture ward auf seinen Befehl wieder ausgegraben und zu den übrigen verstümmelten Körpern geworfen. So lagen die Leichen zwei Tage und Nächte auf dem Marktplatz, den Hunden und Vögeln zum Raube, und erst am dritten Tage, als der Schaudergeruch der Verwesung die Stadt zu verpesten begann, erschien der königliche Befehl, sie vor der Stadt auf einem mit Teer und Pech angefüllten Scheiterhaufen zu verbrennen.

Noch war es mehreren angesehenen Schweden gelungen, sich vor der blutigen Verfolgung verborgen zu halten. Um auch dieser habhaft zu werden, ließ Christian alle Häuser der Hauptstadt von seinen kriegerischen Henkern durchsuchen. Ganz dem Geiste ihres Herrn getreu, verübten die Verwilderten dabei die größten Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten, raubten und plünderten, und unter ihrem Mordstahle verhauchte mancher unglückliche Hausvater in den Armen seiner Gattin und Kinder sein Leben. Dennoch war es mehreren Gegnern des Tyrannen gelungen, dem entsetzlichen Schicksale durch die Flucht zu entgehen. Um sie zur Rückkehr zu bewegen, ließ Christian II. öffentlich bekannt machen, daß nun alles vergessen und vergeben sein, das Morden ein Ende haben sollte. Und in der That waren manche unbesonnen genug, einem Fürsten zu trauen, der hinlänglich bewiesen hatte, wie wenig ihm die heiligsten Versicherungen, die teuersten Eidschwüre galten. Kaum zeigten sich nämlich die Unglücklichen, so wurden sie festgenommen und ohne weitere Umstände niedergehauen. Diejenigen, welche

man auf den Landstraßen antraf, wurden von den Pferden gerissen und an den nächsten Galgen aufgeknüpft. Die edle Christina mußte mit Ketten belastet nach Dänemark in ein ewiges Gefängnis wandern, der ausgegrabene Leichnam ihres Gemahls ward zerstückelt, die Glieder im Lande umhergeschickt und der Rest verbrannt. Noch immer aber war der Blutdurst des Tyrannen nicht gestillt. Er reiste nun selbst im Lande umher, nicht um die Huldigungen seiner Unterthanen zu empfangen, sondern sich ihnen als ein Schreckensbild zu zeigen. In allen Städten, wohin er kam, wurden Galgen errichtet, und diejenigen daran aufgeknüpft, die nicht blindlings seinem Willen sich unterwarfen oder durch Freimütigkeit in Wort und That sein Mißfallen auf sich geladen hatten. Mit dem tödlichsten Hasse aber verfolgte er die Familie Ribbing, eines der edelsten schwedischen Grafengeschlechter, und suchte alle männlichen Zweige dieses Namens auf, um ihn ganz von der Erde zu vertilgen. In Jönköping fand er zwei Knaben dieser Familie, und sein Blutbefehl sprach ihren martervollen Tod aus. Die unschuldigen Kinder wurden durch Stricke bei den Haaren in die Höhe gezogen und ihnen dann das Haupt abgeschlagen. Selbst den mordgewohnten Henker rührte die Unschuld dieser Knaben bei der Marter so tief, daß er sein Schwert wegwarf und seines Amtes sich weigerte. Allein schnell ersetzte ein größerer Unmensch seine Stelle, und mit den Häuptern der unschuldigen Kinder fiel auch zugleich, auf Christians ausdrücklichen Befehl, der Kopf des mitleidigen Henkers.

Nimmer wollte es dem Tyrannen heimisch in dem Schwedenlande werden, darum kehrte er bald darauf, belastet mit dem Fluche des Volkes, nach Kopenhagen zurück, nicht ohne Statthalter zurückzulassen, die in seinem Geiste das unglückliche Land zu mißhandeln angewiesen und fähig waren.

4.

Indes lebte Gustav Wasa zu Rafnäs ganz in der Verborgenheit, um den Nachstellungen der Mörder zu entgehen.

Dieser Held, ein Abkömmling der alten Könige von Schweden, ward im Jahre 1490 geboren. Sein Vater und der hochgefeierte Sture gaben ihm die beste Erziehung, und auf der Universität Upsala erwarb er sich für die damalige Zeit sehr ausgebreitete Kenntnisse, und besonders jene große Beredsamkeit, die ihn bei seinen nachherigen Unternehmungen mit so glänzendem Erfolge unterstützte. Als der Krieg gegen Dänemark ausbrach, trat Gustav Wasa in die Reihen der Krieger und gab da glänzende Proben seiner Vaterlandsliebe, wie seines Mutes. Als Christian II. bei einer friedlichen Zusammenkunft mit dem schwedischen Reichsvorsteher Geiseln zu seiner Sicherheit verlangte, befand sich auch Gustav Wasa unter diesen, und treulos, wie er stets gewesen, teuflisch erfreut über den glücklichen Fang, ließ der eidbrüchige König den Jüngling in engen Gewahrsam auf das dänische Schloß Kalloe bringen. Diesem gelang es jedoch, die Wachsamkeit seiner Hüter zu täuschen und in Bauernkleidern aus dem Schlosse zu entfliehen. Zwei Tage lang setzte er die beschwerliche Reise auf unbekannten und ungebahnten Wegen fort und erblickte endlich die Türme von Flensburg. Hier gewahrte er auf

der Landstraße mehrere deutsche Kaufleute, welche mit den in Dänemark erhandelten Ochsen nach ihrem Vaterlande zurückkehrten. Nur auf vieles Bitten gewährten es diese dem Nachkommen eines königlichen Geschlechts, daß er sich ihrem Zuge als Viehtreiber anschließen durfte, und in dieser Verkleidung kam er endlich glücklich im September 1519 in Lübeck an. Diese Stadt, schon damals dem mächtigen Bunde der Hansa angehörig, war immer ein Gegenstand der Feindschaft und des Neides ihrer dänischen Nachbarn gewesen, und darum hoffte Gustav Wasa hier Schutz vor den Verfolgungen seines Todfeindes zu finden. Er erschien alsbald in der Versammlung des Rates, seine Bitte um Schutz vorzutragen; gleichzeitig war aber auch sein Vetter Banner, der sich für Gustav verbürgt hatte, nach Lübeck gekommen, dessen Auslieferung zu verlangen, und wurde dabei nicht wenig durch ein Schreiben des Königs von Dänemark unterstützt. Unentschlossen schwankten die Räte der Stadt hin und her, allmählich aber begann die Furcht vor der Rache des mächtigen Nachbarkönigs die Oberhand zu gewinnen, und schon beschloß die Mehrzahl, den flüchtigen Jüngling an seinen Verderber auszuliefern, als der Bürgermeister Bröm, ein Mann von seltener Klugheit und Umsicht, entschlossen auftrat und bewies, wie schimpflich es für eine deutsche Stadt sei, einem so edlen, so ungerecht verfolgten Flüchtlinge den begehrten Schutz zu versagen; wie es dem Senate vielmehr daran gelegen sein müsse, Gustav Wasa nicht nur sicher in sein Vaterland zu geleiten, sondern auch mit Geld und Kriegern zu unterstützen. Um nicht geradezu gegen Dänemark sich feindlich zu erklären, beförderte man nun im geheimen Gustavs Abreise; der Jüngling bestieg ein Kauffahrteischiff und langte im Mai 1520 glücklich in seinem Vaterlande an. Noch war Kalmar, die zweite Stadt des Reiches, in den Händen der Schweden. Dorthin nahm Gustav seinen Weg, gab sich den Kriegern zu erkennen und ermunterte sie zur standhaften Gegenwehr. Allein seine hochherzige Rede verhallte nutzlos vor den Ohren eines Befehlshabers, welcher nur darauf bedacht war, unter den vorteilhaftesten Bedingungen für seine Person die Stadt den Dänen zu überliefern, vor den Ohren der deutschen Mietsoldaten, aus denen zum größten Teil die Besatzung bestand, welche in Gustav nur einen hilflosen Flüchtling und Abenteurer erblickten. Und als der Jüngling dennoch in seinen Vorstellungen fortfuhr, umringten ihn die Krieger mit feindseligen Mienen und drohten, ihn umzubringen oder an die Dänen auszuliefern, wenn er nicht sogleich die Stadt und deren Umgegend verlassen würde. Abermals sah sich also Gustav zur Flucht genötigt, und er hatte von Glück zu sagen, daß er, den ihm überall nachspürenden Feinden entronnen, endlich die Stadt Rafnäs in Südermanland erreichte.

5.

Hier gelangte nun zu seinen Ohren die Nachricht von den Greuelscenen in der Hauptstadt, durch welche er seiner Eltern, aller seiner Verwandten und Freunde auf eine so entsetzliche Art beraubt worden war. Zugleich ward ihm kund, daß seine Verfolger von seinem Aufenthalte in Schweden unter-

richtet wären; überall suchte man fortwährend mit verdoppeltem Eifer nach ihm, auf seinen Kopf war eine große Summe gesetzt und denjenigen der gewisse Tod angedroht worden, welche den Flüchtling verbergen würden.

Wiederum mußte der Arme seinen Zufluchtsort verlassen und sein Leben dem flüchtigen Umherirren anvertrauen. Sein Entschluß war, im Norden des Landes die Thäler aufzusuchen, welche die Dalekarlier, zu deutsch: die Thalmänner, ein biederer, tapferer Volksstamm, bewohnten. Hier, in der Mitte dieser braven Männer, die seit den ältesten Zeiten durch tapfere Thaten ihren Mut und ihre Vaterlandsliebe bewährt hatten, glaubte der Flüchtling nicht nur Schutz, sondern auch gewaffnete Unterstützung gegen die Bedrückungen zu finden. Aber der Weg in jene Thäler war weit, noch manches Ungemach, noch manche Gefahr mußte er überstehen, ehe er dahin gelangte. Von einem einzigen Diener begleitet, trat er die schicksalsvolle Reise an, und schon beim Beginn derselben verließ ihn eben dieser Diener auf die treuloseste Weise, indem er mit dem ganzen ihm von seinem Herrn anvertrauten Gepäcke davon ging. Wütend darüber setzte Gustav, der dadurch alles seines Geldes, aller seiner bisher geretteten Kostbarkeiten und Habseligkeiten beraubt war, eine Strecke nach, allein bald ermattete sein Pferd, und er sah sich genötigt, nur auf seine Rettung bedacht zu sein. Zu diesem Zwecke ließ er sein Pferd mit dem darauf befindlichen Gepäcke in Stich, um seine Verfolger glauben zu machen, daß er ermordet worden sei. Dann warf er alle seine Kleider, die seinen wahren Stand hätten verraten können, von sich, legte einen groben Kittel an, schnitt seine Haare kurz ab, setzte einen runden Filz auf den Kopf und ging nun als Tagelöhner umher, um vor den Thüren der Landleute um Arbeit und Unterhalt zu bitten. Mehrere Tage lang irrte er so ohne Geld, ohne Gefährten, von allen Menschen verlassen, fast ohne Hoffnung in unwirtbaren Wäldern und Gebirgen umher und kam endlich nach Fahlun, wo er als Handlanger in den Kupferbergwerken seinen armseligen Unterhalt erwarb. Allein des unterirdischen Aufenthaltes ungewohnt, begann seine Gesundheit zu wanken, und bald sah er sich genötigt, wieder auf die Oberfläche der Erde zurückzukehren, um dort durch die Arbeit seiner Hände das kümmerliche Leben zu fristen. Endlich gelang es ihm, auf einem Edelhofe als Drescher Arbeit zu erhalten; so sehr er jedoch bemüht war, seinen Mitarbeitern seinen Stand zu verbergen, so fanden sie doch vieles in seinem Wesen, was damit nicht übereinstimmte, und sie versäumten nicht, ihrem Herrn Nachricht davon zu bringen. Dieser ließ ihn kommen und erkannte ihn leicht, da er zu gleicher Zeit mit ihm in Upsala gewesen; allein nimmer war er zu bewegen, sich des bedrängten Vaterlandes anzunehmen, nicht einmal getraute sich der Feige, seinem Gastfreunde längeren Schutz zu gewähren, und so sah sich Gustav abermals genötigt, weiter in das Gebirge zu flüchten.

Unter mannigfachen Gefahren und Beschwerden, mit welchen die Strenge der Jahreszeit in diesen unwirtbaren Gegenden sein Leben bedrohte, erreichte Gustav einen andern Edelhof, dessen Besitzer, Arend Peterson, ihn als einen ehemaligen Waffengefährten sofort erkannte und mit offenen Armen empfing. Allein Peterson war ein Bösewicht, der unter der Larve der Freundschaft

die Tücke des Verräters barg und alsbald in seinem habsüchtigen Gemüte beschloß, den Flüchtling auszuliefern, um die darauf gesetzte Belohnung zu gewinnen. Unter dem Vorwande, die Nachbarn dem Unternehmen Gustavs geneigt zu machen, reiste er ab; allein sein Weg ging zum nächsten dänischen Befehlshaber, dem er alles meldete. Sofort wurden 20 dänische Soldaten abgesendet, sich des Flüchtlings zu bemächtigen, und der letzte Sprößling des alten schwedischen Königsstammes wäre ohne Rettung verloren gewesen, hätte nicht Petersons Gattin, den Verrat des Elenden zu sühnen, Gustav zur schnellen Flucht getrieben, ihn selbst dazu mit Pferd und Schlitten versehen. Als die Häscher auf dem Edelhofe anlangten, war der Flüchtling schon einige Meilen fern, neuem Umherirren preisgegeben. Im Dorfe Scerdson traf er einen ihm ebenfalls von der Universität her bekannten Pfarrer, der, um die immer heftiger werdenden Nachstellungen zu täuschen, ihn eine Woche lang in seiner Kirche einschloß und ihn dann zu einem Bauer brachte, welcher durch seine Klugheit und Entschlossenheit der endliche Retter und Befreier Gustavs aus den Gefahren seiner Flucht wurde.

6.

Dieser Landmann, Namens Siren Nilson, besaß ein kleines Gut im Dorfe Isala und erbot sich mit Freuden, alles daran zu wagen, Gustav Wasa den Nachstellungen seiner Verfolger zu entziehen. Um sie zu täuschen, nahm er ihn als seinen Knecht an, und Gustav war ganz in der Tracht der gemeinen Landleute gekleidet. Eben befand sich der letztere in der Stube des braven Nilson, als plötzlich an die Hofthüre geschlagen wurde, mehrere dänische Reiter Einlaß begehrten und endlich, um sich nach dem Flüchtlinge zu erkundigen, auch in die Stube traten. Um die Aufmerksamkeit derselben von dem vermeintlichen Knechte abzulenken, auch um ihn mit einer guten Art aus den argwöhnischen Augen der Späher zu entfernen, schalt Nilsons Weib wacker auf Gustav, nannte ihn einen Müßiggänger, gab ihm mit dem Spaten einen derben Schlag auf den Rücken und trieb ihn endlich so zur Thüre hinaus. Glücklich durch dieses eben so listige als entschlossene Benehmen der wackeren Bäuerin getäuscht, entfernten sich die Reiter. Allein man sah nun ein, wie sehr ein längerer Aufenthalt in Isala Gustavs Sicherheit gefährden würde, und darum beschloß Nilson, seinen Schützling nach dem Dorfe Stättwick zu bringen, wo er durch die Gastfreiheit und den Mut der Dalekarlier vor allen weitern Verfolgungen hinlänglich geschützt war. Die Gefahr der Reise dahin war nicht die kleinste unter denen, die Gustav Wasa bisher so glücklich bestanden hatte. Die Dänen hatten nämlich alle Pässe und Brücken mit Reitern besetzt, und einzelne Scharen derselben zogen auf den Straßen hin und wieder, jeden Verdächtigen anzuhalten und zu untersuchen. Man mußte daher suchen, den Flüchtigen auf irgend eine Weise diesen Aufpassern unsichtbar zu machen, und Nilson wußte dies zu bewerkstelligen, indem er seinen Schützling in einem mit Stroh angefüllten Wagen verbarg. Auch dieser Wagen wurde angehalten, als Nilson, der die Pferde selbst leitete, eine der Brücken erreicht hatte. Die dänischen Krieger, die nicht

mit Unrecht etwas Geheimnisvolles, Verdächtiges in den sonderbar aufgehäuften Strohbündeln vermuteten, stachen mit ihren Lanzen hinein, und einer dieser Stöße traf tief verwundend den Schenkel des Versteckten. Allein selbst der heftige Schmerz war nicht vermögend, ihm auch nur einen einzigen Wehlaut auszupressen; der Wagen kam den Verfolgern aus dem Gesichte, und Nilson eilte den Rücken des Gebirges zu erreichen. Allein fast hätte noch das Blut, das aus der Wunde Gustavs durch den Wagen auf den Schnee träufelte, ihn verraten; schon setzten die feindlichen Reiter, der Blutspur folgend, dem Wagen nach, und nur die Geistesgegenwart des braven Landmannes vollbrachte das Werk der Rettung, indem Nilson schnell eines seiner Pferde in den Fuß schnitt und so die Dänen glauben zu machen wußte, die blutige Spur sei von der Verwundung des Tieres bewirkt worden.

7.

So gelang es Gustav Wasa, das Dorf Stättwick zu erreichen. Hier ließ er sich seine Wunde verbinden, die zum Glück nicht gefährlich war, und eilte dann nach der Kirche, wo eben alle Einwohner versammelt waren. Ohne sich hier als den Nachkommen des alten schwedischen Königsgeschlechtes zu erkennen zu geben, stellte er den braven Landleuten die Grausamkeiten des Tyrannen dar; er zeigte ihnen, wie auch sie das Los, das in der Hauptstadt die Edelsten des Landes dem Tode geweiht hatte, ereilen werde, und ermunterte sie, mit den Waffen in der Hand das Joch der Unterdrücker abzuwerfen. Und wirklich hatte sich auch der Held in seinem Vertrauen zu diesen biedern Thalbewohnern keineswegs getäuscht. Beifallsruf erscholl von allen Seiten, und zu Mora, dem größten und volkreichsten Thale Dalekarliens, fand Gustav Wasa noch thätigere Unterstützung. Bald sah er sich an der Spitze von 3000 mutigen Männern, mit welchen er die Dänen angriff und ihnen manchen empfindlichen Verlust zufügte. Aus allen Gegenden strömten Krieger herbei, die Schmach des Vaterlandes an seinen Unterdrückern zu rächen, täglich mehrte sich das kleine Heer und erfocht, an Anzahl endlich dem dänischen gleich, unter seinem heldenmütigen Führer so entscheidende Siege, daß Christian II. für immer die Hoffnung aufgeben mußte, die Schweden unter sein Joch zu beugen. Vielmehr bestieg Gustav Wasa, der Retter seines Vaterlandes, mit dem Gesamtwillen der ganzen Nation den schwedischen Königsthron, führte bald darauf in seinem ganzen Reiche den gereinigten Lehrbegriff Luthers ein und ward der Ahnherr einer Reihe von hochbegabten und glücklichen Herrschern, die Schweden unter den europäischen Staaten zu einer noch nie gekannten Höhe der Macht und des Ansehens emporhoben.

IV. Die Bartholomäusnacht. Heinrich IV.

1. Die Hugenotten.

Zu der Zeit, als der Despotismus Philipps II. Spanien in Verfall brachte, ward Frankreich durch Religionskriege erschüttert. Auch in diesem Lande hatte die Reformation Wurzel gefaßt, und besonders durch Calvin war die reformierte Lehre verbreitet worden. Anfangs versammelten sich die Protestanten aus Furcht vor den Katholiken bei Nacht; besonders geschah solches in der Gegend von Tours. Da nun das Volk sich ein Märchen erzählte, der König Hugo spuke des Nachts in dortiger Gegend, so nannte man die Anhänger des neuen Glaubens spottweise Huguenots, Nachtgespenster.

Die Hugenotten wurden indes immer zahlreicher; selbst zwei königliche Prinzen aus dem Hause Bourbon, König Anton von Navarra (einem an der spanischen Grenze gelegenen Ländchen) und sein Bruder Herzog Ludwig von Condé bekannten sich öffentlich zur reformierten Kirche. Dagegen verfolgte eine andere herzogliche Familie, die Guisen, aus dem Hause Lothringen, die Hugenotten aus allen Kräften, und zum Unglück bemächtigte sich zu gleicher Zeit ein Weib der Regierung, welches, anstatt die Parteien zu versöhnen, nur Zwietracht am Hofe und im Lande nährte und einen entsetzlichen Bürgerkrieg erregte. Dieses Weib war eine Italienerin, Namens Katharina von Medici, die Witwe des französischen Königs Heinrich II., der in einem Turnier gefallen war. Die drei Söhne Heinrichs II., Franz, Karl und Heinrich, kamen schnell hintereinander zur Regierung, weil keiner lange lebte. Da die Prinzen so schwach waren, daß ihnen die Feste und ausschweifenden Lustbarkeiten des Hofes über alles gingen, das Regieren aber höchst gleichgültig war, so hatte ihre ränkevolle Mutter die beste Gelegenheit, ihren Willen geltend zu machen. In Gemeinschaft mit den Herzögen von Guise begann die Königin Mutter schon unter der kurzen Regierung ihres Sohnes Franz II. (des Gemahls der unglücklichen Maria Stuart) die Verfolgung der Hugenotten, denen durch ein königliches Edikt alle gottesdienstlichen Handlungen bei Lebensstrafe verboten wurden. Obschon keine Inquisition in Frankreich war, erfolgten doch zahlreiche Hinrichtungen; Leute von niedrigem Stande und die vornehmsten Männer starben auf dem Blutgerüste oder Scheiterhaufen, während man am Hofe von Vergnügen zu Vergnügen taumelte. Die Klagen und Beschwerden der Hugenotten auf den Reichstagen wurden nicht gehört. Da griffen, als eben der junge Karl IX. seinem frühverstorbenen Bruder Franz auf dem Throne folgte, die Hugenotten zu den Waffen, unter der Anführung des Prinzen Condé und des Admirals Coligny. Mehrere Jahre schon wütete der Bürgerkrieg; die einflußreichsten Anführer beider Parteien waren in der Schlacht oder durch Meuchelmord gefallen. Doch nun stellten sich der junge König Heinrich von Navarra und Prinz Condé an die Spitze ihrer Glaubensbrüder, und diese bekamen neuen Mut.

Heinrich war als Prinz von Béarn (an den Pyrenäen) in der refor-

mierten Religion erzogen und von einer trefflichen Mutter gebildet. Sein Geist war lebendig und feurig, sein Körper gewandt und abgehärtet; seinem Herzen war Gottesfurcht und Liebe zu den Menschen eingeprägt. „Es ist besser, mit Ruhm zu sterben, als mit Unrecht zu siegen; ein Fürst herrscht zwar mit großer Macht über Völker und Länder, aber Gott behält doch die Oberhand über ihn," — das waren Sittensprüche, die er von Jugend auf in treuem Gedächtnis behielt.

2. Blutige Arglist der Katharina von Medici.

Nachdem die arglistige Katharina von Medici gesehen, daß auf dem Wege der Gewalt mit den Hugenotten nichts anzufangen sei, beschloß sie den Weg der List. Sie bot dem jungen Heinrich von Béarn ihre eigene Tochter Margareta von Valois zur Ehe, um zu verhüten, daß der Fürst nicht auf eine andere Verbindung dächte, die wider ihren Vorteil sei. Die verstellte Freundlichkeit schien so innig, daß auch Johanna, die kluge Königin von Navarra, traute und selbst nach Paris ging, wohin man sie höflichst eingeladen hatte. Aber noch während der Zurüstung zur Hochzeit starb sie plötzlich, man sagt an vergifteten Handschuhen, denn in der Kunst des Giftmischens war Katharina von Medicis sehr bewandert.

Am 17. August 1572 ward die Hochzeit des jungen Königs Heinrich von Navarra gefeiert, und das Fest hatte viel protestantische Adlige und Angesehene nach Paris gezogen. Auch der Admiral Coligny war an den Hof berufen worden und hatte sich durch allerlei Schmeicheleien und Versprechungen so bethören lassen, daß er das Netz nicht sah, welches um ihn gezogen war. Schon war ein Meuchelmörder gedungen, dem Admiral in einem Hause aufzulauern, vor welchem er täglich vorüberging, wenn er vom Louvre (dem Schlosse des Königs) kam. Der Schuß ging richtig los, die Kugel dem alten Mann durch den rechten Arm und nahm dann den Zeigefinger der rechten Hand weg. Betroffen, doch nicht außer Fassung, sah sich Coligny um und zeigte seinen Begleitern die Fenstergardine, hinter welcher der Schuß hervorgekommen war. Da der Mörder aber die Vorsicht getroffen hatte, die Hausthür zu schließen, so gewann er Zeit genug, durch eine Hinterpforte zu entwischen.

Der Vorfall machte Aufsehen. Prinz Condé und Heinrich von Navarra eilten bestürzt zum Könige. Dieser schwört, daß der Vorfall ihn noch mehr als sie selber schmerze. Gleiche Schwüre thut er auch dem Admiral Coligny, den er auf der Stelle besucht. Dieser läßt sich wieder bethören und hört nicht auf die Warnungen seiner Freunde, die ihm raten, aus Paris zu fliehen. Die Königin Mutter aber beeilt sich nun desto mehr, ihren lange entworfenen Plan auszuführen. Sie läßt, da der Admiral selber um eine Leibwache gebeten hat, ein Garderegiment nach Paris kommen, und dasselbe rings um seine Wohnung in Quartier legen. Auch wird den benachbarten Katholiken befohlen, Hugenotten in ihre Wohnung aufzunehmen.

Die Königin hielt Rat mit ihren Vertrauten, und man kam überein, in einer Nacht die Häupter der Hugenotten nebst so vielen Gemeinen, als man

deren habhaft werden könnte, zu ermorden. Der König erschrak anfangs; aber man wußte ihn zu überreden. Dem Marschall von Tavannes ward der Auftrag gegeben, die katholischen Bürger von allem zu unterrichten, und dem jungen Herzog von Guise, für Colignys Ermordung zu sorgen. Der Herzog wollte auch den König von Navarra und den Prinzen Condé auf die Liste setzen, aber man scheute sich doch, königliches Blut zu vergießen.

Tavannes ließ hierauf die Vorsteher der Bürgerschaft vor den König kommen und befahl ihnen im Namen desselben, ihre Kompanieen um Mitternacht vor dem Rathause zu versammeln. Als man ihnen vorläufig den Zweck dieser Verfügung kund that, erschraken sie aufs heftigste und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen; aber Tavannes fuhr dergestalt mit Drohungen auf sie ein, daß sie bald aus Furcht mehr versprachen, als man verlangt hatte. Hierauf wurde ihnen gesagt, daß abends um 9 Uhr mit der Glocke im Louvre ein Zeichen gegeben werden sollte, worauf sogleich vor alle Fenster Fackeln gesteckt, auf alle Plätze und Kreuzwege Wachen gestellt und vor die Straßen Ketten gezogen werden sollten. Zur Unterscheidung von den Reformierten mußten die Katholiken während des Gemetzels ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz auf den Hüten tragen.

3. Colignys Ermordung.

Die Vorkehrungen zu diesem grauenvollen Überfall wurden mit so bewunderungswürdiger Verschwiegenheit getroffen, daß kein Reformierter etwas davon erfuhr. Einer der Häupter dieser Partei, der Graf von la Rochefoucauld, war noch spät bis gegen Abend bei dem Könige, der ihn wegen seines munteren Gesprächs liebte und ihn gern gerettet hätte, aber sich doch nicht getraute, ihm einen Wink zu geben. Alles, was er thun konnte, war, ihn zu bitten, diesen Abend bei ihm zu bleiben; da aber der Graf ein notwendiges Geschäft vorschützte und nicht bleiben wollte, mußte er ihn seinem Schicksale überlassen.

Jetzt ward es dunkel, und unter bangem Herzklopfen erwartete Karl IX. die bestimmte Stunde. Seine Mutter, die beständig um ihn blieb, sprach ihm Mut ein. Man mußte ihm aber doch noch den Befehl zum Läuten der Glocke im Louvre abnötigen. In der höchsten Unruhe eines Missethäters ging er hierauf aus seinem Kabinett in ein Vorzimmer des Louvre und sah zitternd zum Fenster hinaus. Seine Mutter und sein Bruder Heinrich von Anjou begleiteten ihn auch dahin. In der Angst, sagt man, wünschten sie alle den heillosen Befehl zurück, aber es war zu spät. Schon hatte das Blutbad begonnen. Der junge Guise und der Graf von Angoulème hatten gleich nach gehörtem Zeichen das Haus des Admirals mit 300 Geharnischten besetzt, im Namen des Königs das Thor zu öffnen befohlen und ein paar verwegene Kerle hinaufgeschickt. Diese stürmten wild die Treppe hinan, riefen: „Mord und Tod!“ und drangen mit gezücktem Degen in des kranken Mannes Schlafzimmer. Er war gleich bei dem ersten Lärmen aufgestanden und stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, als die Mörder herein=

stürzten. Einer derselben, ein Lothringer Namens Böhm, rief ihn an: „Bist du Coligny?“ „Ich bin es,“ antwortete dieser mit gefaßter Miene. „Junger Mensch, habe Ehrfurcht vor meinen grauen Haaren.“ Aber jener stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, hieb ihn ins Gesicht, in den Hals, in die Brust, so lange, bis der Unglückliche kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab, und dann rief er zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!“ Aber Guise schrie hinauf: „Der Graf von Angoulème will es nicht eher glauben, als bis er den Leichnam vor seinen Füßen sieht!“ Die Söldlinge warfen den Leichnam zum Fenster hinab. Angoulème wischte ihm hierauf das Blut aus dem Gesicht, und da er sich überzeugt hatte, daß es der rechte sei, gab er ihm einen Tritt mit dem Fuße.

Auf das fürchterliche Geschrei, welches sich gleich nach dem Läuten der Glocke erhoben hatte, waren die Reformierten aus dem Schlafe erwacht und an die Fenster, ja vor die Thüren gestürzt, meist schlaftrunken, viele fast unbekleidet. Die, welche auf Colignys Wohnung zueilten, wurden von Guisens Geharnischten, die auf das Louvre losrannten, von des Königs Gardesoldaten mit Piken niedergestochen. Jetzt kamen auch die Bürgerpatrouillen mit ihren weißen Tüchern zum Vorschein und fielen nicht bloß über die Fliehenden her, sondern drangen auch in die Häuser ein und metzelten nieder, was sie erreichen konnten. Wirte stachen ihre Mietsleute, Dienstboten ihre reformierten Herrschaften über den Haufen. Welch eine Nacht! Während die eine Hälfte der Pariser racheschnaubend durch die Straßen lief oder röchelnd und winselnd niedersank, saß die andere Hälfte in Kammern, auf Böden und in Kellern und wagte kaum zu atmen, bis das Bedürfnis oder die Neugier sie doch hervorlockte und sie dann wie die andern niedergemacht wurden. Karl, so ängstlich er am Anfange des Blutbades gewesen war, geriet bald selbst in eine Art von Wut. Er rief selbst mehrere Male zum Fenster hinaus: tuez! tuez! Ja er schoß selber mit einer Flinte unter die Hugenotten, die über den Fluß setzen wollten. Guise rief laut durch alle Straßen, es sei des Königs Wille, daß diese ganze Natternbrut vertilgt werde, und den Tavannes machte die Mordlust sogar witzig. Er schrie unzähligemal: „Laßt Ader! Laßt Ader! Die Ärzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam als im Mai!“ Das alles munterte denn die katholischen Bürger so kräftig auf, daß sie Wunder der Unmenschlichkeit verrichteten. Ein Goldschmied, Namens Crucé, rühmte sich, mit seinem Arme allein 400 Ketzer niedergemacht zu haben. Viel Habsucht und Rachsucht war mit im Spiel, denn Schuldner stießen ihre Gläubiger nieder, gleichviel ob letztere katholisch oder protestantisch waren. So starb auch der berühmte Philosoph Petrus Ramus für seine Angriffe auf des Aristoteles Ansehen, von Professoren ermordet, die dem Aristoteles anhingen.

Der Tag brach an über diesen Greueln und beleuchtete die Spuren der fürchterlichen Menschenschlacht. Straßen und Häuser klebten von Blut; überall lagen verstümmelte Leichname oder noch zuckende Sterbende. Man mußte einen großen Teil derselben mit eisernen Haken in die Seine schleppen; es waren der Gemordeten über 3000. Das war die berüchtigte Bartholo-

mäusnacht, vom 24. bis 25. August 1572, die, weil sie so schnell auf die Hochzeit Heinrichs von Navarra folgte, mit einem grausamen Scherz die Pariser Bluthochzeit genannt wurde.

Philipp II. von Spanien triumphierte und stellte Freudenfeste an; der Papst Gregor XIII. hielt sogar eine feierliche Danksagungsmesse, ließ Kanonen lösen und Freudenfeuer abbrennen und eine eigene Münze auf die Pariser Bluthochzeit schlagen. Nur die Engländer und Deutschen äußerten lebhaft ihren gerechten Abscheu über diese That. „Wollte Gott," schrieb der redliche Kaiser Maximilian II., „mein Tochtermann hätte mich um Rat gefragt, wollte ihm treulich als ein Vater geraten haben, daß er solches nimmermehr gethan hätte."

4. Heinrich IV.

Die Scenen der Hauptstadt wiederholten sich nun in den Provinzen; zu Lyon kamen 1300, in ganz Frankreich wohl 30 000 um. Heinrich und Condé wurden vor den König gerufen, und dieser fuhr sie mit den Worten an: „Messe, Tod oder Bastille!" Heinrich rettete sich nur dadurch, daß er in die Messe ging und zum Schein den katholischen Glauben annahm. Karl IX. starb bald darauf unter schrecklichen Gewissensbissen und an einer fürchterlichen Krankheit; man sagt, er habe Blut geschwitzt. Ihm folgte als König Heinrich III., welcher inzwischen vier Monate lang König von Polen gewesen war, ein leichtsinniger, elender Wollüstling, der mit den liederlichsten Menschen umging, die er seine Mignons (Schoßkinder) nannte, und den ganzen Tag mit Hunden und Papageien spielte.

Während dieser Heinrich III. leichtsinnig dahin lebte, stiftete der Herzog Heinrich von Guise die sogenannte heilige Ligue, einen Bund von fanatischen Katholiken, der es sich zum Gesetz machte, alle Hugenotten auszurotten und das Haus Guise-Lothringen auf den Thron zu erheben. Zu diesem Zwecke vereinigte sich Heinrich von Guise mit König Philipp II. von Spanien, beraubte die Königin Mutter ihres Einflusses auf die Regierung und wiegelte sogar die Pariser gegen den König auf. Da ermannte sich Heinrich III. und ließ den Herzog von Guise ermorden. Doch nun erfolgte ein allgemeiner Aufstand der Katholiken, und Heinrich mußte zu dem König von Navarra seine Zuflucht nehmen, um mit diesem vereint seine Hauptstadt wieder zu erobern. Im Schlosse von St. Cloud wurde er jedoch von einem Dominikanermönch, Namens Clement, meuchlings ermordet und Heinrich IV., König von Navarra, folgte, als der erste Bourbon, auf dem französischen Throne.

Aber Heinrich IV. mußte sich erst den Thron erkämpfen, denn die ganze Ligue, angeführt von dem Herzog von Mayenne, dem Bruder des ermordeten Heinrich von Guise, stand ihm feindlich gegenüber. Der Herzog von Mayenne war klug und tapfer, aber auch sehr dem Wohlleben ergeben. Der Papst bemerkte sehr richtig: „Dem Bearner wird es gelingen, denn er braucht kaum so viel Stunden zum Schlaf, als der Herzog von Mayenne zum Essen." Und Heinrich war auch wirklich die Thätigkeit

selbst; früh um 4 Uhr stand er auf, sah nach allem selbst, entschied alles rasch und sicher, und in der Schlacht verglichen seine Feinde selbst ihn mit dem Adler. Als er bei Ivry mit Mayennes Heer zusammentraf und früh am Morgen seine Scharen ordnete, fiel er auf die Kniee nieder und bat Gott, ihm statt des Sieges den Tod zu schenken, wenn er vorher wisse, daß er ein schlechter König werden würde. Alle Soldaten zerflossen in Thränen und fühlten sich durch einen solchen Anführer zwiefach zur Tapferkeit begeistert. Aus allen Kehlen erschallte es: „Hoch lebe der König Heinrich IV.!" Dann sprengte er mehrmals durch die Reihen und hielt eine herrliche Anrede an die Truppen, die er mit den Worten schloß: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so sehet nur nach meinem weißen Federbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden!" Und er erfocht einen herrlichen Sieg, am 14. März 1590, noch herrlicher durch die Mäßigung, die er nach demselben zeigte. Denen, die den Fliehenden nachsetzten, rief er zu: „Schonet die Franzosen, macht nur die Ausländer nieder!" So blieben fast alle Spanier auf der Walstatt. Die Gefangenen fesselte er durch seine herzliche Freundschaft an sich, dem Herzog von Mayenne bot er Frieden an. Aber Paris schloß ihm die Thore. Er hätte die Stadt durch Hunger zur Übergabe zwingen können; allein er hoffte sie durch Großmut zu besiegen und ließ es geschehen, daß seine Befehlshaber und Soldaten den Parisern Lebensmittel zuführten, wofür sie freilich teure Bezahlung erhielten. Endlich gab er die Belagerung wieder auf, weil er keinen Sturm unternehmen wollte. Er sah mehr und mehr ein, daß es ihm nie nach Wunsch gelingen würde, die Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen und dem Lande Frieden zu geben; so entschloß er sich endlich auf die Bitten vieler Katholiken nicht bloß, sondern auch vieler Reformierten, 1593 den katholischen Glauben anzunehmen, und nun gelang es ihm, den Einzug in Paris zu erhalten. Er bekam nun viele seiner erbittertsten Feinde in seine Gewalt, doch verzieh er ihnen mit Großmut. „Ich will alles vergessen!" rief er. „Meine Siege kommen von Gott, er vergiebt uns, wenn wir es auch nicht verdienen, wie sollte ich meinen Unterthanen nicht verzeihen?"

Einem seiner tapfersten Generale, der aber große Schulden hatte, ward am Tage seines Einzugs in Paris von den Gläubigern sein Hausgerät weggenommen. Er beklagte sich beim Könige und bat ihn, Befehl zu geben, daß das Gerät freigelassen werde. „Nein," sagte der König, „man muß seine Schulden bezahlen, ich bezahle die meinigen auch." Darauf zog er ihn beiseite und gab ihm einige seiner Edelsteine, sie zum Unterpfand einzusetzen, bis er bezahlen könnte; denn Geld hatte der König selbst nicht. — Als die spanische Besatzung, welche besonders Paris gegen Heinrich verteidigt hatte, auszog, sprach er zu den Gesandten: „Meine Herren: Empfehlen Sie mich Ihrem Könige, reisen Sie glücklich, aber kommen Sie nie wieder!"

5. Das Edikt zu Nantes.

Nachdem es ihm endlich gelungen war, das ganze katholische Frankreich zu beruhigen, vergaß er auch seiner alten Glaubensgenossen nicht, die durch

seinen Übertritt zum Katholizismus in nicht geringe Besorgnis geraten waren. Er gab im Jahre 1598 das Edikt zu Nantes, wodurch die Reformierten freie Religionsübung in Frankreich erhielten; sie durften Schulen anlegen, konnten zu Staatsämtern gelangen und bekamen einige feste Sicherheitsplätze. Die katholischen Räte widersetzten sich lange, dieses Edikt anzuerkennen; doch Heinrichs Treuherzigkeit gewann sie endlich.

Nun suchte er durch alle Mittel Wohlsein im Lande zu verbreiten. Er schaffte die überflüssigen Soldaten ab und nötigte die entlassenen, unbebaute Felder urbar zu machen. Er reinigte die Landstraßen von Räubern, die sich bei den inneren Unruhen sehr vermehrt hatten. Den Landleuten erließ er eine große Summe rückständiger Steuern, da sie, durch den Krieg verarmt, nicht zu bezahlen imstande waren, und noch jetzt erinnern sich die französischen Bauern gern der Worte des Königs: „Ich wollte, daß jeder meiner Bauern des Sonntags sein Huhn im Topfe hätte!"

In seinem Äußern war Heinrich sehr einfach; er trug gewöhnlich nur einen grauen Rock ohne alle Auszeichnung und spottete über diejenigen, die ihre Mühlen und Felder auf dem Rücken trügen. Ja er verbot sogar, Gold und Silber auf den Kleidern zu tragen. Und um seinem Lande das Geld zu erhalten, das für den Ankauf seidener Waren damals in fremde Länder ging, ließ er viele Maulbeerbäume pflanzen, Seidenwürmer ziehen und brachte selber mehrere Seidenmanufakturen in Gang. Auch erleichterte er auf alle Weise den Handel, machte Flüsse schiffbar, ebnete Wege, setzte die Zölle herab. In seinem treuen Kriegsgefährten Maximilian von Bethüne, später vom König zum Herzog von Sülly ernannt, fand er den Mann, der ihm zugleich der beste Minister und treueste Freund war. Und Heinrich verdiente es, solchen Freund zu haben. Sülly, der mit jedem Wort und Blick ihm sagte, wie er so innig teil an ihm nehme, erniedrigte sich nie zum Schmeichler, sondern sprach und handelte stets mit der Freimütigkeit eines edlen Mannes. Heinrich konnte zuweilen sehr empfindlich, ja zornig werden, wenn Sülly ihn tadelte; aber immer war das Ende dieses Zorns, daß sein Zutrauen und seine Freundschaft wuchsen. Als der König der schönen, aber herrschsüchtigen Henriette d'Entragues ein schriftliches Eheversprechen ihrem Wunsche gemäß ausgestellt hatte und es Sülly zeigte, zerriß es dieser. „Bist du närrisch?" fuhr ihn Heinrich an. „Wollte Gott, ich wäre es allein in Frankreich!" antwortete dieser. Einst that ihm Sülly auch wegen einer ungerechten Handlung so nachdrückliche Vorstellungen, daß der König zornig aufstand und wegging: „Das ist doch ein unausstehlicher Mensch, er thut nichts lieber, als mir widersprechen und mißbilligt alles, was ich will. Aber bei Gott, ich will mir Gehorsam verschaffen und ihn vierzehn Tage lang nicht sehen!" Des andern Morgens um 7 Uhr hört Sülly, der schon seit drei Uhr für seinen König gearbeitet hat, an seine Thür klopfen. — „Wer ist da?" ruft er. — „Der König!" und Heinrich tritt herein, umarmt seinen Freund und sagt: „Wenn Ihr mir nicht mehr widersprecht, werde ich glauben, daß Ihr mich nicht mehr liebt!"

Einst hatte Heinrich den spanischen Gesandten zu sich beschieden. Wie

derselbe eintritt, ist der König gerade damit beschäftigt, seinen kleinen Sohn auf dem Rücken, als vierbeiniges Pferd durch das Zimmer zu traben. Er hält einen Augenblick inne und fragt: „Herr, habt Ihr auch Kinder?“ „Ja, Sire!“ antwortete der Spanier. „Nun, da erlaubt Ihr mir schon, daß ich meinen Ritt vollende!“ — So bewahrte der König das rein Menschliche, ohne seine Pflichten als König zu vernachlässigen.

6. Heinrichs IV. Ermordung.

Viele seiner Unterthanen erwiderten die Liebe nicht, die Heinrich für sie hatte; sie argwöhnten immer, daß er kein aufrichtiger Katholik sei, und die Begünstigung der Ketzer durch das Edikt von Nantes war und blieb ihnen ein Anstoß. Die Geistlichkeit, besonders die Jesuiten, unterließen nicht, den Haß gegen den guten König rege zu halten. Schon 1594 hatte ihn ein verführter Katholik in seinem Zimmer ermorden wollen, aber wegen eines Fehlstoßes ihn bloß an der Lippe verwundet. Dann kommen noch mehrere Verschwörungen gegen sein Leben an den Tag. Dies stimmte den heitern, sonst so lebenslustigen König sehr traurig, und es quälten ihn oft schwermütige Ahnungen. Die Königin, Maria von Medicis, eine Schwester des Großherzogs von Toskana, hing der spanischen Partei an und haßte ihren Gemahl. Da geschah es, als Heinrich sich zu einem Kriege gegen das österreichisch-spanische Haus rüstete, daß die Königin ihn bat, sie feierlich krönen zu lassen, damit sie desto nachdrücklicher während seiner Abwesenheit die Regentschaft führen könnte. Heinrich sagte zu Sülly: „Wie sehr mißfällt mir diese Krönung; mein Herz sagt mir, daß ein Unglück bevorsteht; ich werde in Paris sterben!“

Am 13. Mai fand die Krönung in St. Denys statt, am 14. nachmittags fuhr Heinrich mit sieben anderen Herren ins Zeughaus zu dem kranken Sülly. Die Kutsche, an beiden Seiten offen, kommt in eine enge Gasse, wo sie einiger beladenen Wagen wegen, die entgegen kamen, still halten muß. Die Bedienten steigen ab, um Platz zu machen oder um einen näheren Weg einzuschlagen. Die rückwärts sitzenden Herren sahen sich nach den Pferden um, der König aber spricht mit seinem Nachbar und sagt ihm etwas ins Ohr. Diesen Augenblick benutzt ein gewisser Ravaillac, der schon lange dem königlichen Wagen gefolgt ist; er steigt auf das Hinterrad, biegt sich in das Innere des Wagens und giebt dem Könige zwei Dolchstiche hintereinander mit solcher Geschwindigkeit, daß keiner der im Wagen sitzenden Herren die That eher gewahrt, als bis sie geschehen ist. Auf des Königs Geschrei: „Mein Gott! ich bin verwundet!“ wenden sich alle um, aber schon ist der König verschieden, denn der Dolch hat das Herz getroffen (1610, 14. Mai).

Der Mörder blieb ruhig neben dem Wagen stehen. Es zeigten sich mehrere bewaffnete Männer, welche riefen, man müsse ihn töten, aber schnell verschwanden, sobald man ihn gefangen nahm. Ein allgemeiner Jammer verbreitete sich bald durch Stadt und Land zum Befremden Ravaillacs, der einen Tyrannen, Heuchler und Feind des Papstes ermordet zu haben glaubte; Mitschuldige gab er nicht an, aber er soll geäußert haben, man würde wie

angedonnert sein, wenn er deren nenne. Der Jesuit Cotten, Heinrichs Beichtvater, war bei ihm im Kerker und drang in ihn, keine ehrlichen Leute anzugeben. Seine Strafe war schrecklich. Er wurde mit glühenden Zangen zerrissen und siedend Öl ihm in die Wunden gegossen; dann arbeiteten vier schwache Pferde eine Stunde lang, ihn in vier Stücke zu zerreißen. Die Königin war nicht sehr bestürzt und dachte nur darauf, sich die Regentschaft zu sichern. Am Hofe war Heinrich so schnell vergessen, als ob er nie gelebt hätte; aber in Millionen seiner Unterthanen lebte der treffliche König fort in gesegnetem Andenken.

V. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege.*)

1. Der Ausbruch des Krieges.

In Böhmen waren ungeachtet der Verbrennung Hussens doch viele Anhänger seiner Lehre geblieben, bei diesen fanden die Religionsverbesserungen Luthers und Zwinglis sehr schnellen Eingang, und wiewohl sie sich weder Lutheraner, noch Reformierte nannten, waren sie doch im Grunde Protestanten. Man nannte sie gewöhnlich die böhmischen Brüder. Einige Erzherzoge von Österreich, die zugleich Könige von Böhmen waren, hatten sie geduldet; aber Rudolf II. (1576—1612), der sich ganz von Jesuiten leiten ließ, verbot den böhmischen Brüdern freie Übung ihrer Religion. Sie widersetzten sich; doch umsonst. Und wiewohl sie ihn gegen seinen Bruder Matthias, der ihn vom Throne stoßen wollte, verteidigten, achtete er doch ihrer gerechten Forderungen nicht. Da verschafften sie sich selbst Recht; sie richteten an allen Orten den Gottesdienst nach ihrer Weise ein und stellten eine bewaffnete Macht unter dem Grafen von Thurn auf, sich im Notfall verteidigen zu können. Der Kaiser, ohnedies von seinem Bruder Matthias hart bedrängt, mußte nachgeben und stellte ihnen 1609 den sogenannten Majestätsbrief aus, dessen Verletzung einige Jahre später die nächste Veranlassung des furchtbaren Krieges wurde. Durch diesen Brief erhielten alle böhmischen Protestanten vollkommen gleiche Rechte mit den Katholiken; ihre Geistlichen sollten unabhängig sein von den Bischöfen; wo in Städten, Flecken und Dörfern protestantische Kirchen wären, die sollten bleiben; aber neue zu bauen, sollte nur den Städten und dem Ritterstande erlaubt sein. Diese Erlaubnis erstreckte sich aber nicht auf die Unterthanen der Gutsbesitzer oder Magistrate; wenigstens deuteten es so die kaiserlichen Räte.

Nun geschah es, daß die protestantischen Unterthanen des Erzbischofs von Prag und des Abtes von Braunau gegen den Willen ihrer Gutsherren sich Kirchen erbauten, indem sie ihr Recht dazu auf den ihnen erteilten Majestätsbrief stützten. Auf Befehl des Kaisers Matthias wurde aber die Kirche

*) Nach Th. Welter.

zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt, die unruhigsten Bürger aber wurden ins Gefängnis geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten war die Folge dieser Gewaltthat: man schrie über Verletzung des Majestätsbriefes und wandte sich mit einem Schreiben an den Kaiser. Die Bittsteller wurden mit harten, drohenden Worten zur Ruhe verwiesen; es ging aber das Gerücht, die Antwort käme gar nicht vom Kaiser, sondern sei in Prag selbst gemacht. Diesem Gerücht ward leicht geglaubt, denn unter den kaiserlichen Räten zu Prag waren zwei, Martinitz und Slawata, allgemein verhaßt; man beschuldigte sie, daß sie ihre protestantischen Unterthanen mit Hunden in die Messe hetzen ließen, ihnen auch Taufe, Heirat und ein christliches Begräbnis versagten, um sie zur Rückkehr zu dem alten Glauben zu zwingen.

Es war am 23. Mai 1618, als ein Haufen bewaffneter Protestanten tobend und lärmend das Prager Schloß hinanstürmte und in den Saal drang, wo die vier kaiserlichen Statthalter Adam von Sternberg, Diepold von Lobkowitz, Martinitz und Slawata versammelt saßen. Diese wurden mit drohenden Worten angefahren und jeder besonders gefragt, ob er Anteil habe an dem kaiserlichen Schreiben. Die verhaßtesten, Martinitz und Slawata, antworteten trotzig. Da schleppte man sie ans Fenster, warf sie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinab, und den Geheimschreiber schickte man ihnen nach. Diese Art zu verfahren war echt böhmisch, und man fand bei dem Vorfalle nur das sonderbar, daß die Hinuntergestürzten nicht den Hals gebrochen hatten.

Die Aufständischen bemächtigten sich nun des Schlosses, wählten neue Obrigkeiten, jagten alle Jesuiten aus dem Lande und forderten alle Böhmen auf, ihre Rechte zu verteidigen. Dem Kaiser aber schrieben sie, daß sie seine getreuen Unterthanen wären, nur wollten sie die Kraft der Gesetze und ihr gutes Recht aufrecht erhalten. Nur wenige Städte in Böhmen hielten fest an dem Kaiser; fast die ganze Bevölkerung griff zu den Waffen. Selbst die Protestanten in der Lausitz, in Schlesien, Mähren, Österreich und Ungarn machten bald mit den Böhmen gemeinschaftliche Sache. Der Bund protestantischer Fürsten und Städte in Deutschland, unter dem Namen der „Union“ zur Erhaltung des protestantischen Glaubens gebildet, schickte ein Hilfsheer von 4000 Mann unter der Anführung des Grafen Ernst von Mansfeld. So gerüstet, erwarteten die Böhmen ruhig, welche Maßregeln der Kaiser wider sie ergreifen würde.

Matthias geriet über den Aufstand in nicht geringe Verlegenheit. Er war bereits alt und kränklich und sehnte sich nach Ruhe; darum wollte er den Weg gütlicher Unterhandlung einschlagen. Davon wollte jedoch sein Vetter und Thronfolger Ferdinand, Erzherzog von Steiermark, nichts wissen. Dieser hatte zwar den Böhmen bereits feierlich gelobt, daß er als ihr zukünftiger König ihnen alle Freiheiten lassen wollte, aber er hatte sein Herz ganz den Jesuiten ergeben, und diese hatten ihm nicht nur eine blinde Anhänglichkeit an die katholische Kirche, sondern auch den Grundsatz eingeprägt, daß nur die Katholiken wahre Christen seien und allein selig werden

könnten. Aus übelverstandener Liebe zu seinen Unterthanen wollte er nun durchaus nicht die neue Lehre in seinen Landen dulden, er ließ Räder und Galgen errichten und drohte, die hinrichten zu lassen, die nicht zum katholischen Glauben zurückkehrten. „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer!" war sein Wahlspruch. So wanderten viele treue und fleißige Unterthanen aus und gingen lieber in Armut und Elend in die Fremde, als daß sie ihrer Überzeugung untreu geworden wären. Die Böhmen sahen mit Angst der Zeit entgegen, wo der neue König Ferdinand ihr Herr werden sollte. Und dieser Zeitpunkt war nun gekommen; denn am 20. März 1619 starb Matthias, nachdem er zuvor mehrere Heerhaufen nach Böhmen gesendet hatte, da sich die Protestanten auf keine Unterhandlungen einlassen wollten.

2. Ferdinand II. und Friedrich V. von der Pfalz.

Anfangs schien das Glück den Böhmen hold. Graf Thurn schlug zwei kaiserliche Heere, die in Böhmen einrückten, zurück und drang in Mähren und Österreich ein. Allenthalben empfing ihn das Volk mit Freuden und erhob sich gegen den Kaiser. Im Anfange des Juni 1619 stand Thurn mit seinem Heere vor den Thoren Wiens. Die Hauptstadt schien verloren; denn sie hatte keinen Feind vermutet und war deshalb auf keine Belagerung vorbereitet. Sie schloß zwar ihre Thore, aber auch diese Maßregel war vergeblich, denn die zahlreiche Menge der Protestanten hatte beschlossen, den Glaubensgenossen die Thore zu öffnen. Bei dem Andrange so großer Gefahr blieb der König allein unerschüttert. Mit altrömischer Standhaftigkeit sprach er zu denen, die ihm rieten, entweder mit Thurn zu unterhandeln, oder sich nach dem immer treuen Tirol zu flüchten: „Nicht diese Feinde, die Gottes Gewalt bald erreichen wird, nein, der Wahltag zu Frankfurt ist mein Augenmerk, mitten durch die Feinde will ich dahin ziehen und auf mein Haupt, das sie schon verloren und preisgegeben glaubten, die Kaiserkrone setzen." Solchen Mut verlieh ihm sein festes Vertrauen auf den Beistand Gottes. Und wie durch ein Wunder ward er aus der drohenden Gefahr errettet.

Zwar drangen am 5. Juni 1619 sechzehn protestantische Herren mit Ungestüm in die öde, hin und wieder schon von böhmischen Kugeln durchlöcherte Burg, um von dem Könige seine Einwilligung zu einem Bündnisse mit den Böhmen zu ertrotzen. Einer von ihnen, Andreas Thonradel, verging sich selbst so weit, daß er den König bei den Knöpfen seines Wamses faßte und höhnisch rief: „Nun, Ferdinandel, willst du bald unterschreiben?" Da schmetterten plötzlich Trompeten auf dem Schloßhofe. Es waren 500 Kürassiere vom Regiment Dampierre, dem ältesten der Armee, welches der kaiserliche Feldherr Bucquoy in aller Eile auf der Donau nach Wien geschickt hatte. Der Trompetenschall wirkte wie ein Donner auf die vor kurzem noch so Übermütigen; sie stäubten auseinander, versteckten sich in Kellern oder flüchteten in das Lager des Grafen Thurn. Dieser mußte aber auch bald nach Böhmen zurückkehren, da Graf Bucquoy Prag bedrohte.

Der König Ferdinand zog nun wohlgemut nach Frankfurt und ließ sich hier zum Kaiser krönen. Doch die Böhmen mochten ihn nicht als ihren

König anerkennen, setzten ihn förmlich ab, und ihnen traten auch die Schlesier, Mährer und Lausitzer, selbst die evangelischen Österreicher bei. Dagegen wählten sie das Haupt der Union, den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, zu ihrem Könige. Dieser war zwar reformiert, aber sein Oheim war der berühmte Held Moritz von Oranien und sein Schwiegervater König Jakob I. von England. So sehr Friedrich die Königskrone gewünscht hatte, so bedenklich schien es ihm doch nun, sie anzunehmen. Die große Gefahr, in die er sich begeben sollte, schwebte seinem Geiste vor, und manche Freunde warnten ihn. Jedoch seine Gemahlin, die eitle und stolze Elisabeth, trieb ihn an. „Kannst du dich vermessen" — sprach sie — „die Hand einer Königstochter anzunehmen, und nun bangt dir vor einer Krone, die man dir freiwillig entgegenbringt? Ich will lieber Brot essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem kurfürstlichen Tische schwelgen." So nahm Friedrich das gefährliche Geschenk an; er reiste nach Prag und wurde hier mit beispiellosem Pompe gekrönt. Hoch schlug der eitlen Elisabeth das Herz vor Freude.

Indessen zog sich über dem neuen König und seinen Böhmen ein schweres Ungewitter zusammen. Ferdinand hatte seinen Jugendfreund, den kräftigen Herzog Maximilian von Bayern, für sich gewonnen, und die Liga, der katholische Bund, welcher sich gegen die protestantische Union gebildet hatte, versprach Beistand. Auch der König von Spanien, Philipp III., schickte Geld, was er doch selbst so nötig brauchte, und der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I., trat auf des Kaisers Seite, weil es ihn ärgerte, daß die Böhmen einen Reformierten und nicht einen Lutheraner zum König gewählt hatten. Nun setzte sich das kaiserlich-katholische Heer in Bewegung, unterwarf zuerst die österreichischen Stände und rückte dann, von Maximilian angeführt, in Böhmen ein. Die protestantischen Heerhaufen wurden von einem Ort zum andern getrieben und zogen sich auf Prag zurück. Wäre nun Friedrich ein unternehmender, charakterfester Mann gewesen, so hätte er sich wohl gegen den Kaiser und Herzog Maximilian gehalten, denn das Volk wäre in Masse für ihn aufgestanden. Aber er war ebenso schwach und träge, als er leichtsinnig war, gab, anstatt sich um die Ausrüstung eines Heeres zu kümmern, glänzende Feste und verschwendete seine Zeit wie die Einkünfte seines Landes in Ergötzlichkeiten, ohne an die Gefahr zu denken, die über ihn hereinbrach. Das kaiserlich-ligistische Heer stand bereits auf dem weißen Berge, einer Anhöhe unweit Prag, ehe Friedrich an Gegenwehr dachte. Die dort aufgestellten Böhmen waren ohne tüchtige Führer und wurden rasch von dem ungeduldigen Maximilian angegriffen. Nach einer Stunde blutiger Arbeit war die Schlacht entschieden. An 5000 Böhmen waren auf dem Schlachtfelde tot oder verwundet, an 1000 waren in der Moldau ertrunken, und die Geretteten stürzten in wilder Flucht auf die Thore von Prag zu (3. Nov. 1620). Friedrich hatte eben an der Tafel gesessen, als das Schießen anfing, und als er auf den Wall ritt, sah er mit Schrecken die verwirrte Flucht der Seinigen. Der feige König machte sogleich Anstalten zur Flucht. Die Prager baten ihn flehentlich, sie doch jetzt nicht zu verlassen, sie hätten

ja noch Leute genug, um die Stadt zu verteidigen. Aber der schwache Friedrich hatte dafür keine Ohren. Wie betäubt setzte er sich den andern Morgen mit Frau und Kindern in den Wagen, nahm den Grafen Thurn mit und fuhr nach Breslau. „Ich weiß nun, wer ich bin," sagte er, als er in den Wagen stieg. Nur einen Winter hatte seine Herrlichkeit gedauert, weshalb man ihn auch spöttisch „den Winterkönig" nannte.

Gleich am Tage nach der Schlacht öffnete das bestürzte Prag dem Sieger die Thore. Ganz Böhmen unterwarf sich dem Kaiser und erwartete in ängstlicher Spannung sein Schicksal. Anfangs schien es, als wolle er großmütig alles Vergangene vergessen; denn drei Monate lang verfügte er nicht das geringste zur Bestrafung der Empörer; dann brach plötzlich das Gewitter seines Zornes aus. In einer Stunde wurden 43 der vornehmsten Anführer festgenommen, und 27 von ihnen wurden zum Tode verurteilt. Vor dem Rathause wurde ein Blutgerüst aufgeschlagen: auf diesem wurden einige enthauptet, andere gevierteilt; mehreren ward vorher die Zunge ausgeschnitten oder die Hand abgehauen. Die am Leben blieben, verloren ihre Güter, ebenso alle Geflohenen. Über 700 wurden an ihrem Vermögen gestraft, an 30 000 Familien wanderten aus, und die tiefe Wunde, welche hierdurch dem gewerbfleißigen Böhmen geschlagen ward, ist kaum in Jahrhunderten vernarbt. Ferdinand zerschnitt mit eigener Hand den Majestätsbrief und verbrannte das Siegel. Die Jesuiten wurden zurückgerufen, sämtliche protestantische Geistliche und Lehrer verjagt. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz aber wurde als Hochverräter seines Landes und seiner Kurwürde verlustig erklärt.

Durch die einzige Schlacht auf dem weißen Berge schien somit der ganze Krieg beendigt. Das aufrührerische Böhmen war unterworfen, entwaffnet und mutlos; die Union aufgelöst; auch Mähren, Schlesien und die Lausitz beugten sich erschrocken vor dem gewaltigen Sieger. Die Liga blieb unter dem General Tilly gerüstet stehen, um jede Aufwallung der Gemüter im Keime zu unterdrücken. Wer hätte unter solchen Umständen denken mögen, daß der Krieg noch siebenundzwanzig Jahre dauern sollte!

3. Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig.

Der geächtete Kurfürst, welcher seinen Schwiegervater vergebens um Hilfe angefleht hatte, fand einen tapferen Verteidiger an dem kühnen Grafen von Mansfeld, der allein, zur Beschämung der ganzen Union, der Macht des Kaisers trotzte. Der Ruf seiner Tapferkeit sammelte in kurzer Zeit ein Heer von 20 000 Mann um ihn, mit welchem er dem General Tilly keinen Augenblick Ruhe ließ. Verwüstung zeigte überall die Spuren der wilden Mansfeldischen Scharen, denn sie lebten einzig vom Raube. Durch das Beispiel des kühnen Abenteurers ermutigt, trat bald auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden als Streiter auf für das pfälzische Haus und ließ seine Truppen zu den Mansfeldischen stoßen. Aber bald nach dieser Verbindung entstand wieder Uneinigkeit unter den beiden Anführern,

und sie trennten sich. Diese Trennung ward ihr Verderben. Tilly griff zuerst den Markgrafen an und besiegte ihn bei Wimpfen (1622) vollständig.

Durch diesen Schlag entmutigt, trat der Markgraf wieder von dem Schauplatze des Krieges ab. Er entließ seine Truppen und zog sich in die Stille des Privatlebens zurück. Nur Mansfeld verlor den Mut nicht. Er bekam bald einen andern Waffengenossen an dem jungen Helden Christian von Braunschweig, dem Bruder des regierenden Herzogs. Beide trieben nun ihr gewagtes Kriegsspiel bald hier, bald dort mit kühner Verwegenheit; selbst Paris zitterte vor ihnen, als sie den Hugenotten Hilfe versprachen. Fürchterlich hausten ihre Raubscharen, besonders in Westfalen, wo Kirchen und Stifte geplündert und an wehrlosen katholischen Priestern viel Frevel verübt wurde. Als Christian nach Paderborn kam, nahm er von dem Altare der dortigen Domkirche die silbernen Bildsäulen der Apostel weg und sagte dabei: „Ihr seid bestimmt, in alle Welt zu gehen, aber nicht hier müßig zu stehen." Er schickte sie in die Münze, und die daraus geprägten Thaler erhielten die Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!" Aber Tilly eilte ihm nach, holte ihn bei Höchst, als er eben über den Main setzen wollte, ein und schlug ihn dergestalt, daß er kaum mit der Hälfte seiner Truppen entkam. Mit diesen stieß der Flüchtling zu Mansfeld, und beide fielen wieder verheerend in das Elsaß ein.

Friedrich erkannte endlich, daß er von den Waffen jener Raubscharen nichts zu hoffen habe. Er wandte sich deshalb an die Gnade des Kaisers und erklärte sich bereit, fußfällig Abbitte zu thun, wenn er ihm nur seine Pfalz und seine Kurwürde lassen wollte. Zugleich entließ er jetzt, in der Hoffnung, den Kaiser zu versöhnen, den Grafen Mansfeld und den Herzog Christian, die sich ohnehin durch ihre Raubzüge allgemein verhaßt gemacht hatten, öffentlich ihres Dienstes. Allein seine Hoffnung ward nicht erfüllt. Der Kaiser schenkte die pfälzische Kurwürde nebst der Ober- und Unterpfalz diesseits des Rheins seinem Jugendfreund Maximilian von Bayern (1623). Dem Kurfürsten von Sachsen gab er für die in den Lausitzen und in Schlesien ihm geleisteten Dienste die beiden Lausitzen, anfangs unterpfändlich, dann aber (1635) für immer.

Die beiden entlassenen Anführer Mansfeld und Braunschweig trugen jetzt dem Kaiser selbst ihre Dienste an. Aber dieser wies die Kriegsknechte mit gerechtem Unwillen von sich und zeigte damit zugleich, daß er sie als seine Feinde nicht fürchtete. Sie zogen nun mit ihrem Raubgesindel über Lothringen nach den Niederlanden, wohin man sie zur Teilnahme am Kriege gegen Spanien gerufen hatte. Allein auch hier ward man ihrer bald überdrüssig und entließ sie. Gesondert warfen sie sich wieder auf Westfalen und Niedersachsen und hausten fürchterlich in diesen Ländern. Am 6. August 1623 erreichte Tillys Schwert Christian, dessen Schar im Treffen bei Stadtlohn zum größten Teil aufgerieben ward. Später retteten sich die beiden Anführer in das benachbarte Holland.

Nun hatte der Kaiser glücklich seine Feinde aus dem Felde geschlagen, und die deutschen Fürsten erwarteten von ihm, er werde seine Truppen aus-

einander gehen lassen. Da aber dies nicht geschah, im Gegenteil die Rüstungen auf kaiserlicher Seite fortdauerten, schöpfte man Verdacht, als sei jetzt die Ausrottung des protestantischen Glaubens das nächste Ziel, das Ferdinand verfolgte. Die Fürsten fürchteten, sie möchten jetzt zu bloßen Lehnsträgern eines unumschränkten Gewalthabers herabsinken. Darum rüsteten die niedersächsischen Fürsten und wählten den König Christian IV. von Dänemark, der wegen Holstein zu ihnen gehörte, zum Anführer des Bundesheeres. Auch der König von England, der vergebens auf die Wiedereinsetzung seines Schwiegersohnes gehofft hatte, nahm teil an dem Kriege und unterstützte das Bundesheer. Sogleich eilten da wieder jene beiden furchtbaren Abenteurer, Mansfeld und Christian von Braunschweig, aus Holland herbei und übernahmen die Anführung einzelner Abteilungen des deutschen Heeres. So befand man sich denn am Ende des Jahres 1625 wieder auf gleichem Punkte, wie 1618; nur war jetzt das nördliche Deutschland der Schauplatz eines Krieges, der bis dahin in ganz Europa seinesgleichen nicht gehabt hatte.

4. Albrecht von Wallenstein.

Es schien fast, als wäre das Glück an Ferdinands Thron gefesselt; denn bei der neuen Gefahr zeigte sich ihm auch wieder neue Hilfe. Jetzt trat einer seiner Offiziere zu ihm mit dem überraschenden Anerbieten, ihm ein Heer zu verschaffen, ohne daß es dem Kaiser das geringste kosten sollte. Dieser Mann hieß Albrecht von Waldstein, gewöhnlich Wallenstein genannt. Er war aus einem alten freiherrlichen Geschlecht Böhmens entsprossen, von lutherischen Eltern in Prag geboren und auch im lutherischen Glauben erzogen. Zuerst ward er in die Schule zu Goldberg in Schlesien gethan, dann mußte er die Universität zu Altdorf bei Nürnberg besuchen. Aber der wildausgelassene und starrsinnige Jüngling zeigte weder Lust, noch Geschick zum Studieren. Sein Vater brachte ihn daher als Edelknaben zu dem Markgrafen von Burgau nach Innsbruck. Dort ereignete es sich, daß er auf einem Geländer des Bogenganges im Schlosse Ambras (nahe bei Innsbruck) zwei Stock hoch hinabstürzte, aber völlig unbeschädigt blieb. Dieses wundersame Ereignis brachte wundersame Veränderungen in ihm hervor. Von nun an hielt er sich für einen besonderen Schützling des Glückes und zu großen Thaten bestimmt. Er trat zur katholischen Kirche über und fing an, seine Talente zu bilden. Seit dem Jahre 1606 durchreiste er Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien. Am liebsten verweilte er in Padua; der dort erteilte Unterricht in der Astrologie oder Sterndeuterei zog ihn mächtig an; denn es herrschte damals der Aberglaube, man könne aus der Stellung der Gestirne die künftigen Schicksale der Menschen lesen. Ein Sterndeuter, Namens Seni, gab dem kühnaufstrebenden jungen Mann die Versicherung, in den Sternen gelesen zu haben, Wallenstein sei zu hohen Ehren bestimmt. Seit der Zeit ward Seni sein trautester Freund und Ehrgeiz seine heftigste, ja fast einzige Leidenschaft. Das Gefühl in seiner eigenen Brust, zu etwas Außerordentlichem bestimmt zu sein, fand nun auch in den Sternen vollste Bestätigung.

Mit hohen Entwürfen in der Seele kehrte er in sein Vaterland zurück und nahm bei dem kaiserlichen Heere Dienste. Er vermählte sich mit einer reichen Witwe, deren früher Tod ihn zum Erben eines fürstlichen Vermögens machte. Seit dieser Zeit machte er den glänzendsten Aufwand, jedoch nicht aus Hang zur Schwelgerei, sondern um die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu lenken. Er lud die Offiziere fleißig an seine Tafel, unterstützte sie mit Geld und belohnte die unter seinem Befehle stehenden Soldaten reichlich. In allen Schlachten that er sich durch Klugheit, Mut und Tapferkeit hervor und erwarb sich die Anhänglichkeit sowohl der Gemeinen, als der Offiziere. Auch bei Hofe geschah seiner rühmlichst Erwähnung. Ferdinand II. ernannte ihn gleich nach seinem Regierungsantritte zum Obersten; als solcher focht er an der Spitze eines auf eigene Kosten geworbenen Kürassierregiments in der Schlacht auf dem weißen Berge und trug wesentlich zum Siege bei. Zum Ersatz des Schadens an seinen Gütern, die beim Ausbruch der böhmischen Unruhen größtenteils zu Grunde gegangen waren, schenkte ihm der Kaiser die Herrschaft Friedland in Böhmen mit dem Titel eines Grafen; im Jahre 1623 wurde er sogar zum Fürsten über Friedland und später zum Herzog ernannt. Mit ungeduldigem Ehrgeiz hatte er bis dahin den Feldherrnstab in Tillys Händen gesehen; er war deshalb hoch erfreut, als nun des Kaisers Geldnot ihm Gelegenheit gab, sich durch eine ehrenvolle Rolle auszuzeichnen.

Unentgeltlich wollte er dem Kaiser 50 000 Mann anwerben, falls ihm der unumschränkte Oberbefehl über dies Heer zu teil würde. Ein Antrag dieser Art kam dem Kaiser anfangs abenteuerlich und lächerlich vor; allein ebensobald kam die Überzeugung nach, welche großen Vorteile er von einem solchen für seine persönlichen Absichten streitenden Heere würde ziehen können, da er bisher ganz abhängig von dem Heere der ligistischen Fürsten gewesen war, besonders aber ihres Oberhauptes, des Kurfürsten Maximilian von Bayern. Er nahm deshalb den Antrag mit Vergnügen an.

Nun ließ der Friedländer — wie man den Wallenstein auch wohl nannte — die Trommel rühren, und von allen Seiten strömten die Leute unter seine Fahne, denn der lange Krieg hatte die Menschen gar sehr verwildert. Der gemeine Mann wollte lieber fechten und Beute machen, als durch mühsame Arbeit sein Brot erwerben. Zum Erstaunen aller war in kurzer Zeit ein Heer von 25 000 Mann beisammen. Mit diesem drang Wallenstein noch im Herbst des Jahres 1625 durch Schwaben und Franken, und bevor er die Elbe erreichte, war es schon auf 30 000 Mann angewachsen. Bei Dessau wollte ihm Mansfeld den Übergang über die Brücke wehren, ward aber so geschlagen, daß er eiligst nach Ungarn entfloh. Dort wollte er sich mit dem unruhigen Großfürsten von Siebenbürgen, Bethlen-Gabor, verbinden, aber dieser hatte Geld verlangt und keine hungrigen Soldaten, zog es auch vor, mit dem Kaiser sich zu vertragen. So blieb dem tapfern Mansfeld nichts übrig, als seine Truppen zu entlassen, sein ganzes Heergerät zu verkaufen und mit wenigen Getreuen nach Venedig zu flüchten. Von dort wollte er nach England schiffen. Aber noch ehe er Venedig erreichte,

ward er in Bosnien krank. Der Arzt eröffnete ihm, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe; da ließ er seine Soldatenkleider sich anziehen, den Degen umgürten und erwartete so stehend, gestützt auf die Schultern zweier Freunde, den Tod. In seinem 46. Jahre ward er aus einem schicksalsvollen Leben abgerufen. Kurz vor ihm war auch sein Waffengefährte, Christian von Braunschweig, erst 29 Jahre alt, gestorben.

Während Wallenstein den Mansfeld verfolgte, hatte Tilly mit seinem gewohnten Waffenglück den Dänenkönig vor sich hergetrieben und ihn endlich bei Lutter am Barenberg, einem Städtchen im Hannöverschen, eingeholt. Hier kam es am 27. August 1626 zu einer blutigen Schlacht, die mit der völligen Niederlage des Königs endete. Christian verlor 60 Fahnen und alles Geschütz. Tilly rückte hierauf nach der holländischen Grenze, um die übrigen Bundesgenossen der Dänen zu züchtigen. Den flüchtigen König mußte er aber dem zurückgekehrten Wallenstein überlassen, der von Ungarns Grenzen zu neuem Kampfe herbeigeeilt war. Dieser überschwemmte nun mit seinen Scharen ganz Holstein, Schleswig und Jütland, und Christian mußte auf seine Inseln flüchten, wohin das Wehklagen seiner ausgeplünderten Unterthanen hinüber hallte. Noch trauriger erging es den beiden Herzögen von Mecklenburg, die als Bundesgenossen Christians verjagt und deren Länder schrecklich verwüstet wurden. Im Jahre 1629 belohnte der Kaiser den Feldherrn Wallenstein mit dem Herzogtum Mecklenburg, schenkte ihm noch dazu das Fürstentum Sagan in Schlesien und ernannte ihn zum Reichsfürsten. Mit dieser Belohnung verband Ferdinand noch den Plan, eine Seemacht auf der Ostsee zu gründen; darum ernannte er Wallenstein zu seinem Oberfeldherrn zu Wasser und zu Lande.

Wallenstein, dessen Heer bereits zu 100 000 Mann angewachsen war, suchte sich jetzt der Küsten der Ostsee zu bemächtigen und belagerte Stralsund, welches sich geweigert hatte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. Allein hier scheiterte zum ersten Mal sein Glück an der tapfern Gegenwehr der Besatzung und an der Hilfe, welche die Hansaschiffe von der Seeseite her brachten. Er mußte mit empfindlichem Verluste die Belagerung aufheben, obwohl er noch kurz zuvor gedroht hatte, Stralsund vom Erdboden wegzufegen, wie er mit der Hand über die Tischplatte fuhr. Zwölftausend Mann hatte der hartnäckige Wallenstein in den Gräben Stralsunds begraben.

Mit Dänemark aber schloß jetzt Wallenstein plötzlich einen Frieden zu Lübeck (1629) und zwar so vorteilhaft für Christian, daß dieser auch nicht ein Dorf verlor. Der schlaue Herzog Wallenstein wollte nämlich jetzt ungestört das gewonnene Mecklenburg beherrschen; zu diesem Zwecke mußte er aber mit seinem Nachbar Frieden haben. Dieser erkannte ihn als Herzog von Mecklenburg an und war unedel genug, seine Bundesgenossen, die vertriebenen Herzöge, die doch erst um seinetwillen zu den Waffen gegriffen hatten, aufzuopfern.

Der Kaiser stand abermals als Sieger da und herrschte unumschränkt. Man hätte glauben sollen, jetzt würden die kaiserlichen Heere auseinander gehen, denn kein Feind war mehr vorhanden. Aber die Feldherren blieben

gerüstet, und statt des Friedens machte Ferdinand das Restitutions= (oder Wiederherstellungs=) Edikt bekannt. Diesem zufolge sollten die Lutheraner alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Güter — zwei Erzbistümer, zwölf Bistümer und viele Stifter und Klöster — den Katholiken restituieren oder zurückgeben, die Reformierten sollten gar nicht geduldet, die Lutheraner aber von ihren katholischen Herren und Fürsten zur katholischen Religion angehalten werden. Dieses Edikt war ein Donnerschlag für die Protestanten. Vergebens machten die Fürsten Vorstellungen; Aufschub auf ein Jahr war alles, was sie vom Kaiser erhalten konnten. Doch innerhalb dieser Frist sollte sich die Lage der Dinge wesentlich ändern.

5. Wallensteins Abdankung.

Nicht allein das Restitutionsedikt schlug die Gemüter nieder; auch die zuchtlose Wirtschaft der Wallensteiner, unter welcher Katholiken wie Protestanten gleich sehr litten, erregte allgemeine Unzufriedenheit, und alle Fürsten sehnten sich nach Frieden. Zwölf Jahre hatte bereits der Krieg gedauert und grenzenloses Elend in den deutschen Gauen verbreitet. Durch die Klagen der Fürsten und Völker bewogen, berief der Kaiser im Jahre 1630 einen Kurfürstentag nach Regensburg. Hier klagten alle einstimmig den Wallenstein an wegen der vielen Gewaltthätigkeiten, die sich seine Soldaten erlaubten. „Raub und Mord, Mißhandlung der Weiber und Kinder würden überall geübt; die Offiziere füllten ihre Beutel mit dem Schweiß und Blut der armen Leute an, und viele, die früher ganz arm gewesen, besäßen jetzt 3= bis 400000 Gulden bar Geld.“ Der Kaiser war tief erschüttert von diesem Bilde des Elends und entschloß sich, 18000 Reiter seines Heeres sogleich zu entlassen. Damit waren aber die Kurfürsten nicht zufrieden. Alle verlangten mit Ungestüm die Entlassung Wallensteins und seiner verwegenen Raubscharen. Besonders sprach Maximilian von Bayern, der, seit Wallenstein den Befehl führte, sehr zurückgesetzt wurde, für des Feldherrn Abdankung. Mit schwerem Herzen willigte endlich der Kaiser ein, denn er fürchtete den Wallenstein.

Dieser stand damals mit seinem Heere in Schwaben, um die Fürsten in Regensburg zu beobachten und nötigenfalls dem Kaiser zu Hilfe zu eilen. Da kamen die Gesandten und brachten ihm sein Urteil. Wider Erwarten blieb er ganz ruhig und versprach, Gehorsam zu leisten. Er wußte schon von allem und hatte, wie er vorgab, den Ausgang des Regensburger Kurfürstentages in den Sternen gelesen. Wegen seiner Entlassung schien er den Kaiser mehr zu bedauern, als zu hassen. Er schrieb selbst an ihn, dankte ihm für sein bisheriges Zutrauen und bat, er möchte ihm seine Gnade nicht gänzlich entziehen. Die Gesandten entließ er fürstlich beschenkt. Auch seinem Heere gab er bei der Entlassung große Geschenke, gleichsam als Handgeld für die Zukunft, wenn er dessen wieder bedürfen würde. Dann zog er sich, getröstet durch die Sterne, die ihm glänzendes Glück verhießen, mit ungeheuren Schätzen auf seine mährischen Güter zurück, wo er rachebrütend die Zeit erwartete, die ihn zu noch höheren Ehren rufen sollte. Seine Söldner

kehrten teils plündernd und raubend in ihre Heimat zurück, teils stießen sie zu dem kaiserlich-ligistischen Heere, dessen alleiniger Oberanführer jetzt wieder Tilly war.

6. Gustav Adolf, König von Schweden, in Deutschland.
(1630—1632.)

Nun, da die Fürsten unbedingt dem Kaiser gehorchten, schien die Sache der Protestanten verloren, und es wäre auch wieder der katholische Glaube in ganz Deutschland hergestellt worden, hätte sich jetzt nicht ein Mann erhoben, welcher dem bisherigen Lauf der Dinge eine ganz andere Wendung gab. Dieser Mann war Gustav Adolf, König von Schweden, einer der größten Helden seines Jahrhunderts, der ausgezeichnetste Fürst seiner Zeit. Die Gefahr, welche seinen Glaubensgenossen in Deutschland drohte, sah er als seine eigene an. Auch trug er schon seit mehreren Jahren einen bitteren Groll im Herzen gegen den Kaiser und dessen Feldherrn Wallenstein, von denen er mehr als einmal schwer beleidigt worden war. Ihn, als nahen Anverwandten des Hauses Mecklenburg, schmerzte es, daß seiner Schwester Söhne trotz seiner Fürbitte nicht wieder eingesetzt, seine Gesandten sogar schimpflich von Wallenstein zurückgewiesen worden waren. Als die Stadt Stralsund belagert ward und schwedische Truppen ihnen zu Hilfe kamen, hatte Wallenstein höhnend ausgerufen: „Wenn der Schneekönig selbst herüber kommt, so werde ich ihn mit Ruten nach Hause peitschen."

In dem Kriege, den Gustav Adolf mit den Polen führte, hatte er sich tapfere Krieger und Feldherren herangebildet. Tilly wußte seinen neuen Feind besser zu schätzen, als der Kaiser mit seinen Räten. Als der Kaiser in Regensburg die Nachricht von dem Anzuge des Schwedenkönigs empfing, sprach er zu Tilly: „Wir haben halt a Feindle mehr!" Dieser aber erwiderte ernsthaft: „Der König von Schweden ist ein Feind von ebenso vieler Klugheit als Tapferkeit, in der Blüte der Jahre, kräftig und abgehärtet. Er hat im Kriege siegen und durch Siege den Krieg zu führen gelernt. Sein Heer ist ein Ganzes, das er wie ein Roß mit dem Zügel regiert. Das ist ein Spieler, gegen welchen nicht verloren zu haben schon ein Gewinn ist."

Als Gustav alles zur Überfahrt nach Deutschland vorbereitet hatte, versammelte er die vier Stände seines Reichs. Es war am 21. Mai 1630, als er unter sie trat, um ihnen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Hier nahm er sein einziges Kind, sein vierjähriges Töchterlein Christina, auf den Arm, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Königin und ließ ihr den Eid der Treue schwören. Dann setzte er seinen getreuen Unterthanen mit bewegter Stimme auseinander, was ihn zu dem Kriege nötige. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Ich sage euch allen mein zärtliches Lebewohl; ich sage es vielleicht auf ewig." Dabei rannen dem Könige die Thränen aus den Augen, und in der Versammlung hörte man nichts als Schluchzen und Seufzen.

Mit einem kleinen, aber auserlesenen Heere (15 000 Mann), welches aus Liebe für seinen Feldherrn alles zu opfern bereit war, schiffte er sich

ein und landete zuerst an der pommerschen Küste, an der Mündung der Peene. Er war der erste, der ans Land stieg. Vor den Augen des ganzen Heeres knieete er auf deutscher Erde nieder, dankte Gott mit lauter Stimme für die glückliche Überfahrt und bat um des Himmels ferneren Segen. Allen umstehenden Offizieren kamen vor Rührung die Thränen in die Augen. Der König sah es. „Weinet nicht," sprach er, „meine Freunde, sondern betet fleißig! Je mehr ihr betet, desto mehr werdet ihr siegen. Oft gebetet, ist halb gesiegt. Der beste Christ ist immer der beste Soldat!" Während im Wallensteinischen Heere Laster aller Art im Schwange gingen, keiner aber nach Gott fragte, ließ Gustav Adolf jedes Regiment täglich zu Morgen- und Abendgottesdienst einen Kreis um den Feldprediger schließen und unter freiem Himmel seine Andacht halten. Fluchen, Spielen, Rauben und Zweikämpfe waren streng verboten. In allen Tugenden ging Gustav selbst den Seinigen als Muster voran. Seine reine lebendige Gottesfurcht gab ihm in den schwierigsten Lagen Mut und Besonnenheit, und seine Soldaten waren mit dem festen Vertrauen erfüllt, daß sie unter einem so frommen Könige siegen müßten.

Man hätte denken sollen, die protestantischen Fürsten würden ihn alle als ihren Retter mit offenen Armen empfangen haben; statt dessen aber erschraken die meisten vor seiner Ankunft und wollten sich mit dem Ausländer nicht verbinden, sei es aus Mutlosigkeit oder Furcht vor dem Kaiser, sei es aus Eifersucht gegen das fremde Bundeshaupt. Gustav trieb indessen die kaiserlichen Truppen in Pommern vor sich her und wandte sich dann an den Herzog Bogislav, einen überaus peinlichen, ängstlichen Mann, daß ihm dieser Stettin einräume, das sei zu seiner Sicherheit durchaus nötig. Aber davon wollte der Herzog nichts hören. Er kam selbst in Gustavs Lager und war außer sich vor Angst. Auf der einen Seite war Gustav mit einem schlagfertigen Heere und auf der andern die Furcht vor des Kaisers Zorn. „Ach!" rief er aus, als Gustav ungeduldig wurde, „soll ich denn in meinem Alter noch erleben, daß ich geächtet, mein Land verwüstet und einem andern gegeben und meine Residenz von Grund aus zerstört werde!" Gustav suchte ihn zu beruhigen und rief endlich: „Eilet, eilet, lieber Vetter! Hier ist Schnelligkeit nötig und glaubt mir, nicht jeder Zauderer ist ein Fabius!" — „Nun in Gottes Namen!" rief Bogislav halb in Verzweiflung aus, und die Schweden zogen ein.

Nicht besser ging es dem König von Schweden mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Georg Wilhelm, einem höchst unentschlossenen Manne. Dieser weigerte sich geradezu, einem fremden Fürsten seine Festungen Küstrin und Spandau anzuvertrauen, welche dieser zur Deckung seines Rückzuges von dem Kurfürsten verlangt hatte. Und doch hatte Gustav so große Eile; denn bereits wurde die Stadt Magdeburg von Tilly hart bedrängt und hatte Boten an den Schwedenkönig gesandt mit flehentlicher Bitte um Hilfe. „Drei Wochen nur haltet euch noch," ließ Gustav der Stadt sagen, „dann hoffe ich euch Hilfe zu bringen!" Einstweilen schickte er ihnen einen erfahrenen General zum Kommandanten, den braven von Falkenberg. Als nun

der Kurfürst von Brandenburg immer noch zögerte, geriet Gustav in den heftigsten Zorn. „Ihr Protestanten habt es einst vor Gott zu verantworten, daß ihr für das Evangelium nichts habt thun wollen. Ist Magdeburg verloren und bin ich nach Schweden zurückgegangen, so mögt ihr zusehen, wie ihr fertig werdet." Nun endlich räumte ihm der Kurfürst Spandau ein, und Gustav schickte sich an, bei Wittenberg über die Elbe zu gehen, um Magdeburg zu retten. Aber Wittenberg gehörte dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, einem kleinlich denkenden, dem Biertrunke ergebenen Manne, und dieser schlug ihm den Durchmarsch rund ab; denn — wie man laut sagte — seine Bierfässer galten ihm mehr, als das Wohl seiner Glaubensgenossen. Während Gustav noch unterhandeln mußte, traf die schreckliche Nachricht ein, daß Magdeburg von den Kaiserlichen erobert sei.

7. Die Zerstörung Magdeburgs (1631).

Die Stadt Magdeburg war dem Kaiser schon längst ein Dorn im Auge, denn unerschütterlich hielt sie am protestantischen Glauben fest und bildete eine Hauptstütze der Feinde des Kaisers. Da sie sich überdies geweigert hatte, kaiserliche Soldaten zu beherbergen, war sie in die Reichsacht erklärt worden, und Tilly sollte die Strafe an ihr vollziehen. Schon seit dem Dezember 1630 hatten die Kaiserlichen die fremde Stadt eingeschlossen und lebhaft bombardiert. Mehrmals schon hatte Tilly sie aufgefordert, sich zu ergeben; aber die Einwohner wiesen jede Aufforderung trotzig zurück und beschlossen, sich bis aufs äußerste zu wehren. War doch Gustav Adolf im Anzuge. Noch einmal schickte Tilly — es war im Mai 1631 — einen Trompeter in die Stadt; aber Falkenberg hielt diesen drei Tage lang zurück, um Zeit zu gewinnen. Indessen machte Tilly Anstalt, die Mauern mit Sturm zu nehmen, ehe Gustav herankäme. Am 9. Mai vormittags richtete er ein fürchterliches Feuer auf die Stadt; Bomben, Granaten und glühende Kugeln fielen wie ein Regen über die Häuser. Aber des Nachmittags hörte das Feuer plötzlich auf, selbst die Kanonen wurden aus den Batterieen zurückgeführt, und das bestärkte die Magdeburger in der Hoffnung, daß die Schweden nicht mehr fern seien. Die Nacht verging ruhig; da gingen morgens um 5 Uhr die ermüdeten Bürger und Soldaten, die seit Monaten nicht mehr ausgeschlafen hatten, in ihre Wohnungen, um auf ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen.

Um 7 Uhr aber donnerten plötzlich wieder die Kanonen, und von allen Seiten stürzten die Kaiserlichen, mit Sturmleitern versehen, auf die Wälle los. Die meisten Soldaten und Bürger waren noch im Schlaf, die wenigen Wachen wurden schnell überrumpelt, und Pappenheim war mit einem Heerhaufen bereits in der Stadt und öffnete ein Thor, als die armen Einwohner noch gar nicht wußten, was vorging. Falkenberg, sobald er den Kanonendonner hörte, warf sich mit so viel Kriegsvolk, als er in der Geschwindigkeit zusammenraffen konnte, den Eindringenden entgegen; aber eine Kugel streckte ihn zu Boden. Des Anführers Tod verbreitete Furcht und Schrecken unter den Bürgern. Bestürzt verließen sie die Mauern, um ihre Wohnungen

zu verteidigen. Von allen Seiten läuteten die Sturmglocken, die Trommeln wirbelten; in den Straßen wurde geschossen, gekämpft, aber die Bürger mußten der Übermacht des Feindes bald weichen und verriegelten sich in ihren Häusern. Doch die Thüren waren von den wilden Wallonen bald eingeschlagen; alles, was widerstehen wollte, ward niedergestochen. Die Väter wurden vor den Augen ihrer Kinder ermordet, die Frauen in den Armen ihrer Männer erwürgt, die Kinder vor den Augen ihrer Eltern an der Wand zerschmettert. Nicht einmal die schwachen Mädchen wurden verschont; manche, um der Mißhandlung zu entgehen, stürzten sich vor Angst aus den obern Fenstern auf das Straßenpflaster, andere suchten in den Wellen der Elbe Rettung. Alles Gold und Silber mußte den gierigen Soldaten ausgeliefert werden, und zum Dank dafür wurde der Überbringer niedergestoßen. Jetzt brachen auch die Kroaten, die wildesten und raubgierigsten unter allen, in die Stadt und hielten eine fürchterliche Nachlese. Zugleich brach an mehreren Stellen der Stadt Feuer aus, und der Sturmwind trieb die Flammen nach allen Richtungen; bald standen alle Straßen in lichter Lohe. In zehn Stunden war von einer der schönsten und reichsten Städte Deutschlands nichts mehr übrig als die Domkirche, ein Kloster und einige elende Fischerhütten; das übrige lag in Asche und Graus. Als nun ganze Straßen in Flammen standen und die Luft glühte, mußten sich die Würger eiligst zurückziehen; über Trümmer und Leichen und durch das strömende Blut nahmen sie ihren Rückzug ins Lager.

Über 20000 Leichen wurden teils begraben, teils in die Elbe geworfen. Erst am dritten Tage, als die Straßen von Schutt und Leichen etwas gereinigt waren, hielt Tilly seinen Einzug in die rauchenden, blutbespritzten Trümmer und sah nicht ohne Entsetzen den Greuel der Verwüstung. Zeitgenossen und zwar Protestanten sowohl als Katholiken erzählen einstimmig, der greise Krieger habe bei dem Anblick sogar geweint. Auch war der Untergang Magdeburgs für den Sieger selbst ein herber Verlust, denn die Stadt wäre ein vortrefflicher Waffenplatz und Stützpunkt an der Elbe gewesen. Man meldete ihm, daß im Dome noch 100 Einwohner sich befänden, die seit drei Tagen nichts gegessen hätten. Er schenkte ihnen das Leben und ließ Brot unter sie austeilen. Dann begab er sich selbst in die Kirche, um Gott für den Sieg zu danken. Der feurige Pappenheim, der in dem Untergange einer ketzerischen Stadt den gerechten Zorn des Himmels erblickte, schrieb mit inniger Selbstzufriedenheit an den Kurfürsten von Bayern: „Seit Trojas und Jerusalems Zerstörung ist kein ähnlicher Sieg erfochten worden!“ Aber noch in demselben Jahre war das Schicksal der Stadt schrecklich an dem Sieger gerächt.

8. **Die Schlacht bei Breitenfeld** (17. Sept. 1631).

Tilly wandte sich nun nach Sachsen, um den Kurfürsten wegen seines Bündnisses zu züchtigen, das er mit andern protestantischen Städten und Fürsten zur Sicherung der Selbständigkeit sowohl gegen Schweden als gegen Österreich geschlossen hatte, und das die Leipziger Konvention genannt wurde.

Tilly bemächtigte sich schnell der Städte Halle, Eisleben, Merseburg, Naumburg, Zeitz und Weißenfels und legte ihnen unerschwingliche Steuern auf. Nun bereute der Kurfürst, das Bündnis mit den Schweden nicht angenommen zu haben. Er schickte in aller Eile Gesandte zum König, die flehentlich um Hilfe und Freundschaft baten. Gustav empfing die Boten mit scheinbarer Kälte und gab den Bitten des Kurfürsten endlich nur unter der Bedingung nach, daß dieser ihm Wittenberg einräumte, einen dreimonatlichen Sold für seine Truppen zahlte, ihm seinen ältesten Sohn als Geisel schickte und alle seine schlechten Ratgeber zur Bestrafung auslieferte. Der geängstigte Kurfürst war zu allem bereit. „Nicht nur Wittenberg" — rief er — „sondern ganz Sachsen soll er zum Unterpfande haben; nicht nur einen Prinzen, sondern meine ganze Familie, ja mich selbst will ich als Geisel überliefern, und alle Verräter, die er mir anzeigt, sollen bestraft werden." Den König rührte die Angst und Verlegenheit des schwachen Mannes; er stand großmütig ab von seinen harten Forderungen. Nur auf einen Monat nahm er den Sold für seine Truppen an, mit denen ungesäumt das sächsische Heer vereinigt wurde.

Tilly hatte sich bereits der Stadt Leipzig bemächtigt, als das vereinigte Bundesheer gegen ihn auszog. Bei dem Dorfe Breitenfeld, nicht weit von Leipzig, stießen sie auf einander. Wohlweislich hatte Gustav die Sachsen auf den linken Flügel gestellt, denn er hatte zu ihrer Tapferkeit kein großes Vertrauen. Ein furchtbarer Kanonendonner begann, und Tilly warf sich mit stürmender Gewalt auf die Sachsen. Diese hielten nicht stand, ihre Glieder löſten sich, und bald lief alles auseinander. Der Kurfürst selber floh in solcher Eile, daß er seinen Hut verlor und erst nach mehreren Stunden in Eilenburg Halt machte, um sich durch einen Trunk Bier zu stärken. Desto wackerer hielten sich die Schweden. Siebenmal sprengte Pappenheim mit seiner Reiterei gegen den rechten Flügel an, und siebenmal ward er zurückgeschlagen. Eben so fruchtlos blieben die Versuche Tillys, als er von der Verfolgung der Sachsen zurückgekehrt war, die Reihen der schwedischen Schlachtordnung zu durchbrechen. Nun aber ließ Gustav vorrücken. Der schwedische General Horn durchbrach siegreich die Reihen der Feinde, während der König eine Anhöhe erstürmte, auf welcher der größte Teil des feindlichen Geschützes aufgestellt war; dieses ließ er sogleich in die Feinde spielen. Da wurde die Verwirrung und Flucht unter ihnen allgemein. Zum ersten Mal ward Tilly geschlagen und zwar vollständig. Fast wäre er gefangen oder getötet worden. Ein schwedischer Rittmeister, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, wollte ihn lebendig oder tot haben und griff den alten General wütend an. Schon war dieser von mehreren Schüssen gestreift, schon schlug der lange Fritz mit einer umgekehrten Pistole auf ihn los, faßte ihn beim Kragen und forderte ihn auf, sich zu ergeben — da kam ihm noch zu rechter Zeit ein Offizier zu Hilfe und zerschmetterte dem Rittmeister den Kopf. Die Niederlage Tillys war so groß, daß er zwei Tage darauf kaum 600 Mann beisammen hatte. Er flüchtete sich nach Halberstadt, wohin ihm Pappenheim mit 1400 Reitern folgte.

Gleich nach dem erfochtenen Siege kniete Gustav Adolf auf dem leichenerfüllten Schlachtfelde von Leipzig nieder und sprach mit gefaltet emporgehobenen Händen: „Dank dir, Gott! Dank dir, für deinen Sieg!" Durch diese entscheidende Schlacht veränderte sich sogleich das ganze Verhältnis. Dem Kaiser waren mit einem Schlage alle Vorteile eines zwölfjährigen Krieges entrissen. Die Unterdrückten aber erhoben wieder mutig ihr Haupt und schlossen sich an den Sieger an, den sie fast abgöttisch verehrten.

Am Tage nach der Schlacht fand sich auch der Kurfürst von Sachsen wieder ein, und der König war edel genug, ihn freundlich zu empfangen und ihm zu danken, daß er zu dieser Schlacht geraten habe. Er trug ihm auf, mit seinem Heere in Böhmen einzudringen, während er selbst durch die Rheingegenden nach Bayern ziehen wollte.

9. Folgen des Sieges.

Größere Macht über die Gemüter hat seit Luther wohl niemand geübt, als Gustav Adolf. Sein Weg durch Thüringen nach dem südlichen Deutschland glich einem ununterbrochenen Triumphzuge. In Frankfurt stieß auch der „Winterkönig" zu ihm, der sich unterdessen in Holland umhergetrieben hatte. Tilly zog soviel Streitkräfte als möglich zusammen, und als Gustav bei Rain über den Lech setzen wollte, stellte er sich ihm entgegen. Aber die tapferen Schweden erkämpften den Übergang, und der alte Tilly wurde durch eine Stückkugel am rechten Knie verwundet, so daß er nach Ingolstadt gebracht werden mußte, wo er nach 15 Tagen verschied. In ihm verlor der Kaiser einen großen Feldherrn und tüchtigen Kriegsmann, der zwar roh, aber doch ein Mann von gutem Schrot und Korn war, unerbittlich streng gegen sich selber lebte, gegen seine Soldaten aber fürsorglich und höchst freigebig war. Als ihn der Kaiser zum Reichsfürsten erheben wollte, verbat er sich die Ehre und schenkte dem Schreiber der Kanzlei 500 Thlr., damit dieser das Patent nicht ausfertige. Er war klein, aber von starkem Knochenbau. Zwischen seinen eingefallenen Wangen, seiner langen spitzigen Nase und seiner runzeligen Stirn sahen zwei große finstere Augen heraus. Sein graues borstiges Haar hing um den Kopf herum, den er mit einem spitzigen hochaufgestutzten Hute zu bedecken pflegte, von welchem eine rote Straußfeder nach hinten zu herabhing. Er trug ein grün atlassenes Kleid nach spanischem Schnitt mit aufgeschlitzten Ärmeln, weite Beinkleider von demselben Zeuge und aufgeschlitzte weite Stiefeln. In der Schlacht ritt er einen kleinen Grauschimmel. Vor der Schlacht bei Breitenfeld konnte sich Tilly rühmen, nie eine Schlacht verloren zu haben. Niemals hatte er einen Rausch und niemals Umgang mit liederlichen Weibsbildern. Er starb in seinem 73. Jahre.

Nachdem Gustav einen wiederholten Sturm gegen das feste Ingolstadt, in welches sich auch der Kurfürst von Bayern geflüchtet hatte, vergeblich unternommen, brach er nach München auf. Die Hauptstadt zitterte, und nur ihre freiwillige Unterwerfung konnte den Zorn des Siegers entwaffnen. Die Pracht des kurfürstlichen Schlosses setzte ihn in Erstaunen, und er fragte nach dem Namen des Baumeisters. Es ist kein anderer, als der Kurfürst selbst,

sagte man ihm. „Ich möchte ihn haben, diesen Baumeister“ — erwiderte der König — „um ihn nach Stockholm zu schicken.“ Als man das Zeughaus durchsuchte, fand man bloß Lafetten (hölzerne Gestelle) ohne Kanonen. Diese hatte man so künstlich unter dem Fußboden eingescharrt, daß sich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verräterei eines Arbeiters hätte man das Versteck nicht erfahren. Als die Dielen aufgehoben wurden, entdeckte man 140 große Kanonen. „Stehet auf von den Toten!“ sprach der König und nahm die willkommene Beute in Besitz. Das ganze Bayerland wurde furchtbar gebrandschatzt, das ganze deutsche Reich war der Macht des Schwedenkönigs verfallen.

10. Wallenstein tritt wieder auf.

Während dies alles geschah, hatte Wallenstein zurückgezogen von dem Weltgetümmel, doch wachsam wie ein lauernder Löwe, gelebt. Mit innerlicher Schadenfreude sah er den Wechsel der Dinge. Er nahm aber den Schein an, als bekümmerte er sich gar nicht mehr um das Kriegsspiel und lebe in seiner Stille und Verborgenheit höchst zufrieden. An seinem Hofe herrschte kaiserliche Pracht. Er ließ sich täglich von 60 Edelknaben, die in hellblauem Sammet mit Gold besetzt gekleidet waren, und von 20 Kammerherren, die zum Teil des Kaisers Dienst verlassen hatten, bedienen. Eine Leibwache von 50 Mann, mit Hellebarden bewaffnet, stand in seinem Schloßhofe. 300 auserlesene Pferde fraßen in seinen Ställen aus marmornen Krippen. Er gab die glänzendsten Feste und sah es gern, wenn seine Gäste es sich wohl schmecken ließen und fröhlich waren, während er selbst stets ernst und finster blieb. Er sprach wenig und beobachtete mit argwöhnischem Blicke die Anwesenden. Er war groß und stark gebaut und kleine, aber feurige Augen blickten unter seiner hohen Stirn stolz hervor. Gewöhnlich trug er einen Reitkoller von Elenhaut, eine rote Leibbinde und einen scharlachroten Mantel; auf dem Kopfe einen hochaufgestutzen Hut mit einer herabwallenden roten Straußfeder; an den Füßen große Stulpenstiefeln. Mit einem geheimen Grausen blickten die Wachen auf, wenn der finstere Mann so in nächtlicher Stille einsam über den Schloßhof daherwandelte, um die Sterne zu befragen.

In der bedrängten Lage, in welcher sich jetzt Kaiser Ferdinand befand, erinnerte er sich mit bitterer Reue seines entlassenen Feldherrn. Er schickte Gesandte an ihn, die seinen gekränkten Stolz versöhnen und ihn bewegen sollten, ein neues Heer zu werben. Wallenstein verbarg seinen Triumph und empfing den kaiserlichen Gesandten mit anscheinender Kälte. „Ich bin nicht gesonnen,“ war seine Antwort, „mir eine undankbare Arbeit aufzubürden; ich lebe als Privatmann recht vergnügt und wünsche meine Tage in Ruhe zu beschließen.“ Als aber die Gesandten mit den rührendsten Bitten und dringendsten Vorstellungen unablässig in ihn drangen, versprach er endlich, innerhalb dreier Monate ein Heer zu werben. Kaum war es ruchbar geworden, daß Wallenstein wieder ins Feld ziehen wollte, so strömten die Krieger scharenweise der alten bekannten Fahne wieder zu. Bauern verließen den

Pflug, Handwerker ihre Werkstatt, um auf leichterem Wege des Lebens wieder froh zu werden. Denn der Wallensteinische schwere Reiter erhielt neun Gulden monatlichen Sold, der leichte sechs, der Fußgänger vier Gulden, ohne die tägliche Kost an Fleisch, Brot, Bier und Wein. Wie wenige konnten so viel in jenen schweren Zeiten durch Arbeit verdienen! So löste Wallenstein sein Wort, in drei Monaten ein Heer von 30 000 Mann zu stellen. „Das Heer ist da, nun schickt einen Führer!" schrieb er nach Wien. Und noch einmal mußte der Kaiser, der wohl einsah, daß nur der Schöpfer des Heeres auch der Führer sein könnte, den stolzen Mann flehentlichst bitten, den Oberbefehl selbst zu übernehmen. Wallenstein verstand sich gern dazu, machte aber Bedingungen, wie sie wohl noch nie ein Unterthan seinem Landesherrn stellte. Dem Fürsten von Eggenberg, der als kaiserlicher Gesandter mit ihm unterhandelte, überreichte er schriftlich sein „letztes Wort":

„Der Herzog von Friedland wird Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien. Er erhält den Oberbefehl ohne allen Vorbehalt. Der Kaiser darf sich nie bei der Armee einfinden. Zur Gewißheit der ordentlichen Belohnung wird dem Herzog von Friedland ein österreichisches Erbland in bester Form zum Unterpfand verschrieben. Als außerordentliche Belohnung aber erhält er noch die Oberlehnsherrschaft über die Länder, die er noch erobern wird. Die Konfiskationen im Reiche, desgleichen die Begnadigungen hängen ganz allein von ihm ab. Im künftigen Frieden muß ihm Mecklenburg wieder zugesichert werden. Das nötige Geld zum Kriege wird ihm ausgezahlt, und im Notfalle müssen ihm alle kaiserlichen Erbländer offen stehen."

Eggenberg erblaßte. Solche Dinge fordern, hieß, den Kaiser geradezu vom Throne stoßen. Er sandte indes das Blatt nach Wien, und es ward von dem hartbedrängten Kaiser unterschrieben. Wallenstein vermehrte nun sein Heer auf 40 000 Mann, brach im April 1632 von Znaym in Mähren nach Prag auf, eroberte die Stadt mit Gewalt und jagte den Kurfürsten mit seinen Sachsen aus Böhmen heraus.

11. **Gustav und Wallenstein bei Nürnberg** (1632, Juli bis Sept.).

Da Wallenstein in Böhmen reine Bahn gemacht hatte, so wäre nichts billiger gewesen, als daß er sich mit seinem Heere nach Bayern gewendet hätte, um dem bedrängten Maximilian zu Hilfe zu kommen. Auch der Kaiser erwartete dies, und der Kurfürst lud ihn mit den dringendsten Bitten dazu ein. Dem rachsüchtigen Feldherrn war aber die Not seines ehemaligen Feindes auf dem Reichstage zu Regensburg recht lieb, und er ließ ihm sagen, jetzt dürfe er Böhmen von Truppen nicht entblößen, auch werde er den Krieg nach keines andern Sinn, sondern nach seinem eigenen führen. Maximilian, immer mehr von der Not gedrängt, sandte Kuriere über Kuriere von Regensburg nach Böhmen und erbot sich zuletzt, ohne Widerrede allen Befehlen Wallensteins sich unterwerfen zu wollen, wenn dieser sich nur jetzt mit ihm vereinige. Das ward endlich angenommen, allein Wallenstein bestimmte zu neuem Verdruß des Kurfürsten nicht Regensburg, sondern Eger

zum Vereinigungsplatz, weil man dem Feinde erst Nürnberg wegnehmen müßte. So unzufrieden der Bayer damit war, so zeigte sich doch bald der vermeintliche Eigensinn des Feldherrn als kluge Berechnung; denn kaum hatte Gustav den Marsch Wallensteins vernommen, als er eiligst Bayern verließ und noch früher als sein Gegner in Nürnberg ankam.

Gustav stellte den Senatoren der Stadt die bevorstehende Gefahr vor und fragte sie, ob sie ihn unterstützen wollten. Sie bewilligten ihm alles; einige tausend junge Bürger verstärkten sein Heer, und über 7000 Bauern und Soldaten umschlossen in wenig Tagen die Stadt dergestalt mit Schanzen und Gräben, daß das dahinter angelegte schwedische Lager unüberwindlich war. Bald darauf erschienen das vereinigte Wallensteinsche und bayerische Heer, besetzte die Höhen vor Nürnberg im Angesicht des schwedischen Lagers und verschanzte sich gleichfalls bis an die Zähne. Der König war damals noch schwach, und Maximilian hätte ihn so gern angegriffen, aber Wallenstein verhielt sich weislich ganz still. Er hoffte, die Schweden samt den Nürnbergern auszuhungern, allein in der Stadt war noch guter Vorrat.

Elf Wochen lagen die beiden Heere sich einander gegenüber und reizten sich wechselseitig durch kleine Scharmützel. Die Wallensteinschen zehrten die Gegend so fürchterlich aus, daß man zuletzt sieben Meilen weit nach Futter gehen mußte. Zu den Schweden stießen nach und nach beträchtliche Hilfsvölker, so daß Gustav zuletzt wieder 70 000 Mann stark ward. Mit einer so ungeheuren Menschenmenge den armen Nürnbergern länger zur Last zu fallen, schien ihm grausam, und da der Feind durchaus nicht Anstalt machte, die Berge zu verlassen, so brach ihm die Geduld, und er führte seine Truppen zum Sturm gegen die verschanzten Höhen. Das war ein tollkühnes Unternehmen. Wallenstein richtete seine Kanonen alle hinab, und unter einem mörderischen Feuer, in welchem kein Schuß vergeblich fiel, rückten die Schweden an. Schar auf Schar wurde niedergeschmettert; der tapfere Herzog Bernhard von Weimar, unter dessen Leibe schon mehrere Pferde erschossen worden waren, stellte dem Könige die Unmöglichkeit des Sieges vor, da aber kein Reden half, stürzte er wieder wie ein Verzweifelnder in das Feuer hinein. Seine fast sinnlose Kühnheit brachte ihn mit einem Teile seines Regiments glücklich auf den Berg hinauf, allein da man die Kanonen nicht nachziehen konnte und überdies die Dunkelheit einbrach, mußte er sich nach einem fürchterlichen Gemetzel wieder zurückziehen. Endlich ließ der König zum Abzug blasen, nachdem die fast übermenschliche Anstrengung fast zehn Stunden gedauert hatte und viele Tausende braver Krieger geopfert waren. Gustav erkannte nun selbst seine Unbesonnenheit und sagte beim Abendessen zum Pfalzgrafen Friedrich: „Wir haben einen Pagenstreich gemacht, Herr Vetter!“

Noch vierzehn Tage wartete er hierauf in seinem Lager, ob Wallenstein nicht, vom Hunger getrieben, herunterkommen werde; allein trotz dem bittersten Mangel blieb dieser unbeweglich auf seinem Berge sitzen. Da verließ Gustav selbst sein Lager und marschierte in bester Ordnung mit vollem Trommelschlag und hellem Trompetenklang vor dem Feinde vorüber, der

sich nicht rührte, sondern ihn ruhig hinziehen ließ. Als die Schweden fort waren, brach auch Wallenstein auf und zündete sein Lager an, das anderthalb Meilen im Umfang gehabt hatte.

12. Die Schlacht bei Lützen (16. Nov. 1632).

Wallenstein, anstatt die Schweden zu verfolgen, eilte nach Sachsen, um den Kurfürsten zu einem besonderen Frieden mit dem Kaiser zu zwingen und dann den geschwächten König im Rücken anzugreifen. In dieser Not schickte der Kurfürst Boten über Boten an den König und ließ ihn um die schleunigste Hilfe bitten. Augenblicklich brach auch Gustav, alle seine errungenen Vorteile in Bayern aufgebend, zur Hilfe seines Bundesgenossen nach Sachsen auf. In Erfurt umarmte er zum letzten Male seine geliebte Frau, die ihm von Schweden aus gefolgt war, sie sah ihn erst im Sarge wieder.

Auf seinem Zuge durch Sachsen ward Gustav von dem zuströmenden Volke mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Es drängte sich an ihn heran, warf sich vor seinem Retter auf die Kniee und suchte den Saum seines Kleides zu küssen, so daß der König, unwillig über diese abgöttische Verehrung, in die Worte ausbrach: „Ist es nicht, als ob mich dieses Volk zum Gotte machen wollte? Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels werde mich für dieses Gaukelspiel strafen, um diesen thörichten Menschen meine Sterblichkeit früh genug zu offenbaren!"

Bei Naumburg an der Saale bezog er ein verschanztes Lager. Wallenstein glaubte, der König würde wegen der vorgerückten Jahreszeit (es war schon im November) keinen Angriff mehr unternehmen, und schickte den Grafen von Pappenheim mit einer beträchtlichen Abteilung seines Heeres zur Eroberung der Moritzburg bei Halle; von da sollte er nach dem Rheine ziehen. Aber kaum hatte Gustav dieses vernommen, als er schnell seine Truppen zusammenzog und über Weißenfels nach Lützen, einem Städtchen nicht weit von Leipzig, eilte. Hier lagerte er sich am Abend des 15. November 1632 dem Wallensteinschen Heere gegenüber.

Als der neue Tag anbricht, welcher die blutige Entscheidung herbeiführen soll, bedeckt ein dichter Nebel die ganze Gegend. Im Dunkel ordnen die beiderseitigen Feldherren ihre Scharen. Der König sinkt betend auf die Kniee, mit ihm sein ganzes Heer; unter Begleitung der Feldmusik stimmen sie ein Lied zur Ehre Gottes an. Darauf besteigt Gustav sein Pferd, reitet durch die einzelnen Glieder und feuert mit kräftigem Zuspruch ihren Mut an. Auch Wallenstein fliegt auf seinem Streitrosse die Reihen auf und nieder, Belohnung dem Tapfern, Verderben dem Feigen verkündend. Gegen 11 Uhr dringt endlich die Sonne durch, und die beiden Heere stehen schlagfertig einander im Gesicht. Da giebt der König das Zeichen zum Angriff. Und mit dem lauten Kriegsgeschrei: „Gott mit uns!" stürmen die Schweden über die Landstraße an den von den Kaiserlichen besetzten Graben. Aber ein mörderisches Feuer streckt die Anstürmenden reihenweis zu Boden. Mit verzweifelter Tapferkeit streiten die Heere, und der Sieg schwankt hin und her. Zweimal dringen die Schweden siegreich über den Graben, erobern

die Kanonen und richten sie gegen den Feind; aber eben so oft werden sie blutig über den Graben zurückgeworfen. Endlich dringt ihr rechter Flügel, vom Könige selbst geführt, siegreich durch und treibt die Feinde fliehend vor sich her. Da erhält Gustav die Nachricht, sein linker Flügel wanke und sei bereits in Unordnung. Mit Blitzesschnelle eilt der König an den bedrohten Punkt; nur wenige können ihm folgen. Sein kurzes Gesicht bringt ihn zu nahe an den Feind; ein kaiserlicher Scharfschütze schlägt auf ihn an und zerschmettert ihm den linken Arm. Überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe bittet er den Herzog von Lauenburg, der hinter ihm reitet, ihn aus dem Getümmel zu führen. In demselben Augenblick erhält er einen zweiten Schuß in den Rücken und sinkt mit dem Seufzer: „Mein Gott! Mein Gott!" vom Pferde. Und über den Gefallenen setzen Freund und Feind. Wiehernd rennt des Königs Roß, seines Reiters beraubt und mit Blut übergossen, durch die Reihen der Schweden und bringt ihnen zuerst die schreckliche Kunde, daß ihr angebeteter Führer dahin sei. Da giebt die Wut ihnen neue Kraft. Wie grimmige Löwen dringen sie unter der Anführung des tapfern Herzogs von Weimar abermals in den Feind, stürzen alles vor sich nieder, erobern das Geschütz und richten es wiederum gegen die Kaiserlichen. Schon ist der Sieg für die Schweden entschieden; siehe, da erscheint plötzlich Pappenheim mit acht frischen Reiterregimentern von Halle her auf dem Kampfplatze, und die Schlacht beginnt von neuem. Voll blutiger Begierde, dem gehaßten Schwedenkönige selbst im Kampfe zu begegnen, stürzt er sich in das dichteste Schlachtgewühl. Schon hat er den einen Heerhaufen in die Flucht geschlagen, schon will er auf den zweiten los und den Sieg vollenden, da trifft eine Kugel und wieder eine Kugel des Tapfern Brust, und mit Gewalt müssen ihn die Seinigen aus dem Handgemenge ziehen. Jetzt erst erfährt er, daß auch der König gefallen ist, und sein Auge erheitert sich. „Meldet dem Herzoge von Friedland," — spricht er mit sterbender Stimme — „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist." Mit ihm schwindet auch der Mut seiner Reiter; bestürzt weichen sie zurück, und nur der dicht einfallende Abendnebel rettet sie vom gänzlichen Untergange. Unterdessen sind auch die Pappenheimschen Fußtruppen von Halle her auf dem Kampfplatze angelangt und leisten noch lange den hartnäckigsten Widerstand. Erst die einbrechende Nacht macht dem mörderischen Kampfe ein Ende.

Der Sieg bei Lützen wurde für einen Verlust der Sieger und für einen Gewinn der Überwundenen gehalten; denn der Tod des Königs war ein unersetzlicher Verlust für die Schweden. Erst am folgenden Tage fanden sie seinen Leichnam, kaum kenntlich vor Blut und Wunden, zertreten von den Hufen der Pferde und aller Kleider beraubt, unfern eines großen Steines, der seitdem der Schwedenstein genannt wird und jetzt neben einem neuen, mit einer Inschrift versehenen Denkmale mit Pappeln umpflanzt ist. Er wurde erst nach Weißenfels und von da weiter, von der trostlosen Gattin begleitet, nach Stockholm in die Gruft seiner Väter gebracht. Seine goldene

Kette und das blutige Koller, welches ihm von den Kroaten ausgezogen worden war, schickte Wallenstein dem Kaiser nach Wien, und beim Anblicke der Überreste soll dieser mit Thränen im Auge geäußert haben: „Gern hätte ich dir, großer Held, längeres Leben und fröhliche Rückkehr in dein Vaterland gegönnt, wenn nur Friede in Deutschland geworden wäre!“ Was des Königs letzter Plan war, — ob nur frommer Eifer für seine bedrängten Glaubensgenossen, oder vielmehr eitle Eroberungssucht ihn herüber geführt hatte — dieses Geheimnis ging mit ihm unter. Wie ein glänzendes Meteor war er am deutschen Himmel erschienen und verschwunden.

Obgleich Wallenstein nicht der Besiegte sein wollte, so leistete er doch auf Sachsen Verzicht und trat den Rückzug nach Böhmen an. Zu Prag hielt er strenges Gericht. Elf hohe Offiziere wurden nach dem Ausspruche des Kriegsgerichtes als Ausreißer vor dem Rathause öffentlich enthauptet, sieben andere zum Galgen geführt; die Namen von fünfzig Offizieren, die sich nicht mutig genug gezeigt hatten, an den Galgen geschlagen und die Fahne des Regiments, welches zuerst die Flucht ergriffen hatte, vom Nachrichter öffentlich verbrannt.

13. Wallensteins Ermordung am 25. Februar 1634.

Nach dem Tode Gustavs, welchem dreizehn Tage später auch der unglückliche Pfalzgraf Friedrich ins Grab folgte, übernahm der schwedische Kanzler Oxenstierna, ein Mann von vieler Einsicht und wohl vertraut mit den Plänen seines Königs, die Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland und handelte, da die Thronerbin Christina erst sieben Jahre alt war, unter Genehmigung der Reichsstände mit uneingeschränkter Vollmacht. Dem Herzog Bernhard von Weimar übertrug er den Oberbefehl des Heeres und suchte zu Heilbronn eine nähere Vereinigung der Protestanten zustande zu bringen. Allein es fehlte Gustavs Geist, der allein dem Ganzen Kraft und Einheit hätte geben können. Kleinliche Eifersucht hemmte von nun an alle größeren Unternehmungen. Der Kurfürst von Sachsen hielt es seiner unwürdig, von einem fremden Kanzler Befehle anzunehmen. Die schwedischen Feldherren Banner, Torstenson, Horn und Thurn wollten nicht unter dem Oberbefehle des Herzogs von Weimar stehen. Jeder handelte mit seinem Heere für sich, ohne den andern zu unterstützen oder Befehle von ihm anzunehmen. Bei diesem Zwiespalt wäre es für Wallenstein vielleicht ein leichtes gewesen, sie einzeln anzugreifen und zu vernichten; allein er verhielt sich eine geraume Zeit hindurch ganz ruhig in Böhmen und schien sich sogar über die Fortschritte der Schweden zu freuen. Denn es kränkte ihn tief, daß seine Feinde, die jeden seiner Schritte mit mißtrauischen Augen ausspähten und in denselben verräterische Absichten zu entdecken glaubten, ihn unaufhörlich als einen höchst verdächtigen Mann beim Kaiser anschwärzten und auf seine Absetzung drangen. Schon mit Gustav Adolf, hieß es, habe er einen höchst verdächtigen Briefwechsel gepflogen, und jetzt gehe sein Streben dahin, mit den Protestanten gemeinsame Sache zu machen und sich mit ihrer Hilfe zum Könige von Böhmen aufzuwerfen. Kein Wunder, wenn

der Kaiser endlich Verdacht gegen einen Mann schöpfte, dessen stolzer, hochfahrender Sinn ihm längst bekannt war, und wenn von der andern Seite Wallenstein nun mehr auf seine eigene Sicherheit bedacht war. Obschon man ihn solcher verräterischer Pläne durchaus nicht überführen konnte, so ist doch nicht zu leugnen, daß er selbst manche Veranlassung zum Verdachte wider sich gab. So stellte er den Grafen von Thurn, der die Unruhen in Böhmen angefangen hatte und von ihm in Schlesien gefangen genommen war, ohne Lösegeld wieder auf freien Fuß, anstatt ihn zur Bestrafung nach Wien abzuliefern. Der Herzog Bernhard von Weimar war dem Kurfürsten von Bayern ins Land gefallen. Umsonst erhielt Wallenstein Befehl, dem Bedrängten mit seinem Heere, das in Böhmen stand, zu Hilfe zu eilen. Der Kaiser mußte sieben Eilboten an ihn abschicken, ehe er sich in Bewegung setzte, und kaum war er bis zur Oberpfalz vorgerückt, so kehrte er plötzlich nach Böhmen zurück. Überhaupt schonte er in den zwei letzten Jahren seines Oberbefehls beständig den Feind, leistete mit ungeheuren Mitteln nur Geringes und drückte und ängstigte nur des Kaisers Länder mit des Kaisers Heer. Was von all diesem der Grund gewesen sein mag, ist nicht ausgemacht; seine Feinde und Nebenbuhler aber fanden hierin eine erwünschte Veranlassung, ihn bei Hofe als Verräter anzuschwärzen. Endlich wurde er auch vom Kaiser des Oberbefehls entsetzt, wenn auch noch nicht in die Acht erklärt. Nunmehr mußte er auf seine eigene Erhaltung bedacht sein. Er rechnete hierbei auf die Treue seiner Truppen; allein sie wurden ihm durch die heimlichen Anhänger des Kaisers entfremdet. Selbst Octavio Piccolomini, dessen Treue er und sein Freund Seni, welchen er immer um sich hatte, in den Sternen gelesen haben wollten, täuschte das Vertrauen, welches Wallenstein in ihn gesetzt hatte. Jener suchte alle Pläne seines Freundes und Gönners auszuspähen und sie heimlich beim Kaiser zu verdächtigen. Ein Versuch, den General in Pilsen gefangen zu nehmen, mißlang. Nun lag der Gedanke, ihn meuchlings aus dem Wege zu räumen, nahe, obschon der Kaiser dieses Äußerste nicht direkt anbefohlen hatte. Wallenstein war mit drei Regimentern nach Eger geeilt, um hinter den Mauern dieser Feste Schutz zu suchen. Hier aber ward er das Opfer des schwärzesten Verrates. Drei Obersten der Besatzung, der Irländer Leszlie und die beiden Schotten Butler und Gordon, die er selbst aus dem Staube erhoben hatte, stifteten eine heimliche Verschwörung gegen sein Leben an. Schon vor der Durchführung ihres blutigen Vorhabens gerieten die drei Ausländer über die Teilung seiner Häuser, Kostbarkeiten und Pferde in wütenden Zwiespalt gegeneinander.

Zuerst sollten des Herzogs Freunde aus dem Wege geräumt werden. Gordon lud daher Illo, Terczky (spr. Terschky), Kinsky und Neumann, Wallensteins treue Anhänger, auf den 24. Februar zu sich zum Abendessen in die Citadelle ein. Vorher aber weihten die Verschworenen die Hauptleute Geraldin, Deveroux, Macdonald, Birch und Pestalutz, meist Irländer und Schottländer, in ihr Geheimnis ein und bewogen sie, den Mord zu übernehmen.

Der verhängnisvolle Abend erschien, und mit ihm fanden sich die ge-

ladenen Gäste ein. Sie setzten sich mit Gordon, Butler und Leszlie fröhlich zu Tische und ließen sich guter Dinge sein. Plötzlich flog die Thüre des Speisesaals auf und Geraldin trat ein an der Spitze von sechs Dragonern, die mit Hellebarden bewaffnet waren, und rief: „Holla! wer ist gut kaiserlich?" „Hoch lebe Ferdinand!" riefen Gordon, Butler und Leszlie und traten auf die Seite. Nun fielen die Mörder über die Gäste her und hieben sie nieder. Draußen aber im Vorhofe standen noch vierundzwanzig andere Dragoner Geraldins, die unterdessen die Bedienten niedergemacht hatten, während die aufgezogene Zugbrücke hinderte, daß einer in das Schloß hinein oder hinaus konnte.

Darauf wurde die Zugbrücke niedergelassen, und die Verräter eilten in die Stadt. Hier herrschte die tiefste Stille. Keiner hatte die geringste Ahnung von jenem Blutbade. Jetzt sollte der Hauptschlag vollbracht werden. Leszlie übernahm es, die Straße, welche zu des Herzogs Wohnung am Markte führte, zu besetzen, um jeder Unruhe vorzubeugen. Butler, Geraldin und Deveroux aber begaben sich in aller Stille mit einem Haufen herzhafter Dragoner nach des Herzogs Wohnung selbst. Es war abends um eilf Uhr. Butler blieb an der Hausthür, Geraldin besetzte die Hausflur. Der Schotte Deveroux aber stürmte mit seinen Dragonern, jeder eine Hellebarde in der Faust, die Treppe hinauf. Ein Kammerdiener, der sie abhalten wollte, wurde im Vorzimmer niedergehauen; ein anderer entsprang mit dem Geschrei: „Rebellen! Rebellen!" Auf diesen Lärm erwachte Wallenstein und fuhr aus dem Bette auf. Aber in diesem Augenblicke wurde die Thüre seines Schlafgemachs gesprengt, und Deveroux stürzte mit seinen Dragonern hinein. Der Herzog stand am Fenster, wehrlos, unangekleidet, sowie er vom Lager aufgestanden war. „Bist du der Schelm!" — brüllte ihn Deveroux an — „der das kaiserliche Volk zum Feinde überführen und Seiner Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!" Wallenstein sprach kein Wort, sondern warf einen ernsten, kalten Blick auf den Bösewicht. „Du mußt sterben!" schrie Deveroux noch einmal. Da bewegte Wallenstein bloß die Lippen, hob die Arme gen Himmel, und in demselben Augenblicke erhielt er von Deveroux mit einer Hellebarde den Todesstoß in die Brust; der Leichnam wurde in einen Teppich gewickelt und nach der Citadelle gefahren, wo er zu den Leichen der übrigen Ermordeten gelegt wurde.

So endete Wallenstein, erst fünfzig Jahre alt, ein Mann, der bei manchen Fehlern, unter denen der Ehrgeiz nicht der geringste war, zu den außerordentlichsten Menschen aller Zeiten gehört. Die Verschworenen und ihre Helfer teilten sich in seine beträchtliche Barschaft. Sie bemächtigten sich auch aller seiner Papiere; es fand sich aber nicht ein einziges unter denselben, welches auch nur auf das entfernteste auf eine Verräterei gegen den Kaiser hindeutete.

Bis zum zweiten Tage blieb der Markt mit Soldaten und geladenen Kanonen besetzt, um des Herzogs Anhänger von jedem Versuche der Rache abzuschrecken. Aber keiner erhob sich für ihn, denn nur Sold und Beute

hatten die meisten an seine Fahnen gefesselt. Der Kaiser soll bei der Nachricht des traurigen Endes seines ihm als treulos geschilderten Generals viele Thränen vergossen haben.

14. Schlacht bei Nördlingen (am 7. Sept. 1634).

Nach Wallensteins Tode wurde der Sohn des Kaisers, der König Ferdinand von Ungarn, zum Oberfeldherrn ernannt und ihm der im Kriege erfahrene Graf Gallas beigesellt. Ferdinand war bei dem Heere sehr beliebt und rechtfertigte auch bald das Vertrauen, welches der Kaiser in ihn gesetzt hatte. Mit seinem durch spanische Truppen verstärkten Heere wandte er sich nach Bayern, um die Schweden aus demselben zu vertreiben. Seine erste glänzende Waffenthat war die Eroberung von Regensburg. Dann besetzte er die Oberpfalz und zog vor Nördlingen, um auch diese Stadt zu erobern. Gegen den Rat des erfahrenen Horn drang der junge, vor Kampflust glühende Herzog von Weimar auf eine Schlacht, um rasche Entscheidung herbeizuführen. Sie ward am 7. September 1634 geliefert und endete mit der völligen Niederlage der Schweden. Zwölftausend blieben auf dem Platze, viertausend wurden gefangen, unter ihnen Horn nebst drei andern schwedischen Generalen; dazu fiel alles Geschütz und alles Gepäck den Siegern in die Hände. Erst bei Frankfurt am Main konnte der Herzog von Weimar die kläglichen Trümmer seines Heeres sammeln.

Dieser glänzende Sieg bei Nördlingen war für die Katholiken, was vor drei Jahren gerade in demselben Moment und an demselben Tage der Sieg bei Breitenfeld für die Protestanten gewesen war. Noch trostloser wurde die Lage der Schweden, als jetzt der schon längst schwankende Kurfürst von Sachsen von ihnen abfiel und im Mai des folgenden Jahres zu Prag mit dem Kaiser Frieden schloß. Auch die übrigen Fürsten Deutschlands, mit Ausschluß von Hessen, verließen die Schweden und verglichen sich, der eine nach dem andern, mit dem Kaiser. Jetzt, wo die schwedische Macht fast vernichtet, wo alle feindlichen Parteien fast bis zur Ohnmacht erschöpft waren, sah alles mit Sehnsucht dem Ende eines Krieges entgegen, der beinahe ganz Deutschland zu einer Wüste gemacht hatte. Wer hätte denken sollen, daß unter solchen Umständen der Krieg noch vierzehn Jahre fortwüten würde! Frankreich war es, das die Flamme von neuem in unserem Vaterlande anfachte.

Schon lange hatte der staatskluge französische Minister, der Kardinal Richelieu, die Not Österreichs und Deutschlands mit tückischer Freude betrachtet; denn sein ganzes Streben ging dahin, die Übermacht desselben zu schwächen und sein Frankreich mit deutschen Provinzen zu vergrößern. Darum hatte er durch Geld und Versprechungen die Uneinigkeit unter den Deutschen sorgfältig zu unterhalten gesucht, damit sie sich einander schwächten und ihm so seine Eroberungspläne selbst beförderten. Zunächst war es auf das schöne Elsaß und die Rheinfestung Philippsburg abgesehen. Bisher hatte er die Schweden nur schwach unterstützt und die Unterstützung am Ende ganz eingezogen, als diese selbst ihm schon zu mächtig wurden. Bei dem neuen Glücks-

wechsel aber erneuerte er sogleich wieder das Bündnis mit denselben, versprach reichliche Unterstützung an Geld und Mannschaft und brachte es zugleich bei dem Könige von Polen dahin, daß der mit den Schweden abgelaufene Waffenstillstand noch auf sechsundzwanzig Jahre verlängert wurde, damit ihre ganze Kraft sich einzig gegen den Kaiser richten könnte. Endlich fand auch Frankreich selbst eine längst gesuchte Gelegenheit, öffentlich gegen Kaiser und Reich aufzutreten. Der Kurfürst von Trier hatte mit den Schweden den Vertrag abgeschlossen, sich aller Teilnahme am Kriege zu enthalten, und darauf eine französische Besatzung zum Schutze in seine Stadt genommen. Hierdurch beleidigt, ließ der König von Spanien, Philipp IV., seine Truppen von Luxemburg gegen Trier aufbrechen. Die Stadt ward erobert, die französische Besatzung niedergehauen und der Kurfürst gefangen fortgeführt. Sogleich erklärte der Minister Richelieu an Spanien den Krieg, welcher in den Niederlanden und in Italien eröffnet ward. Gegen Österreich aber, den Bundesgenossen Spaniens, zog ein französisches Heer ohne vorhergegangene Kriegserklärung.

Während der Herzog Bernhard von Weimar, von Frankreich unterstützt, am Rheine focht, rückten die Schweden aus Pommern, — so weit waren sie zurückgetrieben — und erfochten unter Anführung Banners und Wrangels einen glänzenden Sieg über das vereinigte österreichische und sächsische Heer bei Wittstock am 24. September 1636. Infolge dieses Sieges wurde ganz Thüringen und Hessen von den Kaiserlichen befreit und das Vertrauen der Protestanten zu den schwedischen Waffen von neuem belebt. Das unglückliche Sachsen mußte jetzt für sein Bündnis mit dem Kaiser tief die Rache der Sieger fühlen. Der Kaiser erlebte das Ende dieses Krieges nicht. Er starb zu Wien am 15. Februar 1637, und sein Sohn Ferdinand III. ward Erbe wie des Thrones, so des Krieges.

15. Ferdinand III. (von 1637—1657).

Ferdinand III. war neunundzwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg, und regierte zwanzig Jahre. Während der ersten Hälfte seiner Regierung hatte er noch immerfort mit den Greueln eines Krieges aus Kriegen zu kämpfen. Wie früher der böhmisch-pfälzische den dänischen und dieser den schwedischen Krieg erzeugte, so hatte jetzt Gustav Adolfs Verschwinden und das Nördlinger Siegesglück auch noch einen französischen herbeigeführt. Wegen Religionsfreiheit war der Krieg angefangen; im Fortgange desselben aber trat die Religion immer mehr in den Hintergrund und selbstsüchtige Zwecke einzelner Fürsten an ihre Stelle. Darum verliert auch im Fortgange der Zeit dieser Krieg immer mehr von dem Interesse, welches er früher darbot. Frankreich trachtete nur nach deutschen Besitzungen am Rheine, Schweden wollte sein Gebiet an der Ostsee erweitern. Bei den deutschen Fürsten trat sichtbar das Streben nach völliger Unabhängigkeit hervor; darum unterstützten sie die Ausländer. Unser unglückliches Vaterland glich einer großen Beute, in welche sich inländische Fürsten mit auswärtigen zu teilen strebten.

Der Herzog von Weimar focht gegen die Kaiserlichen im Elsaß, in der Absicht, sich selbst zum Herrn dieses Landes zu machen. Er war in seinem Unternehmen sehr glücklich, schlug die Kaiserlichen bei Rheinfelden und Breisach und belagerte diese Festung. Ein österreichisches Heer, das zum Entsatze heranzog, wurde geschlagen, die Stadt selber am 3. Dezember 1638 erobert. Seit dieser Eroberung schwand aber das gute Vernehmen zwischen Richelieu und Bernhard. Jener hatte gehofft, der Herzog würde ihm die wichtige Festung Breisach, welche der Schlüssel Frankreichs zu Deutschland war, übergeben; allein dieser wies alle fremden Anträge und Versprechungen von sich; denn er hatte vor, die Stadt zu seinem eroberten Elsaß zu schlagen. Aber der Tod vereitelte die Pläne seiner Ehrsucht. Er starb plötzlich am 18. Juli 1639 zu Neuburg am Rhein, in einem Alter von vierunddreißig Jahren, wahrscheinlich von den Franzosen vergiftet. Diese nahmen sogleich des verstorbenen Herzogs Heer in ihren Sold und ließen Elsaß für sich besetzen, so daß es jetzt klar genug am Tage lag, was Frankreichs eigentlicher Zweck bei der Unterstützung Bernhards gewesen war.

Nach so vielen Drangsalen dieses endlosen Krieges wurde die Sehnsucht nach Frieden in Deutschland immer lauter. Der Kaiser berief deshalb im Jahre 1640 einen Reichstag nach Regensburg, zunächst, um die deutschen Fürsten zu bewegen, sich von den Ausländern loszusagen und mit gemeinsamen Kräften die übermütigen Franzosen und Schweden aus dem Reiche zu vertreiben. Kaum hatte der General Banner die Absicht des Kaisers erfahren, als er mit seinem durch französische Truppen verstärkten Heere nach Regensburg eilte, um den Kaiser nebst allen dort versammelten Fürsten zu überrumpeln. Allein dieser kecke Versuch mißlang; wegen des eingetretenen Tauwetters mußte er es bei einer Kanonade bewenden lassen. Er starb nicht lange nachher, am 10. Mai 1641.

Nach Banners Tode kam Torstenson mit Geld und frischen Truppen aus Schweden. Von zartester Kindheit an war er als Edelknabe um Gustav Adolf gewesen, unter welchem er auch das furchtbare Kriegshandwerk erlernt hatte. Obschon er im besten Mannesalter sehr an der Gicht litt, so machte er dennoch die beschwerlichsten Winterfeldzüge mit reißender Schnelligkeit und erteilte vom Tragsessel oder aus der Sänfte seine Befehle. Von Lüneburg aus zog er durch Brandenburg nach Schlesien, eroberte Großglogau und schlug am 31. Mai 1642 bei Schweidnitz die Kaiserlichen unter dem Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, einst General der Schweden und, wie viele ihn offen beschuldigen, Meuchelmörder Gustav Adolfs. Dann drangen die Schweden in Mähren ein, eroberten Olmütz und streiften nun keck, das feste Brünn zur Seite lassend, bis tief in Österreich, ja sechs Reiter wagten sich bis an die Wiener Donaubrücken; sie wurden aber gefangen und in die Stadt gebracht, wo sie durch ihre sonderbare Tracht, Haltung und Sprache der zusammengelaufenen Menge ein seltsames Schauspiel gewährten. Bei der sichtbaren Gefahr der Kaiserstadt eilte schnell das österreichische Heer unter Piccolomini und dem Erzherzog Leopold herbei und drängte die Schweden nach Sachsen zurück. Bei Breitenfeld aber, wo Gustav Adolfs Siegesfeld

über Tilly, gewann Torstenson am 2. November 1642 einen glänzenden Sieg über die Kaiserlichen, rückte infolge dessen neuerdings in Mähren ein und forderte auch Ragoczy, den Fürsten von Siebenbürgen auf, ihm die Hand zu bieten und die Pforte zum Bruch zu mahnen. Torstensons Riesenplan war, gerade auf Wien loszugehen und dem Kaiser in seiner eigenen Hauptstadt den Frieden vorzuschreiben. Aber dieser Plan ward ihm bald vereitelt.

Die Schweden hatten nämlich einen neuen Feind erhalten an den Dänen, die das Waffenglück ihrer Grenznachbarn schon längst mit neidischen Augen angesehen und sich jetzt mit dem Kaiser verbündet hatten. Gleich einem Spaziergange machte Torstenson den Zug aus Mähren nach Holstein und Jütland bis an die Ostseeküsten und überschwemmte das ganze Land mit seinen Scharen. Dann wandte er sich zurück gegen den kaiserlichen Feldherrn Gallas, der ihm gefolgt war, und trieb ihn von der Ostsee wieder über die Elbe ins böhmische Gebirge hinein. Bei Jankowitz aber trat ihm ein neues kaiserliches Heer unter den Generalen Hatzfeld und Götz entgegen. Dort kam es am 6. März 1645 zu einer blutigen Schlacht, die ganz zum Nachteile der Österreicher ausfiel. Götz und mehrere Generale wurden geschlagen, Hatzfeld aber mit einer bedeutenden Heersäule und allem Geschütz und Gepäck gefangen. Die Trümmer des Heeres warfen sich in wilder Flucht nach Prag, das der Kaiser sogleich verließ, über Regensburg nach Wien eilend. Der erste Schrecken übertraf jenen von Tillys Niederlage bei Leipzig. Prag ward nur gerettet, weil Torstensons stolzer Sinn auf Wien selbst gerichtet war. Acht Tage nach der Schlacht stand er schon an der Donau und bedrohte die Hauptstadt. Die kaiserliche Familie, die Schatzkammer, das Archiv wurde nach Graz gebracht. Der Kaiser aber beschloß, gleich seinem Vater, in Wien das Äußerste zu erwarten, und traf die nötigen Verteidigungsanstalten. Torstenson hatte darauf gerechnet, der Fürst von Siebenbürgen werde sich jetzt mit ihm verbinden; aber dieser wollte, Torstenson sollte ihm vor allem Ungarn erobern; bis ihm dies nicht genügend verbürgt sei, werde er sich nicht von der Stelle bewegen. Das vom Kaiser erhaltene Geld bewog ihn zum Rückzug. Der Schwede ward endlich ungeduldig, brach unversehens von Wien auf und beschloß, zuerst den in seinem Rücken gelassenen Waffenplatz Brünn zu nehmen, und dann nach der Donau zurückzukehren. Die Festung verteidigte sich aber auf das hartnäckigste, so daß Torstenson nach mehreren vergeblichen Stürmen mit ungeheurem Verluste die Belagerung aufgeben mußte. Mißmutig zog er sich nach Böhmen zurück und legte den Oberbefehl nieder, welchen jetzt Wrangel übernahm.

Bereits waren zwei Waffengefährten des Kaisers vom Kampfplatze getreten. Im Jahre 1645 hatte der hartbedrängte König von Dänemark Frieden mit den Schweden geschlossen; zwei Wochen später war auch der Kurfürst von Sachsen, dessen Land rein ausgesogen war, einen Waffenstillstand eingegangen. Der Kurfürst von Bayern folgte diesem Beispiele, und der Kaiser stand jetzt allein einem überlegenen Feinde gegenüber. Er selbst stellte sich, da sein Feldherr Gallas eben gestorben war, an die Spitze des

Heeres und hemmte die Fortschritte der Schweden. Bald ließ auch der Kurfürst von Bayern seine Truppen wieder zu den Kaiserlichen stoßen, und Wrangel mußte sich aus Böhmen nach den Rheingegenden zurückziehen. Dort vereinigte er sich mit dem berühmten französischen General Türenne, und beide zogen unter schrecklichen Verwüstungen durch das unglückliche Bayern. Wrangel drang bis an den Bodensee vor und nahm Bregenz, während der schwedische General Königsmark die kleine Seite von Prag am 25. Juli 1648 eroberte. Schon sollte die Hauptstadt selbst bestürmt werden; da endlich, nach so namenlosen Leiden und Drangsalen, erscholl plötzlich, wie eine Stimme vom Himmel, der Ruf — Friede! In Prag hatte der unselige Krieg begonnen, in Prag erlosch auch die verheerende Flamme.

16. Der westfälische Friede (1648).

Schon im Jahre 1641 waren die beiden westfälischen Städte Münster und Osnabrück zu den Orten ausersehen, wo die Gesandten der kriegführenden Mächte den längst ersehnten Frieden unterhandeln sollten, aber erst im Jahre 1643 nahmen die eigentlichen Unterhandlungen ihren Anfang und zwar mit den Katholiken zu Münster, mit den Protestanten zu Osnabrück. Der päpstliche Nuntius und der Botschafter von Venedig, als Vermittler beider, hatten ihren Sitz in Münster. Der kaiserliche Gesandte, Graf von Trautmannsdorf, leitete vorzüglich die Geschäfte. Bei den einzelnen Unterhandlungen stellten sich unermeßliche Schwierigkeiten ein, indem jeder Teil nur gewinnen, keiner verlieren wollte, und mehr als einmal drohten die Unterhandlungen sich wieder zu zerschlagen. Insbesondere machten die Ausländer, die Franzosen zu Münster und die Schweden zu Osnabrück, übermäßige Forderungen, wie dieses vorauszusehen war. Während die Gesandten unterhandelten und durch gegenseitige Überlistungen und Täuschungen aller Art die Verhältnisse auf das äußerste verwickelten, fochten die Heere fort, und die Siege und die Niederlagen hemmten oder förderten die Unterhandlungen der Gesandten. Die Unterhandlungen wurden absichtlich in die Länge gezogen, weil die kriegführenden Mächte von einem Tage zum andern hofften, daß das Glück der Waffen sich zu ihrem Vorteil wenden würde, so daß alsdann ihre Gesandten mit größeren Forderungen auftreten könnten. Erst im Jahre 1648 kam durch die Thätigkeit des biederen Grafen von Trautmannsdorf, der überall mit Kraft und Offenheit zu Werke ging, der Friede glücklich zustande. Die Hauptpunkte desselben sind folgende:

Die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz vom deutschen Reiche und der Niederlande von Spanien wurden förmlich anerkannt.

Frankreich erhielt das schöne Elsaß, soweit es österreichisch war, den Sundgau, die Festungen Breisach und Philippsburg, auch mußten mehrere Festungen am Rheine geschleift werden, so daß Frankreich nun ein offenes Thor nach Deutschland bekam. Zuerst erhielt es die Bestätigung seiner völligen Landeshoheit über die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun.

Schweden bekam Vorpommern, die Insel Rügen, nebst der Festung Stettin, die mecklenburgische Stadt Wismar und die sekularisierten oder weltlich gemachten Bistümer Bremen und Verden, außerdem Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage. Als Kriegskosten wurden demselben fünf Millionen Thaler zugesichert. Bis diese Summe von dem erschöpften Deutschland aufgebracht war, hielten die Schweden die Festungen besetzt.

Brandenburg bekam die Stifter Minden, Halberstadt, Kamin und Magdeburg.

Hessenkassel hatte im Laufe des Krieges nichts verloren, gleichwohl erhielt es für seine treue Anhänglichkeit an Schweden die Abtei Hersfeld nebst 1 800 000 Mark, welche Münster, Paderborn, Mainz, Köln und Fulda aufbringen mußten.

Mecklenburg bekam, wegen des abgetretenen Wismar, die Bistümer Schwerin und Ratzeburg als Fürstentümer.

Bayern erhielt die Oberpfalz nebst der Kurwürde; den übrigen Teil der Pfalz aber, die Unter- oder Rheinpfalz, erhielt der Sohn des geächteten Friedrich V. zurück, nebst der neu errichteten achten Kurfürstenstelle.

Den sämtlichen deutschen Fürsten wurde die längst geübte Landeshoheit nun auch gesetzmäßig zugesprochen, wohin auch das Recht gehörte, Bündnisse unter sich und mit auswärtigen Mächten zu schließen, insofern sie nicht dem Reiche zu Schaden wären.

In Hinsicht der Religionsangelegenheiten wurden den Lutherischen und Reformierten gleiche Rechte mit den Katholiken eingeräumt und zugleich festgesetzt, daß sie alle Kirchen und Kirchengüter behalten sollten, die sie seit dem Jahre 1624 besaßen. Dieses Jahr bekam deshalb den Namen Normal- oder Bestimmungsjahr. Somit war das frühere Restitutionsedikt hierdurch stillschweigend von selbst aufgehoben.

Der Friede mit Schweden zu Osnabrück wurde am 8. August, mit Frankreich zu Münster am 17. September geschlossen, beide Friedensschlüsse aber erst am 24. Oktober bekannt gemacht. Das Schmählichste für uns Deutsche war, daß die Ausländer, Schweden und Franzosen, auch noch die Gewährleistung unserer Reichsverfassung und der Friedensbedingungen übernahmen, und daß wir die übermütigen Fremdlinge so lange beherbergen und ernähren mußten, bis alle Bedingungen auf das genaueste erfüllt waren.

So endete der dreißigjährige Krieg, der unglücklichste und schmachvollste, den Deutschland je geführt hat. Unser sonst so blühendes Vaterland bot jetzt einen erschütternden Anblick dar. Tausende von Flecken, Dörfern und Städten lagen nieder in Schutt und Asche, und heimatlos irrten die unglücklichen Bewohner umher. Die reiche Fabrik- und Handelsstadt Augsburg, die vor dem Kriege nahezu 100 000 Einwohner hatte, zählte nach dem Kriege nur noch 6000. Die fruchtbare gesegnete Rheinpfalz hatte nur noch den funfzigsten Teil ihrer Bevölkerung. In Böhmen und Mähren waren, außer vielen Städten und Flecken, über 1000 Dörfer also verschwunden, daß man die Stätte vieler gar nicht mehr zu bezeichnen weiß. Ganze Gegenden, einstens Sitze des regsten und fröhlichsten Lebens, waren in schaurige, menschen-

leere Wüsten verwandelt. Felder lagen unangebaut, Handel und Gewerbe stockten, Bildungsanstalten verwilderten oder hörten ganz auf, da sie aller Pflege entbehrten, die einzig auf die Ausrüstung der Heere verwendet wurde. Dagegen vermehrten sich in den wüst gewordenen Gegenden die wilden Tiere und drangen bis in die Städte. Fast die Hälfte der Einwohner Deutschlands war untergegangen; pestartige Krankheiten, Hungersnot und Verzweiflung wüteten unter denen, welche dem Racheschwerte der Feinde entronnen waren. Dazu hatte die ungeheure Not und der stete Anblick des allgemeinen Jammers die Herzen der Menschen gar sehr verwildert. Nirgends war Sicherheit, überall wimmelte es von Räubern und Mordgesindel. Und was ließ sich von der während des Krieges in Druck und Elend, in beständiger Angst und Not wild aufgewachsenen Jugend erwarten, die des Friedens schöne Segnungen nicht kannte!

Von so vielen Greueln konnte sich unser unglückliches Vaterland nur allmählich erholen, und bloß dem Biedersinn des deutschen Volkes und seiner Fürsten ist es zuzuschreiben, daß es sich schneller erholte, als man hätte erwarten sollen.

Sechster Abschnitt.

Unumschränkte Könige.

I. Ludwig XIV. (1643—1715).

1. Frankreich und Deutschland.

Die traurigen Folgen des dreißigjährigen Krieges, der die Kraft des deutschen Reiches in seiner Wurzel gelähmt hatte, zeigten sich auf erschreckende Weise, als in Frankreich ein Alleinherrscher den Thron bestieg, der, eben so herrschsüchtig als stolz, es darauf anlegte, alle Nachbarmächte zu demütigen und von Frankreich abhängig zu machen. Ludwig wurde schon als sechsjähriges Kind zum Könige von Frankreich gekrönt, seine Mutter aber führte bis zu seiner Großjährigkeit die Regentschaft. Schon in seinem vierzehnten Jahre erklärte sich Ludwig im Parlament für mündig und selbstregierend und begann nun eine Regierung, die allerdings zu den glänzendsten gehört in der ganzen französischen Geschichte, die aber auch das arme Volk von Grund aus ruinierte. Denn es begannen nun Kriege auf Kriege, welche die besten Kräfte des durch Handel und Gewerbfleiß so blühenden Frankreichs aufzehrten.

Durch die Minister Richelieu und Mazarin war die Selbständigkeit des Adels gebrochen; die Parlamente, welche die Steuern ausschrieben und bewilligten, mußten thun, was der König wollte. Einst, da sich noch einmal die Parlamentsräte ermannten, den übertriebenen Forderungen der Krone zu widersprechen, ritt der junge Ludwig, der in St. Germain eben zur Jagd sich anschickte, spornstreichs nach Paris, trat im Jagdkleide und mit der Reitpeitsche in der Hand in die Versammlung und donnerte die Herren Abgeordneten so an, daß sie demütig alles bewilligten, was man verlangte. Der Wille des einzigen war das Gesetz für alle; als man bei dem Könige einst von der Rücksicht auf den Staat sprach, antwortete er frech: „Der Staat — das bin ich!"*) Kein Wunder, wenn Ludwig so große Macht bekam, daß Kaiser und Könige sich vor ihm beugten, denn es kostete ihm nur ein Wort, und ganze Heere standen ihm zu Befehl.

*) Sollte, wie neuerdings angenommen wird, das Wort nicht so gesprochen worden sein: so bezeichnet es doch sehr treffend Ludwigs Denk- und Handlungsweise.

Ganz anders war es in Deutschland, diesem Rumpfe mit hundert Köpfen, wo jeder kleine Fürst und Herzog einen König vorstellen, niemand dem Kaiser folgen und für das Reich etwas thun wollte. Selbst einige reiche Fabrik- und Handelsstädte versuchten es, sich zu der Unabhängigkeit der alten Reichsstädte zu erheben. Münster, Erfurt, Braunschweig und Magdeburg waren es namentlich, die sich weigerten, den Fürsten, in deren Gebiet sie lagen, Abgaben zu entrichten und Besatzungen von ihnen einzunehmen. Mit bewaffneter Hand mußten sie erst dazu gezwungen werden. Des Kaisers vornehmster Ratgeber, Fürst von Lobkowitz, stand in französischem Solde, und die drei geistlichen Kurfürsten von Köln, Mainz und Trier wollten sogar dem König Ludwig ihre Stimme geben, daß dieser zum Kaiser von Deutschland erwählt würde. Die Protestanten widersprachen aber dem kräftig und blieben dem Hause Österreich treu.

2. Der Kurfürst von Brandenburg gegen Ludwig.

Ludwig XIV. hatte im Jahre 1672 auf höchst ungerechte Weise die vereinigten Niederlande angegriffen, und die deutschen Fürsten am Rhein waren verblendet genug, ihm ihre Hilfe zu leihen. Die armen Niederländer kamen in die größte Gefahr, von der französischen Übermacht überwältigt zu werden, und riefen vergebens ihre Nachbarn um Hilfe an. Nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, für seine westfälischen Länder fürchtend, wagte es, mit der Aussicht auf gute Hilfsgelder, die ihm die Holländer versprochen hatten, nicht bloß mit seinem ganzen Heere aufzubrechen, sondern auch den Kaiser zum Beitritt zu bewegen. Aber wie bitter mußte er das bereuen! Er wußte nicht, daß des Kaisers Minister, Fürst von Lobkowitz, in französischem Solde stand, und dem General Montecuculi, der wirklich mit 17000 Mann kaiserlicher Truppen abging, geheimen Befehl erteilt hatte, sich mit den Franzosen durchaus in kein Gefecht einzulassen. Voll froher Hoffnung, mit deutscher Tapferkeit den französischen Räubereien in Holland ein Ende zu machen, vereinigte er sich mit dem österreichischen Feldherrn zu Halberstadt und drang darauf gerade nach Westfalen, dem dort plündernden Türenne die Spitze zu bieten. Aber Montecuculi bewies dem Kurfürsten mit mancherlei Gründen, wie weit vorteilhafter es wäre, sich nach der Mosel zu wenden, um dort den Franzosen alle Zufuhr abzuschneiden und sich mit den Holländern im Lüttichschen zu vereinigen, wodurch die Franzosen genötigt würden, Westfalen und die Niederlande von selbst zu verlassen. Friedrich Wilhelm wich bescheiden der Autorität des größeren Kriegshelden und folgte ihm unverdrossen auf einem weiten Umwege durch das Hessische und über Koblenz, und da Trier, Mainz und die Pfalz aus Furcht vor den Franzosen den Durchmarsch nicht gestatten wollten, noch weiter herunter. Als man endlich über den Rhein hätte setzen können, weigerte Montecuculi sich dessen schlechterdings unter dem Vorwand, daß man nun den Generalen Türenne und Condé nicht mehr gewachsen sei. Das durch so viele nutzlose Märsche sehr entkräftete Heer zog hierauf wieder zurück nach Hessen und über den Westerwald nach Westfalen in die Winter-

quartiere, aus denen aber der Hunger und die feindlichen Angriffe des Bischofs von Münster, der es mit den Franzosen hielt, es bald über die Weser zurücktrieben. So ward ein schönes Heer, das einen ganzen Sommer und Herbst vergebens herumgeführt war, durch die Treulosigkeit eines einzigen Verräters zu Grunde gerichtet!

Der Kurfürst, schändlich betrogen, hatte nicht nur ein Heer eingebüßt, sondern erhielt auch nun die versprochenen Hilfsgelder von Holland nicht, ja er mußte es geschehen lassen, daß die Franzosen seine westfälischen Länder nicht bloß barbarisch ausplünderten, sondern ihm auch die Festungen Wesel und Rees wegnahmen. Mit schweren Opfern mußte er den Frieden (zu Vossem unweit Löwen 1673) von den Franzosen erkaufen. „Möge dereinst aus meinen Gebeinen ein Rächer erstehen!“ — sagte er, die bessere Zukunft vorahnend, bei der Unterzeichnung des Vertrags.

3. Eroberungskrieg gegen Deutschland.

Ludwig XIV. hatte dieser deutschen Uneinigkeit lachend zugesehen und erlaubte sich jetzt die übermütigsten Neckereien. Deutsche Kaufmannsgüter auf dem Rhein wurden ohne Umstände weggenommen, die Rheinbrücke bei Straßburg wurde abgebrannt, das Triersche und Kölnische auf wiederholten Durchzügen schrecklich verwüstet, und zehn Reichsstädte im Elsaß, die das Reich im westfälischen Frieden sich ausdrücklich vorbehalten hatte, wurden ohne Umstände unter französische Botmäßigkeit gebracht. Und das alles geschah mitten im Frieden. Aber Ludwig wollte mit Fleiß den Kaiser Leopold reizen, um noch ganz Lothringen an sich reißen zu können und wieder einen Frieden wie den westfälischen zu schließen.

Was Ludwig XIV. durch seine Schikanen beabsichtigt hatte, geschah. Der Kaiser konnte nicht länger mit Ehren schweigen, und nach vielen vergeblichen Beschwerden erfolgte 1673 die Kriegserklärung. Im August brach Montecuculi mit 33000 Mann aus der Oberpfalz nach dem Main auf. Türenne kam ihm schon entgegen, denn es verstand sich, daß das arme Deutschland wie immer der Schauplatz der Verheerung sein mußte. Bei Ochsenfurt in Franken trafen die Heere zusammen, und es gelang dem österreichischen Feldherrn, die Franzosen so in die Enge zu treiben, daß er leicht das ganze feindliche Heer hätte aufreiben können, wenn — er nicht von dem verräterischen Lobkowitz geheimen Befehl gehabt hätte, durchaus kein Treffen zu liefern. Türenne entkam glücklich nach Philippsburg und hinterließ auf seinem Zuge durch die Pfalz die gräßlichsten Spuren französischer Kriegswut. Nachdem er seinen Vorteil ersehen — denn er war ein trefflicher Kriegskünstler — schlug er die Deutschen bei Holzheim. Das schöne Rheinland mußte die Uneinigkeit des Reiches hart büßen. Auf des französischen Kriegsministers Louvois Befehl wurden in der Pfalz Städte und Dörfer bis auf den Grund niedergebrannt, die Menschen wie das liebe Vieh fortgetrieben und der ganze Grenzstrich zwischen Deutschland und Frankreich zur Wüste gemacht.

Friedrich Wilhelm war schon mit 20000 Mann unterwegs gewesen,

um den Österreichern zu Hilfe zu eilen, aber diese hatten die Ehre des Siegs allein haben wollen und voreilig losgeschlagen.

4. Der große Kurfürst bei Fehrbellin (1675).

Auch diesmal sollte der große Kurfürst für seinen Patriotismus am schwersten büßen. Ludwig XIV. trat mit den Schweden in ein Bündnis und bewog sie, über die Grenze zu setzen und dem Kurfürsten ins Land zu fallen. Im Dezember 1674, während dieser mit seinem Heere in Franken lag, rückten die Schweden unter dem Feldmarschall Wrangel in Pommern ein und in die Mark Brandenburg und erpreßten die größten Kriegssteuern in beiden Provinzen. Ludwig triumphierte; er glaubte nun das herrlichste Mittel gefunden zu haben, das Reichsheer zu trennen. Allein er irrte sich. Friedrich Wilhelm schrieb seinem Statthalter in der Mark, die Schweden würden ihn durch ihren Einbruch nicht zur Untreue gegen seine Bundesgenossen reizen; er bedauerte das Schicksal seiner Unterthanen, indessen möchten sie geduldig ausharren, bis er ihnen mit seiner ganzen Macht zu Hilfe kommen könnte. Er reiste hierauf mitten im Winter selbst nach dem Haag, um sich mit den Niederländern zu verständigen, versuchte auch die Höfe von Wien und Kopenhagen zum Kampf gegen Schweden zu bewegen; aber beide versagten ihm ihre Hilfe. Auch auf dem Reichstage zu Regensburg bemühte er sich vergebens um einen Bundesgenossen. So mußte er sich also selber genug sein. Mit seinen in den Winterquartieren wohl ausgeruhten Brandenburgern brach er zu Anfang des Junius 1675 plötzlich auf, eilte mit schnellen Märschen nach Magdeburg, ging bei Nacht über die Elbe und stand vor Rathenow, da man ihn noch tief in Franken glaubte. Schrecklich war die Überraschung der in Rathenow befindlichen Schweden, als sie plötzlich von allen Seiten sich angegriffen sahen. Die meisten wurden niedergehauen, die andern wollten nach Havelberg flüchten, wo Wrangels Hauptquartier war. Auch die in Brandenburg und der Umgegend liegenden Schweden brachen dahin auf, aber der Kurfürst ließ ihnen durch vorangeschickte Reiter alle Brücken abbrechen. Der Prinz von Hessen-Homburg sollte mit 1500 Reitern den 11000 Mann starken Feind zum Stehen bringen, aber nicht eher losschlagen, bis der Kurfürst selber nachgekommen sei. Bei Fehrbellin machen die Schweden Halt und nehmen eine gute Stellung ein. Prinz Homburg, von seinem Mute verleitet, greift an, wird aber bald gänzlich umzingelt. Der Kurfürst mit seinen 4200 Reitern und 13 Geschützen — ihr kriegserfahrner Führer war der zum Feldmarschall emporgestiegene Georg Derfflinger — ist noch eine Meile entfernt. Nun geht alles im Sturmlauf vor. Schnell übersieht der Kurfürst die Stellung, postiert auf einem noch unbesetzten Hügel sein Geschütz, und dieses donnert in den Feind. Die Schweden dringen wütend gegen den Hügel und das Brandenburger Geschütz, schon schwanken einige Scharen, als der Kurfürst herbeieilt, sich selbst an die Spitze etlicher Schwadronen stellt, die keine Offiziere mehr haben. „Mut!“ ruft er, „ich, euer Fürst, nun euer Hauptmann, will siegen oder ritterlich mit euch sterben!“ An seiner Seite wird sein tapfrer Stallmeister Froben

von einer schwedischen Stückkugel niedergestreckt; er aber stürmt unaufhaltsam vorwärts. Da werfen die kräftigen brandenburgischen Arme die Feinde auf allen Seiten, und Wrangel nimmt seinen Rückzug nach Fehrbellin. Alles Geschütz und Gepäck wird eine Beute der Sieger.

Es war eine denkwürdige Schlacht; die erste, welche die Brandenburger allein und über einen Feind gewannen, der seither noch im Glauben der Unbesiegbarkeit stand. Selbst Montecuculi ließ zu Ehren des Sieges dreimal feuern. Von der Beute gab der Kurfürst 2000 Wagen und unzählig Vieh dem schwer mitgenommenen Landvolk. In Berlin mit Jubel empfangen, hielt Friedrich Wilhelm vor allem einen Dankgottesdienst, wozu er den Text angab Jerem. XX, 11: „Der Herr ist bei mir wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen!" Den Glückwünschenden sagte er: „Es ist Gottes Wille, der hat es gethan!"

5. Die Rëunionen Ludwigs.

Dem tapferen Kurfürsten hatte indes seine Tapferkeit zunächst nicht viel geholfen, denn als es zum Frieden von Nymwegen kam, mußte der Kaiser den Schweden alles lassen, die Franche-Komté (Freigrafschaft Burgund), die früher als kaiserliches Lehen zu Deutschland gehört hatte, wurde Frankreich einverleibt, auch die Festung Freiburg ihm abgetreten. Die deutschen Fürsten wurden gar nicht gefragt, und Friedrich Wilhelm allein konnte nicht mehr widerstreben; er mußte das kaum eroberte Schwedisch-Pommern wieder herausgeben.

Mit den eroberten deutschen Länderstrecken waren die Franzosen noch lüsterner geworden, es schmeckte nach mehr. Ludwig versuchte seine Eroberungen im Frieden fortzusetzen, und ein Parlamentsrat zu Metz, Roland de Ravaulx, gab ein Mittel an, wie der große König mit Ehren zum Besitz des ganzen linken Rheinufers, ja aller Ufer in der Welt gelangen könne. Er stellte nämlich dem Kriegsminister L o u v o i s vor, welchen Gebrauch man von dem in den letzten Friedensverträgen vorkommenden Ausdruck: Die und die Städte sollten an Frankreich „m i t a l l e n i h r e n D e p e n d e n z e n" abgetreten werden — machen könnte. Man dürfe nämlich nur in der Geschichte nachschauen, welche Länder, Städte und Dörfer e h e m a l s zu dem und dem Gebiete gehört hätten, so würde man sicher finden, daß immer eins mit dem andern zusammengehangen habe. Louvois hielt auf den ersten Anblick der Sache den Menschen für unklug; indessen je mehr er den Vorschlag überlegte, desto sinnreicher erschien er ihm, als er bedachte, daß man dem zerrissenen Deutschland alle Schmach ungestraft anthun könnte. So legte er denn dem Könige den Vorschlag vor, dem es ganz recht war, das ganze linke Rheinufer ohne Schwertstreich zu erlangen.

Die Sache ward in bester Form Rechtens eingeleitet. Vier „ehrwürdige" Gerichtshöfe wurden eingesetzt zu Metz und Besançon, dann zu Dornick und Breisach unter dem Namen der „Rëunionskammern" (1680), und diese untersuchten nun, was zu den im westfälischen und Nymwegener Frieden den Franzosen abgetretenen Länderteilen i r g e n d e i n m a l gehört hatte,

mithin jetzt damit rëuniert, d. i. wieder vereinigt werden müsse. Man kann denken, was diese Herren jetzt für Entdeckungen in der Geschichte machten; sie sprachen gegen 600 Städte, Dörfer und Schlösser ihrem Könige zu. Dieser ließ sogleich die Besitzer vorladen, um dem neuen Landesherrn den Huldigungseid zu leisten, und als sie nicht erschienen, wurden sie ihres Eigentums verlustig erklärt. Umsonst schrie alles laut auf. Ludwig war Ankläger, Zeuge, Richter, Vollstrecker — alles in einer Person; ja der freche Louvois bewies die Gerechtigkeit des Raubes damit, daß man ja Gerichtshöfe dafür niedergesetzt habe. Die Verletzten klagten beim deutschen Reichstag; aber dieser hatte über rote und grüne Sessionsstühle und über die Rechtschreibung des Namens Kurfürst sich zu streiten. Endlich vereinigte man sich zu einer Zusammenkunft in Frankfurt, wohin auch Ludwig Gesandte zu schicken versprach. Während aber dort die deutschen Abgeordneten stritten, wie man nach Rang und Würde sitzen sollte, nahm Ludwig Straßburg und Casale, die Schlüssel zu Deutschland und Italien, ließ in Straßburg die Bürger sogleich entwaffnen, den Dom den Katholiken übergeben und die Stadt stark befestigen. Der deutsche, im Herzen aber französisch gesinnte Bischof Fürstenberg empfing den König im Dome mit den Worten: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Heiland gesehen!“ So ward die Stadt schmählich dem deutschen Reiche entrissen, von welcher Karl V. zu sagen pflegte: „Wenn der Türke vor Wien und der Franzose vor Straßburg stände, würde ich erst dem bedrohten Straßburg beispringen!“

6. Die Belagerung Wiens durch die Türken (1683).

Bald sollte auch, so hatte Ludwig gehofft, der andere Schlüssel zum deutschen Reiche, das Bollwerk im Osten — die kaiserliche Residenzstadt Wien — fallen. Ludwig, der in seinen Anschlägen zu Deutschlands Verderben unermüdlich war, hatte die Türken zum Angriff gegen Kaiser Leopold aufgehetzt. Von Aufgang und von Niedergang wollte er zu gleicher Zeit, hier durch seine eigenen Waffen, dort durch die des Erbfeindes der Christenheit, Deutschland zermalmen, er, welcher wie zum Spott den Titel „allerchristlichster König“ trug. Sein tieferer Plan war, dann plötzlich im vollen Glanze seiner Macht aufzutreten und seinen Sohn zum deutschen Kaiser krönen zu lassen. Deshalb lagen seine Gesandten in Konstantinopel dem Sultan Mohammed II. immerfort an, den Kaiser mit Krieg zu überziehen; des Kaisers eigene Schuld aber öffnete dem Verderben Thor und Thür.

Dies kam also: Leopold hatte der jesuitischen Partei volle Gewalt gegeben, den evangelischen Glauben in dem freiheitsstolzen Ungarn auszurotten, und alle, welche dort an jenem Glauben hielten, sollten auf alle erdenkliche Weise bedrückt und zum Katholizismus zurückgebracht werden. Deutsche Truppen wurden ins Land gelegt, um jede Empörung niederzuhalten; aber die Ungarn erhoben sich für ihre gerechte Sache, und ein kühner Mann, Emmerich Tököly, trat an ihre Spitze, um Gewalt durch Gewalt zu vertreiben. Bald stand ganz Ungarn in Aufruhr, und Ludwig schürte den-

selben schadenfroh durch seine Gesandten. Tököly aber warf sich den Türken in die Arme, um sich die ungarische Königskrone als türkischer Vasall aufs Haupt setzen zu können. Da führte der Großwesir Kara Mustapha im Jahre 1683 ein Heer von 200 000 Türken durch Ungarn gerade gegen Wien und dachte für gewiß, es zu erobern und zu seiner Hauptstadt zu machen. Der Hof floh über Hals und Kopf nach Linz, verfolgt von den lauten Verwünschungen der Unterthanen, die mit Recht alles Unheil der schlechten Regierung und der Schwäche des Kaisers zuschrieben. Auch viele Einwohner Wiens suchten ihr Heil in der Flucht.

Doch die deutsche Treue und der ritterliche Sinn des trefflichen Polenkönigs Sobiesky machten alles wieder gut. Der fränkische und schwäbische Kreis und die Kurfürsten von Bayern und Sachsen hatten dem Kaiser Hilfstruppen gesandt; Johann Georg III., der sächsische Kurfürst, war sogar persönlich mit ins Feld gerückt. Und was guten Erfolg verhieß, der Oberbefehl über die verbündeten deutschen Truppen lag in den Händen des Herzogs Karl von Lothringen, eines der größten Feldherren seiner Zeit. Bevor aber dieser alle seine Truppen beisammen hatte und stark genug war, um es mit dem gewaltigen Feinde aufnehmen zu können, hatte Kara Mustapha längst die Hauptstadt Wien eingeschlossen und belagerte sie mit allem Ingrimm und aller Wut. Die Wälle und Mauern der Stadt hielten schlechten Stand. Die Türken drangen mit Laufgräben und Minen immer näher heran. Was von der Bürgerschaft die Waffen tragen konnte, bewaffnete sich, mit Einschluß der Bürgerwehr war die Besatzung 22 000 Mann stark. Angeführt von dem heldenmütigen Grafen Rüdiger von Stahremberg, kämpften sie wie die Löwen, das Blut floß in Strömen, denn Kara Mustapha führte immer neue Scharen ins Treffen; er hatte bei dem Propheten geschworen, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen. Unablässig donnerten die türkischen Kanonen, die Straßen Wiens waren mit Leichen und halbverhungerten Menschen erfüllt; es ward am 10. September durch eine Mine die Burgbastei in die Luft gesprengt, und der wackere Stahremberg eilte auf den Stephansturm, um als Zeichen der äußersten Not eine Rakete steigen zu lassen. Da sehen die Wiener auf der Spitze des Leopoldberges eine rote Fahne flattern, es steigen Raketen auf, und die Rettung ist nahe!

Das verbündete Heer zieht von der Höhe des Kalenberges herab, Johann Sobiesky, der König von Polen, ist mit 12 000 Reitern und 3000 Fußgängern im Heere des Herzogs von Lothringen erschienen, und dieser rückt nun zum Entsatze heran. Fünf Kanonenschüsse geben das Zeichen zur Schlacht. Jeder Hohlweg, jeder Schutthaufen wird von den Türken mit aller Todesverachtung verteidigt; die Polen auf dem linken Flügel, Herzog Karl auf dem rechten, drängen unaufhaltsam vor, die von neuem begeistertem Mut ergriffenen Wiener brechen aus ihren Mauern hervor; — allein noch immer schwankt der Sieg, denn Kara Mustapha wütet wie ein Verzweifelter, daß ihm die sichere Beute entrissen werden soll, er läßt in seine eigenen weichenden Scharen einhauen, zugleich aber auch von den gefangenen Christen, die als Sklaven fortgeführt werden sollten, 30 000 niedermetzeln. Aber

der christlichen Tapferkeit vermögen die Moslems nicht zu widerstehen, um 6 Uhr abends ist der Sieg entschieden, die Türken stürzen in wilder Flucht davon, nach Raab zu, ihr ganzes Lager mit allen seinen Schätzen den Siegern überlassend. Dreihundertsiebzig Kanonen, die Kriegskasse mit mehr als zwei Millionen Thalern und das prächtige Zelt des Großwesirs, allein zu 400 000 Thalern geschätzt, fällt den frohlockenden Siegern in die Hände.

Innige Gebete des Dankes sendet das erlöste Volk zum Himmel. Die Namen Johann Sobieski, Karl von Lothringen und Rüdiger von Stahremberg sind in aller Munde, und sie leben noch fort in der dankbaren Nachwelt. Nach zwei Tagen kam der Kaiser Leopold von Linz zurück, aber das Volk schaute nicht auf ihn, sondern auf den edlen Sobieski von Polen. — Die Nachricht von dem Entsatze Wiens war Ludwig XIV. so empfindlich, daß er sich drei Tage lang eingeschlossen haben soll. Er hatte die Türken mit Geld, mit Offizieren, Ingenieurs unterstützt, ihnen auch einen Belagerungsplan für Wien ausfertigen lassen und so sicher auf die Eroberung der Hauptstadt gerechnet, daß er schon der Zeit entgegensah, in welcher das geängstigte Deutschland seine Hände nach ihm ausstreckte. Dann wollte er Vermittler sein und so seinem Sohne den Weg zu der langersehnten Kaiserkrone bahnen. Alle diese glänzenden Aussichten waren nun mit einem Male zerstört.

7. Ludwigs Mordbrennereien in der Pfalz.

Nachdem Kurfürst Karl II. von der Pfalz am 26. Mai 1685 in Heidelberg gestorben war, ohne einen Thronerben zu hinterlassen, und nun nach dem Hausgesetze Herzog Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg die Kurfürstenwürde hätte erlangen sollen, beeilte sich Ludwig XIV., dies schöne Rhein- und Neckarland an sich zu bringen unter dem Vorwande, daß die Frau seines Bruders, des Herzogs Philipp von Orleans, Elisabeth Charlotte, des verstorbenen Kurfürsten Schwester sei.

Am 24. Sept. 1688 erklärte Ludwig den Krieg an Deutschland, und alsbald drangen französische Heere gegen den Rhein vor. In kurzer Zeit waren die Pfalz, Baden und Württemberg von den übermütigen Franzosen überschwemmt, deren Befehlshaber, als willige Henkersknechte des Despoten, entbrannt von Raub- und Mordsucht, keine Schonung kannten; hatte doch ihr Gebieter kurz und deutlich den Befehl erteilt, man solle die Pfalz verbrennen.

Kaiserslautern erlag zuerst nach viertägiger blutiger Gegenwehr, dann folgte Dürkheim, Alzey, Kreuznach und Oppenheim. Während der Marquis Bouflers die alte Reichsstadt Worms bezwang, marschierte General v. Hüxelles auf Neustadt und Speier los. Ein vorausgesandter Offizier suchte die Bürger der schönen Bischofsstadt Speier durch Vorspiegelungen zu beruhigen. Seine Botschaft lautete: Wenn sich die Stadt gutwillig unter den Schutz des Königs stellte und die anrückenden Kriegsscharen zur Verpflegung aufnähme, so sollten alle ihre Freiheiten und Gerechtsame geachtet sein und den Bürgern kein Leid widerfahren; widrigenfalls werde man Gewalt brauchen.

Die zitternde Stadt ergab sich, öffnete am 28. Sept. 1688 den Franzosen die Thore und erhielt schwere Einquartierung. Bald genug erkannten die Bürger, was der große König beabsichtigte. Ludwig XIV. hatte befohlen, die Mauern und Türme, der Stadt uralten Schutz und Stolz, niederzureißen; zu dieser entehrenden Arbeit wurden die Einwohner selber gezwungen. Dann mußte das städtische Archiv (in 138 Mehlfässern) nach Straßburg, alles Geschütz der Stadt nach Landau geschafft werden. Den Winter blieben die Franzosen in der Stadt; als der Frühling 1689 gekommen, schickten sie sich zum Abzug an, doch nicht um nun Speier freizugeben, sondern — zum Dank für die Gutwilligkeit der Bewohner — um die Stadt einzuäschern. Am 28. Mai erklärte Monclar: sein König habe befohlen, die ganze Stadt mit allen Häusern, Kirchen und Klöstern niederzubrennen; man möge alle fahrende Habe fortschaffen, oder was nicht fortgebracht werden könne, in den Dom flüchten, den man verschonen wolle.

Am dritten Pfingsttage zogen die Franzosen ab, und alsbald wurden die Feuerbrände in die Häuser geschleudert; vom Sturme angefacht stiegen die Glutsäulen empor, auch der altehrwürdige Kaiserdom wurde von den Flammen ergriffen, und alle Kostbarkeiten, die man in seine Räume geflüchtet, gingen verloren. Selbst die Kaisergruft schreckte die Vandalen nicht zurück. Begierig nach dem Gold- und Silberschmucke erbrachen sie die Särge; sie rissen die Leiche des Kaisers Albrecht heraus und streuten die Gebeine umher. Gleiches Schicksal hatte die Kaiserin Beatrix, die Wohlthäterin des Doms. Die Sonne des 2. Juni schien auf die rauchenden Trümmer von 3 Stiften, 5 Klöstern, 8 Pfarrkirchen, 12 Kapellen, 14 Zunftstuben, 29 städtischen (öffentlichen) Gebäuden und 788 Bürgerwohnungen herab.

Im selben Jahre und dann noch einmal 1693 erging über das unglückliche Heidelberg die Wut dieser Mordbrenner. Kaum — so erzählt der rheinische Antiquarius — waren die Franzosen in der Stadt, so fingen die Soldaten schon an, die Bürger jämmerlich niederzuhauen, zu Boden zu stoßen, zu prügeln, nackend auszuziehen und greulich zu plagen. Die, welche sich in das Schloß flüchteten und nicht gleich hineinkamen, wurden auf der Stelle niedergehauen. „An vielen, ohnedem halbtoten Leuten verübten diese abendländischen Türken solche Grausamkeiten und Mutwillen, die keine Feder zu beschreiben imstande ist.“ Nachdem die Stadt von fünf Regimentern geplündert worden war, steckte man sie in Brand, und innerhalb zehn Stunden war sie in einen Stein- und Aschenhaufen verwandelt. Die noch übrigen elenden Bewohner wurden nach Heilbronn geleitet.

Während solches in der Stadt geschah, erging es dem schönen prachtvollen Schlosse nicht besser. Der östliche Turm wurde von Melac gesprengt und dann in den herrlichen Bau die Brandfackel gelegt. Wilde Horden stürzten in die fürstlichen Säle und warfen die Schätze, welche durch viele Menschenalter hindurch von den Pfalzgrafen hier aufgehäuft waren, auf die Höfe hinaus. Da wurde manches Kunstwerk zertrümmert. Dann begannen die Mordbrenner im Hofe zwischen den geraubten Gütern, zwischen Leichen, Rüststücken und Kostbarkeiten aller Art ein viehisches Gelag und berauschten

sich in den edlen Weinen des kurfürstlichen Kellers, während knisternd die Flammen aus den Fenstern des Schlosses hervorbrachen und prasselnd die Balken zusammenstürzten.

Die edle deutsche Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, die als französische Prinzessin sich nimmer an die französische Gleisnerei hatte gewöhnen können und die Liebe zu ihrer deutschen Heimat tief im Herzen bewahrte, weinte Tag und Nacht, als sie die Greuel erfuhr, die an ihrer Vaterstadt Heidelberg verübt wurden. Der allerchristlichste König Ludwig aber ließ zum Andenken an die Heldenthaten seiner Soldaten eine Münze schlagen, welche das brennende Schloß von Heidelberg zeigt mit der Umschrift:

Rex dixit et factum est!
Der König gebot und es geschah!

8. Prinz Eugen, der edle Ritter.

Nachdem also Ludwig von den Niederlanden und dem deutschen Reiche Länderstücke abgerissen und die Rheinprovinzen in eine Wüste verwandelt, nachdem seine Feldherren Sieg auf Sieg gegen das verbündete Holland, England, Spanien und Österreich erfochten hatten, da, als sein Stolz und seine Macht auf ihrem Gipfel stand: da war auch sein Fall am nächsten. Ein Franzose von Geburt sollte die Unbill, welche Kaiser und Reich von dem französischen Tyrannen erlitten hatten, rächen.

Eugen war der jüngste von fünf Söhnen des Eugen Moritz, Titulargrafen von Soissons, aus einer Seitenlinie der Herzöge von Savoyen, und wurde 1663 zu Paris geboren. Wegen seines schwächlichen Körpers ward der Kleine zum geistlichen Stande bestimmt, lernte auch früh mit großem Eifer griechisch und lateinisch, und Ludwig XIV., der ihn zuweilen sah, nannte ihn scherzweise nur das „Äbtchen“. Aber den Jüngling ekelte die Theologie an, und von allen Büchern, die in seine Hände kamen, las er keine lieber, als die alten Geschichtschreiber, besonders solche, welche die Kriegsthaten großer Helden beschrieben. Da sein Vater früh starb, wurde seine Mutter genötigt, den Hof zu verlassen und in den Niederlanden ihren Witwensitz aufzuschlagen. Ihre älteren Söhne hatten bereits Regimenter; auch Eugen erbat sich eins, aber der König, der ihn wegen seiner Kleinheit verachtete, fand den Einfall wunderlich und ließ ihm sagen, er möchte nur Geistlicher werden.

Eugen war im zwanzigsten Jahr, als die Nachricht von dem neu ausgebrochenen Türkenkriege erscholl. Mehrere mißvergnügte Offiziere benutzten diese Gelegenheit, in österreichische Dienste zu treten, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen; Kaiser Leopold empfing sie mit Freuden. Der junge Eugen kämpfte so wacker bei dem Entsatz durch Sobiesky, daß ihn der Kaiser mit einem Dragonerregiment belohnte. Doch veranlaßte seine schwächliche Figur und sein grauer Mantel, in dem er öfters auszureiten pflegte, die kaiserlichen Soldaten noch lange zu dem Scherze, der kleine Kapuziner werde wohl nicht vielen Türken den Bart ausraufen.

Aber der Held wußte sich bald mehr Ansehen zu verschaffen. In den

Türkenkriegen, die er mitmachte, ging er dem kriegserfahrenen Prinzen Ludwig von Baden und dem noch berühmteren Herzog von Lothringen (Karl V.) nicht von der Seite, beobachtete alle ihre Pläne und richtete ihre schwierigsten Aufträge aus, so daß Herzog Karl, als er mit ihm nach Wien zurückkehrte, ihn dem Kaiser mit den Worten vorstellte: „In diesem jungen Helden blüht der erste Feldherr seines Jahrhunderts auf." Und dieses Wort ging in Erfüllung. In wenigen Jahren hatte sich Eugen bis zum Generalfeldmarschall emporgeschwungen und die besten Feldherren Ludwigs XIV. aus dem Felde geschlagen, so daß sich der stolze König alle Mühe gab, den so gefährlichen Feind wieder auszusöhnen. Er ließ ihm die Statthalterschaft der Champagne, die Würde eines Marschalls von Frankreich und eine jährliche Pension von 2000 Louisdor anbieten. Aber der Prinz betrachtete mit Recht das Land, das ihn so liebreich aufgenommen, als sein wahres Vaterland und sagte dem französischen Gesandten: „Antworten Sie Ihrem Könige, daß ich kaiserlicher Feldmarschall bin, welches eben so viel wert ist, als der französische Marschallstab. Geld brauche ich nicht. So lange ich meinem Herrn redlich diene, werde ich dessen genug haben." Und mit dankbarer Liebe ist der große Mann dem österreichischen Kaiserhause treu geblieben bis an seinen Tod.

Das Äußere des Helden fiel nicht sehr ins Auge; doch gewann sein kleiner, leichter und sehr gewandter Körper durch die Strapazen des Krieges bald eine gewisse Festigkeit, und die bleiche Farbe seines länglichen Gesichts verwandelte sich in eine männliche Bräune. Er hielt den Körper sehr gerade und faßte jeden, der mit ihm redete, scharf ins Auge. Seine Stimme war beim Kommandieren stark und vernehmlich, außerdem sprach er für einen Franzosen sehr bedächtig und langsam. Die Nase war lang, die Augen schwarz und feurig. Die Nase stopfte er beständig mit spanischem Tabak voll — wie Friedrich der Große — daher er den Mund beständig offen hielt. Sein schwarzes Haar ergraute früh und machte darauf einer gewaltigen Wollenperücke, nach damaliger Mode, Platz.

Bei aller Größe war Eugen die Bescheidenheit und Leutseligkeit selber, jedes fremde Verdienst willig anerkennend. Seine Aufmerksamkeit erstreckte sich auf die kleinsten Dinge, und seine Offiziere fürchteten ebensosehr seinen Falkenblick als sein ungeheures Gedächtnis. Mitten in der Verwirrung der Schlacht blieb er besonnen und ruhig; Furcht war ihm ganz fremd. Thätigkeit war sein Element; in den Jahren der Kraft brauchte er nur drei Stunden zum Schlaf. Seine Erholung fand er in dem Studium der Mathematik und der Geschichte, auch wohl der Philosophie. Noch in seinem Alter wußte er aus den alten Geschichtschreibern ganze Seiten auswendig. Alle Dispositionen zu Angriffen und Belagerungen entwarf er mit eigener Hand; er sann sogar zum Vergnügen auf mögliche Fälle und überlegte, was in jedem derselben zu thun sein würde. Die Soldaten liebten und bewunderten ihn. Er war aber auch so behutsam in der Schonung seiner Leute, daß er ohne Not nicht einen opferte. Die Verpflegung des Heeres, besonders in den Winterquartieren, lag ihm über alles am Herzen, und wenn Mangel

eintrat, schoß er lieber von seinem Gelde vor, ehe er es am Zahlungstage fehlen ließ. Dafür verlangte er aber auch Pünktlichkeit im Dienst und strengen Gehorsam. Ausreißer schoß er oft mit eigener Hand im Fliehen nieder.

Der Hofkriegsrat in Wien, welcher jeden Schritt der Feldherren nach langweiligen Beobachtungen vorschrieb, lähmte oft die besten Kriegsoperationen. So wollte er auch den Prinzen Eugen nichts unternehmen lassen, als sich die Türken über die Theiß nach Zentha zurückzogen. Aber Eugen paßte seine Gelegenheit ab, und unbekümmert um den Wiener Hofkriegsrat drang er auf die türkische Armee ein, als diese eben über den Fluß ging (1697, 11. Sept.), und erfocht einen so herrlichen Sieg, daß die Türken 30 000 Mann an Toten und 6000 Mann Gefangene verloren. Die Schlacht endete mit dem Tage, „als ob" — wie Eugen in seinem Berichte nach Wien sagte — „die Sonne gezögert hätte, um mit ihren letzten Strahlen den herrlichsten Sieg kaiserlicher Waffen zu beleuchten." Als die Schlacht schon begonnen hatte, kam ein Bote vom Hofkriegsrate mit dem Befehl, keine Schlacht zu liefern. Eugen aber ließ den Boten warten, ohne die Depeschen zu lesen, und schlug wacker los, bis der Sieg errungen war. In Wien wollte man ihm dafür ans Leben, allein der Kaiser Leopold sprach: „Dafür bewahre mich Gott, den Mann zu strafen, durch den mir Gott so viel Gutes erwiesen hat."

9. Der spanische Erbfolgekrieg.

Am 1. November des Jahres 1700 war König Karl II. von Spanien gestorben, der letzte vom Mannesstamm der Habsburger in spanischer Linie, und nun hatte die habsburgisch-österreichische Linie die nächsten Ansprüche auf den Thron. Aber auch Ludwig XIV. machte Ansprüche auf die große Monarchie, zu der noch Neapel und Mailand, Sicilien und die Niederlande gehörten. Ludwig war nämlich mit der ältesten Schwester Karls II. vermählt, aber die spanische Prinzessin hatte feierlich auf jeden Anspruch verzichten müssen. Auch der Kurfürst von Bayern, Maximilian Emanuel, machte Rechte geltend, denn er war gleichfalls mit dem spanischen Königshause verwandt. König Ludwig, um die Eifersucht der übrigen Mächte nicht zu reizen, verlangte bloß für seinen zweiten Enkel Philipp von Anjou die spanische Krone; sobald der König Karl gestorben war, rief er: „Nun giebt es für Frankreich keine Pyrenäen mehr!" und schickte sogleich ein Heer nach Spanien, das die Anerkennung erzwang. Der französische Prinz zog als König Philipp V. feierlich in Madrid ein.

Kaiser Leopold konnte dem nicht ruhig zuschauen und erklärte an Frankreich den Krieg. Er fand Bundesgenossen an dem neuen Könige Friedrich I. von Preußen, der 10 000 seiner Brandenburger sandte, an den Seemächten England und Holland, die ihrer eigenen Sicherheit wegen die Übermacht der Franzosen nicht zulassen konnten, und später traten noch Portugal und Savoyen dem Bunde bei. Was aber noch mehr wert war, als zwei große Armeen, das waren die beiden großen Feldherren, die jetzt den Oberbefehl erhielten, Prinz Eugen, der Sieger von Zentha, und der britische Held, Herzog Marlborough. Aber auch Ludwig fand Bundesgenossen. Zwei

deutsche Fürsten, der Kurfürst Maximilian von Bayern, dem die Niederlande von den Franzosen zugesichert wurden, und dessen Bruder, der Kurfürst von Köln, traten auf Ludwigs Seite, wurden aber dafür vom Kaiser mit der Reichsacht belegt. So brach nun ein blutiger Krieg aus, der bis zum Jahre 1714 zu Wasser und zu Lande geführt wurde.

Eugen eröffnete den Feldzug im März des Jahres 1701, indem er mit einem 30 000 Mann starken Heere nach Italien aufbrach, wo der tapfere französische Feldherr Catinat sich festgesetzt hatte. Freudig und vertrauensvoll folgten dem Prinzen Österreicher und Preußen bis auf die Gipfel der Alpen. Aber hier boten sich seiner Kühnheit die ersten Schwierigkeiten dar. Alle Pässe waren bereits von den Franzosen besetzt, und Catinat hielt es für eine bare Unmöglichkeit, daß Eugen, wofern er keine Flügel hätte, über das Gebirge zu dringen vermöchte. Allein diesem zweiten Hannibal war kein Gebirge unübersteiglich. Ein steiler Berg verschloß einen Ausweg, an den kein Franzose gedacht hatte. Eugen bewaffnete einige Regimenter mit Hacken, Bohrern, Pulver; Gemeine und Offiziere begannen zu arbeiten, und in wenigen Tagen war ein Weg von sechs Meilen in der Länge und $2^1/_2$ m in der Breite durch die Felsen gebrochen. Auf diesem wurden die auseinander genommenen Wagen und Kanonen hinaufgebracht, dann mit Seilen, Winden, Flaschenzügen in die Tiefe hinabgelassen. Mit Erstaunen sah Catinat den ganzen Zug von den Bergen herabkommen und, ehe er es verhindern konnte, die Ebene von Verona bis an die Etsch besetzen. Bald täuschte ihn Eugen durch unerwartete Wendungen, bald verschanzte er sich so klug, daß er nicht anzugreifen war, und zuletzt überfiel er ihn bei Carpi und schlug ihn tüchtig aufs Haupt.

Gleich wacker wußte Eugen in Gemeinschaft mit dem trefflichen Marlborough zu siegen. Dieser, nachdem er einen festen Platz nach dem andern in den Niederlanden genommen, wandte sich nach Deutschland und vereinigte sich mit Eugen. Bei Höchstädt (oder Blindhein, einem benachbarten Dorfe) trafen sie auf die vereinigten Franzosen und Bayern, und eine Hauptschlacht mußte jetzt entscheiden (1704). Marlborough warf sich an der Spitze der Engländer und Hessen mit Ungestüm auf die Franzosen, durchbrach ihre Reihen und trieb sie in die Flucht. Einen ungleich schwereren Stand hatte Eugen, der am linken Flügel mit seinen Österreichern gegen die tapfern Bayern focht. Drei Angriffe der Österreicher wurden von diesen heldenmütig zurückgeschlagen, und erst beim vierten Sturme, als der Kurfürst die Franzosen schon in wilder Flucht begriffen sah, gab er verzweifelnd den Befehl zum Rückzuge. Zwanzigtausend Franzosen und Bayern lagen tot oder verstümmelt auf dem Schlachtfelde. 15 000, unter ihnen der französische General Tallard selber, waren gefangen, und außerdem fielen alle Kriegskassen, 5300 Wagen, 117 Kanonen und 300 Fahnen den Siegern in die Hände. Die Franzosen flohen über den Rhein zurück, und der Kurfürst folgte ihnen.

Bald nach diesem glorreichen Siege starb Kaiser Leopold, und sein Sohn Joseph I. folgte ihm, der den Krieg mit gleichem Nachdruck zu Gunsten sei-

nes Bruders, des Erzherzogs Karl, fortsetzte, denn dem Karl gebührte der spanische Thron. Frankreich bot seine besten Truppen und Feldherren auf; doch vergeblich. Ein Schlag folgte auf den andern. In den Niederlanden erfochten Eugen und Marlborough einen großen Sieg bei Oudenarde (1708), und gleich darauf eroberte Eugen die für unüberwindlich gehaltene französische Festung Lille (Ryssel). Zu diesem Unglücke kam eine große Hungersnot in Frankreich, infolge eines schrecklich harten Winters. Das Volk war in Verzweiflung, der Schatz leer, die Schuldenlast ungeheuer. Da sank dem stolzen Könige der Mut, und er demütigte sich, nachdem er solange an den Rechten der Völker und Fürsten gefrevelt hatte. „Gern wolle er auf Spanien, Westindien, Mailand und die Niederlande verzichten, wenn man seinem Neffen Philipp nur Neapel und Sicilien lassen wollte." — „Auch nicht ein Dorf soll von der ganzen spanischen Monarchie dem Hause Habsburg entzogen werden" — lautete die stolze Antwort der österreichischen und englischen Feldherren. Auch dieses gab Ludwig zu; ja er erbot sich, selbst Elsaß und mehrere Festungen an der savoyischen und niederländischen Grenze abzutreten, aber auch das ward dem durch Schicksal und Alter gebeugten Könige abgeschlagen. Seine Gegner stellten die harte Forderung, er solle mit eigener Hand seinen Enkel aus Spanien vertreiben. Es blieb dem schwergeprüften Monarchen nichts übrig, als noch einmal das Äußerste zu wagen. Noch einmal mußte das französische Volk ein Heer aufbringen, und der erfahrene Marschall Villars übernahm den Oberbefehl. In Belgien, unweit Malplaquet, kam es zu einer Hauptschlacht, der blutigsten im ganzen Kriege. Die Franzosen fochten wie Verzweifelte, doch die Verbündeten siegten.

Wenn auch der Krieg in Spanien für die Franzosen einen günstigeren Verlauf genommen hatte, — denn Erzherzog Karl konnte sich in Madrid, wo er im Juli 1706 als König Karl III. eingezogen war, nur wenige Monate behaupten, — so war Ludwigs Lage durch die Ereignisse in Belgien und anderwärts verzweifelter als je. Abermals bot er daher Frieden an, willigte in alle Forderungen und erbot sich sogar, Hilfsgelder zur Vertreibung seines Enkels zu zahlen. Aber als die übermütigen Sieger grausam darauf bestanden, daß der Großvater mit seinen eigenen Truppen seinen Enkel aus Spanien vertreiben helfen sollte, da brach er die Unterhandlungen ab. Erneut entbrannte der Krieg in Spanien; schon war Karl III. wieder in Madrid (1710), wenn auch auf kurze Zeit eingezogen, als zwei unerwartete Ereignisse die ganze Lage änderten. Joseph starb schon im folgenden Jahre (1711) an den Pocken, und nun wäre Karl III. von Spanien zugleich Kaiser von Deutschland und Erbe der österreichischen Länder geworden, mit einer Macht, die allen europäischen Staaten gefährlich zu werden drohte; Marlborough aber fiel bei seiner Königin Anna in Ungnade und mußte seine Feldherrnwürde niederlegen. Dadurch erhielt Ludwig im Frieden von Utrecht (1713) so günstige Bedingungen, wie er sie nimmer erwartet hatte, denn sein Enkel Philipp V. behielt Spanien unter der Bedingung, daß es nie mit Frankreich vereinigt würde. Die spanischen Niederlande, Mailand und Sardinien erhielt Karl, als deutscher Kaiser der Sechste, der, von seinen Bundesgenossen verlassen, im Frieden zu Rastatt (1714) seine Einwilligung gab.

10. Die Aufhebung des Edikts von Nantes.

Nachdem Ludwig eine Jugend voll Ausschweifungen und Sünden hinter sich hatte, ergab er sich der Frömmelei; die Frau von Maintenon, mit welcher er heimlich vermählt war, wußte in Gemeinschaft mit den Jesuiten, die durch den Beichtvater La Chaise auf den König wirkten, diesen Hang trefflich zu benutzen. Heinrich IV., dieser beste der französischen Könige, hatte den Protestanten (Hugenotten) im Edikt von Nantes volle Religionsfreiheit bewilligt, und das war seit langem der streng katholischen, von den Jesuiten geleiteten Partei ein Dorn im Auge gewesen. Nun stellte man dem „großen" Ludwig vor, welche Gnade bei Gott zu erlangen sei, wenn man die verführten Sünder zum wahren Glauben zurückbrächte. Man bewies ihm, daß er solange kein vollkommener Souverän (unumschränkter Herrscher) sei, solange noch zwei Millionen seiner Unterthanen einem andern Glauben als dem seinigen huldigten, und man versicherte ihn, daß der weise Heinrich IV. das Edikt von Nantes nicht gegeben haben würde, wenn er Ludwigs unumschränkte Macht gehabt hätte.

Da gab der bethörte König Befehl, man solle sogleich das Bekehrungswerk anfangen und in alle Provinzen zugleich Dragoner und Priester schicken, denn wer nicht gutwillig seinen Glauben verlassen wollte, den solle man mit Gewalt zwingen. Die Unglücklichen beteuerten, sie wollten mit Freuden ihr Leben für den König lassen, allein ihren Glauben könnten sie nicht wechseln wie ein Kleid. Aber dann rückten die Dragoner heran, setzten ihnen den Degen auf die Brust und schrieen: „Sterbt oder werdet katholisch!" Die unmenschlichen Soldaten wurden bei den reformierten Bürgern einquartiert und wirtschafteten mit den Gütern und Weibern derselben als mit ihren eigenen. Was der stille Fleiß einer redlichen, arbeitsamen Familie in vielen Jahren mühsam erworben und sorglich erspart hatte, das verzehrten jetzt rohe Kriegsknechte hohnlachend und trotzend in wenigen Wochen. Die, welche standhaft bei ihrem Glauben verharrten, wurden in die Gefängnisse geworfen, hingerichtet, die Geistlichen sogar gerädert. Frauen, die reformierte Psalmen sangen, schnitt man die Haare ab; den Eltern nahm man ihre Kinder weg und steckte sie in katholische Waisenhäuser, Greise wurden unter Flüchen und Drohungen an die Altäre geschleppt, um dort nach katholischer Weise das heilige Abendmahl zu empfangen. Damit aber niemand entfliehen möchte, besetzte man die Grenzen und behandelte jeden, der sich nicht mit einem Zeugnis eines Bischofs ausweisen konnte, als Staatsverbrecher. Wie das Wild wurden die Reformierten gehetzt.

Der Anfang mit diesen Abscheulichkeiten wurde in Bearn gemacht, dann kam die Reihe an Ober- und Nieder-Guienne, an Saint-Onge, Poitou, Languedok und Dauphiné. Hierauf wandte sich der Dämon des Fanatismus hinauf nach der Normandie, Pikardie, Bretagne, dann nach der Champagne und den inneren Provinzen. Ludwig erfuhr das wenigste von den Greuelscenen, ja man erfreute ihn oft mit der Nachricht, daß der Ketzerei im Lande immer weniger werde, und end-

lich, daß nun das Edikt von Nantes ganz überflüssig geworden sei. Hierauf schritt man zum völligen Widerruf desselben, und das neue deshalb ausgefertigte Edikt ward am 18. Oktober 1685 bekannt gemacht und von allen Parlamenten willig registriert. Es hieß darin, das Edikt von Nantes sei nur in der Absicht gegeben worden, um an der Vereinigung der beiden Religionsparteien desto eifriger zu arbeiten; dies sei nun mit so gutem Erfolge geschehen, daß es nun jenes Ediktes gar nicht mehr bedürfe. Der noch übrige unbedeutende Haufen der Reformierten sei als eine Anzahl unruhiger Köpfe zu betrachten, die mit Ernst zum Gehorsam gebracht werden müßten. Es sei ihnen demnach jede kirchliche Zusammenkunft untersagt, bei Strafe des Gefängnisses und des Verlustes ihrer Güter. Jeder Reformierte, der auswandern, und jeder Prediger, der innerhalb 14 Tagen nicht auswandern würde, sollte zu den Galeeren verdammt werden. Übrigens wolle man niemand drücken.

Nach Erlassung dieses Gesetzes fingen die Greuel erst recht an, und die unterirdischen tödlichen Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen, die nichts weiter verbrochen hatten, als daß sie nicht in die katholische Kirche gehen wollten. Die Verzweiflung der Verfolgten stieg auf das höchste. Aber die Gewalt auf der einen Seite erzeugte die List auf der andern, und wie sorgfältig auch der Kriegsminister Louvois die Grenzen besetzen mochte, so fanden doch nach und nach mehr als 50 000 Familien Mittel, durchzuschlüpfen und ihre Güter und ihre Geschicklichkeit benachbarten Ländern zuzuwenden. Da die meisten der Flüchtlinge arbeitsame und geschickte Handwerker waren, so nahmen die protestantischen Fürsten sie mit Freuden auf, und bald nach ihrer Auswanderung sah man in England und Deutschland französische Zeuge, Spitzen, Hüte und Strümpfe verfertigt, die man bisher aus Frankreich hatte kommen lassen müssen. Eine ganze Vorstadt von London wurde mit französischen Seidenarbeitern bevölkert. Der Prinz Wilhelm von Oranien und der Herzog von Savoyen errichteten ganze Regimenter von französischen Flüchtlingen, und der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der allein 20 000 derselben in seine Mark verteilte, gab in ihnen seinen Unterthanen ebensoviele Lehrer ungekannter und nützlicher Künste und Gewerbe.

11. Ludwigs XIV. Hof und häusliches Leben.

Ludwig lebte meist zu Versailles, wo das prächtigste seiner Lustschlösser war. Hierher hatte er sich gleich in den ersten Jahren seiner Selbstregierung zurückgezogen, weil ihm Paris wegen der Tumulte daselbst zuwider geworden war. Er umgab sich mit einem solchen Glanze und einer solchen Pracht, wie sie in arabischen Zaubermärchen geschildert wird, und sein Hof, der sich unter immerwährenden Festlichkeiten bewegte, war zum Unglücke für viele Länder das Muster, nach welchem große und kleine Fürsten ihren Hofstaat einrichteten. War auch vieles, was Ludwig anordnete, geschmacklos, steif und unnatürlich, wie z. B. die königlichen Gärten, wo sogar die Bäume in andere Gestalten zugeschnitten wurden, als ihnen die Natur gegeben hatte,

und die schnurgeraden Alleen den ganzen Raum in abgezirkelte Beete teilten: so mußte doch der Anblick der Herrlichkeit, die er entfaltete, Bewunderung erregen und die Vorstellung von seiner Größe steigern. Man hat ihn häufig mit dem Kaiser Augustus verglichen — nicht ganz ohne Grund; mitten unter den geputzten und wohlaussehenden Gestalten war Ludwig immer die herrlichste Erscheinung; seine Gestalt war schön und einnehmend; sein Benehmen taktvoll und berechnend klug, jedes seiner Worte anziehend und geistreich. Die Gewalt, die er über andere durch seine Persönlichkeit ausübte, kannte er recht wohl. Seine ganze Umgebung mußte in Kleidern, in der Bewegung und Begrüßung, beim Speisen und beim Beten, in der Kirche und im Opernhause, auf der Wachtparade und am Spieltische gewisse vorgeschriebene Regeln beobachten, die zusammengenommen das ausmachen, was man Etikette nennt. Die spanisch-italienische Tracht wurde ganz umgewandelt; der kurze Mantel mit einem Frack, das Wams mit einer langen Weste vertauscht; kurze Beinkleider gingen bis an die Kniee, seidene Strümpfe bedeckten Fuß und Bein; was aber am meisten imponieren sollte, war — die Perücke, ein riesiges Haargebäude in hundert Locken, das man auf den kahlgeschorenen Scheitel setzte. Nicht minder unnatürlich herausgeputzt erschienen die Damen, denen auch mehr daran gelegen war, recht steif und gravitätisch, als liebenswürdig zu erscheinen. So wenig man das natürliche Haar vor Puder und Pomade zu sehen bekam, ebensowenig konnte man die natürliche Gesichtsfarbe vor weißer und roter Schminke, Schönpflästerchen und dergl. wahrnehmen. Dabei war aber die ganze Tracht beständigem Wechsel unterworfen; wie die Laune des Königs oder eines anderen Hofkavaliers, einer Hofdame und deren Zofen oder Kammerdiener es sich einbildete, mußte das Kleid geschnitten, aufgeschlitzt, gewülstet oder die Perücke frisiert und aufgesetzt sein. Die Mode aber verbreitete sich von Paris und Versailles aus in alle Welt und macht ja jetzt noch oft genug die Deutschen zu Affen der Franzosen und Französinnen.

Dieser Tracht entsprechend mußte auch der Gang, das Ein- und Abtreten und jede Gebärde geregelt sein. Da entstanden die verschiedenen Arten von Komplimenten, Knixen, Verbeugungen; die Männer gingen nicht mehr wie sonst in Stiefeln, sondern trippelten gleich Weibern in leichten Schuhen auf den blanken Parketten (getäfelten Fußböden) einher; es war bestimmt, wie viel Schritte man beim Eintritte zu machen hatte, bis man sich zum ersten Male anständiger Weise verbeugen durfte u. s. w. Für König Ludwig XIV. wurde das Menuett erfunden, weil kein Tanz für den großen König anständig genug erschien. Diese lächerliche Steifheit und Gravität, welche zum Teile mit den spanischen Königinnen Anna und Maria Theresia nach Frankreich kam, beschäftigte den König oft mehr, als die Kriege und Staatsangelegenheiten, welche doch nur seine Minister besorgten, wobei sie aber thun mußten, als ob er selbst alles leitete. Ja er nahm unverschämt die Lobpreisungen hungriger Dichter an und eignete sich die Ehrenpforten und Triumphzüge zu, welche seinen Feldherren für erfochtene Siege zukamen. Nicht uninteressant ist die Tagesordnung dieses Monarchen, weil er sich hier

ganz in orientalischer Weise zeigte; sie wurde beinahe in ganz Europa Sitte und findet zum Teil noch heute bei den höheren und höchsten Ständen statt.

Noch bis zum 15. Jahrhundert war man der Natur treu geblieben, indem man am Tage wachte, um in der Nacht zu schlafen. Das änderte sich zuerst in den südlichen Ländern, in Italien, Spanien und Frankreich. Ludwigs XIV. Tagesordnung war folgende. Um 8 Uhr weckte ihn der erste Kammerdiener. Dann ging die Oberhofmeisterin zu ihm, um ihn nach einer alten, vermutlich abergläubischen Sitte zu küssen, und zwei Leibärzte folgten, um ihn zu reiben und ihm ein anderes Hemde zu geben. Hierauf rief man einige (adelige) Kammerherren, von denen einer ihm das Weihwasser, der andere das Gebetbuch reichte. Damit ließ man ihn denn einige Augenblicke allein, bis er alle wieder herein rief. Jetzt war er aufgestanden, man reichte ihm den Schlafrock, und nun füllte sich das Zimmer mit Prinzen, Offizieren und den „Herren vom zweiten Zutritt". In ihrer Gegenwart zog er sich mit graziösem Anstande Schuhe und Strümpfe an, ließ sich barbieren und setzte sich seine Perücke auf; dabei ward von gleichgültigen Dingen, meist von der Jagd gesprochen.

Nun begann das eigentliche Ankleiden, bei dem die großen Herren ihm ein bestimmtes Kleidungsstück zu reichen hatten. Sobald er angekleidet war, ward von allen gebetet, wobei die Geistlichen knieeten. Darauf ging der König in sein Kabinett, wohin ihm alle Anwesenden folgten und noch andere sich dazu einfanden. Er erteilte seine Befehle und entließ dann die Herren bis auf seine natürlichen Söhne, deren Hofmeister und die Kammerleute. Nun konnte man ein Wort anbringen, gewöhnlich ward von Bauprojekten, neuen Anlagen u. dergl. gesprochen. Sodann ging es in die Messe und dort mußte auch der ganze Hof gegenwärtig sein. Die Hofleute, um besser gesehen zu werden, stellten brennende Lichter vor sich hin. Eines Morgens machte sich Brisac den Spaß, zu versichern, der König werde heute nicht erscheinen. Schnell löschte alles seine Lichter aus und rannte davon. Als der König kam, fand er zu seiner Verwunderung die Kirche leer und dunkel.

Nach der Messe erschienen die Minister, und der geheime Rat (conseil) begann. Um 1 Uhr ward gespeist, gewöhnlich vom kleinen Kouvert, d. h. der König saß in seinem Zimmer allein an einem viereckigen Tische, in Gegenwart seines Bruders, seiner Söhne und Enkel, welche standen und zusahen, indes er meist sehr wenig sprach, sich's aber trefflich schmecken ließ. Die Kammerherren bedienten ihn und Monsieur (des Königs Bruder) reichte ihm von Zeit zu Zeit die Serviette, wofür er zuweilen die Erlaubnis erhielt, sich zu setzen.

Nach der Tafel ging der König in sein Kabinett, fütterte die Hunde, spielte mit ihnen oder unterhielt sich mit Frauen. Dann kleidete er sich um und fuhr aus. Nach der Rückkehr ward wieder die Kleidung gewechselt — jede Tageszeit erforderte ihr besonderes Kostüm — und die Günstlinge, Kammerleute hatten wieder Zutritt. Als der König sich mit der Maintenon vermählt hatte, ging er regelmäßig jeden Tag zu ihr in ihr Schlafzimmer, wo zwei Lehnstühle zu beiden Seiten des Kamins standen, auf deren einem

sie saß, während der König den andern einnahm und auf einigen Tischchen seine Briefschaften hatte; hierher wurden auch die Minister beschieden, die stehen bleiben mußten. Während die Frau las oder stickte und sich um politische Dinge wenig zu kümmern schien, folgte sie doch aufmerksam den Verhandlungen und hatte die Sache in der Regel schon vorher mit den Ministern abgemacht. Gab der König etwa nicht nach, so verwickelte man die Sache und vertagte sie.

Um 10 Uhr war Abendtafel, und da mußte wieder der ganze Hof in vollem Glanze erscheinen. Nach dem Essen blieb der König gewöhnlich noch eine Weile im Speisezimmer stehen, mit dem Rücken an ein Geländer sich lehnend, und war von seinem Hofe umringt. Dann machte er den Damen eine Verbeugung und ging in sein Kabinett, wo dieselbe unbedeutende Unterhaltung (oft Klatschgeschichten aus der Stadt) fortgesetzt ward. Den Hunden gab er wieder zu fressen, nickte mit dem Kopfe und ging in sein Schlafzimmer. Hierhin durften ihm nur die Personen vom ersten und zweiten Zutritt folgen; in ihrer Gegenwart verrichtete er wie des Morgens sein Gebet und ward entkleidet. Dies hieß das kleine Niederlegen (le petit coucher). Das große Schlafengehen war glänzender, und da reichte ein Prinz von Geblüt das Nachthemd. Erst wenn der König eingeschlafen war, gingen die letzten Hofleute weg.

Diese Tagesordnung erlitt an großen Galatagen, an welchen den Gesandten fremder Mächte feierlich Zutritt und Gehör bewilligt wurde, oder Hoffeste stattfanden, manche Abänderung. Dann ging alles noch ceremoniöser zu, und ein wirklich imposantes Schauspiel mußte es sein, wenn sich der ganze Hof in voller Pracht darstellte. Da gab es Karussellreiten, Ballette, Bälle, Konzerte, Theater, Feuerwerke und allerlei andere Festspiele; in den Gärten zu Versailles wimmelten alle Baumgänge von schimmernden Gestalten, in den Grotten standen Tische, bedeckt mit allen Kostbarkeiten und Leckerbissen der Welt auf krystallenen, goldenen und silbernen Gefäßen, die plätschernden Springbrunnen aber wetteiferten mit den Chören von Sängern und Tonkünstlern aller Art.*) Oft führten die Herren und Damen des Hofes Maskenaufzüge, Ballette und Singspiele auf und zeigten sich dabei in den reichsten Kostümen.

Daß die Höflinge dem König auf die unsinnigste Weise schmeichelten, kann man sich denken. Einen Abend schläft Ludwig auf einem Schlosse und äußert sich gegen den Herzog von Antin, daß ihm die große Allee von Bäumen mißfalle, da sie die Aussicht auf den Fluß verhindere. Während der Nacht bietet der Herzog alle Arbeiter auf, um die Allee umzuhauen. Beim Erwachen erstaunt der König, die getadelten Bäume nicht mehr zu sehen. „Ew. Majestät haben sie verdammt, darum stehen sie nicht mehr,“ sagte der Höfling. — Auch ein ziemlich großes Gehölz bei Fontainebleau mißfiel dem König. Der Herzog bestellte im geheimen Arbeiter, läßt alle

*) Fenelon hat diese Herrlichkeiten in seinem Telemach ausführlich beschrieben, und mehrere Denkschriften jener Zeit bestätigen die Wahrheit seiner Schilderungen.

Bäume ansägen und nun leitet er bei einem Spaziergange die Aufmerksamkeit seines Herrn abermals auf diesen Wald. Der König spricht wieder sein Mißfallen aus; da giebt der Herzog Befehl, und in einem Nu sieht man den Wald sinken. — Der König versuchte sich wohl in Versen, die ihm aber schlecht gelangen. Einst fragte er den geistreichen Boileau um sein Urteil. Dieser antwortete fein: „Nichts ist Ew. Majestät unmöglich. Sie wollten schlechte Verse machen, und es ist vortrefflich gelungen."

Noch wenige Monate vor des Königs Tode wollte man seiner Eitelkeit ein glänzendes Fest geben. Man spiegelte ihm vor, der Schah von Persien, von dem berühmten Namen seiner Majestät unterrichtet, strebe nach der Ehre, mit ihm ein Freundschaftsbündnis zu knüpfen. Ganz Frankreich geriet in Bewegung bei dem Gerüchte; Ludwig befahl dem Baron von Breteuil, dem Gesandten zwei Meilen von Paris entgegen zu gehen und ihn mit größter Pracht zu empfangen. Er selber gab ihm bald nach gehaltenem Einzuge eine glänzende Audienz, bei welcher er alle Edelsteine und Juwelen der Krone auf dem Leibe trug, im Wert von zwölf Millionen Franks. Er ließ dem Gesandten täglich 100 Louisdor reichen und ein Badezimmer für 7500 Mark für ihn einrichten. Die Reisekosten von Marseille wurden ihm mit 18000 Mark vergütet. Indessen war der angebliche Perser nichts als ein portugiesischer Jesuit, der von seinen Ordensbrüdern aus dem Gefängnisse zu Konstantinopel befreit und nun dazu benutzt worden war, dem schwachen und eitlen Könige diese Komödie zu spielen. Ludwig, als er den Betrug gemerkt, ließ den Gesandten ohne Abschiedsaudienz abreisen.

Als eine schmerzhafte Krankheit den „großen" König auf das Totenbette warf, flohen ihn alle seine Anhänger und Freunde, und man konnte kaum ein paar Bedienten bewegen, bei ihm zu bleiben. Das Volk, das er nicht bloß arm gemacht, sondern auch der Sittlichkeit und alles Vertrauens beraubt hatte, jubelte laut auf bei der Nachricht von seinem Tode, und der Pöbel verfolgte den Leichenzug nach St. Denys mit solchem Unwillen und solchen Schimpfreden, daß man genötigt war, die Leiche auf Nebenwege zu führen.

II. Peter der Große und Karl XII. von Schweden.*)

1. Peter der Große alleiniger Zar.

Bis zu Peters glorreicher Regierung gehörten die wilden Russen zu den asiatischen Völkern. Kaum wußte man in Europa von ihnen, und es war eine große Seltenheit, wenn einmal ein europäischer Fürst eine Gesandtschaft nach Moskau sandte. Sitten, Kleider, Bildung und Sprache unterschieden sie gänzlich von den gebildeten Völkern, die daher nichts nach ihnen fragten. Da trat vor ungefähr 200 Jahren Peter auf. Anfangs selbst ohne Bildung,

*) Fr. Nösselt.

bildete er sich selbst mit nie gestillter Wißbegier und that dann soviel für die Bildung seines Volkes, daß es während seiner Regierung größere Fortschritte machte, als andere Völker kaum in Jahrhunderten. Peter erscheint als einer der großen Männer, deren sich die Vorsehung bedient hat, auf das Glück ganzer Völker einzuwirken.

Während der ersten dreißig Regierungsjahre Ludwigs XIV. regierte in Rußland der Zar Alexei. Als er starb, hinterließ er mehrere Kinder, von denen der älteste Sohn, Feodor, zwar folgte, aber auch bald (1682) starb. Sein Tod ließ Unruhen fürchten; denn er hinterließ eine eifersüchtige Schwester, Sophia, einen schwachsinnigen Bruder, Iwan, und einen zehnjährigen Stiefbruder, Peter. Die Unruhen blieben auch nicht aus. Zwar riefen die russischen Großen den jungen Peter zum Zaren aus, aber Sophia, die ihn und seine Mutter Natalie bis auf den Tod haßte, hetzte die Strjelzü oder Strelitzen — so nannte man nämlich die adlige Leibwache — auf, und diese erregten einen furchtbaren Aufruhr, weil Sophia ausgesprengt hatte, daß Iwan durch die Familie der Natalie ermordet sei. Mit wütenden Blicken wälzte sich die Schar nach dem Palaste, um Iwans Tod zu rächen, und selbst als dieser sich zeigte, hörte der Tumult nicht auf. Die meisten Brüder, Verwandten und Räte Nataliens wurden grausam ermordet. Den Leibarzt ermordeten sie, weil sie bei ihm getrocknete Meerpolypen und eine Schlangenhaut gefunden hatten, ihn daher für einen Zauberer hielten. Dann riefen sie Iwan zum Zaren aus. Er erschien und stammelte: „Ich will euer Zar sein; aber laßt doch meinen lieben Bruder Peter mit mir regieren!" Das ließen sie sich gefallen.

Bald brach unter den Strelitzen ein neuer Tumult aus. Natalie und Peter flohen aus Moskau nach einem festen Kloster. Ihnen folgten die Mörder. Lange suchten sie vergebens; endlich kamen sie in die Kirche. Hier knieete Peter am Altare; seine Mutter stand vor ihm und deckte ihn mit ihren Armen. Aber ein wilder Strelitz rannte auf ihn los und wollte ihm eben das Messer ins Herz stoßen, als ein anderer mit gräßlicher Stimme rief: „Halt, Bruder! Nicht hier am Altare. Er wird uns nicht entgehen." In dem Augenblicke aber erschien die zarische Reiterei und trieb die Strelitzen auseinander. Peter war gerettet. Je mehr Übermut, desto mehr Sklavensinn. Die noch eben so übermütigen Strelitzen nahten sich bald darauf, 3700 an der Zahl. Je zwei und zwei trugen einen Block und der dritte ein Beil. Viele hatten Stricke um den Hals. Sie hatten nämlich, um den Zorn des Zaren zu sühnen, den zehnten Mann ausgehoben. Diese nahten sich jetzt. Sie hatten das Abendmahl empfangen, von ihren Weibern und Kindern, die dem Zuge weinend folgten, Abschied genommen, stellten sich vor dem Palaste auf und riefen: „Wir sind schuldig: der Zar richte nach Gefallen über uns." Drei Stunden lang überlegte der Hof; endlich wurden dreißig der Schuldigsten hingerichtet, die übrigen entlassen.

Des nun 15jährigen Peters Liebling war ein Kaufmannssohn aus Genf, Le Fort. Nachdem er seinen Eltern davongelaufen war und sich in mehreren Ländern herumgetrieben hatte, war er nach Moskau gekommen und

dem jungen Zaren bekannt worden. Er wußte von den europäischen Völkern angenehm zu erzählen und war daher ganz Peters Mann. Stundenlang saß oft Peter und horchte auf seine Erzählung. Einmal hatte er ihm auch von der Art, wie in andern Ländern die Soldaten exerziert würden, erzählt. „Das willst du auch versuchen!" dachte Peter, und geschwind errichtete er im Dorfe Preobraschenskoy bei Moskau eine Kompanie von 50 Knaben seines Alters, die er Poteschni (Spielkameraden) nannte und von Le Fort, den er zum Hauptmann der kleinen Schar machte, exerzieren ließ. Er selbst diente als Gemeiner und erklärte, daß nur Verdienst, nie Geburt zu Auszeichnungen berechtige. Jeder junge Russe hielt es für eine Ehre, ein Poteschni zu sein, und bald hatte er so viele Rekruten, daß sie nicht im Dorfe Platz hatten. Hieraus entstand die nachmalige russische Garde. Sophia hatte das Spielwerk ruhig angesehen, ja es war ihr lieb, daß Peter, wie es ihr schien, in der Wildheit aufwüchse. Aber bald merkte sie, wie gefährlich ihr seine Poteschni werden könnten, und leicht war es ihr, die Strelitzen wieder aufzuwiegeln. Es wurde beschlossen, ihn mit seiner ganzen Familie zu ermorden. Peter floh wieder nach jenem festen Kloster und rief seine Poteschni und alle, die es gut mit ihm meinten, herbei. Eine Menge kam, und nun wagte es keiner, ihn anzugreifen. Sophia mußte sich ihm unterwerfen und wurde in ein Kloster verwiesen, wo sie unter dem Namen Susanne den Schleier nahm. Einige Jahre darauf starb auch der gute, aber schwache Iwan, und Peter war nun alleiniger Zar (1696).

Rasch ging er nun an seine Verbesserungspläne. Einst ging er, neunzehn Jahre alt, in einem Dorfe bei Moskau durch einen Speicher, wo altes Hausgeräte aufbewahrt wurde. Da fiel ihm ein Boot in die Augen. „Warum ist das anders gebaut," fragte er gleich, „als die Schiffe, die ich auf der Moskwa sehe?" — „Es ist ein englisches Boot," antwortete man ihm, „und sowohl zum Rudern, als zum Segeln zu gebrauchen." „Das möchte ich sehen!" rief Peter. „Ist denn niemand da, der es regieren könnte?" — Man sagte ihm, vielleicht verstände es ein alter holländischer Tischler, Karsten Brand, der ehemals ein Schiffszimmermann gewesen sei. Er wurde gerufen, setzte es bald wieder instand und fuhr dann vor den Augen des erstaunten Zaren den Strom hinab und hinauf. Nun trat Peter selbst ans Steuer, und das Wasser war von jetzt an sein Element. Bald war ihm der Fluß, bald ein großer Teich zu enge; das Schiff mußte in einen See gebracht werden. Diesem Schiffe folgten bald mehrere, die der alte Brand ihm bauen mußte. „Könnte ich doch nur einmal ein Seeschiff sehen!" rief Peter sehnsüchtig aus. Rußland hatte damals noch kein Land an der Ostsee und am Schwarzen Meere; das Weiße Meer war das einzige, wo Peter seine Sehnsucht stillen konnte; dorthin reiste er. Er kam nach Archangel. Wie schlug ihm das Herz, als das weite Meer mit vielen holländischen Schiffen vor seinen trunkenen Blicken dalag. In der Tracht eines holländischen Schiffers befuhr er selbst die See und munterte die Holländer auf, nur recht bald wiederzukommen. Als er zum zweiten Male in Archangel war, überfiel ihn mitten auf dem Meere ein Sturm. Die Gefahr

war so groß, daß alle Schiffer beteten und ihr Ende erwarteten. Nur Peter war unerschrocken, sah auf den Steuermann und wollte ihm Vorschriften geben, wie er lenken müsse. Dieser aber war ungeduldig. „Geh mir vom Leibe!" fuhr er den Zaren an. „Ich muß wissen, wie man steuern soll; ich weiß das besser als Du!" und wirklich brachte er auch das Schiff glücklich an das Ufer. Hier aber fiel er vor dem Zaren auf die Kniee und bat ihn wegen seiner Grobheit um Verzeihung. „Hier ist nichts zu verzeihen," sagte Peter, hob ihn auf und küßte ihn dreimal auf die Stirn, „aber Dank bin ich dir schuldig, daß du uns gerettet hast. Auch für die Antwort, die du mir gabst, danke ich dir!"

Solchen Mann, sollte man glauben, müßten seine Unterthanen vergöttert haben. Aber es gab der Unzufriedenen genug, vorzüglich unter den Strelitzen, die es ihm nicht vergeben konnten, daß er die Poteschni ihnen vorzog. Eines Abends war Peter in Preobraschenskoy bei seinem Liebling Le Fort, der ihn mit vielen andern zu Gaste geladen hatte. Eben wollte man sich zur Tafel setzen, da wurde der Zar herausgerufen. Es waren zwei Strelitzen, die ihn allein zu sprechen verlangten. Sie warfen sich vor ihm nieder und sprachen, sie brächten ihm ihre Köpfe dar, die sie verwirkt hätten. Sie gehörten zu einer großen Verschwörung; ihr Gewissen triebe sie her, es ihm anzuzeigen. In der nächsten Nacht wollten die Verschworenen Feuer anlegen, und wenn dann der Zar herbeieilte, ihn im Gedränge ermorden. Jetzt säßen sie im Hause des Staatsrates Sokownin versammelt. Es war gerade 8 Uhr. Peter ließ die beiden verwahren und schickte einen schriftlichen Befehl an einen Hauptmann seiner Garde, gegen 11 Uhr das bezeichnete Haus zu umgeben und alle, die darinnen wären, gefangen zu nehmen. Dann ging er ruhig zur Gesellschaft, als wenn nichts vorgefallen wäre. Aber um 10 Uhr stand er auf. „Laßt euch nicht stören," sprach er, „ein kleines Geschäft ruft mich auf einen Augenblick ab." Von einem Adjutanten begleitet, setzte er sich in den Wagen und fuhr nach Sokownins Hause. Er wunderte sich, die Wache nicht zu finden. „Vielleicht sind sie schon im Hause," dachte er und trat in den Saal. Da saßen die Verschworenen noch alle. Erschrocken standen sie auf. „Ei guten Abend!" sagte Peter. „Ich fuhr vorbei und sah hier helles Licht. Da vermutete ich muntere Gesellschaft! Ich komme, mit euch ein Gläschen zu trinken." — „Viele Ehre!" antwortete der Wirt. Alle setzten sich wieder; es wurde fleißig eingeschenkt, und der Zar that wackern Bescheid. Jetzt winkte ein Strelitze dem Sokownin und flüsterte ihm zu: „Nun ist es Zeit, Bruder!" — „Noch nicht!" antwortete dieser leise. „Für mich aber ist es Zeit!" schrie Peter mit funkelndem Blicke, indem er aufsprang, daß die Gläser klirrten, und den Sokownin mit der Faust ins Gesicht schlug. „Fort! bindet die Hunde!" — Zu seinem Glücke trat in demselben Augenblicke der Gardehauptmann herein, hinter ihm seine Soldaten. Die Verschworenen verloren den Mut, fielen auf die Kniee und baten um Gnade. Nachdem sie gebunden waren, gab Peter dem Hauptmann eine tüchtige Ohrfeige, weil er, wie er glaubte, eine Stunde zu spät gekommen sei. Da dieser sich aber durch Vorzeigung des schriftlichen Befehls auswies, ent-

schuldigte der Zar seine Hitze, küßte ihn auf die Stirn und erklärte ihn für einen braven Offizier. Wie staunten Le Fort und seine Gäste, als er zurückkam und erzählte, was indessen geschehen war! Viele der Schuldigen wurden hingerichtet.

Je mehr ihm Le Fort von fremden Ländern erzählte, desto begieriger wurde er, sie selbst zu sehen. Im Jahre 1697 rüstete er eine große Gesandtschaft aus, die von Le Fort angeführt wurde, wohl aus 300 Personen bestand und durch einen großen Teil von Europa reisen sollte. Er selbst wollte sie begleiten; aber weil er ein großer Feind von allen Umständen war und gern alles ungestört sehen wollte, so ging er unter dem Titel eines Oberkommandeurs mit, und er hatte ausdrücklich seinen Leuten befohlen, zu thun, als wenn er nicht der Zar sei. Zunächst ging es über Riga nach Königsberg, wo der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., die Gesandtschaft in feierlicher Audienz empfing. Peter war auch dabei und wollte unerkannt bleiben. Aber das war vergebens. Alle Hofleute erkannten ihn gleich an seiner hohen Gestalt, seinen blitzenden Augen, die er überall umherwarf, und an der Mühe, die er sich gab, nicht erkannt zu werden, indem er sich oft seine Mütze vor das Gesicht hielt. Doch besuchte er auch den Kurfürsten allein, der sich alle Mühe gab, ihn mit Schmausereien, Opern u. s. w. zu unterhalten. Einmal hatte er zu viel getrunken und bekam mit Le Fort Streit. Wütend fiel er ihn an und befahl ihm, den Säbel zu ziehen. „Das sei ferne," sagte der verständige Le Fort; „lieber will ich von den Händen meines Herrn sterben!" Mit Mühe wurde der Zar zurückgehalten. Am folgenden Morgen bereute er seine Übereilung. „Ich will mein Volk gesitteter machen," rief er schmerzlich aus, „und noch vermag ichs nicht, mich selbst zu zähmen!" — Mit großer Wißbegier besuchte er die Handwerker und Künstler, besonders die Bernsteindrechsler. Dann ging er durch die Mark und Hannover nach den Niederlanden. Überall fand man ihn sehr liebenswürdig, obgleich seine Sitten, besonders bei den Damen, etwas roh waren. Am hannöverschen Hofe wunderte er sich, daß die Damen nicht alle rot und weiß auflegten; das sei in Rußland allgemein, und eine alte, tüchtig geschminkte Hofdame gefiel daher den Russen am besten. Nachdem er mit den Damen, die nach damaliger Sitte steif geschnürt waren, getanzt hatte, wandte er sich an Le Fort und sagte mit Verwunderung: „Wie teufelsharte Knochen haben doch die deutschen Frauen!"

2. Peter in Holland.

Nun kam er nach Amsterdam. Auf diese Stadt hatte er sich am meisten gefreut; denn für die Holländer hatte er eine große Vorliebe. Um unerkannt zu bleiben, kam er 14 Tage früher als die Gesandtschaft. Aber man erkannte ihn doch, und der Magistrat bot ihm eine schöne Wohnung an. Er aber wählte ein ganz kleines Haus und legte die Kleidung eines holländischen Schiffszimmermanns an. Am meisten lag ihm daran, hier das Schiffsbauen zu lernen. Amsterdam gegenüber liegt das Dorf Saardam, wo 700 Windmühlen stehen und großer Schiffsbau getrieben wird. Dahin

begab er sich bald. Auf der Überfahrt sah er ein Fischerboot. Er erkannte in dem Fischer einen alten Bekannten, den er einst in Rußland gesehen hatte. Treuherzig schüttelte er ihm die Hand. „Höre! ich will bei dir wohnen!" rief er. Der Mann entschuldigte sich; er hätte nur eine Hütte mit einer Stube und Kammer. Das half alles nichts, der Fischer mußte mit seiner Frau in die Kammer ziehen, und Peter nahm die Stube ein. Das Haus steht noch. Nun ging es ans Arbeiten. Man wußte wohl, wer er eigentlich sei; aber er konnte nicht leiden, wenn man es merken ließ. Man nannte ihn Peter Baas; als solcher kam er alle Morgen, mit dem Beile in der Hand, auf die Schiffswerfte, zimmerte wie ein gemeiner Arbeiter, fragte nach allem und versuchte alles. Selbst in der Schmiede arbeitete er mit, und seine Kammerherren mußten die Kohlen zulangen. Wie verwünschten diese den sonderbaren Geschmack ihres Zaren, der sie nötigte, ihre zarten Hände zu verderben. Peter dagegen zeigte gern die harte Haut seiner Hände, weil sie ein Beweis seiner Arbeitsamkeit war. Recht in den Tod zuwider war es ihm aber, wenn ihn die Leute wie ein Wundertier angafften. Manchmal standen sie in dicken Haufen vor seiner Thüre, wenn sie wußten, daß er ausgehen würde. Dann kam er entweder wohl gar nicht, oder es setzte tüchtige Püffe rechts und links. Nach einer siebenwöchentlichen Arbeit kehrte er nach Amsterdam zurück, und statt mit Zerstreuungen die Zeit zu töten, suchte er Gelehrte, Künstler und Handwerker auf, bei denen er etwas lernen konnte, nahm auch viele davon in seine Dienste und schickte sie nach Rußland. Dasselbe that er in England, wohin er nun reiste. Einen großen Genuß verschaffte ihm hier König Wilhelm, indem er vor ihm eine Seeschlacht aufführen ließ. „Wäre ich nicht zum Zaren des russischen Reichs geboren," rief er einmal aus, „so möchte ich ein englischer Admiral sein!" Drei Monate blieb er da. Als er auf der Rückreise wieder über Holland ging und ihn hier bei einer seiner Wasserfahrten auf der Zuyder-See (spr. Seuder-See) ein Sturm überfiel, war er allein ganz unerschrocken. „Habt ihr denn je gehört," sagte er zu den bebenden Schiffern, „daß ein russischer Zar in Holland auf der See ertrunken sei?" — Nun ging es über Dresden nach Wien, wo es ihm sehr gefiel, und eben wollte er nach Italien gehen, als er die Nachricht erhielt, die Strelitzen hätten sich schon wieder empört.

Wie ein grimmiger Löwe fuhr er auf und eilte schnell nach Rußland zurück. Auf der Reise durch Polen besuchte er den König des Landes, den starken August II., dem es ein Leichtes war, zinnerne Teller wie ein Papier zusammenzurollen. Auch dem Zaren gab August eine Probe seiner Stärke, indem er mit einem scharfen Säbel einem polnischen Ochsen den Kopf mit *einem* Hiebe abschlug. „Schenkt mir den Säbel," sagte Peter: „er ist mir nötig, um das Haupt des Empörungsdrachens vom Rumpfe zu trennen." Der König reichte ihm den Säbel mit den Worten: „Tod den Türken und Tataren! Leben und Gnade den Unterthanen!" eine Äußerung, die seiner Menschlichkeit Ehre macht. Peter fand den Aufruhr schon gedämpft; alle Gefängnisse waren voll. Kaum bezwang sich Peter, seine Schwester Sophia

nicht zu mißhandeln; denn sie hatte vermutlich wieder ihre Hand im Spiele gehabt. Darum wurde sie noch enger eingesperrt, und 130 Schuldige wurden ihren Fenstern gegenüber aufgehenkt. Schrecklich war diesmal die Strafe der Übelthäter; einen ganzen Monat lang floß ihr Blut auf dem Richtplatze bei Moskau.

Um diese Zeit starb sein Freund Le Fort. „Nun habe ich keinen treuen Diener mehr!" rief Peter mit Thränen aus. „Auf ihn allein konnte ich mich verlassen." Er küßte den teuren Leichnam und badete ihn mit seinen Thränen. Seine Stelle ersetzte späterhin Menschikow. Die Nachrichten über seine Herkunft sind verschieden. Es heißt, er sei ein Pastetenbäckerjunge gewesen und habe Pasteten auf den Straßen herumgetragen. Einst kam er so auch in die Küche eines vornehmen Russen, der den Zaren zu Tische geladen hatte. Da bemerkte er, daß der Wirt in ein Lieblingsgericht des Zaren ein Pulver that. Menschikow schöpfte Verdacht, ging auf die Gasse und wartete, bis der Zar kam. Dieser bemerkte ihn und sagte: „Gieb mir deinen Korb zum Kaufe!" — „Den Korb," antwortete der Junge, „darf ich nicht ohne meines Herrn Erlaubnis weggeben. Indes, da Euch das alles zugehört, so nehmt ihn immerhin." — Die Antwort gefiel Petern; er befahl ihm zu folgen und ihn bei Tische zu bedienen. Als nun das verdächtige Gericht kam, rief der Knabe den Zaren bei Seite und sagte ihm, was er gesehen habe. Peter verlangte, daß der Wirt zuerst davon essen sollte, und da dieser bestürzt es ablehnte, setzte er einem Hunde davon vor, der bald darauf starb. Seit dieser Zeit genoß Menschikow das Vertrauen des Zaren und half ihm auch treulich bei der Ausführung seiner Verbesserungspläne.

3. Seine Reformen in Rußland.

Das Ausland hatte dem Zaren so gefallen, daß er nichts sehnlicher wünschte, als seine Russen danach zu bilden. Mit dem Äußern fing er an und verbot die lange Nationalkleidung. Nur Geistliche und Bauern durften sie tragen. Wer zu ihm kommen wollte, mußte in ausländischer Tracht erscheinen; dazu ließ er ein Muster über jedes Stadtthor hängen, und wer noch mit einem langen Kleide durchs Thor ging, mußte entweder einen Zoll bezahlen oder unter dem Thore niederknieen und es sich gefallen lassen, daß ihm der Rock so weit, als er beim Knieen auf der Erde schleppte, abgeschnitten würde. In kurzer Zeit waren die langen Röcke verschwunden. — Ebenso ging es dem langen Barte. Wer ihn behalten wollte, mußte ein Geistlicher oder ein Bauer sein, oder — jährlich 100 Rubel bezahlen. — Auch die Frauen wurden nun umgewandelt. Bisher hatten die Unglücklichen ein trauriges Leben geführt; sie wurden für unwürdig gehalten, in der Gesellschaft der Männer zu erscheinen, und lebten eingeschlossen in ihren Harems. Aber Peter wollte, sie sollten sein wie die Frauen, die er im Auslande gesehen hatte, und befahl, daß alle in ausländische Tracht gekleidete Frauen in allen Gesellschaften erscheinen dürften. Dadurch wurden die Ausbrüche der Roheit der Männer mehr zurückgehalten, und nach und nach kam ein besserer Ton auf. Auch verbot er, daß irgend eine Ehe ohne freie

Bestimmung des jungen Paares geschlossen würde, und daß sich beide wenigstens sechs Wochen lang vor der Hochzeit sehen dürften. Bisher hatten die Eltern die Kinder vermählt, und die Brautleute hatten sich am Hochzeittage zum ersten Mal gesehen. — Auch Schulen wurden angelegt, Buchdruckereien errichtet und viele gute Werke des Auslandes ins Russische übersetzt; kurz, kein Zweig der Verwaltung blieb unverändert. Freilich schüttelte darüber mancher den Kopf; aber Peter war nicht der Mann, der sich irre machen ließ oder auf halbem Wege stehen blieb.

Karl XII., König von Schweden.

1. Seine Feldzüge in Dänemark, Liefland und Polen.

Karl XII. war ein Urenkel der Schwester Gustav Adolfs. Als sein Vater starb, war er noch nicht 15 Jahre alt. Daher verwaltete anfangs seine Großmutter, eine verständige Frau, die Regierung. Aber die Schweden wollten nicht gern unter der Herrschaft einer Frau stehen und übertrugen daher bald dem jungen Karl die Regierung. Er zeichnete sich als Knabe durch nichts aus, und man hielt ihn allgemein für einen sehr mittelmäßigen Kopf.

Schweden hatte damals einen viel größeren Umfang als jetzt. Auch Ingermanland (wo jetzt Petersburg liegt), Esthland und Liefland gehörten den Schweden. Darüber waren aber die Nachbarn längst eifersüchtig gewesen und hatten nur auf eine Gelegenheit gewartet, über Schweden herzufallen und ihm die Federn auszurupfen. Jetzt, glaubten sie, sei die Gelegenheit gekommen. Peter der Große, August II. von Polen und Friedrich IV. von Dänemark schlossen ganz insgeheim einen Bund, und wirklich merkte auch Karl nichts davon. Plötzlich brachen die Dänen in Holstein ein, welches damals einem Schwager des Königs von Schweden gehörte, während sich August auf Liefland warf. Als Karl dies erfuhr, sprach er: „Es ist wunderlich, daß meine beiden Vettern Krieg haben wollen. Es mag also darum sein. Wir haben eine gerechte Sache; Gott wird uns wohl helfen. Ich will die Sache erst mit dem einen abthun, und hiernächst kann ich alle Zeit mit dem andern sprechen.“ Seit der Zeit hatte er keinen Sinn mehr für Hoffeste. Man sah ihn sich lebhaft mit den alten Generalen seines Vaters und Großvaters unterhalten, und ein ganz neuer Geist war in ihn gefahren.

Alles war nun gespannt, was Karl thun würde. Sein Feuergeist wollte die Sache schnell entschieden wissen, und darum beschloß er auf Seeland zu landen und dem Könige von Dänemark einen solchen Schrecken einzujagen, daß er Frieden machen müßte. Gesagt, gethan; Karl fuhr selbst mit einem ausgesuchten Heere über den Sund. Schon standen die Dänen am Ufer, ihn zurückzutreiben. Aber ungeachtet des Kugelregens sprang er aus dem Schiffe ins Wasser, welches ihm bis an die Arme reichte, den Degen in der Hand, und so stürmte er gegen die Dänen an, hinter sich seine

Soldaten, die die Gewehre hoch über dem Wasser emporhielten. Als die Kugeln um ihn herum flogen, fragte er seine Begleiter, was das für ein Pfeifen wäre. „Sire! Das sind die Flintenkugeln!“ — „So!“ sagte Karl, „das soll künftig meine Lieblingsmusik sein!“ — Die Feinde verloren den Mut, solchen Leuten zu widerstehen, und warfen sich in die Flucht. Nun ging es rasch auf Kopenhagen los. Karl hielt die schönste Mannszucht; jedes Plündern war bei Todesstrafe verboten. Dafür aber nahmen ihn die braven seeländischen Bauern freundlich auf. „Gott segne Ew. Majestät,“ sprachen sie; „wir wissen wohl, daß Ihr uns kein Leid thun werdet; Ihr seid ja der frommen Ulrike Sohn.“ — Und als Karl nachher wieder zurückging, sagten ihm die ehrlichen Leute mit Thränen Lebewohl. Der König Friedrich war über die plötzliche Erscheinung der Schweden so bestürzt, daß er gleich demütig um Frieden bat. Karl gewährte ihn gern; denn er hatte mehr zu thun. Das geschah 1700.

Nun ging es rasch wieder zu Schiffe. Karl fuhr über die Ostsee nach Liefland, landete und eilte der Stadt Narva zu Hilfe. Hier kam es zu einer Schlacht, 8000 Schweden gegen fast 80 000 Russen, die sich noch obendrein verschanzt hatten. Aber der Wind trieb die fallenden Schneeflocken den Russen gerade ins Gesicht, und dies machte es den Schweden möglich, unbemerkt sich zu nähern. In einer Viertelstunde war die Schlacht entschieden und die Russen in voller Flucht nach einer einzigen Brücke. Endlich brach diese ein und alle, die auf ihr waren, stürzten mit Angstgeschrei zum unfehlbaren Tode hinab. Den Nachgebliebenen war nun jeder Weg der Rettung verschlossen; sie verteidigten sich hinter einer Reihe von Wagen. Dies Schießen hörte Karl am andern Ende des Schlachtfeldes. Er jagte herbei. Unterwegs hielt ein Morast ihn auf; er wollte durchsetzen, sein Pferd fiel aber so tief hinein, daß er nur mit Hilfe eines herzueilenden Knechtes herausgezogen werden konnte. Einen Stiefel und seinen Degen mußte er im Stiche lassen. Nur mit einem Stiefel warf er sich auf ein anderes Pferd und jagte fort, und nun wurden die Russen bald besiegt. Peter selbst war nicht dabei gewesen; denn ein großer Feldherr war er nicht. Als ihm die Niederlage gemeldet wurde, sagte er ruhig: „Ich weiß wohl, die Schweden werden uns noch manchmal schlagen, aber wir lernen durch sie. Die Zeit wird kommen, wo wir über sie siegen werden.“ Und in sein Tagebuch schrieb er: „Da wir dieses Unglück oder vielmehr dies Glück erlebt hatten, machte uns die Not emsig, arbeitsam und erfahren.“ Ein schöner, eines großen Fürsten würdiger Gedanke, das Unglück so zu benutzen!

Jetzt ging es gegen den dritten Feind, gegen August II., und Karl erklärte laut, er wolle nicht eher ruhen, bis er ihn abgesetzt hätte und einen andern König von Polen sähe. August hatte nicht erwartet, daß Karl ihm so geschwind über den Hals kommen würde; denn sonst pflegte man nur im Sommer Krieg zu führen und im Winter zu ruhen. Karl aber war gegen alle Witterung abgehärtet; nicht einmal einen Pelz pflegte er im Winter zu tragen. In seiner Verlegenheit schickte August die Gräfin von Königsmark, eine Frau von ausgezeichneter Schönheit, die bei August viel galt, an

Karl ab. Sie sollte unter dem Vorwande, sich für einen Verwandten zu verwenden, bei ihm Audienz suchen und ihn dann überreden, mit August Frieden zu machen. Aber darin hatte sich dieser verrechnet. Karl konnte die Frauen nicht leiden, ist auch nie verheiratet gewesen, und sobald er hörte, die Gräfin sei gekommen, ihn zu sprechen, wandte er sich unwillig ab und mochte sie nicht einmal sehen. Eine Frau, die sich in Männergeschäfte mischte, war ihm vollends ein Greuel. Ebenso fruchtlos waren andere Gesandtschaften. Karl wollte diesen seinen Feind, den er mehr haßte als die anderen, durchaus verderben, erreichte ihn auch bald, nahm ihm fast ganz Polen weg und zwang die Einwohner, so sehr sie auch widerstrebten, einen andern König zu wählen. Dies war Stanislaus Lesczinski, ein Mann von schönem Wuchs und bescheidenen Sitten, erst 27 Jahr alt. August war nach Sachsen geflohen; dies Land gehörte ihm auch. Aber auch selbst da suchte ihn Karl auf. Sein Marsch ging durch Schlesien. Bei Steinau ritt er, ohne die Vollendung der Brücke zu erwarten, durch die Oder, so stark sie auch flutete, und wurde am andern Ufer von einer Menge gemeiner Leute umringt, die ihn flehentlich baten, sich doch ihrer gegen ihre katholischen Mitbürger anzunehmen. Die evangelischen Schlesier wurden damals, trotz der Versicherungen des Kaisers bei dem westfälischen Frieden, auf alle Weise von den Katholiken bedrückt. Ein alter, grauköpfiger Schuhmacher drängte sich vor allem heran, fiel dem Pferde in die Zügel und sagte: „Gnädigster Herr! Gott sei und bleibe bei Ihnen. Aber lassen Sie sich doch durch unsere Thränen erweichen und denken Sie nicht allein an sich selbst, sondern auch an uns arme Leute und an unsern unterdrückten Glauben im Lande.“ Der König sagte wohl zehnmal: „Ja, ja.“ Aber der Schuster ließ ihn nicht eher los, bis er ihm die Hand darauf gab. Karl hielt auch sein Wort. Er brachte es beim Kaiser dahin, daß dieser der Obrigkeit Befehl gab, es sollten den Protestanten in Schlesien alle seit dem westfälischen Frieden abgenommenen Kirchen zurückgegeben, ihnen keine Kinder mehr geraubt werden, um sie katholisch zu erziehen, und den Gemeinden in Schweidnitz, Jauer und Glogau erlaubt sein, bei den Gnadenkirchen mehrere Geistliche anzustellen; alles Dinge, die, wie man glauben sollte, sich von selbst verstanden und doch den armen Protestanten verweigert worden waren.

2. Karl in Schlesien und Sachsen.

Karl brach nun 1706 in Sachsen ein und ließ bekannt machen, daß jeder ruhig in seiner Heimat bleiben könne; niemand sollte etwas geschehen. So rückte er bis Altranstädt vor, einem Ort nicht weit von Lützen. Gleich den folgenden Tag ritt er nach dieser Stadt, um das Schlachtfeld zu besehen, wo sein großer Ahnherr vor 74 Jahren so ruhmvoll gefallen war. Mit Rührung betrachtete er die Stelle, wo ihn der Tod ereilt hatte, und sprach: „Wir haben allezeit gesucht, sowie König Gustav Adolf zu leben; vielleicht thut uns Gott die Gnade und läßt uns auch auf die Art, wie er, sterben.“ Dann wurde den schwedischen Soldaten vorgeschrieben, wie sie sich gegen die Einwohner zu verhalten hätten. Was sie verlangten, sollten

sie bar bezahlen und sich aller Mißhandlungen, bei Todesstrafe, gänzlich enthalten. Auf diese Befehle wurde auch streng gehalten. In einem Dorfe nahmen zwei Soldaten vom Leibregimente einem Bauer eine Schale mit dicker Milch und schlugen den Jungen, der sie daran hindern wollte. Karl ritt gerade vorbei und hörte den Lärm, erkundigte sich nach der Ursache und ließ beide losen, wer von ihnen sterben sollte. Das Urteil wurde auf der Stelle vollzogen. — Einige Tage darauf hatte ein Dragoner wider Willen seines Wirtes ein Huhn geschlachtet. Auf die Klage des Bauern wurde der Schuldige augenblicklich gehenkt. Solche strenge Gerechtigkeit hielt die Soldaten in Ordnung, und die Sachsen, denen die Großeltern die entsetzlichen Greuelthaten der Wallensteiner erzählt und die jetzt Ähnliches gefürchtet hatten, konnten sich gar nicht darein finden, den Feind im Lande zu haben und doch ruhiger als im Frieden zu leben. — August übrigens verlor nun ganz den Mut und eilte, mit Karl Frieden abzuschließen, und da dieser darauf bestand, daß August der polnischen Krone entsagen müßte, so that er es mit schwerem Herzen. Dann stattete August dem Könige von Schweden einen Besuch ab, und beide sprachen miteinander als die besten Freunde. Auch erhielt Karl hier einen Besuch vom Herzoge von Marlborough. Wie mochten beide sich freuen, einander kennen zu lernen! Von beider Ruhm war Europa voll. Hier sahen sie sich zum ersten und letzten Male.

Erst nach einem Jahre ging Karl aus Sachsen zurück. Als er wieder durch Schlesien kam, drängten sich die evangelischen Schlesier von allen Seiten herzu, ihn zu sehen. Das Landvolk fiel auf die Kniee nieder und dankte ihm mit Thränen für die Religionsfreiheit, die er ihm verschafft hatte, und die Betstunden, die er täglich 2—3 mal halten ließ, wirkten so auf die Gemüter, selbst der Kinder, daß man noch geraume Zeit nachher bis nach Oberschlesien hinein Kinder von 5—14 Jahren morgens und abends sich auf dem Felde versammeln sah, um gemeinsam Lieder anzustimmen.

3. Zar Peter. Gründung von Petersburg.

Einen Feind hatte nun Karl noch, den Zaren Peter. Gegen ihn machte er sich auf und beschloß, ihm in Moskau einen Besuch zu machen. Peter hatte indessen, während Karl in Polen und Sachsen herumgezogen war, von den Ländern am Finnischen Meerbusen Besitz genommen. Es war längst sein sehnlicher Wunsch gewesen, einen Punkt an diesem Meere zu haben, um auf der Ostsee seine Flotten schwimmen zu sehen. Kaum war daher die schwedische Armee bei ihm vorbeigeflutet, so machte er sich gleich darüber her, oben in Ingermanland eine neue Stadt zu bauen. St. Petersburg wurde sie genannt und sollte die Hauptstadt seines Reiches werden. Wenn Peter einmal etwas unternahm, dann wurde es auch mit allem Eifer betrieben, und so wurden auch jetzt viele Tausend Bauern, von denen manche 2—300 Meilen weit her waren, zusammengetrieben und mußten graben und schanzen. Aber zum Unglück war weder für hinlängliche Lebensmittel, noch für Handwerkszeug gesorgt. Da fehlte es an Schaufeln, Hacken und Brettern, und Schubkarren kannten die Russen noch gar nicht einmal. Zwanzigtausend

mußten täglich arbeiten und die Erde in den Schößen ihrer Röcke herzutragen. Welche Arbeit! Viele Tausend Menschen gingen dabei zu Grunde. Dennoch machte der Bau reißende Fortschritte. Nachdem binnen vier Monaten die Wälle und Gräben vollendet waren, ging es an den Häuserbau. Freilich waren es nur hölzerne Hütten; aber wer sollte darin wohnen? — Da ließ sich der Fürst Menschikow, hier nieder und seine vielen Hofbedienten nahmen allein viele Häuser ein. Auch blieben manche der Arbeiter, die sehr weit nach Hause hatten, lieber gleich hier und bauten sich an. Zufällig kam ein holländisches Schiff mit reicher Ladung an; Peter war darüber so erfreut, daß er ihm entgegenfuhr und es selbst in den Hafen lotste. Dann gab er dem Schiffer ein Gastmahl. Wie wunderte sich der Mann, als er hörte, der mit am Tisch saß und den er bisher für einen Lotsen gehalten hatte, sei der Zar! Wie geschwind flog seine Mütze vom Kopfe herunter; Peter kaufte ihm einen großen Teil seiner Ladung ab; bald war das Schiff leer und der Schiffer wurde obendrein reich beschenkt entlassen. Vergnügt kam er nach Holland zurück, und bald mehrten sich die Schiffe im Hafen von Petersburg, die alle so freundlich aufgenommen wurden. Das lockte wieder viele Kaufleute hin, und so wurde die Stadt immer größer. Freilich mußten sich auch viele russische Große da niederlassen, weil der Zar es so haben wollte. Das geschah 1703.

Ein recht schöner Zug muß hier von Peter noch erzählt werden, ein Gegenstück zu Tillys Betragen in Magdeburg. Die Stadt Narva in Esthland, dieselbe, wo Karl die schöne Schlacht gewonnen hatte, wurde vom Zar belagert. Sie war schwach; aber der schwedische Kommandant wollte sie durchaus nicht übergeben. Da ließ Peter zur Mittagszeit, als die Schweden tafelten, stürmen und gewann die Festung. Vorher aber hatte er streng verboten, die Einwohner auszuplündern und zu mißhandeln. Daher ritt er selbst in den Straßen umher und sah auf Ordnung. Aber die Russen waren rohe Menschen, und es fielen doch viele Gewaltthätigkeiten vor. Er strafte die Übelthäter streng und stieß viele mit eigener Hand nieder, die er über dem Plündern ertappte. Dann ließ er den schwedischen Kommandanten vor sich führen. „Du bist," sprach er zornig und gab ihm einen Backenstreich, „du bist allein Schuld an dem vergossenen Blute. Hilflos, wie du warst, hättest du dich längst ergeben sollen. Sieh diesen Degen! Er ist rot, nicht von Schwedenblute — von Russenblute ist er rot. Deine unbesonnene Hartnäckigkeit gab die armen Einwohner dem Verderben preis. Ich habe den Ausschweifungen meiner Soldaten gewehrt und die Einwohner gerettet, soweit ich's vermochte." Und Peter war nur ein roher Russe; aber er hatte Religion im Herzen.

4. Karl zieht in die Ukraine. Schlacht bei Poltawa.

Nun wieder zu Karl. Mitten im Winter zog er unter den unsäglichsten Beschwerden durch Polen und Litauen, Länder, durch die man selbst im Sommer ungern reist. Dazu kam, daß die Russen nicht standhielten, sondern beim Rückzuge ihre eigenen Dörfer verbrannten und das ganze Land

vollends zur Wüste machten. Dennoch ging Karl immer vorwärts, und jedermann glaubte, er würde nach Moskau vordringen. Plötzlich aber wandte er sich südlich und senkte sich in die weiten Steppen der Ukraine hinab. Hiermit ging Karls Unglücksstern auf. Die Ursache dieses Entschlusses war, daß der alte 70jährige Kosaken-Hetmann Mazeppa ihm vorspiegelte, in der Ukraine, wo damals die Kosaken wohnten, wären Lebensmittel, woran es jetzt den Schweden so sehr fehlte, im Überfluß und seine Kosaken bereit, mit den Schweden gemeinschaftliche Sache zu machen. Das war aber alles nicht wahr. Mazeppa war ein ehrgeiziger Mann und hoffte sich durch die Hilfe der Schweden zum unabhängigen Herrn zu machen. Karl, den alles Ungewöhnliche schnell einnahm, folgte seinem Rate und führte dadurch namenloses Elend für sich und sein Heer herbei.

In der Ukraine fand Karl alles anders, als er es sich gedacht hatte. Überall war drückender Mangel an Lebensmitteln. Die Kosaken weigerten sich, zu den Schweden überzugehen und blieben den Russen treu; nur wenige folgten dem treulosen Mazeppa. Karl hatte einen seiner besten Generale, Löwenhaupt, befehligt, ihm einen großen Vorrat von Lebensmitteln und Pulver aus Kurland zuzuführen; endlich kam er auch bei ihm an, aber — die Vorräte hatte ihm der Zar und Menschikow unterwegs abgenommen und ihm in einer blutigen Schlacht Tausende von Soldaten verwundet und getötet, und die paar Tausend vermehrten nur die Zahl der Hungernden. Nun fiel gar noch der Winter ein und zwar in solcher Strenge, wie man erlebt zu haben sich nicht erinnerte. Tausende erkrankten und starben. Was sollten die armen Schweden, entblößt von aller Bequemlichkeit, nun anfangen? Die Generale rieten, schnell umzukehren und sich durchzuschlagen. Aber dazu war der eigensinnige Karl nicht zu bewegen; das sehe ja einer Flucht ähnlich, meinte er; er könne nur vorwärts gehen. So kam man zur Stadt Poltawa und belagerte sie. Schon war die russische Besatzung aufs äußerste gebracht, da rückte Peter schnell heran, um durch eine Schlacht die Entscheidung herbeizuführen. Alles deutete darauf hin, daß die Schweden verlieren würden. Die Russen zählten an 120 000 Mann, die Schweden kaum 20 000. Dazu kam, daß Karl einige Tage vor der Schlacht einen Schuß in den Fuß erhielt, der ihm einige Zehen zerschmetterte, und er also nicht reiten, daher auch nicht befehligen konnte.

Am 8. Juli 1709 begann die verhängnisvolle Schlacht. Karl war selbst zugegen. Er saß auf einer Sänfte, die von zwei Pferden getragen wurde, und sein Adlerblick schweifte auf dem ganzen Schlachtfelde umher. So ging er in den dicksten Kugelregen! Plötzlich stürzte das eine Pferd, von einer Kugel getroffen, zu Boden, und die ihn begleitenden Gardisten mußten ihn nun weiter tragen. Aber auch dies dauerte nicht lange. Eine Stückkugel zerschmetterte die eine Stange seines Tragbettes, und er mußte sich nun mit seinem dickumwundenen Fuße zu Pferde setzen. Auch Zar Peter schonte sich nicht; eine Kugel war ihm durch den Hut gegangen, eine andere hatte seinen Sattelknopf zerschmettert. Aber reiche Entschädigung erhielt er durch den herrlichen Sieg, den er erfocht. Ein schwedisches Regi-

ment nach dem andern mußte sich ergeben, und endlich begann eine allgemeine Flucht. Karl selbst warf sich mit Mazeppa in einen Wagen und eilte davon. Peter behandelte die gefangenen Generale mit großer Achtung. Sie mußten an seiner Tafel mit ihm speisen, und als ein russischer Offizier von Karl verächtlich sprach, warf er ihm einen ernsten Blick zu und sagte: „Bin ich nicht auch ein König, und wer bürgt mir dafür, daß nicht Karls Schicksal das meinige werde?"

5. Karls Flucht nach Bender in der Türkei.

Mit dem Überreste seines Heeres kam Karl am folgenden Tage an einen Fluß. Mit Mühe überredete ihn Löwenhaupt, sich schleunigst hinüber zu retten, und kaum war er auch mit nur 169 Mann, meist Offizieren, drüben, so erschienen die Russen und nahmen vor seinen Augen Löwenhaupt mit fast dem ganzen schwedischen Heere gefangen. Was nun thun? — zurück konnte und wollte Karl nicht. Da beschloß er denn nach der Türkei zu gehen. Ein sonderbarer Entschluß! Aber gerade das Sonderbare zog ihn an. Mit mancher Gefahr setzte er über den Dniepr und fand eine ungeheure Einöde, mit Gras und niedrigem Gesträuch bewachsen, weit und breit keine Spur von Menschen, nicht einmal ein Fußsteig zu sehen. In tiefer Stille setzten die Schweden ihren Weg fort. Jeder war mit der Vergangenheit und Zukunft beschäftigt. Es war nichts zu essen da. Die Kosaken jagten Rebhühner und wilde Schafe, die Schweden aßen bittere Mandeln und wilde Kirschen und tranken Wasser aus einem faulen Moraste dazu. Nach zwei Tagen erreichte man den Bug. Jenseits fing das türkische Reich an. Karl sandte einen General hinüber, dem nächsten Pascha in Oczakow seine Ankunft zu melden. Dieser aber wollte erst in Konstantinopel anfragen; bis dahin wären alle Schweden verhungert oder von den nacheilenden Russen gefangen worden. Zum Glück brachten mehrere Kaufleute Lebensmittel ins Lager, und viele Schweden drängten sich mit Gewalt über den Fluß. Die übrigen wurden richtig von den Russen gefangen. Indessen hatte der Pascha von Bender, Jussuf Pascha, der von des Königs Thaten ganz bezaubert war, seine Annäherung erfahren, schickte ihm gleich Boten entgegen und bereitete ihm einen glänzenden Empfang. Zum Glück für Karl war der damalige Sultan Achmed III. ein großmütiger Mann, der sogleich Befehle erteilte, für die Schweden bei der Stadt Bender ein Lager zu errichten, und sie unter seinen Schutz nahm.

Hier im Lager traf Karl die Nachricht, daß seine um ein Jahr ältere geliebte Schwester gestorben sei. Man hatte ihm, um ihn zu schonen, diesen Verlust lange verschwiegen, bis er ihn durch Zufall erfuhr. „Ach, meine Schwester!" rief er aus, „ach, meine Schwester!" Ein Augenzeuge sagt: „Wie sehr ihm diese Nachricht zu Herzen ging, ist kaum zu beschreiben. Jedermann hatte geglaubt, sein Heldenleben hätte alle seine Gefühle abgestumpft, da er weder Zorn, noch Begierde, noch Freude, noch Sorge zu äußern pflegte und selbst für seine Wunde und über das Unglück bei Poltawa nicht die geringste Gemütsverstimmung zeigte; aber dieser Verlust rührte

sein Herz so sehr, daß Augen, Hände und Sprache die tiefste Traurigkeit verrieten und er lange in diesem Zustande blieb." An seine jüngere Schwester schrieb er bald darauf: „Meine einzige Hoffnung ist, daß meine Herzensschwester sich bei fester Gesundheit befinden möge. Unser Herr erhalte sie ferner und mache mich einst so glücklich, sie noch einmal zu sehen. Diese Hoffnung macht mir das Leben noch einigermaßen wert, seit ich die Betrübnis erduldet habe, die ich nicht zu überleben glaubte. Denn mit frohem Mute würde ich alles ertragen haben, wenn ich nur so glücklich gewesen wäre, von uns drei Geschwistern der erste zu sein, der sein ihm abgestecktes Ziel erreicht hätte. Nun hoffe ich wenigstens nicht so unglücklich zu sein, der letzte von uns zu werden."

6. Peter von den Türken eingeschlossen. Durch seine Gemahlin Katharina gerettet.

Bis so weit war nun Karl gekommen; aber was sollte nun weiter geschehen? — Ohne Heer sich durch Polen oder Deutschland nach Schweden zurückzuschleichen, war für den stolzen Mann ein entsetzlicher Gedanke. „Wie?" dachte er, „wenn du den Sultan zu einem Kriege gegen Rußland bewegen könntest? — Und nun bot er alles dazu auf. Anfangs hatte Achmed keine Ohren dafür; aber Karl brachte es dahin, daß zwei Wesire, die vom Kriege abrieten, abgesetzt wurden, und selbst die Mutter des Sultans wurde bestochen. „Wann willst du," fragte sie ihren Sohn, „endlich meinem Löwen beistehen, daß er den Zaren verschlinge?" — Achmed ernannte einen neuen Großwesir, Baltadschi Mehemet, und befahl ihm: „Führe das Heer gegen die Russen!" „Gut," sagte Mehemet, mein Schwert in der einen und den König an der andern Hand will ich ihn an der Spitze von 200000 Mann nach Moskau führen!" — Im Geiste sah sich Karl schon in Moskau, und beinahe wäre es auch so weit gekommen.

Zar Peter hatte indessen in Moskau einen herrlichen Triumph gehalten. Durch sieben Triumphpforten zog er ein. Hinter ihm her wurden nicht nur die gemeinen schwedischen Gefangenen, sondern selbst die berühmten Generale Karls geführt. Auch sah man unter der Beute den zerschossenen Tragsessel Karls, das redendste Bild der gebrechlichen Heldengröße und der zertrümmerten Schwedenmacht. Nun brach er selbst mit dem Heere auf und nahm seine Frau, Katharina I. oder Kathinka, mit sich. Von dieser berühmten Frau hier nur einiges. Daß ihr Vater ein litauischer Bauer, sie also eine Leibeigene gewesen sei, ist historisch nicht festgestellt. Viel wahrscheinlicher ist, daß sie die Tochter eines Rigaer Bürgers, Peter Badendick, war, und dem Rigaer Kirchenbuch zufolge ward sie am 3. Februar 1679 auf den Namen „Katharina" getauft. Als arme verlassene Waise nahm sie der Propst Gluck von Marienburg zu sich ins Haus, obwohl er selber mit Kindern reich gesegnet war. Die Pflegetochter erwarb durch den Fleiß und die Anstelligkeit, womit sie sich der Hausgeschäfte annahm, bald die Zuneigung ihrer Pflegeeltern. Das schöne 18jährige Mädchen ward geliebt von einem jungen

schwedischen Dragoner, der um ihre Hand warb und sie erhielt. Aber gleich nach der Hochzeit ward der junge Mann zum Heere berufen und blieb im Kampfe gegen die Russen. Als nun die Russen Marienburg eroberten, ward die junge Frau samt den übrigen Bewohnern als Sklavin fortgeführt; sie fiel dem General Scheremetjew zu, der sie an Menschikow abtreten mußte. Als einst Zar Peter bei diesem speiste und Kathinka mit Tischgerät durch das Zimmer ging, fiel ihre Schönheit ihm so auf, daß er sie gleich zu sich nahm. Er ließ ihr anständige Kleider machen, gab ihr Dienerschaft und sorgte für ihre Ausbildung. Weniger durch ihre Schönheit, als durch ihr sehr einnehmendes, sanftes Betragen wußte sie sich sein ganzes Vertrauen zu verschaffen, bis er sie endlich gar zu seiner Gemahlin erhob. Sie begleitete ihn auch jetzt in den Krieg. — Die Russen fielen in die Moldau ein und zogen längs dem Pruth hinab. Plötzlich sahen sie sich von ungeheuren Schwärmen Türken und Tataren eingeschlossen. Sie konnten weder vor-, noch rückwärts, und alle Lebensmittel waren ausgegangen. Der Großwesir vernichtete in einer dreitägigen Schlacht 40 000 Russen. Peter sah den Augenblick sich nähern, wo er mit allen den Seinigen verhungern oder den Feinden sich ergeben müßte. Er schrieb an den russischen Senat einen Brief, worin er seine Lage schilderte und gestand, daß er ohne besondere göttliche Hilfe nichts erwarten könne, als Tod oder Gefangenschaft. Peter schloß sich mißmutig in sein Zelt ein; kaum Kathinka wagte vor ihm zu erscheinen, so übellaunig war er. Da half ihm — seine Kathinka. Sie wußte, wie leicht die türkischen Großen sich bestechen lassen und schickte einen Friedensboten an den Großwesir mit ihrem Juwelenkästchen und einer guten Summe Geldes ab. Das wirkte. Die Augen Mehemets wurden von den glänzenden Steinen so geblendet, daß er die hoffnungslose Lage der Russen nicht mehr sah und mit ihnen so schnell einen Frieden schloß, daß Karl ihn nicht mehr zu hindern imstande war. Auf die erste Nachricht davon warf sich Karl auf sein Pferd, jagte 15 Meilen weit in einem Ritt bis ins türkische Lager und bot Himmel und Hölle auf, den Wesir zu bewegen, daß er den Frieden bräche. „Vertraue mir," sprach er, „20 000 deiner Freischaren, und ich liefere dir den Zaren in deine Hände." — Aber Mehemet blieb dabei: „Der Friede ist geschlossen und muß bestehen." — Wütend vor Zorn verließ Karl ohne Abschied das Lager des Wesirs und verklagte ihn beim Sultan. Dieser setzte ihn ab und verwies ihn; im folgenden Jahre schon starb er. Der Friede mit Rußland wurde nicht umgestoßen.

7. Karls Eigensinn und Tapferkeit. Rückkehr nach Schweden und Tod.

Keiner hatte sich mehr über Karls Niederlage bei Poltawa gefreut als August II. Auf die erste Nachricht davon erklärte er den mit Karl in Altranstädt geschlossenen Frieden für erzwungen, kehrte nach Polen zurück, verband sich wieder mit dem Zaren und verjagte bald seinen Gegner Leszinski vom polnischen Throne. Auch Friedrich IV. von Dänemark erklärte den Schweden wieder den Krieg. Alle drei fielen nun über die schwedischen Provinzen her, und wären die braven Schweden nicht so tapfer gewesen, so

hätte Karl jetzt sein ganzes Land verloren. Karl saß indessen ruhig in seinem Lager bei Bender und entwarf Riesenpläne, von denen kein einziger ausgeführt wurde. Seine Lage wurde von Tag zu Tage schwieriger. Zu seinen drei Feinden gesellten sich noch drei: Preußen, England und Holland. Alle seine Mühe, den Sultan zu einem neuen Kriege gegen Rußland zu bewegen, war vergeblich. Dagegen widerstand Achmed allen Aufforderungen des Zaren, ihn auszuliefern. Endlich bot Peter fünf Millionen für den König. Aber Achmed antwortete, Peter sei durch nichts in der Welt imstande, ihn zu einem so großen Verbrechen gegen die Gastfreundschaft zu bewegen; ein türkischer Kaiser habe eine noblere Seele. Zuletzt ließ aber Achmed Karln merken, sein langer Aufenthalt sei ihm lästig, er möchte doch endlich an die Abreise denken. Aber Karl war so erbittert auf ihn, daß er alle ihm erwiesene Gastfreundschaft vergaß und gerade ihm zum Ärger bleiben wollte. Endlich drohte man mit Gewalt, und da Karl immer hartnäckiger wurde und sich mit seiner Hand voll Schweden — es waren 196 Mann — in Verteidigung setzte, so befahl der Sultan dem ehrlichen Jussuf Pascha, sich Karls tot oder lebendig zu bemächtigen. Mit Thränen in den Augen zog der Pascha die Janitscharen zusammen. Die Kanonen donnerten, seine Verschanzungen wurden erstiegen. Da beschloß Karl, sich in seinem hölzernen Hause bis aufs äußerste zu verteidigen. Er hieb sich durch 40 Janitscharen, die ihn umringten, bis zur Hausthür durch. Hier raffte er einige Soldaten, Offiziere und Knechte, 50 an der Zahl, zusammen, trieb die Janitscharen, die sein Haus schon plünderten, heraus und verrammelte sich. Er wehrte sich sieben Stunden lang. Eine Menge toter und verwundeter Türken lag schon umher. Da gelang es den Janitscharen endlich, das Dach in Brand zu setzen. Nun erst, als schon die brennenden Sparren auf den König herabfielen, entschloß er sich, das Haus zu verlassen. In der einen Hand ein Pistol, in der andern den Degen, brach er heraus, um sich nach einem benachbarten Hause zu flüchten, verwickelte sich aber mit den Sporen und fiel zu Boden. Schnell sprangen die Türken herzu und ergriffen ihn. Man brachte ihn nun nach einer andern türkischen Stadt, wo er kürzer gehalten wurde. Dennoch blieb er noch über 1½ Jahre. Endlich — endlich, nachdem er über fünf Jahre in der Türkei gewesen war, erklärte er, er wolle abreisen. Der Sultan benahm sich trotz Karls trotzigem Eigensinn sehr edel. Er machte ihm noch zum Abschiede große Geschenke und ließ ihn mit allen seinen Leuten bis an die Grenze auf seine Kosten bringen. Karl that, als wenn das alles so sein müßte. Der Zug ging durch Siebenbürgen und Ungarn. Karln aber selbst wurde in der langsamen Reise bald die Zeit lang; er beschloß, die Reise schneller und auf einem Umwege durch Deutschland zu machen, setzte sich mit dem Generaladjutant von Rosen und Oberstlieutenant Düring zu Pferde, ließ sich einen Paß geben, worin er sich für einen schwedischen Hauptmann, Karl Frisch, ausgab, machte sich durch eine große schwarze Perücke, einen Hut mit goldenen Tressen und einen braunen Reiserock unkenntlich, und nun ging die Reise mit seiner gewöhnlichen Ungeduld vorwärts. Er reiste über Wien, Regensburg, Nürnberg, Würzburg,

Hanau, Kassel, Braunschweig, Güstrow nach Stralsund. In 14 Tagen legte er 286 Meilen zurück, und Düring blieb einmal von den starken Ritten unterwegs für tot liegen, Rosen aber hatte schon in den ersten Tagen zurückbleiben müssen. Endlich langte Karl in der Nacht um ein Uhr vor Stralsund an. Die Schildwache, ja selbst der wachthabende Offizier wollten ihn nicht einlassen, weil es Nacht sei; aber er versicherte, sie wären Boten, die sehr dringende Briefe brächten, worauf der Kommandant sie einzulassen befahl. Seine Füße waren von den starken Ritten so geschwollen, daß er die Stiefeln mußte herunterschneiden lassen. Welche Freude war es nicht für die Einwohner, als sie am Morgen hörten, ihr König sei wieder da, und als er in der Stadt herumritt, jauchzte ihm alles entgegen.

Nach dieser Zeit lebte Karl noch vier Jahre und schlug sich während der ganzen Zeit mit seinen Feinden herum, so daß er seit seinem funfzehnten Jahre nicht zur Ruhe gekommen ist. Im Jahre 1718 unternahm er die Belagerung einer kleinen Festung auf der Grenze zwischen Norwegen und Schweden, Frederikshald (Friedrichshall). Es war schon Ende November; die Soldaten litten sehr von der Kälte; daher betrieb er die Belagerung mit vielem Eifer und sah täglich der Arbeit in den Laufgräben zu. Am 11. Dezember, dem dritten Adventssonntage, wohnte er noch nach seiner Gewohnheit des Vor- und Nachmittags dem Gottesdienste bei. Am Abend ging er in Begleitung des Ingenieuroberst Maigret und des Adjutanten Kaulbars nach den Laufgräben, stützte sich mit beiden Armen auf die Brustwehr und sah dem Feuern aus der Festung ruhig zu. Die Offiziere, die nicht weit davon standen, wunderten sich endlich, daß der König so lange ruhig bliebe, und glaubten schon, er sei eingeschlafen. Endlich gingen sie hin und fanden ihn — tot. Eine Kugel war ihm mitten durch den Kopf gegangen. Man hat fälschlich behauptet, der Generaladjutant Siquier, der auch in seiner Nähe war, hätte ihn ermordet (im Dienst des Prinzen von Hessen, der Anwartschaft auf den schwedischen Thron hatte), und es ist wahr, daß Siquier vier Jahre darauf im Wahnsinne sich den Mörder des Königs nannte. Aber man glaubt ja doch sonst den Aussagen eines Wahnsinnigen nicht, und der Verdacht ist keineswegs erwiesen. Daß seine Soldaten ihn aufrichtig betrauerten und mit zahllosen Thränen zu Grabe trugen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Seine Unterthanen dagegen gewannen durch seinen Tod; denn bald darauf wurde Friede geschlossen, worin freilich die Schweden manche schöne Provinz abtreten mußten.

Karl hatte großen Verstand, einen Mut, der an Verwegenheit grenzte, und einen so festen, eisernen Willen, daß vor ihm alle Hindernisse schwanden. Seine Haupttugenden waren Wohlwollen und Redlichkeit. Aber weil er gegen sich selbst streng war, so ließ er auch von seinen Forderungen an andere nicht nach. Fand er Hindernisse und Schwierigkeiten, so verdoppelten sie nur seine Kräfte. Um überwunden zu werden, ließ er sich eher brechen als beugen. Dieser Eigensinn war sein und seines Reiches Unglück. Er hatte ihn schon in seiner Jugend gezeigt, und fiel ihm da ein, zu behaupten, daß der Hofmaler eine Meerkatze sei, so war nichts imstande, ihn davon ab-

zubringen. Sonst war er ein sehr achtungswerter Mensch, voll Gottesfurcht, frommer Ergebung, frohen und unerschütterlichen Mutes, strenger Gerechtigkeit und durchaus unbefleckten Wandels vor Gott und den Menschen. — Auch hatte er ein angenehmes Äußere. Er war groß und schlank gewachsen, von gerader Haltung, bräunlicher Gesichtsfarbe, und seine blauen Augen strahlten von großer Lebendigkeit. Sein Anzug unterschied ihn leicht von andern. Sein Rock war von blauem Tuche mit übergoldeten Messingknöpfen, seine Unterkleider strohgelb, seine Haare kurz abgeschnitten und in die Höhe gekämmt; die Stulpen seiner Handschuhe reichten bis an die Ellenbogen. Seine Stiefeln gingen weit über die Kniee hinauf und waren unten mit eisernen Sporen versehen. Um den Leib geschnallt trug er ein einfaches Degengehäng; der Degen selbst war sehr lang mit vergoldetem Messinggriff. Seinen kleinen dreieckigen Hut trug er, sobald er vom Pferde gestiegen war, in der Hand. Er sprach wenig, aber mit Verstand und großer Bestimmtheit; auf sein Wort konnte man sich jederzeit verlassen.

8. Peters des Großen letzte Regierungsjahre.

So lange der große Zar lebte, hörte er nicht auf, neue Einrichtungen zu machen, Mißbräuche abzuschaffen und an der Bildung seines Volkes kräftig zu arbeiten. Um neue Ideen zu sammeln, reiste er für sein Leben gern in andere Länder. Einmal zog er auch nach Pyrmont ins Bad. Der Graf von Waldeck bewirtete ihn auf seinem Schlosse ganz prächtig und fragte ihn zuletzt, wie ihm sein Schloß gefalle. „Recht gut!“ antwortete Peter, „es hat nur einen großen Fehler: die Küche ist zu groß angelegt.“ — Im Jahre 1716 machte er eine größere Reise, auf der er auch sein geliebtes Holland wieder besuchte. Hier wurde er mit einer feierlichen Rede empfangen. Der Redner hatte in den pomphaftesten Ausdrücken gesprochen. „Ich danke Ihnen,“ antwortete Peter, „aber ich habe Sie nicht verstanden. Mein Holländisch lernte ich beim Schiffsbau in Saardam; doch diese Sprache lernte ich nicht.“ —

Auch nun strich er fleißig auf den Schiffswerften umher und besuchte alle Sehenswürdigkeiten. Stundenlang sah er den Malern in ihrer Werkstätte zu. Dann reiste er nach Paris. Ludwig XIV. war kurz vorher gestorben. Sein Urenkel, Ludwig XV., ein siebenjähriges Kind, war jetzt König. Als der königliche Knabe Petern besuchte, nahm ihn dieser ohne weiteres auf die Arme, küßte ihn und sprach: „Ich wünsche, Sire, daß Sie wohl aufwachsen und einst löblich regieren mögen! Vielleicht können wir mit der Zeit einander nützlich werden.“

In Paris fand Peters Wißbegierde noch mehr Nahrung als in Holland. Aus einer Anstalt eilte er zur andern, besuchte die Gelehrten, Künstler und Fabriken und machte bei den Künstlern große Bestellungen. Als er in die Kirche kam, wo der kluge Richelieu begraben lag, umarmte er dessen Bildsäule und rief: „Großer Mann! Dir würde ich die Hälfte meiner Staaten gegeben haben, um die andere Hälfte von dir regieren zu lernen.“ Seine Spazierfahrten führten ihn auch nach St. Cyr, wo Frau von Maintenon in

Ruhe lebte. Sie war unpäßlich und verbat sich anfangs den Besuch. Aber Peter bestand darauf. „Ich muß," sagte er, „der Frau meine Hochachtung beweisen, die es so gut mit dem Könige und mit dem Reiche meinte und, wenn sie gegen die Hugenotten sich ungerecht bewies, nur aus Einfalt und Aberglauben fehlte." Er trat in ihr Zimmer, zog leise die Vorhänge ihres Bettes auf, setzte sich zu ihren Füßen aufs Bett und fragte nach ihrem Befinden. „Mein Alter ist meine Krankheit," antwortete sie mit schwacher Stimme. Peter sagte ihr, das Bewußtsein, die Wohlthäterin Frankreichs gewesen zu sein und der tägliche Anblick der Schar von Mädchen, die ihr noch jetzt ihr Glück verdankten, müsse ihr jene Krankheit gewiß erleichtern. Höchst vergnügt kehrte Peter über Holland und Norddeutschland nach Rußland zurück.

Hier aber wartete seiner ein trauriges Geschäft, die Bestrafung seines einzigen Sohnes, Alexei. Dieser war der Sohn der ersten, verstoßenen Frau Peters und schon deswegen dem Vater verhaßt. Noch mehr wurde er es dadurch, daß er bei jeder Gelegenheit zeigte, wie zuwider ihm die Verbesserungen seines Vaters wären. Die Geistlichen, unter denen er aufgewachsen war, hatten ihn früh schon gegen die Neuerungen Peters eingenommen, und dieser sah nun mit Kummer voraus, daß einmal nach seinem Tode Rußland in die alte Barbarei zurückfallen würde. Vergebens hatte er dem Sohne ausländische Lehrer gegeben, vergebens ihn an die liebenswürdige Prinzessin von Braunschweig vermählt, vergebens ihn ein Jahr lang am Hofe seiner Schwiegereltern leben lassen. Eben weil ihm seine Frau aufgedrungen war, haßte Alexei sie, selbst nachdem sie ihm zwei liebe Kinder geboren hatte. Peter machte ihm über das schlechte Betragen gegen seine Frau bittere Vorwürfe; Alexei hörte sie mit verbissenem Grimme an, aber nur, um sie noch verächtlicher zu behandeln. Ob sie gleich in einem Hause wohnten, sahen sie sich doch kaum einmal in der Woche, und führte eine Gesellschaft sie zusammen, so ging er ihr mit Fleiß aus dem Wege. Die unglückliche Prinzessin fühlte sich nun ganz verlassen; stundenlang saß sie weinend da und härmte sich so ab, daß sie endlich in eine tödliche Krankheit fiel. Auf ihr Verlangen besuchte sie Peter. Sie dankte ihm für alle Güte, welche er und die Zarin ihr erwiesen hätte, segnete unter tausend Thränen ihre kleinen Kinder ein, die sie ihrem fühllosen Manne in die Arme gab, tröstete ihre weinenden Kammerfrauen und starb. Peter war tief erschüttert. Das Unglück, ein ungeratenes Kind zu haben, ergriff ihn mit seiner ganzen Gewalt. „Wenn ich meine Blicke in die Zukunft werfe," sprach er zu ihm, „dann verdrängt der Kummer, der mir am Herzen nagt, die Freude über die bisherigen Erfolge. Und diesen Kummer erregst du, mein Sohn! Ich bin ein Mensch, bin sterblich. — Wem soll ich die Erhaltung des Gewonnenen, wem die Vollführung dessen, was ich begann, vertrauen? Soll ich's einem Menschen hinterlassen, der sein Pfund unter die Erde vergräbt? Wie oft habe ich dir dies vorgehalten? wie oft dich gestraft? Auch geschwiegen habe ich seit mehreren Jahren. Aber gefruchtet hat so wenig das Reden, als das

Schweigen; ich habe die Zeit verloren! Statt thätig zu sein, ergiebst du dich dem Müßiggange und ruhst auf Polstern!" Dann drohte er ihm, ihn von der Thronfolge auszuschließen. „Lieber überlasse ich mein Reich einem würdigen Fremden, als meinem eigenen unwürdigen Sohne." Das alles geschah vor der Reise des Zaren nach Amsterdam und Paris. Noch beim Abschiede hatte Alexei, um Peters Mißtrauen einzuschläfern, ihm erklärt, er wolle der Thronfolge entsagen und in ein Kloster gehen. Peter war damit zufrieden. Aber unterwegs erhielt er Briefe, er solle sich vor Alexei hüten; dieser gehe mit verdächtigen Leuten um, er solle ihn ja unter die Augen nehmen. Gleich schrieb Peter an Alexei: „Entweder komm in acht Tagen zu mir, oder schreibe mir, in welches Kloster und an welchem Tage du eintreten willst." Alexei reiste darauf ab, flüchtete aber nach Wien. Kaiser Karl VI. nahm ihn in Schutz und verbarg ihn erst in Tirol, hernach in Neapel. Doch der russische Gesandte kundschaftete ihn aus, und Peter verlangte seine Auslieferung. Zugleich schrieb Peter selbst an seinen Sohn: „Welchen Kummer bringst du über deinen Vater! Thue, was meine Gesandten von dir verlangen, und fürchte dich nicht. Ich verspreche hiermit bei Gott und dem jüngsten Gerichte, daß ich dich nicht bestrafen will, wenn du dich meinem Willen durch Gehorsam und Zurückkehr unterwirfst. Thust du es aber nicht, so gebe ich als Vater dir meinen ewigen Fluch und werde dich schon zu finden wissen." — Alexei ließ sich bereden, nach Rußland zurückzukehren. Hier entsagte er feierlich der Krone (es war indessen Petern ein anderer Sohn geboren) und erhielt Verzeihung unter der Bedingung, daß er die Teilnehmer anzeige und nichts verschweige. Das erste that er, und eine Menge Menschen wurden dadurch unglücklich gemacht und hingerichtet. Seine eigene Mutter kam dabei in Untersuchung und wurde nun enger eingesperrt. Aber er verschwieg vieles, was erst nach und nach herauskam, und zugleich ergab sich, daß er die Absicht gehabt hatte, sich gegen seinen Vater zu empören und ihm den Thron zu rauben. Das machte ihn der versprochenen Gnade unwürdig, und Peter setzte ein geistliches und weltliches Gericht über ihn nieder, welches ganz unparteiisch über den Schuldigen erkennen sollte. Recht schön lautete der Urteilsspruch der Geistlichen: „Will unser Herr den Gefallenen strafen nach seinen Thaten, so hat er die Beispiele des alten Testamentes für sich. Will er aber Barmherzigkeit üben, so hat er für sich das Beispiel Jesu Christi, welcher den verlorenen Sohn aufnimmt und mehr Gefallen hat an Barmherzigkeit, als an Opfer." — Die weltlichen Richter sprachen ihm das Leben ab. Peter kämpfte nun einen schweren Kampf zwischen Regentenpflicht und Vatergefühl, wie einst Brutus. Die Besorgnis, daß einst nach seinem Tode durch Alexei Unruhen entstehen könnten, gab den Ausschlag. Als dem ungeratenen Sohne das Todesurteil angekündigt wurde, erschrak er so, daß er augenblicklich erkrankte und von Stunde zu Stunde schwächer wurde. Dringend verlangte er, seinen Vater zu sprechen. Katharina redete Petern zu, ihm die Bitte zu bewilligen. Er fand ihn sehr krank. Mit thränenden Augen und gefalteten Händen bekannte Alexei wiederholt: „Ich habe mich schwer an Gott und meinem Vater ver-

sündigt. Ich bin unwert des Lebens und hoffe nicht, von der Krankheit zu genesen. Nur flehe ich Euch an, vor meinem Ende den Fluch, den Ihr auf mich gelegt, von mir zu nehmen, mir meine Verbrechen zu verzeihen, mir den Vatersegen zu erteilen und für meine Seele beten zu lassen." Alle Anwesenden waren tief gerührt, der Zar aber mächtig erschüttert. Als er sich etwas gefaßt hatte, gab er ihm seinen Segen, verzieh alles Vergangene und schied von ihm in tiefer Bewegung. — Gegen Abend nahmen die Beängstigungen des Kranken zu; er begehrte dringend, noch einmal den Vater zu sprechen. Schwer entschloß sich Peter dazu; aber schon auf dem Wege erhielt er die Nachricht, daß Alexei gestorben sei. Dieser plötzliche Todesfall regte, wie gewöhnlich, den Argwohn der Leute auf, und nun hieß es, Peter habe ihn heimlich töten lassen; einer meinte durch Aderlaß, ein anderer durch Gift, ein dritter behauptete gar, es sei ihm der Kopf abgeschlagen worden. Das geschah 1718.

Auf dieses traurige Ereignis folgte ein fröhlicheres, der Friede mit Schweden, nachdem Karl XII. vor Friedrichshall erschossen war. Die ersten russischen Staatsbehörden beschlossen bei dieser Gelegenheit, die großen Verdienste ihres Zaren dadurch anzuerkennen, daß sie ihn baten, den Titel eines Vaters des Vaterlandes, eines Kaisers aller Reußen und des Großen anzunehmen. Nach einigen Umständen willigte er ein, und zu seinem Ruhme muß man sagen, daß er dieser Titel würdig war. — Seit der Zeit nahmen seine Kräfte sichtlich ab. Seine ungeheure Thätigkeit, die vielen drückenden Sorgen und Kümmernisse und zum Teil auch seine heftigen Leidenschaften untergruben vor der Zeit seine Leibeskräfte. Er ging in den letzten Jahren wenig mehr aus, las viel, und nur die Drechselbank verschaffte ihm dann und wann Erholung. Zu dieser Kränklichkeit kam noch eine heftige Erkältung. Er sah eines Abends ein Boot in Gefahr unterzugehen. Ohne an sich zu denken, steuerte er schnell an den gefährlichen Ort, sprang selbst bis an die Brust ins Wasser und half das Boot wieder flott machen. Bald darauf fiel er in seine letzte Krankheit, wobei er große Schmerzen litt. Als ihn die Geistlichen dabei auf Jesus, als das große Trostmittel aller Leidenden, hinwiesen, sprach er mit erheitertem Gesichte: „Ja, dies ist das einzige, was meinen Durst stillt; das einzige, was mich erquickt!" Die treue Katharina verließ ihn keinen Augenblick. In Schmerz versunken, hingen ihre Blicke nur an dem Sterbenden, der schon schwach und besinnungslos dalag. Da meldete man ihr, daß im Vorzimmer die vornehmsten Beamten sie wegen der Thronfolge zu sprechen verlangten. „Ich bin jetzt keiner Überlegung fähig," antwortete sie. Endlich ging sie. „Ich nehme die Krone an," sprach sie, „aber nur, um sie dem Großfürsten Peter II., des Alexei Sohn, zu bewahren, bis zu dem Augenblick, da es dem Himmel gefällt, mich mit ihm zu vereinigen, der bald, ach! nicht mehr sein wird." Bald darauf verschied Peter in Katharinas Armen. Sie warf sich auf die Kniee und betete: „Herr! Öffne dein Paradies und nimm diese schöne Seele zu dir!" Er starb den 25. Januar 1725.

III. Friedrich der Große.

1. Der entlaufene Fritz.

Auf den ersten König von Preußen, Friedrich I., den Sohn und Nachfolger des großen Kurfürsten, war im Jahre 1713 Friedrich Wilhelm I. gefolgt. Das war ein strenger Regent und ein sehr rauher Mann bei vieler Herzensgüte und Frömmigkeit. Auf Künste und Wissenschaften gab er wenig, desto mehr aber auf Verbesserung des Ackerbaues, und seine größte Freude hatte er an seinem Kriegsheer und besonders an dem Grenadierregiment, für das er aus allen Gegenden Deutschlands die größten und schönsten Leute anwerben ließ. Für einen sieben Fuß hohen Flügelmann gab er gern die größte Summe, sonst aber war er sehr sparsam und hinterließ seinem Sohne einen gefüllten Schatz.

Sein ältester Sohn, eben der berühmte Friedrich II., war am 24. Januar 1712 in Berlin geboren, zeigte jedoch schon in früher Jugend einen ganz anderen Sinn, als der Vater. Er haßte den Zwang, mit dem man ihn von seinem achten Jahre an zu militärischen Übungen anhielt. In seinem zehnten Jahre mußte er bereits gleich einem gemeinen Soldaten, trotz Wind und Wetter, mit Tasche und Flinte auf die Schloßwache ziehen und Schildwacht stehen. Vom funfzehnten Jahre an nahm ihn der König unter seine unmittelbare Aufsicht und reihte ihn im sechzehnten Jahre als Offizier in sein geliebtes Heer. Der rege Geist des Kronprinzen verlangte aber nach einer edleren Beschäftigung; er fühlte sich vor allem zur Dichtkunst und Musik hingezogen. Das waren freilich Dinge, die der Vater verachtete, denn er mochte keine andern Bücher leiden, als Bibel und Gesangbuch. Dennoch gelang es dem Prinzen, durch Hilfe der Mutter, seiner Neigung im stillen zu folgen. Gar zu gern warf er sich, wenn die Übungen in den Waffen beendet waren, in seinen goldgestickten Schlafrock, ließ sich frisieren und las seine Bücher oder blies seine Flöte. Einst, als eben der berühmte Quanz, sein Lehrer im Flötenspiel, bei ihm war, ertönte der Schreckensruf: „Der König kommt!“ Eilig flüchtete der Lehrer sich in das Kamin; der Prinz versteckte Flöte und Noten, warf den Schlafrock weg und zog die Uniform an. Da trat der König ein. Sein spähendes Auge entdeckte gar bald die Bücher, den Haarputz und endlich gar den Schlafrock. Der Schlafrock wurde ins Feuer geworfen, die Bücher wurden dem Buchhändler zurückgeschickt und die schönen frisierten Haare vom Hofchirurgus abgeschnitten. Von Tage zu Tage wuchs die Spannung zwischen dem Vater und dem Sohne, und als der strenge König gar beschloß, den Prinzen gegen seinen Willen zu vermählen, da faßte dieser den kühnen Entschluß, nach England zu entfliehen und sich dort mit der Tochter Georgs II., des Bruders seiner Mutter, zu verheiraten. Alles war dazu vorbereitet. Mit Hilfe seiner Freunde, von Katte und von Keith, sollte die Flucht von Wesel aus vor sich gehen. Aber die Sache ward dem Könige verraten, der nun in aller Stille seine

Maßregeln traf. In dem Augenblicke, da der Kronprinz sein Vorhaben ausführen wollte, wurde er verhaftet. Als ihn die Wache vor den König brachte, geriet dieser so in Zorn, daß er mit dem Degen auf ihn zustürzte, um ihn zu durchbohren. Der General von der Mosel sprang dazwischen, hielt des Königs Arm zurück und rief: „Sire! Durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes."

Bald darauf saß Friedrich, den der König von jetzt an nur den entlaufenen Fritz nannte, im engen Gefängnis zu Küstrin. Ein hölzerner Schemel war sein Sitz, der Fußboden sein Bett, ganz magere Kost seine Nahrung. Keith hatte vom Kronprinzen noch zu rechter Zeit einen Zettel erhalten mit den Worten: „Retten Sie sich, alles ist entdeckt!" und war glücklich nach England gekommen. Der arme Katte aber wurde in Berlin verhaftet, als Deserteur zum Tode verurteilt und in Küstrin vor den Augen des Kronprinzen enthauptet. „Verzeihung, teurer Katte!" rief weinend der Gefangene aus seinem Fenster dem Unglücklichen zu. „Der Tod für einen solchen Prinzen ist süß," gab dieser zur Antwort.

Der König wütete nun gegen alle, die dem Kronprinzen nahe standen und ließ ihn selber durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilen. Da rief der alte General Buddenbrock: „Wenn Ew. Majestät Blut wollen, so nehmen Sie mein's; das des Kronprinzen bekommen Sie nicht, so lange ich noch reden darf!" Ebenso sprach der Fürst von Dessau, und der Kaiser ließ dem Könige durch seinen Gesandten sagen, der Kronprinz dürfe nur auf einem Reichstage gerichtet werden. Als der König erwiderte, daß er über seinen Sohn in Königsberg Gericht halten werde, wo niemand über ihm stehe, sagte der Propst Reinbeck: „Niemand als Gott, und dem werden Ew. Majestät über das Blut Ihres Sohnes Rechenschaft geben müssen." Bei diesen Worten wurde der König nachdenklich und sprach nicht mehr von der Todesstrafe.

2. Der wackere Kronprinz.

Friedrich blieb jetzt in Küstrin und wurde anfangs so strenge gehalten, daß er nicht einmal Licht in seinem Kerker brennen durfte. Die religiösen Gespräche, die er täglich mit dem Feldprediger Müller hielt, machten einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß er in einem Briefe an seinen Vater sein Unrecht bekannte und in den demütigsten Ausdrücken um Verzeihung bat. Jetzt versprach ihm der König Begnadigung, wenn er eidlich geloben wolle, sich wegen des Vorgefallenen an keinem Menschen zu rächen und künftig in allen Stücken seinem Vater gehorsam zu sein. Nachdem Friedrich diesen Eid in Gegenwart mehrerer Minister und Generale abgelegt hatte, erhielt er Orden und Degen zurück, mußte aber noch mehrere Jahre in Küstrin als Kriegsrat arbeiten. Das that Friedrich mit großem Fleiß und lernte die Regierungsgeschäfte gründlich kennen. Am Vermählungstage der Prinzessin Wilhelmine ließ ihn der Vater heimlich kommen, trat plötzlich mit ihm in den Speisesaal und führte ihn der hochbeglückten Mutter mit den Worten in

die Arme: „Da ist der Fritz!" Bald darauf übergab er ihm ein Regiment und kaufte ihm noch das Lustschloß Rheinsberg.

Auf diesem freundlichen Landsitze begann für den Prinzen ein neues schönes Leben. Hier konnte er nach Herzenslust den Wissenschaften sich widmen; hier las er mit Bewunderung die Thaten der Helden aller Zeiten; hier versammelte er die geistreichsten Männer, in deren Gespräch sein Geist die beste Anregung, sein Gemüt die beste Erholung fand. Mit Vorliebe war er den Franzosen, besonders dem witzigen Voltaire, zugethan, denn leider hatte sich damals die deutsche Sprache noch nicht großer Achtung bei den Deutschen selber zu erfreuen, und Friedrichs Erziehung war ganz französisch gewesen. Und doch war Friedrich ein echtdeutscher Held, der nach langer Schmach zuerst wieder den deutschen Namen zu Ehren brachte.

Den Vater stellte Friedrich dadurch zufrieden, daß er sein Regiment stets im besten Stande erhielt; auch bewahrte er ihm nun immer die kindlichste Liebe und versäumte keine Gelegenheit, wo er ihm Freude machen konnte. Das rührte den sonst so harten Mann bis zu Thränen. „O mein Gott," rief er gerührt, „ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe."

3. Regierungsantritt.

Der 31. Mai des Jahres 1740, der Todestag Friedrich Wilhelms I., rief den vielgeprüften Prinzen in seinem 28. Lebensjahre auf den Thron. Freudig jubelte ihm das Volk entgegen, als er am 8. August die Huldigung empfing; er aber blieb nach Beendigung der Feier noch eine halbe Stunde auf dem Balkon des Schlosses stehen und schaute mit festem, nachdenkendem Blick auf die unermeßliche Volksmenge herab. Seine Regierung begann er mit einer Umsicht und Thätigkeit, welche alle in Erstaunen setzte. Um die durch Mißwachs und Teuerung entstandene Not zu lindern, ließ er seine Magazine öffnen und das Korn zu einem billigen Preise verkaufen. Die schon von seinem Großvater gestiftete Gesellschaft der Wissenschaften, die unter seinem Vater ganz in Verfall geraten war, rief er unter dem Namen einer Akademie der Wissenschaften mit neuem Glanz ins Leben, indem er geistreiche Franzosen heranzog. Er ließ ferner den von seinem Vater verbannten Philosophen Wolff nach Halle zurückkommen und erklärte, daß in seinem Lande jeder seines Glaubens leben könne. Reste alter Barbareien, wie z. B. die Folter, wurden ganz weggeschafft.

Im Oktober 1740 starb Kaiser Karl VI. Dieser hatte, in Ermangelung männlicher Erben, seine Tochter Maria Theresia zur Erbin aller seiner Länder bestimmt, durch ein Hausgesetz, das von allen europäischen Mächten anerkannt worden war. Aber gleich nach seinem Tode erhoben der König von Spanien, der Kurfürst von Bayern und der Kurfürst von Sachsen Ansprüche auf die österreichische Erbschaft. Friedrich II. verlangte die Abtretung des Herzogtums Schlesien, auf welches schon seine Vorfahren ihre Ansprüche bei dem Kaiser vorgebracht hatten, aber ohne Erfolg. Nun erklärten alle die genannten Mächte an Österreich den Krieg. Friedrich ließ

durch seinen Gesandten in Wien anfragen, ob man ihm Schlesien abtreten wolle, und erklärte sich für den Fall bereit, der Kaiserin gegen ihre Feinde kräftigen Beistand zu leisten. Als eine ablehnende Antwort erfolgte, so gab er seinen Truppen Befehl, in Schlesien einzurücken. Er selbst reiste, nachdem er noch am 13. Dezember einem glänzenden Hoffeste in Berlin beigewohnt hatte, am folgenden Morgen nach Krossen ab und besetzte in wenigen Wochen ganz Schlesien; nur die Festungen Glogau, Brieg und Neiße leisteten Widerstand.

4. Der erste schlesische Krieg.

Der Feldzug des Jahres 1741 begann mit der Erstürmung von Glogau und einer blutigen Schlacht, welche am 10. April bei dem Dorfe Mollwitz bei Brieg stattfand. Als schon mehrere Stunden lang mit großer Erbitterung gefochten war, verlor der junge König, der zum ersten Mal Ehre und Glück auf dem Spiele stehen sah, die Fassung und übergab seinem erfahrenen Feldmarschall Schwerin den Oberbefehl. Auf Schwerins Rat entfernte er sich vom Schlachtfelde, da die feindliche Artillerie sein Fußvolk reihenweise zu Boden streckte. Er ritt mit seinem Gefolge nach Oppeln, wo er eine preußische Besatzung vermutete, wurde aber am Thore mit Flintenschüssen empfangen. So kehrte er denn nach Löwen zurück und wurde hier mit der Freudenbotschaft empfangen, daß die Schlacht gewonnen worden sei. Sogleich begab er sich auf das Schlachtfeld, auf welchem von den Preußen 2500 Mann tot und 3000 verwundet lagen, besetzte dann Brieg und Breslau, und zwang endlich den österreichischen General Neipperg, Schlesien gänzlich zu räumen.

Unterdessen war der Kurfürst von Bayern in Österreich eingedrungen und hatte in Linz die Huldigung der österreichischen, darauf in Prag die der böhmischen Stände angenommen, während die junge Kaiserin Maria Theresia nach Preßburg floh. Aber die mutige Fürstin, obschon von allen Seiten bedrängt und ihrer schönsten Länder beraubt, verlor nicht den Mut. Sie wandte sich an den Edelmut der Ungarn, reiste selber nach Preßburg und berief die Stände in das königliche Schloß. Unter hervorquellenden Thränen schloß sie ihre Rede mit den Worten: „Eurem Heldenarme und Eurer Treue vertraue ich mich und meine Kinder an; Ihr seid der letzte Anker meiner Hoffnung!" Die Jugend, die Schönheit und das Unglück der Königin machten auf die Versammlung einen mächtigen Eindruck. In feuriger Begeisterung rissen die Ungarn ihre Säbel aus der Scheide und riefen: „Wir wollen sterben für unseren König Maria Theresia." *)

Nun griff ganz Ungarn freudig zu den Waffen. In wenigen Wochen waren 15 000 Edelleute, alle wohl beritten und völlig gerüstet, in Preßburg versammelt; bald darauf war Österreich befreit, und an demselben Tage, an welchem der Kurfürst von Bayern, der unter dem Namen Karl VII. zum

*) Wenn diese Worte auch nicht genau so gesprochen wurden, so drücken sie doch in kräftiger Kürze die opfermutige Bereitwilligkeit aus, der bedrohten Königin zu helfen.

deutschen Kaiser erwählt worden war, in Frankfurt sich krönen ließ, rückten die Österreicher in seine Residenz München ein.

Friedrich hatte unterdessen den Kampf mit Glück fortgesetzt und, nachdem er von Schlesien aus in Mähren eingedrungen war, den Prinzen Karl von Lothringen am 17. Mai 1742 bei Chotusitz geschlagen. So sah sich Maria Theresia genötigt, ihm ganz Schlesien mit der Grafschaft Glatz abzutreten. Der Friede ward in Breslau geschlossen. Nun, nachdem vorerst der gefährlichste Feind zur Ruhe gekommen war, bekamen die Österreicher freiere Hand gegen den unglücklichen Kaiser Karl VII., der vergeblich die Franzosen ins Land gezogen hatte. Beide, die Bayern und Franzosen, wurden überall geschlagen. König Georg II. von England hatte auch der Maria Theresia Hilfe geleistet und in Bezug auf Schlesien der Kaiserin geschrieben: „Was gut zu nehmen ist, das ist auch wieder gut herauszugeben."

5. Der zweite schlesische Krieg.

Nun fürchtete Friedrich mit Recht, daß Maria Theresia, wieder zur Macht gelangt, ihm den Breslauer Frieden nicht halten würde. Langes Zögern und Überlegen war nicht seine Sache. So rückten denn im August 1744 hunderttausend Preußen „zur Unterstützung des Kaisers" in Böhmen ein, und es begann der zweite schlesische Krieg, in welchem auch der Kurfürst von Sachsen sich mit Österreich gegen Preußen verband. Friedrich, nachdem er schnell ganz Böhmen besetzt hatte, ward durch den Prinzen von Lothringen nach Schlesien zurückgedrängt. Aber unterdes drangen die Bayern siegreich vor, so daß der Gegenkaiser wieder in seine Hauptstadt München zurückkehren konnte, doch nur, wie es schien, um in seiner Residenz zu sterben, denn nach wenigen Monaten überraschte ihn der Tod. Sein Sohn erhielt hierauf durch den Frieden zu Füssen (einem Städtchen an der Grenze von Tirol), worin er auf die österreichische Erbschaft verzichtete, sein Kurfürstentum wieder, und Maria Theresia konnte den Kampf gegen Preußen mit größerem Nachdruck fortsetzen.

Beim Anfange des folgenden Jahres (1745) befand sich Friedrich in einer sehr mißlichen Lage. Auf dem Rückzuge aus Böhmen hatte er den größten Teil seines Geschützes eingebüßt; seine Kassen waren dermaßen erschöpft, daß er sein ganzes Silbergerät in die Münze schicken mußte; Oberschlesien mit seinen wichtigsten Festungen war in den Händen der Feinde. Aber mit der Gefahr wuchs auch sein Mut. Am 4. Juni griff er die Österreicher bei Hohenfriedberg (unweit Striegau) an und erfocht über den Prinzen Karl von Lothringen in 5 Stunden einen so glänzenden Sieg, daß 66 Kanonen, 7 Fahnen und 7000 Gefangene in seine Hände fielen. Dann folgte er dem fliehenden Feinde nach Böhmen. Hier ward er bei Sorr von den Österreichern angegriffen; doch unter dem feindlichen Feuer ordnete er sein Heer und drang mit solchem Ungestüm vor, daß nach wenigen Stunden die feindlichen Batterieen genommen waren. Zweiundzwanzig Kanonen und gegen tausend Gefangene waren die Frucht des Sieges, den Friedrich, wie er selbst gestand, nur der heldenmütigen Tapferkeit seiner Sol-

daten verdankte. Den glänzendsten Sieg aber erfocht in diesem ruhmreichen Feldzuge der Fürst Leopold von Dessau, von den Soldaten nur „der alte Dessauer“ genannt, am 15. Dezember bei Kesselsdorf (unweit Dresden), über die Sachsen und Österreicher. Hier mußten die Preußen steile, mit Eis und Schnee bedeckte Anhöhen hinaufklimmen und mit gefälltem Bajonett die Feinde aus ihrer Stellung vertreiben. Aus diesem Grunde war die Schlacht für die Sieger ebenso blutig, wie für die Besiegten; doch machten die Preußen 5000 Gefangene und erbeuteten 48 Kanonen, und die Österreicher mußten sich eilig nach Böhmen zurückziehen. Zehn Tage später wurde in Dresden der Friede abgeschlossen, durch welchen Maria Theresia ihr Schlesien nochmals an Friedrich abtrat und der Kurfürst von Sachsen drei Million Mark an Preußen bezahlte. Drei Jahre später schloß Maria Theresia, deren Gemahl Franz I. inzwischen zum deutschen Kaiser erwählt worden war, auch mit Frankreich einen Frieden, der ihr gegen Abtretung einiger italienischer Gebiete den Besitz ihrer Erbländer sicherte.

6. Friedrichs Leben.

Nach dem Abschlusse des Dresdener Friedens widmete sich Friedrich mit größtem Fleiß den Regierungsgeschäften. Er ordnete alles selber an und überließ den Ministern nur die Ausführung seiner Befehle; dennoch blieb ihm noch Zeit zu wissenschaftlichen und künstlerischen Beschäftigungen. Dies wurde ihm dadurch möglich, daß sein ganzes Leben auf das genaueste geordnet war und jede Stunde des Tages ihre Bestimmung hatte. Um 4 Uhr des Morgens stand er auf; in wenigen Minuten hatte er sich ohne fremde Hilfe angekleidet, und nun ging er an den Schreibtisch, auf welchem die in der Nacht angekommenen Briefe lagen. Die wichtigeren las er selbst; aus den übrigen mußten die Kabinettsräte kurze Auszüge machen. Während des Lesens hörte er zugleich die Berichte seines Adjutanten an; dann trank er Kaffee und ging, die Flöte blasend, ein bis zwei Stunden im Zimmer auf und ab. Sobald er die Flöte weglegte, traten die Kabinettsräte mit ihren Auszügen ein, und nun bestimmte er, was auf jede Eingabe geantwortet werden sollte, schrieb auch wohl mit eigener Hand den Bescheid in kurzen, treffenden Worten an den Rand. Wenn dies Geschäft beendigt war, nahm er ein Buch zur Hand und las oder schrieb Briefe. Mit dem Schlage zwölf ging er zur Tafel, deren Küchenzettel er jeden Morgen aufmerksam durchsah oder auch selbst niederschrieb, und bei der es an Leckerbissen nicht fehlen durfte. Wichtiger aber waren ihm noch seine geistigen Genüsse, durch welche seine Tischgesellschaften so berühmt geworden sind. Er wählte dazu seine geistreichsten und gebildetsten Offiziere und die berühmtesten Gelehrten. Der König war durch seine schöne, fließende Sprache, seine Belesenheit, seinen Witz stets der Mittelpunkt dieser Unterhaltungen. Nach Tische blies er wieder eine halbe Stunde auf der Flöte; dann unterzeichnete er die Briefe, die unterdes im Kabinett vorbereitet waren, trank Kaffee und besah seine Anlagen oder ging ein wenig spazieren. Die Stunden von 4 bis 6 Uhr waren für schriftstellerische Arbeiten bestimmt; von 6 bis 7 Uhr wurde von be-

rühmten Künstlern ein Konzert aufgeführt, bei dem der König oft mitwirkte, und dann folgte die Abendmahlzeit, die oft bis Mitternacht dauerte, und bei der es an munterer Unterhaltung nicht fehlen durfte. Diese gleichmäßige Lebensart erlitt nur durch die Feldzüge und in Friedenszeiten durch Reisen und Musterungen eine Unterbrechung. War der König auf Reisen, so erkundigte er sich genau nach dem Zustande jedes Kreises und jeder Ortschaft, und damit auch die Zeit, die er auf der Landstraße zubrachte, nicht unbenutzt bliebe, mußten die Landräte und Amtleute gewöhnlich neben seinem Wagen herreiten und ihm von ihren Angelegenheiten erzählen.

Eine besondere Sorgfalt widmete Friedrich den Künsten und Wissenschaften. Gleich zu Anfang seiner Regierung hatte er den Bau des schönen Opernhauses in Berlin begonnen, in welchem seit 1742 dreimal wöchentlich unter Mitwirkung der berühmtesten Sänger und Tänzer aus Italien und Frankreich gespielt wurde. Darauf wurde die Bibliothek vermehrt und eine Münzsammlung angelegt; in Italien wurden Gemälde und alte Bildwerke angekauft und Berlin und Potsdam durch neue Gebäude, das Invalidenhaus, die katholische Kirche, den Dom und die Sommerresidenz Sanssouci verschönert.

7. Der siebenjährige Krieg.

Aber bald sollten die friedlichen Beschäftigungen des Königs eine längere Unterbrechung erleiden. Zu Anfang des Jahres 1756 wurde ganz insgeheim dem Könige eine Nachricht mitgeteilt, die erschreckend genug war. Die Hauptmächte Europas hatten sich verbündet, Preußen wieder in seine früheren Grenzen zurückzuführen, den König Friedrich wo möglich wieder zu einem Markgrafen von Brandenburg zu machen. Die Seele dieses Bündnisses war die Kaiserin Maria Theresia, die ihr schönes Schlesien nicht so bald vergessen konnte. Ihr ging immer ein Stich durchs Herz, wenn sie einen Schlesier sah. Um die verlorene Provinz wieder zu gewinnen, verband sie sich zuerst mit Frankreich. Hier herrschte damals ein weichlicher Fürst, Ludwig XV., der alles that, was eine Frau wollte. Diese Frau war die berüchtigte Marquise von Pompadour, welche den schwachen König wie ein Kind am Gängelbande leitete. Sie war sehr böse auf den König von Preußen, weil dieser über sie gespottet hatte. Das wußte die Kaiserin von Österreich und schrieb ihr einen schmeichelhaften Brief, der zur Folge hatte, daß zwei langjährige Feinde Freunde wurden, nämlich, daß Frankreich mit Österreich einen Bund gegen Preußen schloß. Diesem Bunde trat bald darauf die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, bei, deren unsittliches Leben gleichfalls ein Gegenstand des Spottes für Friedrich gewesen war. Zu diesen drei Mächten gesellte sich noch Sachsen, dessen allmächtiger Minister, Graf Brühl, den König von Preußen persönlich haßte; endlich noch Schweden, welches die Gelegenheit benutzen wollte, Pommern wieder zu erobern, das durch die Tapferkeit des großen Kurfürsten von Preußen gewonnen war.

Friedrich besann sich nicht lange; er beschloß, seinen mächtigen Feinden zuvorzukommen. Im August des Jahres 1756 drang er in Sachsen ein, besetzte Dresden und die wichtigsten Städte des Landes und forderte den

König August III. zum Bündnis mit Preußen auf. Das sächsische Heer hatte sich, 17 000 Mann stark, in dem engen Elbthale zwischen Königstein und Pirna verschanzt. August wies den Antrag Friedrichs zurück, weil er auf Unterstützung von Österreich hoffte. Die Österreicher rückten heran, Friedrich aber schlug sie bei Lowositz und nahm hierauf das sächsische Heer bei Pirna gefangen. Das war der Anfang des merkwürdigen siebenjährigen Krieges, eines Krieges ohnegleichen. Da auch das deutsche Reich, welches Friedrichs Einfall in Sachsen für einen Landfriedensbruch erklärte, auf Seite Österreichs trat, so stand fast ganz Europa mit 500 000 Mann Kriegern gegen den einzigen König von Preußen in den Waffen. Jedermann hielt ihn für verloren, und die Feinde hatten schon eine Teilung seiner Länder unter sich verabredet. Aber niemand hatte berechnet, was auch ein kleines Volk vermag, wenn es mit Liebe an seinem Fürsten hängt; niemand ahnte, welche Heldenkraft Friedrich II. nun entwickeln würde. Dieser, anstatt zu verzagen, scherzte vielmehr noch über seinen Krieg mit den „drei Weibern“.

a. Schlachten bei Prag und Kollin.

Zuerst wandte er sich gegen den mächtigsten Gegner und drang in Böhmen ein, 1757. Er traf die Österreicher unter General Brown (spr. Braun) bei Prag, wo sie auf steilen, mit Kanonen besetzten Anhöhen eine sehr vorteilhafte Stellung eingenommen hatten. Friedrichs Offiziere widerrieten den Angriff, denn die Soldaten waren vom beschwerlichen Marsche erschöpft; der König aber wollte gleich losschlagen. Die Preußen stürmten an, aber reihenweise wurden sie von dem fürchterlichen Kartätschenhagel niedergeschmettert. Schon begannen die Stürmenden von allen Seiten zurückzuweichen; da ergriff der Feldmarschall Schwerin eine Fahne, seine Tapfern ihm nach, die Anhöhe hinauf. Da wird der heldenmütige Greis von vier Kartätschenkugeln niedergestreckt, aber sein Tod entflammt die Soldaten zur äußersten Wut, unaufhaltsam dringen sie gegen die Batterie vor, erobern sie und richten das Geschütz gegen den Feind. Nun erstürmt auch Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, eine Schanze, der Prinz Ferdinand von Braunschweig auch; Friedrich durchbricht den Mittelpunkt der feindlichen Schlachtordnung und der Sieg ist errungen. Aber teuer ist dieser Sieg erkauft, denn über 16 000 Preußen liegen auf dem Schlachfelde niedergestreckt, und Feldmarschall Schwerin ist nicht mehr!

Noch stand aber ein großes Heer von Österreichern und Sachsen bei Kollin schlagfertig da, unter dem Feldmarschall Daun. Der Feind war ihm um das doppelte an Zahl überlegen, doch Friedrich griff mutig an. Schon neigte sich der Sieg auf seine Seite und Daun, an einem glücklichen Ausgange verzweifelnd, hatte bereits den Befehl zum Rückzug mit Bleistift auf ein Blatt Papier geschrieben, da ändert Friedrich plötzlich die Schlachtordnung gegen den Rat seiner Generale. Ein sächsischer Oberst bemerkt schnell die daraus entstehende Verwirrung, schickt Dauns Befehl nicht weiter, wirft sich mit seinen Reitern auf das preußische Fußvolk und bringt es zum Weichen. Bald war die Niederlage der Preußen entschieden; sie mußten sich

nach einem Verlust von 13 000 Toten und Verwundeten und 45 Kanonen nach Sachsen zurückziehen. Dagegen überschwemmten die Österreicher den größten Teil von Schlesien, und einer ihrer Generale, Namens Haddik, wagte sich sogar mit 4000 Kroaten bis vor die Thore von Berlin und brandschatzte die Hauptstadt.

b. Schlachten bei Roßbach und Leuthen.

Unterdes waren die Russen raubend und plündernd in Ostpreußen eingedrungen und hatten den preußischen Feldmarschall Lewald bei Großjägerndorf geschlagen; die Schweden hatten Pommern besetzt, und zwei französische Heere waren in Hannover und Hessen eingedrungen. Friedrichs Lage schien verzweiflungsvoll. Er teilte sein Heer in mehrere Haufen, und mit einem derselben wandte er sich gegen die Franzosen, um ihrem weiteren Vordringen Einhalt zu thun. In Gotha trafen die Preußen zuerst mit ihnen zusammen. Friedrich hatte von der Herzogin von Gotha geheime Nachricht erhalten, daß der französische General Soubise nebst der ganzen Generalität sich in das herzogliche Schloß einquartiert hätte. Sogleich sprengte der preußische General Seydlitz, der kühne Mann, mit 1500 Reitern nach Gotha. Es war gerade Mittag, und die Franzosen ließen es sich bei reich besetzter Tafel wohl schmecken, als Seydlitz vor den Thoren erschien. Die 6000 Franzosen, die in der Stadt lagen, dachten an keinen Widerstand, sondern verließen erschrocken ihre rauchenden Schüsseln und flohen mit solcher Eile aus der Stadt, daß von den hereinstürmenden Preußen nur wenige Soldaten, aber desto mehr Friseurs, Köche und Komödianten und Kammerdiener gefangen und ganze Kisten voll wohlriechender Wasser und Pomaden, auch eine Menge Haarbeutel, Pudermäntel und Sonnenschirme erobert wurden, ein Beweis, welche Üppigkeit damals im französischen Lager herrschte. Triumphierend kehrten die Reiter mit der gemachten Beute zu ihren lachenden Kameraden zurück.

Nachdem Soubise zu Erfurt mit dem Reichsheer sich vereinigt hatte, zog er weiter hinauf, um den König Friedrich aufzusuchen. Dieser rückte bereits dem 60 000 Mann starken Feinde mit 22 000 Mann kühn entgegen. Bei dem Dorfe Roßbach, nicht weit von Weißenfels, traf er am 5. November mit den Feinden zusammen. Schon jubelten diese, daß Friedrich mit seiner Potsdamer Wachtparade — wie sie das kleine Preußenheer nannten — dem Tode oder der Gefangenschaft nicht entgehen könnte. Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen zogen sie um den Hügel herum, auf den sich Friedrich postiert hatte, und wollten ihn umzingeln. Friedrich beobachtete ruhig ihre Bewegungen, ohne einen Schuß zu thun, ja er hatte sogar die Kanonen verdecken lassen, um die Feinde recht sicher zu machen. Auch die Gezelte blieben aufgeschlagen, und die Soldaten mußten ihr Mittagsmahl halten. Er selbst saß mit seinen Feldherren ganz ruhig zur Tafel. Die Franzosen hielten diese sorglose Ruhe für reine Verzweiflung. Plötzlich — es ist 2 Uhr nachmittags — giebt Friedrich Befehl, die Zelte abzubrechen; im Nu stehen die Regimenter in Schlachtordnung, die Kanonen

donnern. Und augenblicklich kommt Seydlitz, der die Feinde umgangen hat, mit seiner Reiterei hinter dem Hügel herangeflogen und stürmt in die überraschten Feinde. Zu gleicher Zeit rückt auch das preußische Fußvolk im Sturmschritt vor. Entsetzen kommt über die Feinde, sie geraten in Unordnung, und ehe anderthalb Stunden verflossen sind, ist das ganze Heer in wilder Flucht.

Das war ein lustiger Sieg! Nun aber galt es, Schlesien vor den Österreichern zu retten, und Friedrich eilte in seine bedrohte Provinz, nach Breslau zu. Dort standen Feldmarschall Daun und der Prinz von Lothringen mit einem großen Heere, dem Friedrich nur ein kleines entgegensetzen konnte. Bei Leuthen trafen die beiden Heere zusammen, gerade einen Monat nach der Roßbacher Schlacht (5. Dezember). Da die österreichische Schlachtlinie sich zwei Stunden weit ausdehnte, so wählte Friedrich, um nicht überflügelt zu werden, die schräge Schlachtordnung, in welcher das Heer einem durchdringenden Keile gleicht. Der thebanische Held Epaminondas siegte durch diese Schlachtordnung über das tapfere Spartanerheer, und Friedrich erfocht in drei Stunden den herrlichsten Sieg über die starke österreichische Armee. Der Verlust derselben betrug 10 000 Mann tot und verwundet, 12 000 Gefangene, 51 Fahnen und 116 Kanonen. Ferner fielen 3000 Wagen in die Hände der Sieger, und mit der Eroberung von Breslau endete dieses für Friedrich so glückliche Jahr.

c. Schlacht bei Zorndorf.

Zwei Feldzüge waren nun glücklich für Preußen beendet. Friedrich war wieder Meister von Schlesien und eröffnete den dritten Feldzug (1758) mit der Eroberung des festen Schweidnitz. Dann drang er nach Mähren gegen Olmütz vor, aber die Belagerung mißlang, weil eine Zufuhr von 3000 Wagen mit Lebensmitteln ihm vom Feinde genommen wurde. Der König mußte schleunig zurück, denn die Russen unter General Fermor waren wieder in Preußen eingefallen. Wie Barbaren hatten sie überall gehaust, geraubt, gebrannt und verwüstet. Die Festung Küstrin war von diesen Raubscharen ganz zusammengeschossen, überall bezeichneten rauchende Trümmer ihren Weg. Friedrich eilte mit seinem ergrimmten Heere vorwärts, solchen Frevel zu rächen. Bei Zorndorf, unweit Küstrin, kam es am 25. August zur Schlacht, und nicht mehr eine Schlacht, ein Schlachten war es zu nennen. Friedrich wollte seinen grimmigen Feind vertilgen, der Schreckensruf: „Die Preußen geben keinen Pardon!“ donnerte den Russen entgegen. — „Und wir auch nicht,“ hallte es gräßlich in den russischen Reihen wieder. Vom Morgen bis in die Nacht wurde gestritten mit aller Wut der Rache und Verzweiflung. Das preußische Geschütz streckte die Feinde reihenweise nieder, der General Seydlitz that mit seinen Reitern Wunder der Tapferkeit; dennoch wichen die Russen nicht. Mit dem Bajonett, mit dem Kolben stürmten die Preußen grimmig gegen die feindlichen Glieder an, aber unbeweglich standen die Russen; man mußte sie, wenn sie fallen sollten, nicht bloß totschießen, sondern umstoßen. Aber selbst die Ver-

wundeten am Boden wüteten und mordeten noch untereinander. Man fand einen schwer verwundeten Russen, der über einem sterbenden Preußen lag und ihn mit den Zähnen grimmig zerfleischte. Erst die Dunkelheit der Nacht und die Erschöpfung beider Teile machten dem Gewürge ein Ende, und die Russen traten den Rückzug an. Die Wut über die verübten Greuel hatte alles Gefühl der Menschlichkeit so sehr erstickt, daß die preußischen Bauern und Soldaten bei dem Beerdigen der Toten manchen schwerverwundeten Russen mit lebendig begruben.

d. Überfall bei Hochkirch und Schlacht bei Kunersdorf.

Nach diesem blutigen Siege eilte Friedrich nach Sachsen, wohin Daun und die Reichstruppen sich gewendet hatten. Bei der Annäherung des Königs bezog der Marschall ein festes Lager; ihm gegenüber, bei dem Dorfe **Hochkirch**, eine Stunde östlich von Bautzen, lagerte sich der König. Seine Stellung war höchst unsicher, und mehrere Generale machten ihn auf das Gefährliche derselben aufmerksam. Der General **Keith** sagte frei heraus: „Wenn uns die Österreicher hier ruhig lassen, so verdienen sie gehängt zu werden!“ Friedrich lächelte und sagte: „Sie fürchten sich vor uns mehr, als vor dem Galgen!“ Eine so geringschätzige Meinung hatte Friedrich von seinem Gegner! Die Zuversicht des Königs wuchs, als er drei Tage lang unangefochten blieb. Allein diesmal hatte er sich in seinem Gegner geirrt. Daun traf in aller Stille die Anstalten zu einem Überfalle. In der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober verließen die Österreicher in aller Stille ihr Lager und fingen an, die Preußen zu umzingeln. Die preußischen Vorposten wurden ohne Geräusch überwältigt, mehrere Batterien genommen und sogleich gegen die Preußen selber gerichtet.

Die Nacht war finster; es schlug 6 Uhr vom Turme zu Hochkirch, als die Preußen durch die Kugeln ihres eigenen Geschützes aus dem Schlafe geweckt und niedergeschmettert wurden. Wie aus der Erde gestiegen, standen die Feinde plötzlich mitten in ihrem Lager. Auf den entstandenen Lärm griffen die Überraschten zu den Waffen und sammelten sich, so gut es in der Dunkelheit möglich war. Das flammende Dorf war das einzige Licht, das ihnen leuchtete. Vergebens boten die Anführer alles auf, ihre Scharen zu ordnen und den Feind aus ihrem Lager zu schlagen. Der General Keith wurde von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt, dem Prinzen Franz von Braunschweig durch eine Kanonenkugel der Kopf weggerissen und Prinz Moritz von Dessau tödlich verwundet. Mit Sehnsucht harrten die Bedrängten auf den anbrechenden Tag; allein auch dieser brachte keine Hilfe, denn ein dichter Nebel hinderte den König, sein und das österreichische Heer zu übersehen. Endlich schwand der Nebel, und schnell war die Ordnung seines Heeres hergestellt, aber eine Seite desselben war auch schon von den Österreichern umgangen. So ließ denn der König den Rückzug antreten, und dieser erfolgte mit solcher Ordnung, daß Daun ihn nicht zu stören wagte. Dieser vorsichtige Feldherr zog sich in sein Lager zurück, gleich als ob der König den Sieg gewonnen hätte.

Die Preußen hatten viel verloren, 9000 Mann und fast alles Geschütz und Gepäck. Dennoch verlor Friedrich den Mut nicht und suchte ihn auch bei seinen Soldaten aufzufrischen. Als die Artilleristen ohne Geschütz an ihm vorüberzogen, rief er scherzend: „Wo habt ihr denn eure Kanonen gelassen?" — „Der Teufel hat sie über Nacht geholt!" war die Antwort. — „Nun, so wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen. Nicht wahr, Grenadiere!" — „Ja" — sprachen diese — „so ist es recht, sie sollen uns auch noch Interessen dazu geben!" Durch künstliche Märsche gelang es dem König, nach Schlesien zu entkommen und seine Festung Neiße zu entsetzen. Daun aber bekam für seinen Sieg vom Papste einen geweihten Hut und Degen.

Der vierte Feldzug (1759) war noch unglücklicher für Friedrich, denn er verlor die Hauptschlacht bei Kunersdorf. Die Russen unter Soltikow und die Österreicher unter Laudon hatten sich vereinigt. Schon in seinem 15. Jahre war Laudon in russische Dienste getreten und hatte in mehreren Schlachten Proben seiner Tapferkeit und seines Mutes abgelegt. Bald aber ward ihm dieser Dienst verleidet, und er suchte bei dem Könige von Preußen um eine Hauptmannsstelle nach, wurde aber von Friedrich abgewiesen. Nun trug er seine Dienste der Kaiserin Maria Theresia an und erhielt von ihr die nachgesuchte Hauptmannsstelle. Gleich dem Prinzen Eugen belohnte auch er das in ihn gesetzte Vertrauen. Er schwang sich durch seine großen Verdienste bis zur Marschallswürde empor und gab dem König genug Veranlassung zur Reue, ihm einst die Hauptmannsstelle verweigert zu haben.

Friedrich griff die vereinigten Feinde am 12. August um 12 Uhr mittags bei Kunersdorf, nahe bei Frankfurt an der Oder, an. Zuerst warf er sich auf den linken Flügel der Russen. Diese standen auf wohl verschanzten Anhöhen, und ihr zahlreiches Geschütz sprühte Tod und Verderben in die heranstürmenden Preußen. Ganze Rotten derselben wurden auf einmal niedergeschmettert. Dennoch trug die preußische Tapferkeit den Sieg davon. Um 5 Uhr abends war der ganze linke Flügel geworfen und alles Geschütz erobert. Schon fertigte der König eine Siegesbotschaft nach Berlin ab. Allein unerschüttert stand noch der rechte russische Flügel, und die Österreicher waren noch gar nicht zum Kampfe gekommen. Um den Sieg zu vollenden, ging der König, trotz der Gegenvorstellungen seiner Generale, mit seinen erschöpften Soldaten auch auf diese los. Da ging der Sieg in völlige Niederlage über. Ganze Regimenter erlagen dem furchtbaren Kartätschenfeuer der Feinde; zugleich brach die zahlreiche österreichische Reiterei auf allen Punkten los, und grauenvoll war die Niederlage und Flucht der Preußen. Mitten in diesem Getümmel hielt der König in dumpfer Verzweiflung; zwei Pferde waren schon unter ihm gefallen, eine Kugel war nur durch das goldene Etui in seiner Westentasche aufgehalten worden, und dennoch wollte er nicht weichen. Mit Gewalt wollte man ihn vom Schlachtfelde reißen. „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie!" schrieb er gleich nachher an seinen Minister von Finkenstein; und einige Stunden später: „Ich werde des Vaterlandes Sturz nicht überleben. Gott befohlen auf immer!" Und in der That war seine Lage nie so verzweiflungsvoll als jetzt. Nur 5000 Mann

sammelten sich am andern Morgen um seine Fahnen; das Geschütz war gänzlich verloren. Unter den zahllosen Gefallenen war auch der Dichter des Frühlings, der Major Ewald von Kleist. Doch auch teuer war dieser Sieg von den Verbündeten erkauft worden, so daß der russische Feldherr sagte: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, werde ich mit einem Stabe in der Hand allein diese Nachricht nach Petersburg bringen müssen."

e. Schlacht bei Torgau.

Ein Glück für Friedrich war es, daß die Russen sich nicht beeilten, ihren Sieg zu verfolgen, und den Österreichern die Hauptarbeit überließen. Der Feldzug von 1760 fing eben so unglücklich an, als der vorige geendet hatte. Ein preußischer Heerhaufen von 8000 Mann wurde von einer dreimal stärkeren Anzahl unter Laudon umzingelt, teils niedergehauen, teils gefangen. Dafür schlug Friedrich den General Laudon bei Liegnitz, aber sogleich mußte er sich schon wieder gegen die vereinigten Österreicher und Russen wenden, die unter General Tottleben sogar Berlin erobert hatten. Des Königs Ankunft verscheuchte die Feinde, und er konnte sich wieder nach Sachsen wenden, wo in einer trefflichen Stellung Feldmarschall Daun bei Torgau ein festes Lager bezogen hatte.

Am 3. November*) erschien Friedrich mit seinem Heere, um die Schlacht zu wagen, von der sein ganzes Schicksal abhing. Wurde er jetzt geschlagen, so war er verloren; denn bei Landsberg an der Warthe standen die Russen und lauerten auf eine günstige Gelegenheit, um wieder nach Berlin vorzudringen. Friedrich beschloß, die furchtbaren Verschanzungen anzugreifen. Er selbst wollte einen Teil seines Heeres gegen die Torgauer Weinberge führen; Ziethen aber sollte den Feind umgehen und ihn im Rücken angreifen. Beide werden aber durch Sümpfe, Gräben und Wälder aufgehalten. Es ist 2 Uhr nachmittags, als der König mit der ersten Abteilung seiner Grenadiere aus dem Walde tritt und die feindlichen Verschanzungen vor sich hat. Geschütz und Reiterei ist noch zurück. Dennoch befiehlt er den Angriff auf der Stelle; denn er vernimmt ein starkes Gewehrfeuer von Ziethens Seite und meint, der Feind sei schon dort in vollem Kampfe. Aber es war nur ein Vorpostengefecht, und Ziethen befand sich noch lange nicht an Ort und Stelle. Als nun die Grenadiere gegen die Schanzen anstürmten, wendet der Feind seine ganze Macht gegen sie. Vierhundert Kanonen speien ihr mörderisches Feuer unter die Tapfern; reihenweise, wie sie vordringen, werden sie niedergeschmettert und liegen noch im Tode geordnet. Der König selbst gesteht, daß er ein so entsetzliches Krachen noch nie gehört habe. Neue Scharen dringen vor, nicht achtend der hingestreckten und verstümmelten Brüder; sie stürmen mutig vorwärts, werden aber von der österreichischen Reiterei geworfen. Indes braust die preußische Reiterei heran und treibt die Feinde zurück, aber bald muß sie selber wieder zurück. Endlich kommt auch das Geschütz an, vermag aber auch wenig auszurichten; denn hier wer-

*) F. Henning (Vaterländische Geschichtsbilder).

den die Pferde niedergeschmettert, dort die Räder der Kanonen zertrümmert. Mitten im Getümmel und Kugelregen hält der König. Von der aufgewühlten Erde ist sein Pferd in steter Bewegung. Eine Kanonenkugel schlägt dicht bei ihm durch die Trommel eines Tambours. Das Pferd eines Trompeters wird scheu und geht mit ihm durch. „Sag den Österreichern," ruft Friedrich ihm nach, „sie sollen bald aufhören zu schießen, sonst nehme ich ihnen die Kanonen weg." Der kurze Novembertag ist zu Ende, aber nichts entschieden. Die rabenschwarze Nacht bricht herein, aber ohne den Frieden zu bringen. Hier irrt ein Trupp Österreicher umher; sie geraten den Preußen in die Hände und werden gefangen. Dort geht es einer Abteilung Preußen nicht besser, Freunde schießen auf Freunde, bis sie endlich den Irrtum erkennen.

Endlich brennen zahlreiche Feuer in dem Torgauer Walde. Freund und Feind folgt dem lockenden Scheine, um der empfindlichen Kälte bei dem wärmenden Feuer zu entgehen. Niemand denkt daran, den andern zu vertreiben; die gemeinschaftliche Not macht sie alle einig. Da keiner weiß, wer die Schlacht gewonnen hat, so kommen sie miteinander überein, sich am Morgen dem Sieger zu ergeben.

Schrecklich war der Zustand der Verwundeten auf dem blutigen Schlachtfelde. Wer sich nicht nach einer Scheune oder einem Stalle der nächsten Dörfer schleppen konnte, krümmte sich nun in seinem Schmerze auf dem nassen Boden. Wo aber war der König? Der sitzt in der Kirche des Dorfes Elsing auf der untersten Stufe des Altars. Sein Herz ist von Kummer zerrissen, sein Haupt gebeugt. Der Kern seiner Truppen liegt auf dem Schlachtfelde, seine besten Offiziere sind gefallen, er selbst verwundet, und immer ist noch nichts entschieden. Er wünscht sich selber den Tod; doch will er bis zum letzten Augenblick die Arme nicht sinken lassen. Entschlossen, am andern Morgen die Schlacht wieder zu beginnen und noch einen Bajonettenangriff zu wagen, schreibt er beim spärlichen Lichte einer Lampe seine Befehle. Mit Sehnsucht erwartete er den Tag, mit heißem Verlangen Nachricht vom General Ziethen. Doch der hatte auch nicht geruhet, den Schlachtplan verfolgend, war er noch in der Dunkelheit gegen die Süptitzer Höhen vorgerückt, hatte sie erstürmt und so die Schlachtreihe der Österreicher durchbrochen. Diese konnten nun keine Schlacht mehr wagen; in aller Stille zogen sie sich zurück.

Der König hatte schon Boten auf Boten nach dem Ziethenschen Heerhaufen ensendet; endlich graut der Morgen, Friedrich besteigt das Pferd und reitet zum Dorfe hinaus. Da taucht ein Trupp Reiter in weißen Mänteln aus dem grauen Nebel auf und kommt ihm entgegen. Es ist Ziethen mit seinen Husaren. Er sprengt auf den König zu: „Ew. Majestät! Der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück!" In dem Augenblicke stürzen beide zugleich von den Pferden; der König liegt in Ziethens Armen. Der alte Feldherr, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, weint, wie ein Kind, laut auf und kann kein Wort mehr hervorbringen. Dann sprengt er zu den Kriegern zurück und ruft: „Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen, und der

Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!" Und alle stimmen jubelnd ein: „Es lebe unser großer König! Aber unser Vater Ziethen, unser Husarenkönig auch!"

So kämpfte, so litt, so lebte der preußische Held, und er brachte einen siebenjährigen Krieg glücklich und ruhmvoll zu Ende. Am 17. Februar 1763 ward zu Hubertusburg in Sachsen der Friede geschlossen, in welchem der König auch nicht ein Haar breit seiner Länder verlor.

8. Charakterzüge des großen Königs und sein Tod.

Gleich nach dem Abschluß des Friedens begab sich der König nach Charlottenburg und ließ dort das Tedeum (Herr Gott, dich loben wir) von Graun anstimmen. Die Musiker und Sänger erwarteten den ganzen Hof zu finden; zu ihrem Erstaunen aber erschien der König allein, setzte sich und ließ die Musik ihren Anfang nehmen. Als die Singstimmen einfielen, stützte er den Kopf auf die Hand und verhüllte seine Augen, um den Thränen des Dankes freien Lauf zu lassen.

Seine erste Sorge war nun, die Wunden zu heilen, die der Krieg seinem Lande geschlagen hatte. Das Getreide, welches er schon für den nächsten Feldzug hatte aufkaufen lassen, verteilte er unter die verarmten Landleute, und die Pferde, die für das Geschütz und Gepäck bestimmt waren, schenkte er den Dörfern, die durch den Krieg am meisten gelitten hatten. Das schlechte Geld, das er in der Not hatte prägen lassen, zog er allmählich ein, und um die brotlosen Arbeiter der Hauptstadt zu beschäftigen, begann er den Bau des neuen Palais am Ende des Gartens zu Sanssouci. Zugleich ließ er den Oderbruch entwässern, die unfruchtbaren Gegenden des Havellandes in Acker und Wiesen umwandeln, die Niederungen der Warthe urbar machen und die Havel mit der Elbe durch Kanäle verbinden. So wirkte er unermüdlich für die Wohlfahrt seines Landes.

Eine seiner hervorstechenden Eigenschaften war die Herablassung und Freundlichkeit, die er auch dem Geringsten seines Volkes bewies. Als einst auf der Reise die Pferde gewechselt wurden, drängt sich ein altes Mütterchen dicht an den Wagen. „Was wollt Ihr," fragte sie der König. — „Nur Ihr Angesicht sehen und sonst nichts weiter," erwiderte die Alte. Der König gab ihr einige Friedrichsdor und sagte: „Seht, liebe Frau, auf diesen Dingern könnt Ihr mich ansehen, so oft Ihr wollt!"

Friedrich hatte es sehr gern, wenn man ihm freimütig antwortete, und war die Antwort nur treffend, so nahm er auch ein dreistes Wort nicht übel. Einen Soldaten, dessen Gesicht mehrere tiefe Narben hatte, die er bei Kollin geholt, fragte er einst bei einer Musterung, in welcher Schenke er die Bierhiebe erhalten habe. „Bei Kollin," war die Antwort, „wo Ew. Majestät die Zeche bezahlt haben." Die Dreistigkeit aber durfte nicht in Unbescheidenheit ausarten, zumal wenn von ernsthaften Dingen die Rede war. Ein junger Landrat hatte einst gemeldet, daß sich in seinem Kreise ganze Scharen von Heuschrecken zeigten. Das wollte der König nicht glauben, und nun schickte der Landrat zum Beweise eine große Schachtel mit lebendigen

Heuschrecken, die beim Öffnen des Deckels lustig im Zimmer des Königs umherflogen. Friedrich ließ den Vorfall ungestraft; der Domänenkammer aber schrieb er, man solle nicht naseweise junge Leute zu Landräten machen, sondern lieber gesetzte Männer und namentlich erfahrene Offiziere, die schon wüßten, was sich schickte, und wie sie ihrem Könige begegnen müßten. Alten verdienstvollen Generalen hielt er schon was zugute. Dem General Seydlitz, dem er vorzüglich den Sieg bei Roßbach verdankte, sagte er einst bei einer Revue: „Mein lieber Seydlitz, ich dächte, Sein Regiment ritte viel länger, als meine übrige Kavallerie.“ „Ew. Majestät,“ erwiderte Seydlitz, „das Regiment reitet heute noch so, wie bei Roßbach.“ Der König vermied es seitdem, Bemerkungen zu machen, die den wackern General kränken konnten.

Geistesgegenwart und Mut besaß Friedrich, wie wenige Menschen. In der Schlacht bei Kollin führte er selbst mit dem Degen in der Hand eine Kompanie gegen eine feindliche Batterie. Die Leute flohen, als sie in den Bereich der feindlichen Kugeln kamen; Friedrich aber achtete nicht darauf und ritt immer weiter, bis einer von seinen Adjutanten ihm zurief: „Sire! Wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ Jetzt erst erkannte Friedrich seine mißliche Lage, hielt sein Pferd an, betrachtete die Batterie durch ein Fernglas und ritt langsam zu den Seinigen zurück.

Nach der Schlacht bei Leuthen ritt er mit wenigen Begleitern nach Lissa und trat in das dortige Schloß ein, das aber noch voll österreichischer Offiziere war. Diese kamen ihm mit brennenden Lichtern entgegen, als er eben die Treppe hinaufstieg, und hätten ihn unmittelbar nach seinem schönsten Siege gefangen nehmen können. Er aber redete sie unbefangen mit den Worten an: „Guten Abend, meine Herren! Sie haben mich hier wohl nicht vermutet?“ Und dabei ging er furchtlos durch die feindlichen Offiziere hindurch, die nichts als ein ehrfurchtsvolles „Ah“ erwiderten. Bald darauf erschien eine Schwadron preußischer Husaren, welche die sämtlichen Österreicher zu Gefangenen machte.

Einst kam Friedrich bei einem Ritt, den er unternahm, um die Gegend zu erforschen, einem feindlichen Vorposten zu nahe. Ein Pandur legt auf ihn an; der König aber hebt den Stock mit einem drohenden „du, du!“ in die Höhe und bringt den Ungar dermaßen in Verwirrung, daß dieser sein Gewehr an den Fuß setzt und den König ruhig davon reiten läßt.

Dieselbe Unerschrockenheit, die Friedrich in allen Gefahren bewies, verlangte er aber auch von seinen Offizieren. Einem seiner Pagen wurde bei der Belagerung von Schweidnitz das Pferd unter dem Leibe erschossen, und er selbst erhielt eine bedeutende Quetschung. Mit schmerzlichen Gebärden eilte er davon; aber der König rief ihm zu: „Wo will Er hin, will Er wohl den Sattel mitnehmen?“ Der Page mußte umkehren und den Sattel abschnallen und durfte sich an die Kugeln nicht kehren, die ihn und den König umsausten.

Einer der schönsten Züge in Friedrichs Charakter ist seine strenge Gerechtigkeitsliebe und seine unermüdliche Sorgfalt für die unparteiische Handhabung des Rechts. Bekannt ist die Geschichte von der Windmühle bei

Sanssouci, die der König dem Müller abkaufen wollte, weil sie ihm bei der Anlage des Parkes in Sanssouci im Wege stand. Allein der Windmüller weigerte sich standhaft, sein Eigentum zu veräußern. Der König bot ihm eine große Summe und versprach noch obendrein, ihm eine andere Mühle bauen zu lassen. „Mein Großvater" — antwortete der starrsinnige Alte — „hat diese Mühle gebaut; ich habe sie von meinem Vater geerbt, und meine Kinder sollen sie von mir erben." Der König ward nun ungeduldig und sprach: „Aber weißt du wohl, daß ich deine Mühle umsonst haben könnte, wenn ich wollte?" — „Ja," antwortete der Müller, „wenn zu Berlin das Kammergericht nicht wäre!" Der König entließ den Mann und freute sich über das Vertrauen, welches dieser zu den preußischen Gerichten hatte.

Die Beschwerden des Alters ertrug Friedrich mit großer Geduld, ohne etwas in seiner Lebensordnung zu ändern, oder in seiner Thätigkeit nachzulassen. Er war so arbeitsam, daß er sich einmal den Schlaf ganz und gar abgewöhnen wollte, um noch mehr schaffen zu können. Noch ein Jahr vor seinem Tode hielt der Greis beim stärksten Regen zu Breslau die Musterung über seine Truppen ab, und bis an sein Ende besorgte er die Regierungsgeschäfte selbst. Als er endlich die Annäherung des Todes fühlte, sah er ihm mit der Ruhe eines Weisen entgegen; er verschied am Morgen des 17. August 1786. Sein Tod, obwohl längst vorausgesehen, wirkte doch wie ein erschütternder Schlag durch ganz Europa, denn Friedrich war der Held seines Jahrhunderts, von den Königen geehrt und geachtet, vom Volke verehrt und geliebt, von seinen Soldaten angebetet. Sie nannten ihn bloß „den alten Fritz", aber die Geschichte nennt ihn Friedrich „den Großen".

IV. Kaiser Joseph II.

Wie man Friedrich den Großen auch wohl den „Einzigen" genannt hat, so könnte man auch den trefflichen Kaiser Joseph den „Einzigen" nennen, denn große Männer seiner Art kommen kaum alle hundert Jahre auf den Thron. Er ist nicht so ausgezeichnet als Kriegsheld, wie Friedrich, hat auch nicht, wie dieser, das Glück gehabt, seine Schöpfungen so vollendet zu sehen; aber sein großer unsterblicher Ruhm ist, daß er Mensch war unter den Menschen und ein deutscher Mann unter deutschen Männern.

1. Zusammenkunft Friedrichs II. und Kaiser Josephs.

Nach dem Frieden, welcher im Jahre 1763 zu Hubertusburg geschlossen worden war, standen die Beherrscher der österreichischen und preußischen Monarchie in einem sehr freundlichen Benehmen. Joseph, welcher nach seines Vaters (des Kaisers Franz I.) Tode von seiner Mutter (Maria Theresia) zum Mitregenten angenommen worden war, beschloß bald darauf, den einst so furchtbaren Gegner derselben zu besuchen. Friedrich hatte in der Gegend der Festung Neiße in Schlesien ein Lustlager veranstaltet und erwartete hier

die Ankunft des Kaisers. Dieser traf in der Begleitung zweier seiner berühmtesten Generale ein, der Generale Laudon und Lasży. Friedrich bewillkommnete ihn mit den Worten: „Das ist der glücklichste Tag meines Lebens!" und der Kaiser erwiderte: „Nun sind alle meine Wünsche erfüllt!" Es war ein rührendes Schauspiel für alle Anwesenden, die zwei mächtigsten Fürsten Deutschlands, welche sich so lange feindlich gegenübergestanden hatten, in so friedlichem und freundschaftlichem Vernehmen zu sehen. Wenn der Ruhm, den Friedrich sich durch seine glücklich geführten Kriege, durch die Trefflichkeit seiner Staatsverwaltung, durch die Kraft seines Geistes erworben hatte, in der Brust des noch jugendlichen Kaisers Gefühle der Ehrfurcht und Bewunderung für den ergrauten Preußenkönig erwecken mußte; so fühlte sich dagegen Friedrich von der liebenswürdigen Bescheidenheit und dem Edelmut des kaiserlichen Gastes mächtig angezogen. Als der König dem Kaiser den Vortritt lassen wollte, sagte dieser mit der ihm eigentümlichen Bescheidenheit: „Das Alter geht vor; der Sohn muß sich nie über die Verdienste seines Vaters erheben wollen." So sprach der mächtigste Fürst von Europa. Friedrich freute sich auch, mit dem Helden Laudon zusammenzutreffen, der ihm so viel Schaden zugefügt hatte, und er behandelte ihn mit der größten Achtung.

Die beiden Fürsten verließen einander, erfüllt von gegenseitiger Bewunderung.

2. Menschenliebe.

Einst ritt Joseph, nur von einem Reitknecht begleitet, nach einem von Wien nicht weit entlegenen Dorfe. Es war Winter, und ein tiefer Schnee deckte ringsum die Gefilde. Da der Kaiser einen Nebenweg eingeschlagen hatte, so konnte es nicht fehlen, daß die Pferde bisweilen tief in den Schnee versanken. Plötzlich ertönte ein Schrei hinter dem Rücken des Kaisers; dieser wendet sich um und sieht mit Schrecken, wie sein Reitknecht samt seinem Pferde in einen tiefen, mit Schnee gefüllten Graben geraten ist und vergebliche Anstrengungen macht, sich herauszuarbeiten. Schnell springt der edle Monarch vom Pferde, um seinem Diener Beistand zu leisten. Unmöglich, er versinkt selbst und kommt in große Gefahr. Rings umher auf den vom Schnee blinkenden Feldern zeigte sich weit und breit kein Mensch, und noch in ziemlicher Entfernung blickt der Kirchturm eines Dörfchens über die Fläche hervor. Dorthin lenkte nun der menschenfreundliche Joseph sein Pferd, nachdem er noch mit liebevollen Worten den Diener getröstet und ihm versprochen hat, bald Hilfe zu bringen. Bald hat der Kaiser das Dorf erreicht, und schnell sind mehrere Bauern zur Stelle, die mit ihren Pferden dem Voranreitenden folgen. Diesen aber treibt die Angst und Sorge um das Leben seines treuen Dieners weit voraus. In großer Entfernung folgen die aufgebotenen Bauern, langen endlich an dem Unglücksort an und bringen glücklich den Reitknecht mit seinem Pferde unter dem Schnee hervor. Der Arme war ohnmächtig geworden, aber den Bemühungen seines Herrn gelang es bald, ihn zum Leben zurückzubringen.

3. Wohlthätigkeit.

Einst fuhr der Kaiser in der Vorstadt spazieren; da begegnete ihm ein kleiner Knabe, welcher seine Hände bittend gegen den vornehmen Wagen ausstreckte und unablässig schrie: „Ach, Ew. Majestät, nur einen einzigen Gulden!“ Der Kaiser ließ sogleich den Wagen halten und fragte den weinenden Knaben: „Wozu brauchst du denn gleich so viel Geld?“ Dreist antwortete dieser: „Freilich ist es viel, Ew. Gnaden! Aber ich muß einen Gulden haben. Meine Mutter ist krank, sie hat mich fortgeschickt, einen Arzt zu holen; nun bin ich schon bei zweien gewesen, aber keiner will für weniger als einen Gulden kommen, und doch ist meine Mutter so krank. Ach, Ew. Gnaden, nur einen Gulden, nur einen einzigen, und ich will in meinem Leben nicht wieder betteln!“

Der Kaiser ließ sich von dem Knaben die Wohnung auf das genaueste beschreiben und gab ihm den verlangten Gulden. Kaum sah der Knabe seinen Wunsch erfüllt, so lief er, ohne den kaiserlichen Geber besonders zu betrachten, mit Windesschnelle davon. Joseph, dem die Not auch des geringsten seiner Unterthanen das Herz schwer machte, wollte selbst den Schauplatz des Elends besuchen und sich von der Wahrheit der Erzählung des Knaben überzeugen. Er ließ den Wagen bis vor das Häuschen fahren, in welchem nach der Beschreibung des Knaben die arme Frau wohnen sollte. Um nicht erkannt zu werden, hüllte er sich in seinen Mantel, stieg aus und trat in die Krankenstube. „Bist du's, mein Kind?“ rief eine schwache Stimme von dem ärmlichen Lager her. „Nein,“ sagte Joseph, „ich bin der Arzt, den euer Kind gerufen hat.“ Und der menschenfreundliche Kaiser trat zum Bette der Kranken und schaute mitleidsvoll die arme Frau an, als ob er über ein Heilmittel nachdächte. Dann sagte er: „Gebt mir Feder, Tinte und Papier, damit ich Euch ein Rezept verschreiben kann.“ Die Frau bat ihn mit schwacher Stimme, das auf einem Gesimse stehende Schreibzeug ihres Sohnes herabzunehmen und sich desselben zu bedienen. Joseph nahm es, schrieb und befahl, das Rezept in die Apotheke zu tragen. Er wünschte der Frau gute Besserung und ging. Bald darauf erschien der Knabe mit dem wirklichen Arzte. Die Mutter erstaunte nicht wenig, als sie den zweiten kommen sah, und fragte ihren Sohn, wie das zuginge. Der Knabe erzählte, was sich ereignet hatte, und die Mutter auch. Alle wunderten sich; doch als die Rede auf das Rezept kam und der Arzt es untersuchte, rief er voll Freude: „Der kann besser verschreiben als ich! Euer Arzt ist niemand anderes gewesen, als der Kaiser selber. Das Rezept ist eine Anweisung an den Kammerzahlmeister auf 50 Dukaten, die Euch sogleich ausgezahlt werden sollen.“ Zwar wurde die Kranke, weil die Überraschung zu groß gewesen war, noch kränker, aber bald erholte sie sich, da ihr fortan die besten Arzneien und die gesundesten Speisen gereicht werden konnten. Mit inbrünstigem Danke lobte sie Gott, der einen rettenden Engel in ihr Haus gesandt hatte.

4. Gerechtigkeitsliebe.

Es herrschte in Böhmen große Teuerung, so daß viele Einwohner dem bittersten Mangel ausgesetzt waren und nicht Brot genug hatten, um ihren Hunger zu stillen. Joseph ließ nun Korn und andere Lebensmittel in großen Massen nach jenem Lande schaffen und reiste selbst dahin ab, um zu sehen, ob auch die Verteilung so geschähe, wie er sie angeordnet hatte. Ohne sich kenntlich zu machen, kam er in eine kleine Stadt. Hier standen mehrere mit Getreide beladene Wagen und Karren vor der Thür eines Amthauses; die Bauern aber, denen die Wagen gehörten, standen dicht beisammen und sprachen heftig miteinander. Als sich Joseph nach der Ursache erkundigte, antworteten die Leute: „Wir warten schon sehr lange und haben noch einen Rückweg von acht Stunden zu machen.“ — „Das ist die Wahrheit,“ setzte der anwesende Amtsschreiber hinzu, „und außer ihnen warten noch die Einwohner des Orts schon seit mehreren Stunden vergeblich auf die Verteilung des Getreides.“ Der Kaiser, welcher mit einem einfachen Oberrock bekleidet war, trat nun in das Haus und ließ sich durch den Amtsschreiber bei dem Amtmanne, welcher eben große Gesellschaft hatte, melden.

Der Amtmann. Wer sind Sie?

Der Kaiser. Offizier in kaiserlichen Diensten.

Der Amtmann. Womit kann ich dienen?

Der Kaiser. Damit, daß Sie die armen Leute unten abfertigen, die schon so lange gewartet.

Der Amtmann. Die Bauern können noch länger warten, ich werde mich durch sie in meinem Vergnügen nicht stören lassen.

Der Kaiser. Aber die Leute haben noch einen weiten Weg zu machen und schon lange genug gewartet.

Der Amtmann. Was gehen Sie die Bauern an?

Der Kaiser. Man muß menschlich sein und die Bauern nicht ohne Not plagen.

Der Amtmann. Ihre Sittenlehre ist hier am unrechten Orte, ich weiß, was ich zu thun habe.

Länger ertrug der Kaiser die Grobheit und Hartherzigkeit des Beamten nicht. „Nun, so muß ich Ihnen eröffnen, Herr Amtmann,“ sagte er, „daß Sie das Korn und die Austeilung desselben gar nichts mehr angeht. Hören Sie, lieber Freund,“ fuhr er fort, indem er sich zu dem Amtsschreiber wendete, „fertigen Sie die Leute ab. Sie sind von jetzt ab Amtmann und Sie (hier kehrte er sich wieder zu dem Amtmann), erkennen Sie in mir Ihren Kaiser, der Sie hiermit Ihres Amtes entsetzt.“ Dann entfernte sich Joseph und überließ den hartherzigen Beamten dem Gefühl seiner Schmach und seines selbstverschuldeten Unglücks.

5. Volksliebe.

Joseph liebte sein Volk und wünschte von ihm geliebt zu sein. Er öffnete den bis dahin nur dem Adel geöffneten Augarten allem Volke zur Be-

lustigung und setzte über den Eingang die Inschrift: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer." Der Adel mißbilligte diesen Schritt, und als einige vornehme Herren sich eines Tages beim Kaiser beklagten, daß sie nun nirgends mehr ein Plätzchen hätten, wo sie ganz ungestört unter sich sein könnten, erwiderte Joseph:

„Wenn ich immer unter meinesgleichen leben wollte, so müßte ich in die Kapuzinergruft hinabsteigen, wo meine toten Ahnen ruhen."

Mit diesem Bescheide gaben sich die Herren zufrieden, und so ist der durch ihn dem Publikum geöffnete Prater noch heutzutage der Hauptvergnügungsort der Wiener aus allen Ständen.

6. Herablassung.

Im Jahre 1781, auf seiner Reise durch die Niederlande, fuhr Kaiser Joseph in einem Mietwagen von Mecheln nach Löwen. Der Weg dahin war ihm unbekannt, und er ließ sich denselben von einem Bauer zeigen, den er unterwegs antraf, und der ihm durch eine reinliche Kleidung gleich gefiel. Der Bauer erkannte bald die hohe Person des Reisenden, setzte sich zu Pferde und ritt neben der Kutsche. Joseph unterhielt sich mit ihm über Ackerbau und Landwirtschaft, wobei die Äußerungen des Landmanns dem Kaiser so wohl gefielen, daß er ihn zu sich in den Wagen setzen ließ. Als bei Löwen der Bauer ausstieg, sagte er freimütig: „Jetzt brauchen mich Ew. Majestät nicht mehr, hier ist die gerade Straße, welche Dieselben nach Löwen führen wird." Joseph wollte ihn beschenken, der Bauer sagte aber: „Ich habe kein Geld nötig; es ist aber die Pflicht der Flamänder, Ew. Majestät welches zu geben."

7. Helfer der Unterdrückten.

Als Joseph in Ungarn war, betrachtete er aufmerksam einen der gefangenen Gassenkehrer, der ein schöner alter Mann war. „Warum arbeitet Ihr in Eisen?" fragte er ihn. — „Ich schlug vor meinem Hause einen Hasen tot." — „Was habt Ihr sonst verbrochen?" — „Nichts." — „Sonst nichts?" — „Nein, gnädigster Herr!" — „Wer ist Euer Oberer? Ich will für Euch bitten." — „O, nein, Euer Gnaden, nur das nicht. Es bat schon einmal ein vornehmer Herr für mich, und das hat mir 50 Prügel eingetragen, als er fort war.

Joseph ging zum Verwalter, erfuhr die Wahrheit des Gesagten und ließ den Gefangenen frei, dagegen dem Verwalter 50 Prügel geben und ihn dann in Ketten schlagen.

8. Reformen in der Kirche.

Joseph II. erließ am 15. Oktober 1781 das berühmte Toleranzedikt, wodurch er den Lutheranern und Reformierten und nichtunierten Griechen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes erlaubte und sie in bürgerlichen Rechten den Katholiken gleich stellte; nur durften ihre Kirchen keine Türme und keine Glockengeläute, auch nicht den Eingang von der Straße haben. Die katholische Kirche blieb Staatskirche, aber alles Fremdartige in ihr

sollte ausgeschieden und von der römischen Hierarchie sollte sie unabhängig gemacht werden. Keine päpstliche Bulle durfte mehr ohne vorhergegangene Genehmigung des Kaisers verkündigt werden, auf daß der Staat vor den Übergriffen des römischen Hofes geschützt sei. Von den 1443 Mönchs- und 623 Nonnenklöstern im österreichischen Staate hob Joseph 700 auf und ließ nur solche fortbestehen, die sich mit dem Unterricht der Jugend oder mit der Krankenpflege beschäftigten. Nicht länger sollten dem Staate viele Tausende von Menschen entzogen werden, welche bisher in einem für heilig gehaltenen Müßiggange gelebt hatten. Die Güter der aufgehobenen Klöster ließ Joseph einziehen und zu gemeinnützigen Anstalten verwenden, nämlich zur Gründung neuer Volks- und gelehrten Schulen, zur Herstellung von Hospitälern, Waisenhäusern, Findelhäusern und ähnlichen Anstalten. Die Messe mußte in deutscher Sprache gesungen werden, wozu der österreichische Dichter und Gelehrte Michael Denis geistliche Lieder verfaßte. Die heilige Schrift wurde in die Landessprache übersetzt; die Wallfahrten, so häufig ein Anlaß zu großer Unsittlichkeit, wurden abgeschafft. Solche durchgreifende Maßregeln des Kaisers erregten die größte Besorgnis bei der Geistlichkeit, besonders des römischen Hofes. Da machte sich 1782 der Papst Pius VI. auf den Weg und fuhr nach Wien, um durch sein persönliches Ansehen und seine Überredungen den Kaiser von seinen Neuerungen zurückzuhalten. Joseph II. empfing das Oberhaupt der katholischen Kirche mit der größten Feierlichkeit und Höflichkeit, ließ sich aber auf keine Unterhandlungen ein, und der Papst mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen.

9. Kaiserliche Worte und Thaten.

In der Verwaltung des Staatswesens wollte Kaiser Joseph bloß höchster Verwalter des Staates sein. Deshalb litt er keine Unterhändler und Vermittler zwischen sich und dem Volk. Vor der Thür des Kabinetts, in welchem er vom frühen Morgen bis spät in die Nacht arbeitete, standen immer viel Leute jedes Standes, denn jeder durfte frei zu dem Kaiser kommen und mit ihm reden. Da ging Joseph von Stunde zu Stunde hinaus, nahm ihnen ihre Bittschriften ab und führte sie auch wohl in sein Zimmer, daß sie ihm alles sagten, was sie auf dem Herzen hatten. Schon seine edle Mutter hatte große Verbesserungen eingeführt, vornehmlich die Abschaffung der Folter, der Hexenprozesse und der Inquisition. Joseph erwarb sich ewigen Ruhm, indem er die so lange unterdrückten Juden durch Bildung und Recht den übrigen Staatsangehörigen in Österreich gleichzustellen suchte, und indem er 1781 die Leibeigenschaft der Bauern aufhob. Dabei sprach er die echt kaiserlichen Worte: „Es ist ein Unsinn, zu glauben, daß die Obrigkeit das Land besessen habe, bevor es noch Unterthanen gab.“ Zum Beweise, wie hoch er den Bauernstand ehrte, trat er einst auf einer Reise durch Mähren zu einem Bauer, der auf dem Felde pflügte, ergriff den Pflug und ackerte selbst eine Strecke Landes. Die mährischen Stände bewahrten diesen Pflug, den des Kaisers Hand geführt hatte, zum Andenken.

10. Unglückliches Ende.

So gut es nun auch der wackere Kaiser mit seinen Unterthanen meinte, so wurden doch seine Absichten von den meisten verkannt; ja viele arbeiteten ihm recht absichtlich entgegen. Statt geliebt zu werden, wie er so recht verdiente, erntete er nur Haß und Undank. War dies schon in seinen deutschen Staaten der Fall, so war es noch mehr in Ungarn und in den österreichischen Niederlanden. Ungarn, als ein besonderes Königreich, hatte noch seine eigenen Gesetze und Freiheiten; auch wurden die Gerichtsverhandlungen in lateinischer Sprache geführt, die fast jeder Ungar verstand. Aber Joseph wollte, daß alle seine Länder ein gleichmäßiges Ganzes ausmachen sollten, und befahl daher, daß künftig auch in Ungarn die deutsche Sprache die allgemeine Geschäftssprache sein sollte. Wer von den Beamten sie in drei Jahren nicht verstünde, sollte sein Amt verlieren. Das zu fordern, war aber eine große Ungerechtigkeit und Härte und brachte die Gemüter in Gärung, die sich noch vermehrte, als auch die bisherige Regierung des Landes noch verändert wurde.

Noch schlimmer ging es in den Niederlanden, dem jetzigen Belgien. Hier machte er mehrere sehr nützliche Einrichtungen, die besonders einen besseren Unterricht der Geistlichkeit bezweckten. Aber gerade darüber waren die Bischöfe aufgebracht und hetzten das über manche Neuerung schon unzufriedene Volk noch mehr auf. So brach im Jahre 1788 ein förmlicher Aufruhr aus; Joseph gab nach, aber es war zu spät. Mit Gewalt konnte er nicht viel ausrichten, da seine Heere gerade gegen die Türken fochten, und so mußte er es erleben, wie sich seine niederländischen Provinzen für unabhängig erklärten. Der Feldzug gegen die Türken endete auch unglücklich, und so wurde die ohnehin schon angegriffene Gesundheit des Kaisers völlig erschüttert durch den Kummer, der fortan unaufhörlich an seinem Herzen nagte. In Ungarn hatte der Adel sich erhoben und das Volk gegen den Kaiser aufgereizt. Joseph, siech und mit gebrochener Kraft, sah sich genötigt, alle seine Verordnungen zurückzunehmen.

Im Bewußtsein, das Gute gewollt zu haben, sprach er: „Ich wollte, man schriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen." Er starb am 20. Februar 1790.

Siebenter Abschnitt.

Freiheitsmänner.

I. Washington.*)

1. Die früheste Kolonisation Nordamerikas.

Bekanntlich betrat Kolumbus, der Entdecker von Amerika, erst auf der dritten seiner großen Entdeckungsreisen das feste Land dieses Erdteils. Fast zur nämlichen Zeit, im Jahre 1497, segelte von England aus ein kühner Venetianer, Namens Johann Kabot, nach dem atlantischen Ozean auf Entdeckungen aus, landete an den Küsten von Neufoundland und Virginien und ward also der Entdecker des Nordens von Amerika. Allein diese unermeßlich große Länderstrecke, so groß als unser ganzer Erdteil, war damals und noch lange nachher eine einzige ungeheure, rauhe Waldeinöde und bot mithin nichts dar, was die Gier der goldhungrigen Europäer hätte reizen können. Ihre Schiffe erschienen nur dann an der langen endlosen Küste Nordamerikas, wenn sie bei ihren des Stockfischfangs wegen unternommenen Seereisen dahin verschlagen wurden. Erst im Jahre 1606 kamen Auswanderer aus England, mit dem Entschlusse, sich hier anzubauen. Schon damals legten sie den Grund zu mehreren jetzt noch blühenden Städten, wie Plymouth, Charlestown ꝛc., und ihre Zahl ward in den folgenden Jahren aufs ansehnlichste vermehrt, als die Verfolgungen der Katholiken in England eine Menge derselben aus ihrem Vaterlande trieben. In schneller Aufeinanderfolge entstanden nun Provinzen und Städte, wie Connecticut, Rhode-Island, Südkarolina und Pennsylvanien. Das letztere führte von einem Quäker, Namens Penn, seinen Namen, welcher zugleich in seinen letzten Silben die ungeheure Waldlandschaft, die das Land bei der ersten Niederlassung der Anbauer bildete, bezeichnete. Alle Anbauer hatten mit einer großen Anzahl von Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen, um den mit Wäldern und Morästen bedeckten Boden urbar zu machen, und der Gewinn, den sie daraus zogen, war mit dem aus den Goldgruben des in

*) Maukisch, Parallelbilder.

der üppigsten Vegetation prangenden Südamerikas keineswegs zu vergleichen. Allein die Vorrechte und Freiheiten, welche England, das die Obergewalt über den ganzen unermeßlichen Länderstrich in Anspruch nahm, den dahin Auswandernden verlieh, vor allem das Recht, sich selbst eine Verfassung zu geben, und die unbedingteste Religionsfreiheit lockten gar manchen braven und thätigen Mann aus Europa, welches seit Jahrhunderten der Schauplatz der blutigsten und unsinnigsten Meinungs- und Glaubensverfolgungen gewesen war. Die Bewohner dieses Teiles der neuen Welt waren daher die freisinnigsten, die freiheitsliebendsten der ganzen Erde, und ihr Fleiß bei der Bebauung ihrer Felder, der Reichtum ihrer ausgebreiteten Fischereien verlieh ihnen bald einen gewissen Grad von Wohlstand. Nur um den Handel, die vorzüglichste Erwerbsquelle aller Küstenländer, sah es für die Amerikaner lange Zeit nicht zum besten aus, da sich die Engländer ganz desselben bemächtigt hatten, indem sie auf ihren Schiffen die Erzeugnisse der Kolonisten abholten und diesen wiederum brachten, was ihnen nötig war. Dies gab Veranlassung zu einem unerlaubten Schleichhandel, welcher besonders dann in einem außerordentlichen Umfange getrieben wurde, als die Franzosen die Provinz Kanada besetzten und von hier aus den Engländern in ihren Kolonien allen möglichen Schaden zuzufügen suchten. Bald kam es daher zum Kriege zwischen England und Frankreich, und in den Kämpfen desselben trat zuerst der Mann auf, welcher berufen war, seinem Vaterlande einst die Unabhängigkeit zu erringen, dadurch den Grund zu der jetzt noch immer im Steigen begriffenen Größe der nordamerikanischen Freistaaten zu legen, und sich selbst eine Stelle unter den merkwürdigsten und ausgezeichnetsten Menschen aller Zeiten und Völker zu erwerben.

2. Washingtons Erziehung.

Georg Washington (spr. Uaschingt'n) — dies ist der Name jenes Mannes — wurde als der Sohn eines reichen Gutsbesitzers am 22. Februar 1732 in Virginien geboren. Sein Großvater war bereits im Jahre 1657 aus England nach Amerika ausgewandert. Schon als zehnjähriger Knabe verlor er seinen Vater, allein sein Hofmeister, ein braver, unterrichteter Mann, bot alles auf, ihn durch die beste Erziehung für den harten Verlust zu entschädigen. Georg lernte unter seiner Leitung alles, was er in seiner Lage und für seine künftige Bestimmung nötig hatte, und seine außerordentlichen Anlagen und Fähigkeiten ließen ihn die schnellsten Fortschritte in allen Zweigen des Unterrichts machen. Besonders zog ihn seine Neigung zu der Mathematik und den Kriegswissenschaften hin, und bald erwarb er sich in denselben so ausgezeichnete Kenntnisse, daß er schon als zwanzigjähriger Jüngling zum Major in der Miliz seines Vaterlandes ernannt wurde. Als nun die Franzosen am Ohiostrom (spr. Ohaio) sich festzusetzen begannen, versuchten die Engländer zuerst durch Unterhandlungen sie davon abzubringen, und Washington war es, dem man die Sendung anvertraute. Es gab dabei mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden, denn man hatte es mit den klugen und verschlagenen Franzosen zu thun und mit der starren Unbiegsam-

keit einiger Indianerstämme. Mit einem einzigen Begleiter trat der Jüngling seine Reise nach dem 400 Meilen weit entfernten Ziele an, wo er zuletzt glücklich anlangte. Allein umsonst waren alle seine Bemühungen, den französischen Befehlshaber zu bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen; vielmehr erklärte dieser, daß er fortfahren werde, da der Landstrich am Ohio allein seinem Könige gehöre, jeden gefangen zu nehmen, der sich ohne seine Erlaubnis auf diesem Strome treffen lasse. So kehrte nun zwar Washington von dieser Sendung zurück, ohne den Zweck derselben erreicht zu haben; allein dennoch war die Reise für ihn und sein Vaterland von großer Wichtigkeit, da der junge Mann mit dem ihm eigenen Scharfsinn und guter Beobachtungsgabe sich auf dem ganzen Wege hinlängliche Kenntnis der Richtungen desselben, der Gegend und der Menschen gesammelt hatte.

Kaum vernahm der englische Gouverneur in Virginien die Fruchtlosigkeit jener Friedensvorschläge, als er auch beschloß, sich mit bewaffneter Hand den Unternehmungen der Franzosen zu widersetzen. Es wurde daher eine Schar von 300 Kriegern gesammelt und der Oberbefehl über dieselben dem Major Washington übergeben. Schnell rückte der junge Held mit diesem Häuflein nach dem Ohiostrome vor, und in einem Kampfe mit einem weit überlegenen französischen Haufen wurde der letztere in die Flucht geschlagen. Allein neue Verstärkungen rückten, unter dem entsetzlichen Schlachtgeheule mehrerer Hundert Wilden, die auf der Seite der Franzosen waren, heran, und Washington, um seine braven Leute nicht unnütz zu opfern, sah sich genötigt, der Übermacht zu weichen. In der größten Schnelligkeit ließ er eine Verschanzung aufwerfen, und diese verteidigte er mit seinem Häuflein gegen die entschiedenste Übermacht mit solchem Mute, daß die Franzosen, die dem wackern Gegner in ihrem ritterlichen Sinne volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, ihm einen ehrenvollen Abzug mit den Waffen in der Hand zugestehen mußten. Aber das Fehlschlagen dieser Unternehmung bewog die Engländer nur zu desto nachdrücklicheren Anstalten, und an der Spitze von mehr als 2000 Mann rückte jetzt General Braddock ins Feld, den Unternehmungen der Feinde ein Ziel zu setzen. Im übermütigen Vertrauen auf sein Heer, welches in jenen Gegenden damals als ein sehr zahlreiches galt, vernachlässigte dieser Führer beim Vorrücken alle Vorsichtsmaßregeln, zu deren Anwendung ihn Washington, der sich als Adjutant des Generals im Zuge befand, dringend ermahnte. Plötzlich sahen sich die Engländer in einem waldigen Gebirge von zwei Seiten zugleich angegriffen, die Kugeln der Franzosen, wie die Pfeile der Indianer wüteten gleich schrecklich in ihren Reihen. Braddock selbst fiel tödlich verwundet, und kaum würde einer vom ganzen Heere dem Blutbade entronnen sein, wenn nicht Washington an der Spitze seiner löwenkühnen virginischen Scharfschützen sich dem mit Macht andrängenden Feinde entgegengeworfen, durch ein ununterbrochenes, wohlgezieltes Feuer Unordnung und Verwirrung in dessen Reihen gebracht und so seinen weichenden Landsleuten den Rückzug möglich gemacht hätte. Allgemein war die Bewunderung, welche dem jugendlichen Helden sowohl seiner Tapferkeit als seiner Einsicht wegen zu teil ward, und eben so allgemein die Stimme,

mit welcher man ihn zum Oberbefehlshaber der ganzen Macht erwählte, welche den Kampf gegen die Franzosen fortsetzen sollte. Allein die Unterstützung aus England war dabei so gering, daß man gegen die Übermacht nichts ausrichten konnte, und erst mit dem Jahre 1757 erschienen Verstärkungstruppen mit neuen Heerführern aus Europa. Unwiderstehlich drängten die Engländer die Franzosen zurück, aus einer Festung nach der andern mußten sie weichen, und ein Jahr darauf war das ganze große Kanada, noch jetzt die englische Hoheit anerkennend, in der Gewalt der Briten. So wichtige Dienste aber auch bei allen diesen Unternehmungen Washington an der Spitze seiner wackern Virginier durch seine Kenntnis des Landes, seine Einsicht und Tapferkeit leistete, so mußte er doch, als ein geborener Amerikaner, von den stolzen Engländern sich mannigfach gekränkt, viele seiner weisesten Ratschläge auf eine beleidigende Weise zurückgewiesen sehen. Dies bewog ihn endlich im Jahre 1762, als der Friede zwischen den kriegführenden Mächten abgeschlossen wurde, seine Stelle als Oberster des virginischen Regiments niederzulegen, und nie haben Offiziere und Soldaten den Verlust ihres Befehlshabers herzlicher bedauert, als es hier der Fall war.

3. Auflehnung der amerikanischen Kolonieen gegen England.

Washington begab sich nun nach seinen väterlichen Besitzungen, trat bald darauf in den Stand der Ehe und führte so mehrere Jahre hindurch das einfachste, glücklichste Leben. Der Anbau seiner weitläufigen Ländereien und das Studium der Wissenschaften waren seine Lieblingsbeschäftigungen, und im traulichen Kreise seiner Familie genoß er seine schönsten Erholungsstunden.

Während dieser Zeit aber hatten sich in seinem Vaterlande durch Verhältnisse mannigfacher Art große Ereignisse vorbereitet. Unter den Rechten, welche England über seine Kolonieen im nördlichen Amerika in Anspruch nahm, war eins der vornehmsten, die Kolonisten mit Abgaben und Steuern zu belasten. Und obschon diese weit geringer und weniger drückend, als in dem Mutterlande waren, so fand es doch der Freiheitssinn der Amerikaner bald unerträglich, zu den Lasten des fernen Englands beitragen zu müssen, ohne doch die Vorrechte desselben zu genießen. Die Stempelakte, eine Verfügung der englischen Regierung, durch welche den Amerikanern der Gebrauch des teuren englischen Stempelpapiers bei gewissen Handlungen geboten wurde, nahm man zwar im Jahre 1766 zurück, dafür aber führte man eine neue Abgabe für einige nach Amerika gehende Waren, wie Glaswaren, Papier, Malerfarben und Thee, ein. Allgemein war die Unzufriedenheit in allen Provinzen, als sich die Nachricht von dieser willkürlichen Verfügung der englischen Regierung verbreitete, überall besprach man sich in zahlreichen Zusammenkünften über die Maßregeln, welche man dagegen ergreifen wollte. Man beschloß, von allen diesen Waren keine ins Land kommen zu lassen, sondern die ankommenden sogleich zurückzuweisen. Darüber kam es zu Thätlichkeiten zwischen den englischen Soldaten und den Bürgern von Boston, einer der wichtigsten Seestädte Amerikas. Und als nun die englische Regierung mit Nachdruck verfahren wollte und drei angesehene Bürger von Boston

im Jahre 1770 wegen der Teilnahme an jenen Thätlichkeiten erschießen ließ, stieg die Erbitterung der Amerikaner gegen das Mutterland immer höher und verschwand selbst dann nicht, als die Nachricht kam, daß die Abgabe auf die übrigen Waren wieder zurückgenommen worden sei und nur vom Thee eine kleine Abgabe gegeben werden sollte. Denn die Amerikaner waren nicht länger gemeint, auch nur die kleinste unrechtmäßige Bedrückung zu dulden, und in einem erneuten Aufstande zu Boston im Jahre 1773 begaben sich siebzehn Bürger, als Indianer vermummt, auf drei im Hafen liegende englische Schiffe und warfen allen darauf befindlichen Thee, 326 Kisten, ins Meer. Die gewaltthätigen Maßregeln, welche hierauf die Regierung zur Unterdrückung der Empörung nahm, veranlaßten endlich den Zusammentritt aller dreizehn Provinzen Amerikas, wobei man sich gegenseitig verpflichtete, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und das Recht mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Der Rat, den die Abgeordneten der einzelnen Provinzen bildeten, nannte sich der Kongreß, und Washington, welcher gleich anfangs an jenen Angelegenheiten lebendigen Anteil genommen und sich auf die entschiedenste Weise gegen die Bedrückungen der Engländer erklärt hatte, ward einstimmig zum Mitgliede dieses Kongresses ernannt.

Es war am 5. September des Jahres 1774, als der Kongreß in Philadelphia zusammentrat, gebildet aus den Abgeordneten von Virginia, New-Hampshire, Rhode-Island (Rohd' Eiländ), Connekticut, New-York, New-Jersey (Nju Dscherfi), Massachusetts (Massätschusets), Pennsylvanien, Delaware, Maryland (Märriländ), Nord- und Südkarolina (Georgien trat dem Bunde im folgenden Jahre bei). Dieser erste Nationalkongreß als Vertreter der 13 Kolonieen entwarf nun eine Reihe von Proklamationen, die, alle in kernhafter entschiedener Sprache abgefaßt, es aller Welt verkündigten, daß die Zeit unbeschränkter Fürstenmacht vorüber sei, und es auch den Völkern Europas ans Herz legten, das Recht an die Stelle der Willkür zu setzen. Dem Könige von England ward offen und freimütig gesagt, daß er nur unter der Bedingung auf den Gehorsam der amerikanischen Kolonieen zu rechnen habe, wenn ihnen dieselben politischen Rechte (die Teilnahme an der Volksvertretung im Parlament) bewilligt würden, wie sie das Volk von England längst besaß. Es wurden die Menschenrechte verkündigt, nämlich, daß für jeden Menschen Freiheit, Leben und Eigentum ein unantastbares Recht bildeten, das gerade jetzt von der englischen Regierung den Amerikanern verkümmert wurde. Die denkwürdigen vier Grundsätze lauteten:

1) An Leben, Freiheit und Eigentum hat jeder Mensch ein unveräußerliches Recht.
2) Die Bewohner der Kolonieen haben von ihren Vorfahren alle Rechte, Privilegien und Freiheiten freier und eingeborner Unterthanen der Krone Englands geerbt.
3) Sie haben ihre ursprünglichen Rechte durch ihre Auswanderung aus dem Mutterlande nicht verlieren können.
4) Der Grund und die Stütze aller englischen Freiheit und jeder andern Regierung ist das Recht des Volkes, an der Gesetz-

gebung soweit Anteil zu haben, als dieselbe den Staatsbürgern Leistungen und Beschränkungen ihrer Freiheit auferlegt.

Wirkten beredte und feurige Redner wie Henry und Rutledge begeisternd auf die Versammlung, so drang Washingtons Wort durch seine Einfachheit und Überzeugungskraft tief in die Gemüter ein. Nicht war es der Unwille über die Kränkungen, die ihm im Dienste Englands widerfahren, welches ihn bewog, gegen das Mutterland in die Schranken zu treten, wie viele Gegner und Neider seines Ruhmes behauptet haben, sondern es war einzig und allein die Überzeugung, daß die Kolonieen in Amerika unter dem Drucke des Mutterlandes nie des Glückes würden teilhaftig werden, zu welchem sie in gleichem Grade so fähig als berechtigt waren. Fortan verweigerten nun die Amerikaner auf das bestimmteste alle Auflagen, Zölle und andere Abgaben, welche die Regierung ohne die Zustimmung der Volksvertreter erheben wollte. Jene Vereinigung der Provinzen gab der Regierung Veranlassung, immer gewaltthätiger zu verfahren; sie sendete den General Gage mit vier Regimentern nach Boston, und dieser bemächtigte sich, nach der Vereinigung mit den übrigen im Lande zerstreuten Truppen, schnell und unerwartet aller Pulver- und anderer Kriegsvorräte, welche in den Städten und festen Plätzen sich befanden. Bei einem solchen Unternehmen der Engländer auf das Städtchen Concord war es, daß das erste eigentliche Gefecht zwischen ihnen und den Amerikanern geliefert wurde. In der Gegend von Lexington trafen beide mit großer Erbitterung aufeinander, und so trotzig auch die stolzen Engländer standen, so mußten sie endlich doch mit einem Verluste von mehreren hundert Mann den mit dem ganzen Enthusiasmus des Freiheitssinnes und der Vaterlandsliebe wiederholten Angriffen der Amerikaner weichen. Dieser Sieg hob den Mut der letztern, sie überfielen bald darauf mehrere Forts, deren Besitz ihnen den Weg nach Kanada bahnte, und auch eine Kriegs-Schaluppe der Engländer fiel ihnen in die Hände. Umsonst landeten frische Truppen, auch das Befreiungsheer wurde beträchtlich verstärkt, und auf dem Kongreß zu Philadelphia am 15. Juni 1775 ward Washington zum Oberbefehlshaber der nordamerikanischen Kriegsmacht ernannt.

4. Washington als Oberbefehlshaber der Amerikaner.

Kaum hatte je ein Feldherr mit so großer Übereinstimmung aller Bewohner eines Landes ein so wichtiges Amt übernommen, als Washington' dessen anspruchslose, uneigennützige Denkungsart nicht minder als seine hohen kriegerischen Fähigkeiten allgemein bekannt waren, keiner empfing aber auch je eine so gewichtige Würde mit einer solchen Bescheidenheit. Seine Uneigennützigkeit bewährte er im Augenblicke seiner Erhebung sogleich dadurch, daß er sich alle Besoldung verbat und die Vergütung der beträchtlichen Summen, welche er bereits früher auf die Anschaffung von Kriegsbedürfnissen und die Ausrüstung der Mannschaft aus seinem eigenen Vermögen verwendet hatte, aufs entschiedenste ablehnte. Zugleich bereitete er sich aber auch vor, sein

großes Werk mit Ernst und Nachdruck zu beginnen und dem ehrenvollen Vertrauen zu entsprechen, welches seine Mitbürger in ihn gesetzt hatten.

Groß, ja zahllos waren die Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sich diesem Werke überall entgegenstellten. Die Bevölkerung der amerikanischen Provinzen war damals noch sehr gering, so daß das Heer, welches man den kriegserfahrenen Engländern gegenüberstellen konnte, auch an Anzahl von diesen weit übertroffen wurde. Der Geist der Bewohner, welche bisher ihre Kräfte und ihren Fleiß fast ausschließlich nur den friedlichen Beschäftigungen des Ackerbaues und der Betreibung der bürgerlichen Gewerbe gewidmet hatten, war nichts weniger als kriegerisch, und die große Entfernung der einzelnen Provinzen voneinander hatte die Erzeugung alles Gemeingeistes gehindert. Dazu war das Land, welches die Amerikaner zu verteidigen hatten, so ungeheuer groß, und die Engländer besaßen darin eine solche Menge fester Plätze, daß sie überall und zu allen Zeiten mit ihren Flotten ungehindert landen und ihren Heeren Hilfe und Unterstützung zuführen konnten. Alles dies entging nicht dem Scharfblick des amerikanischen Oberbefehlshabers, allein weder dies, noch der Umstand, daß, als er im Lager ankam, er alles weit unter seiner Vorstellung fand, es an Zelten, Pulver, Kleidungsstücken, Geschütz, an allen Vorräten und Anstalten fehlte, die Kolonisten von Kriegs- und Mannszucht durchaus keinen Begriff hatten, vermochte die Standhaftigkeit des Helden einen Augenblick zu erschüttern, und in seinen hohen Gaben, in dem Mute seiner braven Krieger fand er die Mittel, das unendliche Heer von Hindernissen und Schwierigkeiten zu besiegen.

Sein erstes Unternehmen war die Belagerung der Stadt Boston, und die Engländer, welche ihre mutigen Feinde nichts weniger als gerüstet glaubten, staunten nicht wenig, als die Amerikaner wirklich das Bombardement der Stadt begannen. Da die Behauptung derselben eben von keinem sonderlichen Nutzen für die Engländer gewesen sein würde, so gaben sie dieselbe preis, und nach einer nur zehntägigen Belagerung zog Washington als Sieger zur Freude aller patriotisch gesinnten Einwohner in Boston ein. Nicht so glücklich war der Zug des Generals Arnold, den der Kongreß absendete, Kanada in Besitz zu nehmen. Zwar drang er siegend in die Hauptstadt dieser Provinz, Quebeck, ein, allein er konnte sie, der Schwäche seines Heeres wegen, nicht behaupten und mußte sich zurückziehen.

Gar bald erkannte man in England, mit welchem mutigen und entschlossenen Gegner man es zu thun habe, und hielt es für nötig, eine größere Macht zur Bekämpfung der Empörer aufzubieten. Eine mächtige Flotte erschien an Nordamerikas Küsten, die Häfen und Schiffe dieses Landes zu sperren und das Landheer da, wo es nötig sein würde, zu unterstützen. Nun, wo die stolzen Engländer unverhohlen den Entschluß an den Tag legten, die Kolonieen mit der Gewalt der Waffen zu unterwerfen, und dadurch die Erbitterung der Amerikaner zu einem erhöhten Grade steigerten, jetzt, wo die letztern, ermutigt durch mancherlei glückliche Erfolge, die Möglichkeit vor sich sahen, die Freiheit zu erkämpfen, faßte man einstimmig den Entschluß, sich für frei und unabhängig zu erklären, und der Kongreß sprach

diese Erklärung im Jahre 1776 am 4. Juli gegen die englische Regierung aus. Umsonst ließ der britische Oberbefehlshaber Howe (spr. Hau) Washington Vorschläge zur Aussöhnung machen und sprach dabei von Verzeihung, die man den Kolonieen angedeihen lassen wollte. Allein mit Würde antwortete ihm Washington: „Wer keinen Fehler begangen hat, bedarf keiner Verzeihung, und die Amerikaner haben nichts gethan, als ihre natürlichen Rechte verteidigt.“ Der Kampf begann also von neuem und zwar unter den nachteiligsten Umständen für die Amerikaner. Denn bei Brooklyn erfochten die Engländer einen entscheidenden Sieg und verschafften ihren Heeren längere Zeit hindurch die entschiedenste Überlegenheit. Sie besetzten New-York, Washington mußte seine feste Stellung bei White-Point aufgeben und sich in die nördlichen Gebirge zurückziehen. Klug vermied er jedes größere Gefecht und hielt sich bis in den November. Nun verließen ihn aber seine Milizen, deren Dienstzeit zu Ende ging, und er mußte sich über den Delaware zurückziehen. So besetzten die Briten ganz Rhode-Island, eroberten auch am 18. Dezember New-Port, wodurch die britische Flotte einen trefflichen Hafen zum Überwintern erhielt. Dem Heere der Engländer stand Philadelphia offen; der Kongreß floh eiligst nach Baltimore — doch zum Glück zögerte Howe, und Washington gewann Zeit, sein aufgelöstes Heer wieder zu sammeln und durch Freiwillige aus Pennsylvanien und New-Jersey sich zu verstärken. Alsbald rückte er wieder vor, durchbrach am Weihnachtstage 1776 die englischen Linien bei Trenton, nahm 1000 Mann Hessen gefangen, befreite Philadelphia und schlug am 3. Januar 1777 den englischen General Cornwallis bei Princetown (spr. Prinßtaun). Da von dem Oberstlieutenant Barton auch der englische General Prescou aufgehoben wurde, mußte die britische Armee fast alle ihre Posten in New-Jersey wieder räumen. Das stärkte den Mut der Nordamerikaner, und dieser wuchs, als sich auch ausgezeichnete Europäer, wie der edle Marquis Lafayette, der polnische Held Kosciusko u. a. einfanden, um als Freiwillige in ihren Reihen zu kämpfen. Mit dem feurigen Lafayette schloß Washington den innigsten Freundschaftsbund.

Im Juni 1777 beschloß General Howe, Philadelphia zur See anzugreifen. Da die Amerikaner den Delaware-Fluß gesperrt hatten, konnte er da nicht einlaufen; er segelte deshalb südwärts, landete in der Chesapeake-Bai und zog nun wieder nordwärts auf Philadelphia. Am 13. Sept. traf er am Brandywine (spr. Brändiwein) -Fluß auf das Heer Washingtons, schlug es und zog am 26. Sept. in Philadelphia ein, von wo sich der Kongreß abermals hatte flüchten müssen. Am 4. Oktober traf er bei Germantown (Dschermentaun) wieder mit Washington zusammen und warf ihn abermals zurück.

5. Friede mit England.

Während so Washington mit abwechselndem Glücke die feindliche Übermacht in den südlichen Provinzen bekämpfte, war das Glück dem nordamerikanischen Nordheere unter Gates (spr. Gehts) holder. Der englische General

Bourgoyne sollte mit seinem Heerhaufen bis Albany vordringen, um sich mit den Briten in New-York zu vereinigen. Am 20. Juni 1777 brach er, etwa 7200 Mann stark, auf, und die Amerikaner zogen sich vor ihm bis an den Hudsonfluß zurück, um sich hier durch die Milizen von Vermont, New-Hampshire (Njuhämpschir) und Connektikut zu verstärken. Bourgoyne war bis Fort Edward, 7 deutsche Meilen von Albany, vorgedrungen. Hier machte er wegen Mangels an Lebensmitteln Halt und sandte 500 Mann, um ein amerikanisches Magazin in Bennington wegzunehmen. Aber diese wurden von den Amerikanern gefangen und ein zweites englisches Streifcorps ebenfalls. Als Bourgoyne vorrückte, wurde er bei Saratoga, 5 Meilen von Albany, geschlagen und zog sich gegen das Fort Edward zurück. Als er über den Hudson setzen wollte, fand er aber diesen schon von den Amerikanern besetzt, sah sich nun auf allen Seiten eingeschlossen und mußte sich mit seinem auf 3500 Mann zusammengeschmolzenen Heerhaufen dem General Gates ergeben.

Der Sieg bei Saratoga verschaffte den Amerikanern wichtige Bundesgenossen. Frankreich, das schon lange mit Teilnahme den Kämpfen der Nordamerikaner gefolgt war, fand die Gelegenheit günstig, das mächtige Großbritannien zu schwächen, schloß am 18. Dezember 1777 mit ihnen einen Handelsvertrag, am 8. Februar 1778 aber ein förmliches Bündnis, rüstete zwei Flotten aus, eine kleinere zu Toulon, eine größere zu Brest, und wußte auch Spanien und die Niederlande zur Kriegserklärung an England zu bewegen. Obschon die französische Flotte, welche bald darauf an der amerikanischen Küste erschien, nichts Erhebliches ausrichtete, so wurden doch die Engländer mehr als je beschäftigt. Von schlimmen Folgen für die Sache der Freiheit war der Abfall des tapfern Generals Arnold, welcher zu den Feinden überging und seinen ehemaligen Kampfgefährten manchen empfindlichen Verlust zufügte. Aber hier erhielt zugleich Washington Gelegenheit, sich in dem ganzen Edelmute, der Menschenfreundlichkeit und der Gerechtigkeitsliebe seines Charakters zu zeigen. Der General Arnold nämlich hatte seine Verräterei durch den englischen Major André bewerkstelligt; dieser fiel den Amerikanern in die Hände und ward nach den strengen Kriegsgesetzen als Spion zum Tode durch den Strang verurteilt. Zwar konnte Washington ihm die Bitte um eine andere Todesart nicht gewähren, allein als man ihm die Vollziehung der Hinrichtung des Majors meldete, schämte er sich der Thränen nicht, welche er dem Andenken eines übrigens wackeren, unglücklichen Mannes weihete. Indes war dessen Verderber nach Virginien gezogen, wo er die entsetzlichsten Verheerungen anrichtete. Auch von Mount Vernon, dem Landgute Washingtons, verlangten die Feinde Lebensmittel. Der Verwalter desselben sendete das Verlangte und bat um Schonung für die Güter seines Herrn, welche man ihm aus Achtung gegen den hochgefeierten Namen, der auch den Feinden ehrwürdig war, bewilligte. Allein dieses Verfahren entsprach so wenig den patriotischen Gesinnungen Washingtons, daß er gleich darauf an seinen Verwalter folgendes Schreiben erließ: „Was mich am meisten verdrießt, ist, daß Sie sich zu den Feinden begeben und sie mit

Lebensmitteln versehen haben. Es wäre mir weniger unangenehm gewesen, zu erfahren, daß der Feind, wegen Ihrer Weigerung, sein Ansuchen zu erfüllen, mein Haus verbrannt und meine Pflanzungen zu Grunde gerichtet hätte. Sie hätten sich für meinen Stellvertreter ansehen und bedenken müssen, was es für ein übles Beispiel war, mit dem Feinde Gemeinschaft zu haben und ihm die Schonung meines Eigentums abzukaufen." Mit gleicher Uneigennützigkeit verschmähte er es, der Provinz Virginien zu Hilfe zu kommen, wo alle seine Güter den Verwüstungen der Feinde ausgesetzt waren, da er seinem reiflich überlegten Entschlusse, vom Mittelpunkte aus das Ganze zu leiten, unerschütterlich treu blieb. Und in der That erreichte er nur eben dadurch endlich glücklich das große Ziel, die Befreiung seines Vaterlandes. Nach mehreren Wechseln des Kriegsglückes nämlich gelang es ihm im Jahre 1781, als amerikanischer Obergeneral, die englische Hauptarmee unter Lord Cornwallis in Yorktown einzuschließen und sie nach einer kurzen, aber thatenreichen Belagerung, bei welcher die wohlgeschulten französischen Offiziere,*) welche Ludwig XVI. den Nordamerikanern zu Hilfe gesandt hatte, die besten Dienste leisteten, am 19. Oktober zur Übergabe zu zwingen. 7000 Mann Engländer streckten die Waffen. Die Folgen dieses Ereignisses waren entscheidend, denn die englischen Minister sahen sich durch die Unzufriedenheit des Volkes, auf welchem die unermeßlichen Kosten dieses Krieges drückend lasteten, zur Nachgiebigkeit genötigt, und nach langen Unterhandlungen kam endlich im Jahre 1783 zu Versailles in Frankreich der für die Amerikaner eben so vorteilhafte als ehrenvolle Friede zustande, der die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes für immer fest gegründet hat.

Laut und unermeßlich war der Jubel, der das befreite Land erfüllte; aller Augen aber blickten mit Verwunderung, mit Stolz und Liebe, mit freudiger Begeisterung auf den Mann, dem man es vorzüglich verdankte, daß so viel Herrliches vollbracht worden war, und es genoß jetzt der Held die Glückseligkeit, deren ein Mensch fähig ist, wenn er in dem Bewußtsein und dem Gefühle seiner Rechtschaffenheit sein Streben für das allgemeine Wohl mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt sieht. Sein großes Werk war vollendet, und nun zog er sich in die Einsamkeit des Landlebens zurück, nicht ohne vorher herzlichen Anteil an der allgemeinen Freude genommen zu haben. Dann legte er seine Würde feierlich nieder und nahm von seinen Waffengefährten einen rührenden Abschied. Die erprobten Krieger vergossen Thränen, als er aus der Barke, die ihn in seine Heimat bringen sollte, ihnen das letzte Lebewohl zurief, und ihre feuchten Blicke hingen unverwandt an dem Schiffe, bis es sich in weiter Ferne verlor. Zuvor erschien jedoch Washington noch vor dem Kongresse und hielt hier vor einer unzählbaren Menge Zuhörer seine feierliche und rührende Abschiedsrede. Darauf erwiderte der Präsident des Kongresses und schloß dann mit den Worten: „Nachdem Sie die Freiheit

*) Namentlich der General Lafayette. Aber auch der deutsche General Steuben, ein Magdeburger, der in amerikanische Dienste übertrat und sich um Einrichtung des amerikanischen Heerwesens verdient machte, zeichnete sich aus.

in dieser neuen Welt verteidigt, den Unterdrückten und Unterdrückern eine heilsame Lehre gegeben haben, treten Sie, von den Segnungen Ihrer Mitbürger begleitet, von dem großen Schauplatze wieder ab. Aber der Ruhm Ihrer Thaten wird nicht mit Ihrer Würde aufhören, er wird fortdauern und die fernsten Geschlechter unserer Nachkommen begeistern. Mögen Ihre künftigen Tage ebenso glücklich sein, als Ihre bisherigen ruhmvoll gewesen sind." Die Ausbrüche der Dankbarkeit, der Begeisterung für den Herrlichen, des Schmerzes um sein Scheiden ehrten ihn würdiger, als je ein Held der Vorzeit und der Mitwelt durch prunkvolle Feste, durch den Mund der Dichter, durch die Lobpreisungen der Schmeichler gefeiert worden ist.

6. Washington als Präsident und sein Tod.

Und dann kehrte er in seine Heimat zurück. — Mount (Maunt) Vernon ward jetzt der Schauplatz seiner stillen Bürgertugenden, wie es einst das Schlachtfeld für seine Feldherrntalente, das Getriebe der Unterhandlungskunst für seine Staatsweisheit gewesen war, und Washington, der mit solchem Ruhme das Siegesschwert geschwungen, wendete sich mit allem Eifer den einfach friedlichen Arbeiten des Landbaues wieder zu.

Indes ging es freilich in den einzelnen Provinzen recht stürmisch zu, denn der Krieg hatte Verwirrungen herbeigeführt. Um diesen zu begegnen, beschloß man eine allgemeine Regierung, und an die Spitze derselben rief man wieder Washington, der sich nicht einen Augenblick bedachte, durch Annahme dieser Würde seinem großen Werke den Schlußstein beizufügen. Und in der That brachte er vorzüglich nicht allein die weiseste Bundesverfassung glücklich zustande, sondern leitete auch als Präsident sein Vaterland einen Zeitraum von acht Jahren hindurch mit solcher Weisheit und Kraft, daß, als er dann sich abermals in seine Einsamkeit zurückzog, nichts mehr als wahr und gerecht der öffentliche Ausspruch war, er nehme das Bewußtsein eines redlich geführten Amtes, die Dankbarkeit der gesamten Vereinigten Staaten und den Beifall der ganzen Welt mit sich.

Mitten in den friedlichen Beschäftigungen des Landlebens machte der Tod am 14. Dezember des Jahres 1799 seinem großen Leben ein Ende, und die Sklaven, die sein letzter Wille dem Stande der Freiheit zurückgegeben, die Schulen seines Vaterlandes, die er mit reichlichen Summen zu ihrer Vervollkommnung bedacht, priesen aufs würdigste auch sein unmittelbar segensreiches Wirken nach seinem Tode.

Fort und fort ist seitdem mit Riesenschritten das Land, für welches der unsterbliche Washington gelebt und gewirkt, seiner Ausbildung entgegengegangen. Neue Staaten haben sich dem Bunde angeschlossen, der Handel Nordamerikas scheint selbst den des Mutterlandes überflügeln zu wollen, große und volkreiche Städte erheben sich in allen Provinzen des ungeheuren Ländergebietes, und es bedarf nichts als der Einigkeit der Provinzen, nichts, als daß sie treu bleiben der weisen Verfassung, um den Völkern dort das wahre Glück zu gewähren, sie auf den Standpunkt der Vollkommenheit zu heben, zu welcher sie bereits so wichtige Fortschritte gethan haben.

II. Benjamin Franklin.*)

1.

Es giebt wenig große und berühmte Männer, deren Namen ich mit einer tiefern Ehrfurcht ausspreche, als den Namen des schlichten Amerikaners Benjamin Franklin. Dieser Mann war ein Mann nach dem Herzen Gottes, der es mit dem Menschengeschlechte nicht bloß gut meinte, sondern ihm so viele Wohlthaten spendete, wie nur selten einer der gefeiertsten Männer aller Zeiten; ein Mann, der immer gerade und redlich seinen Weg wandelte, der für die Freiheit seiner Mitbürger arbeitete, wie kaum ein Bürger Roms oder Griechenlands, und der bei all seiner Größe immer einfach und anspruchslos blieb!

Benjamin Franklin wurde zu Boston, der jetzigen Hauptstadt des Staates Massachusetts in Nordamerika, am 17. Januar 1706 geboren. Sein Vater, Josiah Franklin, ein wackerer und einsichtsvoller Mann, konnte dem kleinen Benjamin keine solche Erziehung geben, wie er es wohl wünschte, denn er war nicht vermöglich, und sein Handwerk des Seifensiedens und Lichterziehens nährte nur notdürftig die zahlreiche Familie. Benjamin, das jüngste seiner sechzehn Kinder, lernte, wie die übrigen, notdürftig lesen und schreiben, erhielt auch einigen Rechenunterricht, aber sonst mußte er sich selbst Mittel und Wege eröffnen, um seinen Wissensdurst zu befriedigen. Die Liebe zur Wissenschaft war in dem Knaben schon früh lebendig, und als der Vater sie bemerkte, stand er von dem Plane ab, den Benjamin Seifensieder werden zu lassen. Bis in sein zwölftes Jahr mußte aber der Knabe seinem Vater bei dessen Geschäft an die Hand gehen. Dann, um zu sehen, ob der Kleine nicht zu einem andern Handwerk Lust hätte, nahm er ihn bald in diese, bald in jene Werkstätten mit, führte ihn zu Maurern, Böttichern, Kupferschmieden und Tischlern. Diese Besuche waren dem Knaben sehr vorteilhaft, denn sie schärften seine Beobachtung und gaben ihm eine Geschicklichkeit seiner Hände, die ihm später oft zu statten kam, namentlich wenn er die Maschinen für die physikalischen Versuche sich selber anfertigen mußte.

Jede Stunde, die der rastlos thätige und lernbegierige Knabe erübrigen konnte, benutzte er zur Lektüre. Am liebsten las er Reisebeschreibungen, und den größten Eindruck auf die junge Seele machte ein Buch, das schon manchen Helden begeistert hat, Plutarchs Lebensbeschreibungen, die sich in englischer Übersetzung in der Bibliothek des Vaters vorfanden. Dies Buch wurde wieder und wieder gelesen und gab der Seele des Knaben einen mächtigen Schwung.

Als der alte Franklin seines Benjamins unüberwindliche Neigung zu den Büchern bemerkte, gab er ihn zu einem seiner älteren Söhne, Namens James (Dschehms), der Buchdrucker war, in die Lehre.

---

*) Franz Hoffmann.

Der jüngere Bruder ruhte bei dem älteren nicht auf Rosen, denn Jakob (James) war ein strenger, harter und barscher Mann, der dem jungen Lehrlinge keine Nachlässigkeit ungestraft hingehen ließ und ihn dabei zu den niedrigsten Diensten verwendete. Benjamin ertrug jedoch die strenge Behandlung seines Bruders ziemlich geduldig, klagte sein Leid nur zuweilen dem Vater, und gewiß immer nur dann, wenn der Druck gar zu schwer auf seinen Schultern lastete und eine Erleichterung dringend notwendig war. Jede solche Klage zog zwar dem Bruder eine derbe Zurechtweisung des Vaters zu, bewirkte aber keine Besserung in Benjamins Verhältnissen. Darum schwieg der Knabe endlich still und trug sein Ungemach mit Geduld. Immer war er eifrig in seiner Arbeit, und er machte in dem Geschäfte bald so große Fortschritte, daß sein Lehrherr darüber erstaunte. In den Freistunden beschäftigte sich Benjamin, wie daheim, mit dem Lesen guter Bücher, und da seine Freiheit am Tage zu kurz war, nahm er die Nächte zu Hilfe, um seinen Geist recht auszubilden.

Hatte der junge Franklin einen gut geschriebenen Aufsatz gelesen, dann freute er sich in seiner Seele und wünschte nichts mehr, als auch so zu schreiben, so klar und richtig seine Gedanken aussprechen zu können, wie die berühmten Männer, an deren Schriften er seinen Geist bildete. Mit seiner gewohnten Entschlossenheit ging er sogleich ans Werk. Hatte er ein oder zwei Seiten gelesen, machte er das Buch zu und versuchte nun, das Gelesene frei niederzuschreiben. Dann verglich er sein Geschriebenes mit dem Gedruckten und verbesserte seine Fehler. Die Fehler wurden immer seltener, und zuweilen hatte er die Freude, daß ihm seine Ausdrucksweise noch treffender vorkam, als die seines Vorbildes. Das feuerte ihn dann zu neuen Versuchen an, so ward er ein Meister der Sprache.

2.

Benjamins Bruder gab eine Zeitung heraus, zu welcher die angesehensten und gelehrtesten Männer in Boston Beiträge lieferten. Zuweilen versammelten sich jene Herren in der Buchdruckerei, um über den nächsten Aufsatz sich zu beraten oder ihr Urteil abzugeben über das, was gedruckt war. Diesen Gesprächen hörte auch der Lehrjunge in seinem Winkel mit zu, und mit welcher Aufmerksamkeit kann man sich denken. Einst kam die Rede auf einen Artikel, den man in die Zeitung einrücken wollte, um etwas Wichtiges bei den Bürgern von Boston durchzusetzen. Jeder der Anwesenden machte Vorschläge, aber keiner traf das Rechte. Benjamin dachte: „Wenn ich nur den Artikel schreiben dürfte, ich wollte schon den Nagel auf den Kopf treffen!“ Sagen durfte er nichts, aber in seinem Kopfe arbeitete es heftig. Die Gedanken ließen ihn nicht schlafen; er wartete, bis alles zur Ruhe gegangen war, dann erhob er sich von seinem Lager und schrieb in einem Zuge, was ihm die Seele bewegte. Hierauf nahm er die Schrift und legte sie heimlich unter die Thüre der Buchdruckerei, so, daß man sie morgens finden mußte. Doch hütete er sich weislich, seinen Namen unter den Artikel zu schreiben, und er

konnte sich auch vor jeder Entdeckung gesichert halten, da sein Bruder die Handschrift nicht kannte.

Man fand das Blatt, und es wurde in der gewöhnlichen Versammlung der Zeitungsschriftsteller vorgelesen. Keiner war auf das Endurteil gespannter als unser Benjamin. Wie freudig schlug ihm das Herz, als er einstimmiges Lob vernahm! Der eine rühmte die Klarheit und Einfachheit, der andere die treffenden Beweisgründe, der dritte die Gründlichkeit. Jeder sprach seinen Wunsch aus, daß der unbekannte Verfasser des Artikels seine Zuschriften recht oft wiederholen möge. Dies geschah, und der junge Franklin erwarb sich immer neues Lob, obgleich auch zuweilen einzelne Arbeiten getadelt wurden. Niemals ward übrigens ein Artikel zurückgewiesen, obgleich man über den geheimnisvollen Verfasser stets in Unkenntnis blieb.

Unterdessen war Franklin ein so geschickter Buchdrucker geworden, daß er bei seinem Bruder nichts mehr lernen konnte. Dieser, dem er doch so große Dienste leistete, blieb aber immer hart und rauh gegen Benjamin, ja er prügelte ihn wohl gar. Da ward dem zartsinnigen Jüngling der Aufenthalt in des Bruders Hause unausstehlich, und er beschloß, heimlich Boston zu verlassen und in einer entfernteren Gegend sein Heil zu versuchen. Geld hatte er nicht, und er mußte den schweren Schritt thun, seinen kleinen Bücherschatz zu verkaufen. Die Reise ging nach New-York. Dort hoffte er bei einem Buchdrucker ein Unterkommen zu finden, doch überall waren die Stellen besetzt. Nun war guter Rat teuer, aber Franklin verzagte nicht, er beschloß nach dem fernen Philadelphia zu gehen. Seinen Koffer mit Kleidungsstücken gab er auf ein Schiff, er selbst schlug auf einem Boote den kürzeren Weg ein, nach Amboy, wäre aber in der stürmischen Nacht mit dem Fahrzeuge fast gescheitert. Dann ging er von Burlington aus wieder zu Schiffe und langte endlich nach vielen Mühseligkeiten in Philadelphia an.

„Bei meiner Ankunft in Philadelphia" — so erzählt Benjamin Franklin selber — „war ich in meinen Arbeitskleidern, da meine besseren erst zur See nachkommen sollten. Ich war mit Schmutz bedeckt, und meine Taschen waren mit Hemden und Strümpfen angefüllt. Dabei kannte ich keine Seele in der Stadt und wußte nicht, wo ich nur eine Wohnung finden sollte. Ich war durch das Gehen, Rudern, und weil ich die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, sehr angegriffen und fühlte außerordentlichen Hunger. Mein ganzer Geldvorrat bestand aber bloß aus einem holländischen Thaler und etwas Kupfermünze, die ich den Bootsleuten gab. Da ich ihnen beim Rudern geholfen hatte, wollten sie nichts annehmen, aber ich beharrte darauf, daß sie das Geld nehmen mußten. Der Mensch ist zuweilen viel freigebiger, wenn er wenig hat, als wenn seine Taschen gefüllt sind."

3.

Als der Fremdling in den Straßen von Philadelphia ratlos umherwanderte, begegnete ihm ein Kind mit Brot. Franklin steuerte nun auch auf einen Bäckerladen zu, um sich ein Brot zu kaufen. Für die dem Bäcker gereichte Münze bekam er aber ganzer drei, und er war von diesem Über-

flusse so überrascht, daß er nicht wußte, was er mit den übrigen zwei Broten anfangen sollte. Doch erinnerte er sich noch zu rechter Zeit einer armen Witwe, die auf demselben Schiffe mit ihm gefahren war und gewiß nicht minder hungrig war, als er selbst. So nahm er denn ohne weiteres seine beiden überflüssigen Brote unter den Arm, und während er das dritte verzehrte, begab er sich durch die Straße nach dem Landungsplatz zurück, wo er seine Reisegefährtin mit dem Geschenk erfreute und sich selbst durch einen Trunk frischen Wassers stärkte. So wenig leckerhaft war der junge Mann, daß ihn dieses einfache Mahl so erheiterte, als habe er die besten Gerichte genossen.

Am nächsten Tage sah Benjamin Franklin sich nach Arbeit um, nachdem er in dem Hause eines Mannes, Namens Read, sich ein einfaches Zimmerchen gemietet hatte. Ein Buchdrucker, der nicht in besten Umständen war und Keimer hieß, zeigte sich geneigt, den jungen Menschen in seinen Dienst zu nehmen. Franklin brachte das zerrüttete Geschäft bald so in Aufnahme, daß der andere Buchdrucker es bereute, ihn nicht in sein Geschäft aufgenommen zu haben, und Keimer freute sich nicht wenig seines Glückes. Dabei lebte der junge Mann einfach und mäßig, so daß sich seine Umstände von Tag zu Tag verbesserten. Auch kam sein Koffer an, und er konnte nun auch mit anständiger Kleidung erscheinen. Sobald er ein wenig Geld zurückgelegt hatte, schaffte er sich wieder eine kleine Bibliothek nützlicher Bücher an. Es konnte nicht fehlen, daß ein so geschickter, kenntnisreicher und doch so bescheidener Jüngling sich die Aufmerksamkeit und Achtung ausgezeichneter Männer in Philadelphia gewann. Unter anderen interessierte sich auch der Gouverneur der Stadt, Namens William Keith (sp. Kihth), ungemein für Franklin, lud den jungen Mann öfters in sein Haus, unterhielt sich mit ihm über die verschiedensten Gegenstände und hörte mit vielem Beifall zu, wenn dieser seine Ansichten vortrug. Ja, er munterte ihn endlich auf, selbst und mit eigener Kraft eine dritte Buchdruckerei in Philadelphia anzulegen, indem er ihm versprach, daß ihm von Stund an alle Druck-Arbeiten, deren das Gouvernement benötigt sein würde, übertragen werden sollten. Als Franklin einwendete, daß die Errichtung eines solchen Geschäftes für ihn zu kostspielig sei, gab ihm der Mann sogar das heilige Versprechen, ihm 100 Pfund Sterling, etwa 2000 Mark nach unserem Gelde, Vorschuß zu leisten, wenn er nach England gehen würde, um in London die nötigen Einkäufe an Lettern und Maschinen zu machen. In Amerika war dergleichen damals noch nicht zu bekommen.

Der junge Franklin fühlte Kraft genug in sich, einer Druckerei selbständig vorzustehen, und weigerte sich nicht lange, ein so gütiges Anerbieten anzunehmen. Vorerst mußte aber Benjamin seinen Vater um Einwilligung bitten, und mit einem Empfehlungsschreiben des Gouverneurs versehen, reiste er nach Hause ab.

4.

Franklins Eltern und Verwandte waren bisher in großer Besorgnis um den Flüchtling gewesen, über dessen Schicksal sie gar nichts erfahren hatten.

Um so größer war die Freude und das Entzücken, als der verloren geglaubte Benjamin im April des Jahres 1724 auf einmal ganz frisch und wohlgemut in dem väterlichen Hause anlangte. Als er dem Vater die Absicht, in Philadelphia eine Buchdruckerei anzulegen, mitteilte, sprach derselbe sehr triftige und wohlgemeinte Bedenken aus über einen so gewagten Schritt; doch als Benjamin den Brief des Gouverneurs aus der Tasche zog und des edlen Versprechens Erwähnung that, willigte der Vater endlich ein, und unter dessen Segenswünschen reiste er wieder nach Philadelphia ab.

Aber wie bitter sollte des jungen Mannes Vertrauen auf die Hilfe des William Keith getäuscht werden! Dieser war wohl ein gutmütiger Mann, aber kein zuverlässiger. Als sich Benjamin bei ihm meldete, um den versprochenen Vorschuß in Empfang zu nehmen, ward er von einem Tage zum andern vertröstet, und endlich erhielt er statt des Geldes bloß schriftliche Anweisungen, die er in London vorzeigen sollte. Franklin glaubte sicher, daß er auf diese Papiere das Geld erhalten würde, und schickte sich zur Überfahrt an. Vorher aber verlobte er sich mit Miß Read, der Tochter seines Hauswirts, welche ihm in Philadelphia zuerst begegnet war, als er mit den drei Broten durch die Straße zog.

Am 24. Dezember des Jahres 1724 langte Franklin, 18 Jahre alt, in der weltberühmten Hauptstadt des britischen Reiches an. Seine jugendlich frische, vertrauende Seele war voll von den besten Hoffnungen, aber diese sollten alle getäuscht werden. Die Anweisungen des menschenfreundlichen Gouverneurs waren keinen Heller wert, und der junge Franklin sah sich nun hilflos in einem fremden, viele hundert Meilen von der Heimat entfernten Land. Ein anderer, minder mit Mut und Gottvertrauen erfüllter Jüngling würde in einer so traurigen Lage vielleicht untergegangen sein; nicht aber unser Benjamin. Obgleich ihn die leichtsinnige Täuschung des Gouverneurs, den er bisher für seinen besten Freund gehalten hatte, bitterlich betrübte, so raffte er sich doch bald wieder aus der Versunkenheit seines Schmerzes auf und suchte Beistand im Gebet zu Gott, dessen Vaterhand er vertrauensvoll die Leitung seiner ferneren Schicksale überließ. Mit müßigem Hinträumen wollte er nicht seine Zeit verschwenden; er machte sich auf und ging von einer Druckerei Londons in die andere, um irgendwo eine Beschäftigung zu finden, durch die er sein Leben fristen konnte.

5.

Wer da redlich sucht, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan. Nach manchen vergeblichen Anfragen fand unser Held endlich eine Anstellung, wodurch sein Lebensunterhalt gesichert wurde. Doch war ihm noch manche Prüfung vorbehalten. Es herrschte nämlich damals — vielleicht auch noch jetzt — in den Buchdruckereien Londons der Gebrauch, daß jeder neu ankommende Gehilfe den alten Gehilfen eine kleine Summe Geldes bezahlen mußte, die vertrunken wurde. Franklin, in seinem lebhaften Rechtsgefühl, hielt diesen Gebrauch nicht ohne Grund für eine Prellerei und weigerte sich entschieden, als er dazu aufgefordert wurde, die verlangte Summe

zu zahlen. Seine Weigerung wurde natürlich mit großem Mißfallen aufgenommen, aber Benjamin kümmerte sich nicht um den Zorn seiner Genossen, weil er wußte, das Rechte gethan zu haben, und weil er glaubte, mit der Zeit würde sich die Verstimmung schon legen.

Hierin aber irrte der sonst so kluge Jüngling. Seine Kameraden blieben ihm feind, obwohl Franklin immer freundlich, gefällig und versöhnlich sich zeigte. Sie spielten ihm manchen Possen, warfen in seiner Abwesenheit die Lettern seines Setzkastens bunt durcheinander, zerbrachen die Kolumnen, die er bereits gesetzt hatte, und schadeten ihm auf alle Weise. Franklin trug alles mit unermüdlicher Geduld, machte niemand einen Vorwurf, führte auch niemals Klage gegen seinen Herrn und besserte ruhig den Schaden wieder aus, den ihm die Mutwilligen gemacht hatten. Da aber das unangenehme Wesen kein Ende nehmen wollte, entschloß er sich doch endlich den Beitrag zu zahlen. Er machte übrigens seinen Kollegen bemerklich, daß dieser Tribut ganz unrechtmäßig sei, und daß er ihn nur gezwungen entrichte. Die Drucker nahmen seine freimütigen Äußerungen nicht übel, und endlich gelang es der überwiegenden Geisteskraft Franklins, einen bedeutenden Einfluß auf seine Kameraden zu gewinnen.

So ärgerte ihn unter anderem das viele Biertrinken der Leute, und er gab sich die größte Mühe, sie von diesem Fehler abzubringen. Er selbst hatte sich von Jugend auf an die strengste Mäßigkeit gewöhnt, genoß kein anderes Getränk, als Wasser, und keine andere Speise, als Brot, Gemüse und wenig Fleisch. Diese strenge und mäßige Lebensweise erhielt ihn heiter und gesund, und er hatte dabei noch den Vorteil, Geld zu sparen, welches er zu nützlichen Zwecken, besonders zur Anschaffung von Büchern, verwenden konnte. Dies stellte er seinen Kameraden vor, bewies ihnen, daß sie durch den übertriebenen Biergenuß sich eher schwächten als stärkten, und brachte wirklich einige dahin, daß sie dem jungen Mäßigkeitsprediger Gehör gaben. Niemand stand sich dabei besser als die Mäßigen selber, die mit Erstaunen bemerkten, daß ihre Kräfte frischer wurden und zunahmen, außerdem aber noch die Erfahrung machten, daß auch ihr Geldbeutel an Kräften zunahm. Besonders dieser letztere Umstand erregte allgemeine Zufriedenheit und trug nicht wenig dazu bei, die Achtung vor dem jungen Franklin zu erhöhen.

6.

Der unausgesetzte Fleiß und die streng geregelte sittlich-fromme Lebensweise Benjamins hatten ihm einen Freund erworben, Namens Denham (spr. Dennem), welcher ihm endlich den Vorschlag machte, in seiner Gesellschaft nach Amerika zurückzukehren und dort ein Handelsgeschäft anzulegen. Denham, ein sehr wohlhabender Mann, wollte die Geldmittel hergeben, und Franklin sollte den Geschäftsführer machen und dafür einen ansehnlichen Gehalt beziehen. Franklin zeigte sich nach reiflicher Überlegung bereit, in die Vorschläge seines Gönners einzuwilligen, und verließ mit ihm England, wo er etwa 18 Monate zugebracht und seine Kenntnisse bedeutend vermehrt hatte. Glücklich kam er am 11. Oktober 1726 in Philadelphia an. Aber sobald

er wieder den Fuß auf heimischen Boden setzte, schien sein Glücksstern zu verschwinden.

Die erste unangenehme und sehr betrübende Nachricht, die er empfing, bestand darin, daß seine Braut, Miß Read, ihm untreu geworden war und sich mit einem andern Manne verheiratet hatte. Sie glaubte, Franklin würde sie in den Zerstreuungen Londons vergessen haben. Ein anderer nicht minder unangenehmer Umstand war, daß William Keith, der Gouverneur, seine Stelle niedergelegt hatte und nun halb ängstlich, halb stolz Franklins Umgang mied. Benjamin hatte ihm aber seine Täuschung längst verziehen und hätte gern mit ihm sich dann und wann unterhalten.

Der härteste Unfall traf jedoch Franklin kurz darauf, nachdem er in Verbindung mit Herrn Denham das Handlungsgeschäft eingerichtet und mit seiner gewohnten unermüdlichen Thätigkeit in Gang gebracht hatte. Er sowohl wie Herr Denham wurden von einer gefährlichen Krankheit darniedergeworfen, und des letzteren Zustand verschlimmerte sich so, daß er den Geist aufgeben mußte. Franklin mit seiner durch äußerste Mäßigkeit gestählten Natur erholte sich zwar wieder, sah sich aber wiederum in die hilfloseste Lage versetzt, da mit Denhams Tode auch das beiderseitige Geschäft aufhörte.

Um sich den notdürftigsten Unterhalt zu verschaffen, trat Franklin abermals in die Dienste des Buchdruckers Keimer, dessen Geschäft in den letzten Jahren durch die Unfähigkeit seines Besitzers sehr herabgekommen war. Mit Franklins Eintritt kam auch wieder ein neuer Geist in das Geschäft, und der junge Mann war ehrlich genug, allen Vorteil davon seinem Herrn zu überlassen. So lange Keimer sah, daß er von Franklin noch lernen konnte, war er die Freundlichkeit selbst; sobald er aber merkte, daß er nun auch ohne dessen Hilfe fertig werden konnte, wurde er kalt und barsch, und Franklin sah wohl, daß der Mann es darauf anlegte, ihn wieder los zu sein. Unter solchen Umständen war es ihm lieb, daß einer seiner Kollegen, Namens Meredith, ihm den Vorschlag machte, eine Druckerei in Philadelphia zu errichten.

7.

Meredith war nicht der Mann, wie Franklin ihn liebte, denn er war dem Trunke ergeben und unordentlich. Doch um von Keimer fort zu kommen, ging er einen Vertrag mit Meredith ein, nach welchem dieser die nötigen Werkzeuge bezahlen, Franklin aber die Leitung des Geschäftes übernehmen sollte. Das Geschäft wurde eingerichtet, Franklin griff mit seiner Energie ein und fand bald volle Arbeit. Aber Meredith trieb sich indessen in den Schenken und Kneipen umher und wurde oft völlig betrunken nach Haus gebracht. Alle Vorstellungen seines braven Genossen fruchteten nichts; die Ausschweifungen Merediths schadeten selbst dem guten Rufe Franklins. Dieser hatte eine Gesellschaft gestiftet, die Junta genannt, die sich wöchentlich an bestimmten Tagen versammelte und aus lauter geistreichen und sittlich guten Menschen bestand. Von diesen waren viele Franklins Freunde geworden, welche jetzt das drückende Verhältnis, unter welchem Benjamin seufzte, wohl durchschauten. Sie gingen zu ihm und erboten sich, ihm die

nötigen Gelder vorzustrecken unter der Bedingung, daß er sich von seinem Kompagnon lossagte. Franklin war von diesem Anerbieten tief gerührt und dankte seinen Freunden mit Thränen in den Augen. Aber — er wies es zurück und gab damit einen Beweis seiner trefflichen, ehrenwerten Gesinnungen.

„Liebe Freunde," sagte er, „obgleich ich sehr gut weiß, daß Mereditʰs Betragen ein Hindernis für den Aufschwung meines Geschäftes ist, so darf ich ihn doch nicht fortschicken, weil er es ist, dem ich meine jetzige unabhängige Stellung verdanke. Nur im Vertrauen auf meine Geschicklichkeit und Ehrlichkeit gab er das Geld zur Errichtung der Buchdruckerei her, denn ich besaß nichts als eben nur meine Kenntnisse. Soll ich Meredith nun entfernen, nachdem er mir ein so großes Vertrauen geschenkt hat? Lieber will ich meinen Fleiß verdoppeln, als undankbar handeln gegen einen Mann, der sich als Freund mir anvertraut hat."

Die Freunde lobten Franklins edle Gesinnungen, erklärten ihm aber auch, daß er sich selber ins Verderben stürzen würde, indem Mereditʰs Vater die eingegangenen Verbindlichkeiten nicht lösen und die ausgestellten Wechsel nicht bezahlen könne. Auf des Vaters Kredit war allerdings das ganze Geschäft gegründet, und darum mußte es jetzt fallen; das sah Franklin wohl ein. Nach einiger Überlegung erklärte er sich bereit, das Geld von seinen Freunden anzunehmen, wenn Meredith ihm selber erklären würde, daß sein Vater nicht bezahlen könne. Am selbigen Abend noch fragte er seinen Kompagnon um die Sache, und dieser war ehrlich genug, einzugestehen, daß Benjamins Freunde nicht unrecht hätten. Freiwillig machte er Franklin den Vorschlag, die Druckerei auf eigene Rechnung zu übernehmen, und Franklin ging nun mit Freuden auf die Trennung ein. Die Freunde gaben ihm das versprochene Geld, und er war nun sein eigener Herr.

Jetzt hob sich die Druckerei schnell. Eine Zeitung, die er schon früher herausgegeben hatte, fand immer größeren Absatz, immer weitere Verbreitung; er legte neben seiner Druckerei noch einen kleinen Buchhandel an, und durch seine Rechtlichkeit, seinen Fleiß und seine unermüdete Thätigkeit erwarb er sich die Liebe und das Vertrauen aller seiner Mitbürger. Im Jahre 1730 verheiratete er sich mit seiner vormaligen Braut, deren Mann, mit Schulden beladen, sie heimlich verlassen hatte und in Westindien gestorben war, und Franklin führte mit ihr die glücklichste Ehe. Alles war Heiterkeit und Sonnenschein um ihn her, und vielleicht fühlte er sich nie wieder so glücklich, obschon er später ein viel berühmterer Mann wurde, als jetzt, wo er sein bescheidenes Glück mit inniger Zufriedenheit genoß.

8.

Franklin war nun 23 Jahre alt geworden, und wie reich waren bereits seine Erfahrungen! Er ließ aber in seiner angestrengten Thätigkeit nichts nach und arbeitete nicht bloß fleißig in seinem Geschäft, sondern auch an der Veredelung seines inneren Menschen. Nur ein tugendhafter Mensch — das war sein Wahlspruch — kann wahrhaft glücklich sein! Um in dem

Streben nach Vollkommenheit nicht zu erkalten, entwarf er sich eine Tabelle, auf welcher die Haupttugenden geschrieben standen, in denen er sich üben wollte. Diese waren folgende: **Mäßigkeit**, **Schweigsamkeit**, **Ordnung und Reinlichkeit**, **Entschlossenheit**, **Sparsamkeit**, **Fleiß**, **Aufrichtigkeit**, **Demut**, **Menschenliebe**. Um es in allen diesen Tugenden zur Fertigkeit zu bringen, nahm sie Franklin einzeln vor und übte sich eine Zeit lang bloß in dieser einen, bemerkte dann mit Strichen, wenn er dagegen gesündigt hatte, und strebte mit allem Fleiß danach, immer weniger Striche zu bekommen. Wie groß war seine Freude, wenn er binnen mehreren Wochen in einer Rubrik gar keinen Strich fand!

Im Jahre 1732 gab Franklin, um auf die sittliche Besserung seiner Landsleute zu wirken, zum ersten Mal einen Kalender heraus, den er „Almanach des armen Richard" benannte. Er fand wie die Zeitung die beste Aufnahme, denn die besten Lehren und Ratschläge waren darin in der einfachsten, leichtesten Sprache vorgetragen. Der unerwartete Erfolg seiner Schriften erhöhte sehr die Geldeinnahme ihres Verfassers, der nun imstande war, auch noch einen Papierhandel anzufangen. Die Freistunden, die Franklin erübrigte, benutzte er zur Erlernung fremder Sprachen. Nacheinander lernte er für sich allein das Französische, Italienische, Spanische und Lateinische. Welch ein rastloser Fleiß!

Zehn Jahre hatte Franklin so gelebt, da sehnte er sich danach, einmal seine Verwandten zu sehen. So machte er sich denn auf die Reise nach Boston, besuchte unterwegs seinen Bruder und ehemaligen Lehrherrn James, der sich in New-Port niedergelassen hatte, und vergalt diesem mit Gutem, was jener früher Übeles an ihm gethan. Denn als der Bruder bald darauf starb, nahm er dessen ältesten Sohn zu sich, gab ihm eine treffliche Erziehung und bildete ihn zu einem geschickten Buchdrucker, der das väterliche Geschäft mit Glück und Einsicht fortsetzte.

Im Jahre 1736 ehrten die Bürger Philadelphias den wackeren Mitbürger Franklin dadurch, daß sie ihn zum Sekretär der General-Versammlung ernannten, und das Jahr darauf bekam er die einträgliche Stelle eines Postmeisters zu Philadelphia. Diese Stellung benutzte Franklin nach Kräften, um alte Mißbräuche abzuschaffen und bessere Einrichtungen zu treffen. Kein Gebiet des Lebens blieb ihm fremd, sein großes Genie umfaßte das Höchste wie das Kleinste. Auch die Wissenschaft ward durch ihn bereichert. Franklin hatte schon länger über die Natur des Gewitters nachgedacht und kam im Jahre 1749 auf die Vermutung, daß der Blitz nichts anderes als ein elektrischer Funke sein möchte. Er stellte einen Versuch an, indem er einen fliegenden Drachen anfertigte (aus Seidenzeug) und diesen bei einem Gewitter steigen ließ. An dem langen Stabe des Drachen hatte er eine eiserne Spitze angebracht; ein Bindfaden aus Hanf reichte bis zu seiner Hand und war an die eiserne Spitze gebunden. Damit aber die elektrischen Funken nicht in die Hand fahren möchten, knüpfte er noch eine seidene Schnur an den Bindfaden und hing an das Ende des letzteren einen Schlüssel. In diesem Schlüssel mußten sich nun die von der Spitze des Drachens auf-

gefangenen elektrischen Funken anhäufen, weil Seide, so lange sie trocken ist, die elektrische Materie nicht leitet. Sobald das Gewitter heranzog, eilte Franklin mit seinem Sohne auf das Feld; der Drache stieg, und eine Donnerwolke ging über ihm hin. Bald fingen die Fasern des Bindfadens an, sich auseinander zu sträuben, Franklin näherte einen Fingerknöchel dem Schlüssel, und siehe! ein Funken sprang ihm entgegen. Der Regen kam jetzt häufiger, und immer stärker wurden die Funken, weil die nasse Schnur besser leitete. Er wiederholte den Versuch öfter und sammelte die Blitzmaterie in Flaschen, wo sich denn zeigte, daß sie gerade so wirkte, wie die elektrische. Der Versuch war zur Gewißheit geworden.

Dieses glückliche Experiment leitete Franklin auf die Blitzableiter, und im Jahre 1761 hatte er schon die Freude, wie ein mit einem solchen Ableiter versehenes Haus in Philadelphia vom Blitz ohne Schaden getroffen wurde. Immer auf Fortschritte der geistigen Bildung bedacht, strebte er danach, zu Philadelphia eine hohe Schule zu begründen. Auf seine Veranlassung gingen Listen zur Unterzeichnung bei allen Bürgern um, und die Folge war, daß eine Summe von 50000 Pfund Sterling zusammenkam, mit welcher die Universität, das jetzt noch blühende und gesegnete Denkmal von Franklins Bemühungen, gegründet wurde. Als der brave Mann zum Stadtrat und Mitglied der Abgeordneten in die Volksversammlung gewählt wurde, stiftete er eine Freistätte für das gebrechliche Alter und arme Kranke. Dann brachte er es dahin, daß die Straßen in Philadelphia gepflastert wurden, und so hatte jedes Jahr von einer rühmlichen That Franklins zu erzählen.

War schon jetzt der Ruf des vortrefflichen Mannes von Amerika nach Europa gedrungen, so ward Franklin ein wahrhaft gefeierter Mann, als die nordamerikanische Revolution ausbrach. England, als der Mutterstaat, hatte bis 1769 seine nordamerikanischen Kolonieen friedlich besessen und friedlich regiert. Da fiel es dem englischen Ministerium ein, allerlei drückende Abgaben von den Nordamerikanern zu erheben, ohne diesen die gleichen Rechte zu bewilligen wie den Engländern. Nun weigerten sich die amerikanischen Städte, englische Waren zu kaufen. Darüber kam es zum Kriege zwischen dem Mutterlande und seinen Kolonieen, in welchem diese den Sieg errangen und sich für frei und selbständig erklärten. Die Männer aber, die am meisten zum glücklichen Ausgange dieses Kampfes beitrugen, waren **Franklin** und **Washington**, dieser als Krieger, jener als Staatsmann.

9.

Noch vor dem Ausbruche der Revolution ging Franklin als Gesandter nach England und suchte die Regierung milder zu stimmen. Er hielt noch eine Aussöhnung für möglich. Freilich hatte schon im Jahre 1759 der hellblickende Lord Crambdon zu Franklin bei dessen Anwesenheit in London gesagt: „Trotz allem, was ihr Amerikaner von eurer Treue sprecht, trotz eurer so oft gerühmten Liebe zu England weiß ich doch, daß ihr die Bande, die euch mit jenem verknüpfen, einst abschütteln und das Banner der Unab-

hängigkeit erheben werdet!" „Kein solcher Gedanke" — antwortete Franklin — „existiert und wird je in die Köpfe der Amerikaner kommen, es sei denn, daß ihr uns schmählich behandelt." Der Zeitpunkt, wo die englische Regierung durch ihre eigensinnige unkluge Strenge die Widersetzlichkeit der Kolonieen hervorrief und sie antrieb, für ihre Freiheit alles zu wagen, war näher, als Franklin damals selber glaubte. Im Jahre 1767 ließ sich der englische Finanzminister Townshand (Taunshend) vom Parlament einen Einfuhrzoll von Thee, Papier, Glas und Farben für Amerika bewilligen, d. h. die Kaufleute, welche diese Waren nach den Kolonieen fuhren, mußten dafür einen Zoll entrichten, welcher in die Regierungskasse floß. Da nun die Amerikaner durch Handelsgesetze gezwungen waren, diese englischen Waren, die nun im Preise stiegen, zu kaufen, so war ihnen damit eine Steuer auferlegt, zu welcher sie keine Zustimmung gegeben hatten, und es reifte im Volke der Entschluß, sich solcher Willkür nicht zu fügen. Als dann die englische Regierung die Statthalter und Richter, welche bisher überwiegend vom Volke gewählt waren, von sich allein abhängig zu machen suchte, um den Amerikanern einen Zügel anzulegen, ward der Unwille allgemein. Hutchinson (Hötschinsen), der Statthalter von Massachusetts, hatte Briefe an hochgestellte Engländer geschrieben, worin er riet, die Widersetzlichkeit der Amerikaner mit Gewalt zu unterdrücken und mehr Soldaten in die Kolonieen zu schicken. Diese Briefe kamen in die Hände Franklins, der sie alsbald seinen Landsleuten bekannt gab. Nun reichten die Vertreter der Kolonie dem Könige Georg III. eine Bittschrift ein, worin sie um Absetzung Hutchinsons baten. Sobald Franklin diese Schrift überreicht hatte, ward er vor den geheimen Rat des Königs geladen und vom Oberstaatsanwalt heftig angefahren, als sei er — Franklin — an all den Unruhen schuld. Seine ruhige, würdevolle Haltung machte zwar auf alle Unparteiische den günstigsten Eindruck, doch der Rat des Königs erklärte das Gesuch der Kolonie für grundlos und aufreizend, es wurde zurückgewiesen und Franklin zugleich seiner Stelle als Oberpostmeister entsetzt.

Zwar hatte Lord North, ein gewandter, aber kurzsichtiger Staatsmann, erster Minister seit 1770, die meisten Einfuhrzölle wieder aufgehoben (denn auch die englischen Kaufleute waren darob erzürnt) und nur den Einfuhrzoll auf Thee festgehalten. Die Amerikaner beschlossen, von den Engländern gar keinen Thee zu kaufen. Da begünstigte Lord North (1773) die ostindische Kompanie, welche allein das Recht hatte, Thee aus England auszuführen, mit Aufhebung des Ausfuhrzolles, so daß der Thee nun wieder billiger zu haben war. Die Amerikaner wollten aber auch den geringen Eingangszoll nicht bezahlen, weil sie jede ohne Bewilligung des Volkes erlassene Steuer verabscheuten. Als im Dezember des Jahres 1773 drei mit Thee beladene Schiffe in den Hafen von Boston einliefen, widersetzte sich das Volk der Löschung, und als sie der Statthalter befahl, überfielen 17 als Indianer verkleidete Bostoner Bürger die Schiffe und warfen die ganze Theeladung ins Meer.

Als die Botschaft von der in Boston verübten Gewaltthat nach London

gelangte, ward (März 1774) vom Parlament die Boston-Hafen-Bill erlassen, wonach der Hafen von Boston so lange gesperrt bleiben sollte, bis die Stadt zum Gehorsam zurückgekehrt sei, und die Verfassung von Massachusetts aufgehoben, alle Gewalt in die Hände des Statthalters gelegt wurde. An Hutchinsons Stelle ward ein Soldat, General Gage (Gahsch), zum Statthalter ernannt und diesem vier Regimenter Truppen auf Kriegsschiffen übersandt.

Gage löste die Abgeordnetenversammlung von Boston auf. Diese Maßregel hatte aber zur Folge, daß nun alle Kolonieen Bevollmächtigte zu einem Nationalkongreß sandten, der im September 1774 in Philadelphia zusammentrat, und von welchem jene denkwürdigen Schriftstücke veröffentlicht wurden, deren wir schon im Leben Washingtons gedacht haben.

In der an den König gerichteten Bittschrift sprach der Kongreß es offen aus, daß die Amerikaner nur unter der Bedingung Unterthanen der englischen Krone bleiben könnten und wollten, wenn ihnen alle die Rechte der Selbstbesteuerung und Selbstverwaltung, deren sich England erfreute, bewilligt würden.

Franklin hatte noch immer in London ausgehalten. Er überreichte die Bittschrift des Nationalkongresses dem Könige, gab dem freisinnigen Lord Chatam-Pitt (spr. Tschätäm-Pitt) gute Ratschläge über die besten Mittel, die aufgeregten Kolonieen wieder zu beschwichtigen, und hatte auch die großen Redner des Unterhauses, Fox und Burke, auf seiner Seite. Chatams Versöhnungs-Bill ward aber vom Parlamente verworfen, und der König beharrte auf seinem Sinn.

So blieb denn der Krieg unvermeidlich, und Franklin reiste — drei Wochen vor dem ersten blutigen Zusammentreffen der Engländer und Amerikaner bei Lexington*) — aus London ab mit dem Entschluß, nun seinen Landsleuten zum beharrlichen Widerstande gegen eine Regierung, von der sie nichts mehr zu hoffen hatten, zu raten und zu helfen. Das Volk von Pennsylvanien wählte ihn zum Abgeordneten für den zweiten Kongreß (Mai 1775), in welchem Washington zum Oberfeldherrn des Unionsheeres ernannt wurde. Alle Mitglieder des Kongresses gelobten feierlich, mit Gut und Blut für die Erringung der Freiheit einstehen zu wollen.

Der Krieg begann zwar nicht glücklich für die im Waffenhandwerk ungeübten, an militärischen Gehorsam nicht gewöhnten Amerikaner, doch Washington operierte so gut, daß die in Boston belagerten englischen Truppen die Stadt räumten (17. März 1776). Das gab den Amerikanern frischen Mut, und im Juli desselben Jahres erklärten die dreizehn vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit vom Mutterstaate. Franklin aber wurde, mit unbeschränkter Vollmacht versehen, nach Paris gesandt, um ein Bündnis mit Frankreich zu gewinnen, denn die junge Republik erkannte wohl, daß ohne Unterstützung eines Alliierten der Kampf gegen das mächtige England schwer durchzuführen sei.

Der französische Hof zeigte sich anfangs wenig geneigt, einen Krieg mit

---

*) Siehe oben bei Washington S. 291.

England anzufangen, obwohl er die Vorteile, welche für Frankreich aus einem Handelsverkehr mit der unabhängigen amerikanischen Republik sich ergeben würden, wohl erkannte und die Aussicht, das mächtige britische Reich zu schwächen, viel Lockendes hatte. Ein Sieg aber, den die Bundestruppen über den englischen General Bourgoyne bei Saratoga im Sommer 1777 erfochten, brachte das von Franklin geschickt und beharrlich angebahnte Angriffs- und Verteidigungsbündnis im Februar 1778 zustande.

Keine Persönlichkeit konnte für den Gesandtenposten in der französischen Hauptstadt passender sein, als Franklin. Er war, als er Ende 1776 nach Paris abreiste, 70 Jahre alt, eine ganz einfache, aber Ehrfurcht gebietende Erscheinung, jünglingskräftig trotz der weißen Haare, die in langen Locken, ungepudert und ohne Perücke ihm auf die Schulter wallten. Ohne Ordenssterne, im schlichten Bürgerrocke besuchte er zu Fuß die Prinzen und Minister in ihren Palästen; die Träume Rousseaus von der noch unverdorbenen Natur des Menschen, die auf Freiheit und Gleichheit gerichteten politischen Ideen des Philosophen schienen sich in Franklin zu verwirklichen; bei den Physikern genoß er schon lange hohe Achtung. So behandelten ihn die französischen Gelehrten mit höchster Ehrerbietung, und das französische Volk blickte mit Begeisterung auf einen Mann, der in seinem Gegensatz zum höfischen Prunk ihm um so lieber war.

Durch das Bündnis mit Frankreich gewannen die Vereinigten Staaten eine Kriegsflotte, welche die Operationen des Landheeres unterstützen konnte; sie erhielten Geld und Hilfstruppen. Die Kräfte Englands aber wurden um so mehr zersplittert, als auch Spanien (1779) und Holland (1780) an England den Krieg erklärten. Zwar brachte die englische Seemacht ihren europäischen Feinden empfindliche Verluste bei — sie vernichtete die spanische Flotte, that den Holländern Abbruch, nahm den Franzosen ihre Besitzungen in Ostindien; — aber der Krieg mit den Amerikanern zog sich in die Länge, und als im Oktober 1781 der allzu kühne englische General Cornwallis zu Yorktown von Washington eingeschlossen wurde und sich mit 6000 Mann ergeben mußte: da brachte die Oppositionspartei im englischen Parlamente den Sturz des Ministeriums North zustande, und das neue Ministerium war für den Frieden. Zu Anfang des Jahres 1783 wurden zu Paris die Friedensverhandlungen eröffnet und zu Versailles am 3. September definitiv geschlossen. Der edle Franklin hatte die Genugthuung, diesen ruhmvollen Friedensvertrag im Namen seines Vaterlandes zu unterzeichnen, in welchem die dreizehn vereinigten Staaten als unabhängige Republik von England (das auch die Kriegskosten zahlte) anerkannt und überdies noch alles Land westwärts gegen den Mississippi ihnen zugesprochen wurde.

So bewährte sich das witzige Lob des Franzosen d'Alembert über Franklin:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis!

Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter!

Rastlos thätig für das Beste seines Vaterlandes, begnügte sich aber Franklin mit diesen großen und schönen Erfolgen keineswegs, sondern schloß auch noch, um den Handel Nordamerikas in Flor zu bringen, Handelsverträge mit

Schweden und Preußen ab, welche den jugendlich aufblühenden Freistaaten bedeutende Vorteile sicherten.

Im Jahre 1785 kehrte er endlich in sein Vaterland zurück und begrüßte nach neunjähriger Abwesenheit sein teures Philadelphia wieder. Bei seiner Ankunft wurde er von dem lauten Jubel einer versammelten Volksmenge empfangen und mit Jauchzen und Freudengeschrei in seine Wohnung geleitet. In seiner Familie befand sich zu seiner großen Freude alles wohl. Bald nach seiner Rückkehr wurde er zum Mitglied des obersten Staatsrats und dann zum Präsidenten von Pennsylvanien erwählt, welche Stelle er drei Jahre lang ruhmvoll verwaltete.

Franklin war ein Kämpfer für die Freiheit, ein Feind aller Sklaverei. In diesem Kampfe ruhte und rastete er nicht, selbst als die Gicht ihn heimsuchte und auf das Krankenlager warf. Inmitten seiner Krankheit schrieb er noch immer Artikel an das Haus der Abgeordneten der Vereinigten Staaten, in welchen er dasselbe aufforderte, mit aller Macht dahin zu wirken, daß der schändliche Sklavenhandel ein Ende nehme. Doch diese Schrift war auch sein Schwanengesang; seine Krankheit nahm zu, und er litt an den qualvollsten Schmerzen. Aber sein Geist blieb heiter, sein Glaube unerschüttert. Auf seinem Sterbebette dankte er Gott für alle seine Gnade, ja selbst für die Schmerzen, die er als ein Mittel betrachtete, das Gemüt für ein höheres Leben vorzubereiten.

„Ich habe" — sagte er zu einem Freunde, dem Bischof Shipley — „ein langes Leben gelebt und während dieses Lebens einen großen Teil von dieser Welt gesehen. Jetzt fühle ich eine wachsende Begierde, auch eine andere Welt kennen zu lernen, und überlasse freudig und mit kindlichem Vertrauen meine Seele dem großen und guten Vater der Menschheit, der mich erschuf und von meiner Geburt an so gnädig beschützt und gesegnet hat."

In solchem Glauben erwartete Franklin seinen Tod, der am 17. April des Jahres 1790 erfolgte. Das ganze Volk beweinte sein Abscheiden, alle Einwohner von Philadelphia folgten seinem Sarge, alle Glocken läuteten. Ein einfaches Denkmal, eine schlichte Marmorplatte bezeichnet das Grab dessen, der schlicht und anspruchslos lebte und doch mehr gethan hat, als mancher gefeierte König und Fürst. Denn er war ein Bürger der Menschheit.

III. Toussaint Louvertüre.*)

1.

Toussaint Louvertüre, jener arme Schwarze, der durch die Zeitverhältnisse und sein Genie sich zu einer wunderbaren Höhe emporschwang, wurde im Jahre 1745 als Sklave auf der Pflanzung des Grafen von Noé, nicht

*) Buch der Welt.

weit vom Kap François, im nördlichen Teile der Insel St. Domingo geboren. Er wuchs auf, wie alle übrigen Negerkinder, nämlich ohne allen Unterricht und bloß in der Furcht vor dem Pflanzer erzogen, den das Schicksal ihm zum Herrn über Leben und Tod gegeben hatte. Als Jüngling bekam er die Herden seines Herrn zu hüten, und jetzt schon gab er sein Genie zu erkennen durch Aufmerksamkeit auf Dinge, welche über das Fassungsvermögen der meisten seiner Stammesgenossen weit hinaus ragten. Ohne Anleitung, ohne Unterstützung von den gelehrten Weißen, einzig und allein von seiner Wißbegierde, seinem brennenden Durste nach Kenntnissen getrieben, lernte er mit Überwindung unendlicher Schwierigkeiten die Anfangsgründe alles Wissens, — Lesen und Schreiben. Als ihm dies gelungen war, ruhte er nicht, seinen Geist weiter auszubilden, und aus der Bibliothek des Herrn von Libertas, des Aufsehers der Pflanzung, wußte er sich einige Bücher zu verschaffen, die seine Kenntnisse bedeutend vermehrten und den Horizont seines Geistes beträchtlich erweiterten. Das Wissen, welches er sich auf diese Weise erwarb, verschaffte ihm nicht nur die Verwunderung und scheue Ehrfurcht seiner Mitsklaven, sondern wendete ihm auch die Aufmerksamkeit des Intendanten Libertas zu, der, zum Glück für Toussaint, ein milder und menschenfreundlich gesinnter Mann war. Er unterstützte Toussaint in seiner Bemühung, sich zu bilden, befreite ihn von den schweren Arbeiten des Landbaues und verbesserte seine äußere Lage sehr, indem er ihn zu seinem Kutscher machte. Das war ein großer Vorzug, welchen Toussaint vor den übrigen Sklaven genoß, denn diese Stelle verschaffte ihm ein gutes Auskommen und mehr Gelegenheit, seinen Studien nachzuhängen.

Wie tief Toussaint die Gunst seines Gebieters gefühlt, und wie hoch er die Vorteile zu schätzen gewußt hat, welche Herr von Libertas ihm zukommen ließ, zeigte sich in späterer Zeit, als die Schwarzen den Kampf gegen die Tyrannei der Weißen begannen. Anstatt seinen Herrn zu ermorden und so die Pflicht der Dankbarkeit von sich abzuschütteln, wie es viele andere Neger thaten, trieb ihn sein dankbares Herz, nicht nur mit Gefahr seines eigenen Lebens das des Herrn von Libertas zu retten, sondern er unterstützte ihn auch später, als er zu einer fast königlichen Würde gelangt war, mit freigebiger Großmut, um seine Zukunft sicher zu stellen und die letzten Tage seines Lebens von aller Sorge zu befreien.

Unter andern Zügen, die man aus der früheren Periode von Toussaints Leben auf St. Domingo zu erhalten bemüht gewesen ist, zeichnet sich seine Liebe zu den Tieren und seine unerschöpfliche Geduld besonders aus. Von dieser Liebe zu den vernunftlosen Geschöpfen erzählt man sich eine Menge Beispiele, die sämtlich ein Herz voll Liebe und Güte verraten. Er wußte sich der Klugheit des Pferdes so zu bedienen, daß er Wunder mit diesem Tiere ausrichtete, ohne doch jemals von den grausamen Mitteln Gebrauch zu machen, mit deren Hilfe man in Europa den Pferden Gelehrigkeit beibringt. Oft sah man ihn, in Gedanken verloren, mitten unter den Tieren seiner Herde, die sich wohl hüteten, sein Nachsinnen und Grübeln durch ihre gewöhnliche Ungebärdigkeit zu unterbrechen. Oft führte er durch Blick und

Wink eine Art stummen Gespräches mit ihnen, und die Tiere schienen ihren Hüter vollkommen zu verstehen. Alle kannten ihn und gaben ihm, so oft er unter ihnen erschien, ihre Liebe auf die deutlichste Weise zu erkennen. Er widmete ihnen aber auch die äußerste Sorgfalt. Wenn ein Tier von einem Unfall betroffen war, so eilte er ihm mit der ängstlichsten Teilnahme zu Hilfe und ruhte nicht eher, bis dem Schaden abgeholfen war. Das einzige, was seine unendliche Langmut stören und ihn in Zorn versetzen konnte, war eine Mißhandlung der ihm anvertrauten Geschöpfe. Wenn er sah, daß die Sklaven für eine Züchtigung, die sie von ihrem Gebieter erhalten hatten, sich an dem harmlosen und unschuldigen Vieh zu rächen suchten — was leider nur zu häufig geschah — dann schwoll sein Herz vor Grimm, und dann konnte er wohl selber auf den Grausamen losschlagen. Übrigens war seine Geduld und Langmut so sehr zum Sprichwort geworden, daß die jüngeren und mutwilligen Sklaven der Pflanzung sich oft ein Vergnügen daraus machten, mit allerlei dummen Späßen Toussaint zu necken und aufzubringen, was ihnen jedoch selten gelang. Toussaint war so sehr Herr seiner Leidenschaften, daß er auf die albernen Neckereien nur durch ein sanftes Lächeln antwortete. Immer war er zur Versöhnung und Duldung bereit, und oft, wenn Herr von Libertas die Schuldigen bestrafen lassen wollte, legte er sich ins Mittel und bat um Verzeihung für die Armen, die ja nur in ihrer Unwissenheit thöricht und unwissend handelten.

2.

In seinem 25. Jahre verheiratete sich Toussaint mit einer Frau, deren Charakter so vortrefflich zu dem seinigen paßte, daß er die glücklichste Ehe mit ihr führte. Sie schenkte ihm mehrere Kinder, und nie erfuhr man, daß ihre Verbindung durch Unfrieden oder Zänkereien gestört worden wäre. Herr von Libertas vermehrte jetzt noch die Wohlthaten, welche er schon immer seinem Schützlinge gespendet hatte, und Toussaint wurde in eine so behagliche Lage gesetzt, daß er immer mehr Muße fand, seine früher erworbenen Kenntnisse noch zu vermehren. Durch die Bekanntschaft mit Priestern und andern kenntnisreichen Männern wurden ihm neue Quellen des Unterrichts eröffnet, und er begann sich lebhaft und anhaltend mit Werken zu beschäftigen, die schon eine ziemliche Bildung des Geistes voraussetzten. Der Schriftsteller, welcher am geschwindesten seine Neigung zu gewinnen wußte, war der Abbé Raynal, dessen philosophische und historische Schriften er mit besonderer Vorliebe studierte. Wochenlang dachte er über manche Stelle nach, und nie trennte er sich von dem Buche ohne den Vorsatz, bald wieder zu demselben zurückzukehren. Eine französische Übersetzung des Epiktet, in dessen Schicksal er wohl manche Ähnlichkeit mit dem seinigen finden mochte, machte ihn eine Zeit lang zum Anhänger der Lehre dieses Philosophen, und oft pflegte er die bekannte Anekdote, welche man von diesem vormaligen Sklaven des Römers Epaphroditus erzählt, zu wiederholen. Dieser Römer, ein Freigelassener des Kaisers Nero, war ein übermütiger Mensch und behandelte den armen Epiktet oft auf die grausamste Weise. Doch treu den Lehren

der Stoiker, welche sich in allem der Gelassenheit befleißigten, ertrug auch Epiktet alle Mißhandlungen seines Herrn mit Geduld. Einst schlug ihn dieser mit Heftigkeit auf den Schenkel. „Du wirst mir das Bein zerschmettern," sagte Epiktet gelassen. Sogleich verdoppelte jener die Schläge und zerschlug ihm wirklich das Bein. Epiktet blieb ruhig und sagte bei dieser Roheit nichts als die Worte: „Habe ich dir es nicht vorausgesagt? Nun hast du selber den Schaden davon!"

Toussaint führte oft die Grundsätze und Lehren dieses Stoikers an und bemühte sich, ihm ähnlich zu werden, was ihm auch bei der großen Herrschaft über sich selbst sehr wohl gelang. Sein forschender Geist suchte indes nach Nahrung anderer Art, und in den alten Geschichtschreibern fand er gute Ausbeute. Besonders eifrig bemühte er sich mit Werken über Staats- und Kriegskunst, vielleicht nicht ohne die geheime Ahnung, daß solches Wissen seinem armen gedrückten Volke einst nützlich werden könnte. Seine kleine Bibliothek enthielt unter anderem folgende Werke, in denen er am fleißigsten studierte: Cäsars Kommentarien, ins Französische übersetzt, die Geschichte Alexanders des Großen und Cäsars, Herodots Geschichte der Kriege Griechenlands mit Persien, die Werke des Plutarch und Kornelius Nepos. Das Studium dieser Werke bildete nicht bloß seinen Geist, sondern wirkte auch vorteilhaft auf sein äußeres Benehmen; zu der Reinheit seiner Sitten gesellte er auch einnehmende Anmut.

Auf solche Weise arbeitete sich dieser Mann aus dem Nichts empor und zerriß die dichten Schleier der Unwissenheit, welche bei seiner Geburt die Verhältnisse für immer über seinen Geist gebreitet zu haben schienen. Er glich der Frucht einer Eiche, welche, vom Winde planlos hingestreut, langsam zu einem mächtigen Baume emporwächst, dessen grüne Zweige sich schützend über das niedere Gesträuch ausbreiten, und die kein Sturm mehr zu knicken vermag.

3.

Zu der Zeit, als die Gärung in den Gemütern der unterdrückten farbigen Rasse immer höher stieg und ein blutiger, schreckenvoller Kampf bevorstand, wurde Toussaint, der mit Aufmerksamkeit dem Gange der Begebenheiten folgte, der Ratgeber und Führer seiner Mitsklaven, die sich demütig und achtungsvoll vor seinem höheren Geiste beugten. Gleichwohl vermied er es im Anfang, sich an die Spitze der mächtigen Bewegung zu stellen, und gebrauchte vor der Hand nur seinen Einfluß zur Rettung des Herrn von Libertas, dessen großer Güte er ja so viel zu verdanken hatte. Vermutlich wurde sein menschenfreundliches Gemüt durch die Zügellosigkeit empört, welche die befreiten Sklaven, nachdem sie ihre Ketten gebrochen, im Rausch der Freiheit an ihren vorigen Unterdrückern begingen. Toussaint wollte mit Raub, Mord, Brand und Plünderung nichts gemein haben. Mit seinem klaren Geiste sah er voraus, daß von einer Revolution weit eher in der Zukunft, als in der Gegenwart Gutes zu hoffen wäre; darum verhielt er sich eine Zeitlang ganz ruhig, den rechten Zeitpunkt erwartend, wo er, aus der Verborgenheit hervortretend, die Zügel des Geschickes in seine kräftige Hand nehmen könne.

Der erste Anführer der Schwarzen, der sich übrigens nur durch unerhörte Verbrechen auszeichnete, war ein Neger, Namens Boukmann. Dieser Tiger, an der Spitze einer Bande von Räubern stehend, die in unzugänglichen Gebirgen Schutz und Sicherheit fand, pflegte unversehens bei finsterer Nacht hervorzubrechen, um die Pflanzungen zu plündern und nicht nur die Weißen, sondern auch die Schwarzen ohne Unterschied zu morden. Als der Aufstand der Schwarzen jedoch einen immer ernsteren Charakter annahm und sich immer weiter über die Insel ausdehnte, entschloß sich Toussaint, seiner Unthätigkeit ein Ende zu machen, und begab sich zu dem Heerhaufen eines mutvollen Anführers, des Negers Biassou, der ihm die nächste Stelle im Kommando erteilte. Auf sein Zureden beschloß Biassou, dem Wüten des grausamen, erbarmungslosen Schlächters Boukmann ein Ende zu machen. Er drang in dessen Schlupfwinkel vor und hatte auf den Rat Toussaints seine Anstalten so gut getroffen, daß dem Bösewicht kaum Zeit zum Entrinnen blieb, während seine Räuberbande zum größten Teil niedergemetzelt und gefangen genommen wurde. Kurze Zeit nachher wurde Boukmann mit dem Überreste seiner Genossen in der Nähe des Kap François geschlagen und getötet. Er hatte sich bei den Weißen so verhaßt gemacht, daß sein Kopf auf eine Pike gesteckt und öffentlich auf dem Marktplatze der Kapstadt aufgepflanzt wurde, mit der Aufschrift: „Kopf Boukmanns, des Anführers der Rebellen.“

Biassou wurde jetzt einstimmig von den Schwarzen zum Oberhaupt des Heeres ausgerufen, welches sich bald auf die Zahl von 60 000 Mann belief, die er in der nördlichen Ebene von Hayti zusammengezogen hatte. Doch führte er den Oberbefehl nicht lange. Obgleich er unbezweifelte Talente besaß, so machte ihn doch sein Charakter für den hohen Posten, welchen er bekleidete, völlig unbrauchbar. Er wurde bald nicht minder grausam und blutdürstig, als Boukmann, und dieser Grausamkeit wegen beraubte man ihn seiner Gewalt, die er auf schändliche Weise mißbrauchte. Kein anderer Neger war aber mehr geeignet, den erledigten Platz auszufüllen, als Toussaint, der sich durch seine Mäßigung, wie durch sein großes Genie vor allen hervorthat. Doch Toussaint entsagte freiwillig dem hohen Posten und überließ diesen einem jungen stolzen Neger, Namens Jean François, der sich durch einige glänzende Waffenthaten berühmt gemacht hatte und wegen seiner Abkunft von einem afrikanischen Fürstenstamme einen großen Anhang unter seinen Landsleuten besaß. Auf solche Weise vermied der kluge und gemäßigte Toussaint einen innern Zwiespalt, welcher der Sache der Befreiung von den Sklavenketten höchst verderblich hätte werden müssen. Jean François wußte die Weisheit Toussaints bei seinen beschränkten Geisteskräften nur unvollkommen zu würdigen und übergab ihm das Kommando einer Abteilung der Armee, welcher er die wichtigsten Unternehmungen anvertraute.

4.

Der Ruf der Freiheit, der um diese Zeit mächtig an den Ufern der Seine erklang, drang bis zu den Inseln Westindiens und hallte besonders

wieder auf St. Domingo, oder, wie wir die Insel jetzt nennen, auf Hayti. Die Spanier wollten diese Insel den Franzosen abtrünnig machen und riefen die Neger unter ihre Fahnen. Toussaint riet ab, doch vergeblich; die Versprechungen, welche die Spanier machten, waren für die Schwarzen allzu lockend. Jean François wurde zum Ritter und spanischen Generallieutenant, Toussaint zum Obersten ernannt und nun der Krieg gegen die französischen Pflanzer mit erneuerter Grausamkeit fortgesetzt. Toussaint war ohne Zweifel der fähigste Kopf in der Negerarmee, aber auch der beste Mensch. Der spanische Marquis Hermona schätzte ihn so überhoch, daß er von ihm sagte: „Der Allmächtige selbst, wenn er vom Himmel auf die Erde niederstiege, könne kein besseres Herz im Busen tragen, als Toussaint.“

Indessen sah dieser ein, daß in der Verbindung mit Spanien kein Heil für sein Volk zu erwarten sei. Die französische Republik hatte auch den Schwarzen völlige Freiheit und Gleichheit verheißen, und so ging Toussaint im Jahre 1794 mit einem Teil der Truppen nach Port de Paix, wo sich der Gouverneur von Hayti, General Laveaux, befand, dem er nun Treue gelobte. Sein Wort hat er auch redlich erfüllt, und der französische Obergeneral gewann ihn bald lieb und nannte ihn den Spartakus, welcher durch seine Tugend bestimmt sei, sein Volk zu erlösen. Der französische Konvent ernannte Toussaint zum Divisionsgeneral, und von neuem bewies er, dieser Würde wert zu sein.

General Laveaux hatte als Statthalter von Hayti eine schwierige Stellung. Im Jahre 1796 empörte sich die Kapstadt gegen ihn, und die Aufrührer nahmen ihn gefangen. Da eilte Toussaint, seit seiner Verbindung mit Frankreich Louvertüre genannt, herbei an der Spitze von 10 000 Mann Schwarzen, befreite den Gouverneur und setzte ihn wieder in sein Amt. Dafür wurde Toussaint Louvertüre zum Gouvernements-Lieutenant auf St. Domingo ernannt und nichts Wichtiges mehr unternommen ohne des klugen und weisen Toussaints Rat. Er führte mehrere Unternehmungen gegen die Engländer glücklich aus, und im Jahre 1797 ernannte ihn das französische Direktorium zum Obergeneral aller Truppen auf St. Domingo. Ein Glück für die Insel, denn die Untergenerale Dessalines und Christoph waren grausame Menschen, die nur mit Mühe vom Obergeneral in Zaum gehalten wurden. Um den Parteien auf der zerwühlten Insel ein Ende zu machen und selbst freiere Hand zu bekommen, schickte er die französischen Deputierten, die überall hineinreden wollten, nach Frankreich zurück, aber zum Beweis, daß er der Regierung keineswegs feindlich gesinnt sei, sandte er auch zwei seiner Söhne nach Paris, damit sie dort erzogen würden. Seine Knaben waren gewiß das beste Pfand für seine redliche Gesinnung, und wäre man ihm von Frankreich aus mit gleichem Vertrauen entgegengekommen, so würde er sich nimmer gegen die französische Obergewalt aufgelehnt haben. Das Direktorium aber, anstatt Toussaints edle Handlungsweise zu würdigen, schickte sogleich den General Hédouville als Kommissär nach Domingo, und dieser kam eben an, als Toussaint mit dem englischen General Maitland darüber verhandelte, daß die Engländer die Insel räumen sollten. Hédouville

protestierte und wollte die Verhandlung selber führen, aber Toussaint ließ sich nicht stören und brachte den Vertrag glücklich zustande, demzufolge die Engländer alle festen Plätze der Insel räumten. Nun gab Hédouville dem Befehlshaber der Mulatten,*) General Rigaud, die Weisung, dem Befehl Toussaints nicht mehr zu gehorchen. Der eingefleischte Haß der Mulatten gegen die Neger entzündete einen neuen blutigen Krieg, der aber 1800 mit dem Siege Toussaints endigte. Der wackere Mann verfuhr menschlich mit seinen Feinden, ließ nur wenige seiner grausamsten Feinde hinrichten, den übrigen erteilte er Amnestie (Straflosigkeit), und die von Krieg und Plünderung schrecklich heimgesuchten Bewohner der Insel atmeten unter dem milden Regimente des Oberbefehlshabers neu auf. Toussaint verstand meisterlich auch die Künste des Friedens, der Landbau kam bald durch ihn zur Blüte, die Zucker- und Kaffeeernten wurden immer reichlicher, und die Bevölkerung nahm schnell wieder zu.

Während er so das Regiment trefflich führte, schrieb er drei Briefe an den ersten Konsul Napoleon Bonaparte, um seine Schritte vor der französischen Regierung zu rechtfertigen. Doch die Antwort Bonapartes stellte ihn nicht zufrieden, denn man lobte zwar sein bisheriges Benehmen, befahl ihm aber zugleich, sich den Befehlen des Generals Leclerc, den man absenden würde, zu fügen. Sollte Toussaint, der allein der Insel den Frieden geschenkt und errungen hatte, jetzt freiwillig vom Schauplatze abtreten und die Früchte seiner Thätigkeit andern überlassen? Keiner, das fühlte er, konnte die oberste Macht und Gewalt auf Hayti handhaben, wie er. Er sah mit seinem durchdringenden Blicke vorher, welche neue Verwirrung entstehen würde, wenn er sein Amt niederlegte, sein Ehrgeiz war auch erregt, und so rüstete er sich entschlossen zum Widerstande.

Am 1. Februar 1802 erschien die französische Flotte vor dem Kap; Toussaint ließ dem General Leclerc ankündigen, daß er auf jede Weise die Landung der französischen Truppen verhindern würde. Leclerc erwiderte dem Abgesandten, daß, wenn ihm die Schlüssel der Stadt nicht bis 8 Uhr abends übergeben würden, er Toussaint schon zum Gehorsam zwingen würde. Am folgenden Tage begann der Angriff auf die Kapstadt; die Neger aber steckten sie in Brand und zogen, nachdem sie auf eine solche Weise einen Beweis ihrer furchtbaren Entschlossenheit gegeben hatten, in bester Ordnung sich zurück. Leclerc, um Toussaint milder zu stimmen, schickte ihm seine Söhne zurück, die er aus Frankreich mit herüber gebracht hatte, und versprach ihm deren völlige Freiheit, wenn er sich seinen Beschlüssen fügen würde. Toussaint aber, immer groß in seinen Entschlüssen, achtete die Freiheit seines Volkes höher, als die Befreiung seiner Söhne, und schickte sie wieder an Leclerc zurück.

5.

Der Krieg begann; diesmal nicht mit dem Glücke, welches bis dahin Toussaint begünstigt hatte. Er wurde am 17. Februar von Leclerc in die

*) Kinder eines Weißen und einer Negerin.

Acht erklärt und wenige Tage darauf von der französischen Armee geschlagen. Mit 500 Kriegern zog er sich in die Wälder zurück, sammelte die zersprengten Überreste seines Heeres, vereinigte sich mit dem General Christoph und entwarf den Plan, den ganzen Norden der Insel in Aufstand zu bringen. Aber alle seine Versuche schlugen fehl. Von allen Seiten gedrängt, mußte er noch den Schmerz erleben, daß seine eigenen Generale sich gegen ihn empörten. Jetzt begann er Unterhandlungen mit Leclerc, der ihm den Frieden bewilligte unter der Bedingung, daß er sich ruhig auf seine Güter zurückziehen würde. Toussaint that es und lebte ruhig im Schoße seiner Familie bis zu Anfang Juni 1802, wo er plötzlich von General Brunnet verhaftet und auf ein Schiff gebracht wurde, das mit ihm sogleich nach Frankreich absegelte. Wie man sagt, hatten seine treulosen Generale Dessalines und Christoph, die einen Umschwung der Dinge voraussahen und dann Toussaints Rache fürchten mochten, beschlossen, ihren Obergeneral zu verderben. Zu dem Ende hatten sie einen Brief geschrieben und diesen dem General Leclerc in die Hände gespielt, um Toussaint als mit verräterischen Plänen umgehend darzustellen. Möglich, daß Toussaint schuldig war; doch ohne weitere Untersuchung ward er gleich nach seiner Ankunft in Frankreich auf das Fort Joux bei Besançon abgeführt, wo er im Kerker am 5. April 1803 starb, ohne sein Vaterland und seine Familie wieder gesehen zu haben.

Die Folgen dieser schändlichen Handlungsweise zeigten sich bald, und es ging in Erfüllung, was Toussaint vorausgesehen hatte. Die Neger, über den Verrat ergrimmt, griffen wieder zu den Waffen, und abermals dampfte die Insel von vergossenem Blute. Die Franzosen, der klugen Leitung Toussaints entbehrend, vermochten sich nicht mehr zu halten und verloren die Insel für immer, nachdem sie an 20 000 Mann teils durch das Schwert, teils durch das gelbe Fieber verloren hatten. Der schwache Rest dieser erbärmlichen Armee mußte sich der Gnade der Engländer ergeben, und Dessalines, welcher nun die Zügel der Regierung ergriff, bezeichnete seine Erhebung durch ein allgemeines Morden der Weißen.

Wer sieht nicht in solchen Begebnissen deutlich die Hand des vergeltenden Gottes? Teuer büßte Frankreich den treulosen Verrat an dem Edelsten der Schwarzen, der allein die Oberherrschaft des Mutterlandes über die Insel hätte behaupten können.

Die äußere Gestalt Toussaints zeugte von Kraft und Männlichkeit, obgleich er nicht viel über Mittelgröße war. In seinen Zügen prägte sich trotz seiner natürlichen Häßlichkeit ein unverkennbarer Ausdruck von Kühnheit und Seelengröße aus, die seine Feinde schreckte, seinen Freunden aber Vertrauen einflößte. Sein Benehmen war leicht und zwanglos. Wenn ihn ein Niederer anredete, so lieh er ihm mit einer Aufmerksamkeit, die aller Herzen gewann, Gehör und zeigte eine freundliche Vertraulichkeit, ohne doch jemals seiner hohen Würde das geringste zu vergeben. Seine Uniform war eine Art blauer Jacke mit einem großen roten Kragen, der über die Schultern herabhing, mit roten Aufschlägen, acht Reihen goldener Litzen auf jedem Arme und einem Paar großer goldener Achselbänder, die nach hinten zu

geworfen waren. Außerdem trug er eine Weste, lange Beinkleider von Scharlach, Halbstiefeln und einen runden Hut mit roter Feder in der Nationalkokarde, den er jedoch öfters mit einem Turban vertauschte. In allen körperlichen Übungen war er sehr geschickt, und er zeichnete sich besonders durch eine unglaubliche Kühnheit und Fertigkeit im Reiten aus. Die wildesten Pferde wußte er mit einer Leichtigkeit und Sicherheit zu bändigen, die das Erstaunen der verwegensten Reiter erregte. Um die Ordnung auf seiner Insel überall aufrecht zu erhalten, begab er sich oft in die entferntesten Provinzen und erschien plötzlich an Orten, wo man ihn gar nicht vermutet hatte. Bei der Fähigkeit, alle Strapazen mit Leichtigkeit zu ertragen, reiste er mit großer Schnelligkeit Tag und Nacht, so daß er oft zu gleicher Zeit an zwei Orten zu sein schien. Das Ziel seiner Reisen wurde immer sehr geheim gehalten, da es seine Absicht war, zu überraschen und mit eigenen Augen zu sehen, ob seinen guten Anordnungen auch überall gebührende Folge geleistet werde.

Auf solche Weise, immer thätig und unermüdlich, regierte dieser edle Mann, der sein segensreiches Leben fern von der Heimat in einem finstern Kerker beschließen mußte. Man sagt, er sei an Gift gestorben. Wahrscheinlicher aber ist es, daß der Gram über die Trennung von seiner Familie und allem, was ihm lieb und teuer war, sowie das rauhe, ungewohnte Klima Europas seinen Tagen vor der Zeit ein Ende gemacht hat.

Achter Abschnitt.

Aufblühende Wissenschaft und Kunst des 18. Jahrhunderts.

I. Linné.

1.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst war es dem einzelnen möglich geworden, seine Gedanken und Erfahrungen auch andern auf leichte Weise mitzuteilen, und der Drang dazu konnte in keiner Wissenschaft stärker sein, als in der Naturgeschichte, die den Menschen durch so viele rätselhafte Erscheinungen zum Nachdenken veranlaßt. Der Liebhaber der Natur ward zu unausgesetzten Beobachtungen getrieben, jeder Tag brachte ihm Neues und Anregendes in Wort und Wirklichkeit. Die Schiffahrt, welche die entferntesten Länder fremder Weltteile den Europäern aufschloß, unterstützte mächtig die Forscherlust. Jeder wollte unbekannte Naturkörper zur Kenntnis bringen, viele legten sich Sammlungen an und wandten sich an ihre Freunde in den überseeischen Ländern, um die Naturalienschätze zu vermehren.

Aber es war schwierig, all das Mannigfaltige aus den verschiedenen Naturreichen zu ordnen. Die Wissenschaft hatte damals noch keine Gattungen und Geschlechter in streng geschiedenen Reihen abgeteilt; man konnte damals noch nicht sagen: „dieser Schmetterling gehört zu den Tagfaltern und heißt Citronenvogel“ ꝛc., man unterschied noch nicht den Kohl-Weißling vom Hecken-Weißling ꝛc., den scharfen Hahnenfuß (Ranunculus acris) von dem goldgelben (R. auricomus) ꝛc., sondern man mußte, um das einzelne zu bezeichnen, wie Rösel in seinen „Insektenbelustigungen“ sagen: „Der hochcitronengelbe, oranienfarbene Tagpapilio mit breiten Flügeln ꝛc.“ Jedermann sieht ein, daß solche Bezeichnungen auch für eine geringe Anzahl von Geschöpfen schwer im Gedächtnisse zu behalten waren und zur Quelle vieler Mißverständnisse wurden, dabei jede bequeme Übersicht erschwerten. So erkaltete der Eifer für das Einsammeln der Naturkörper wieder, und die Wissenschaft kam nicht vorwärts. Da trat Linné auf und beschenkte die Welt mit

dem ersten gelungenen Versuche dessen, was wir ein System nennen, d. h. mit einer geordneten Einteilung aller Tiere, Pflanzen und Mineralien.

Zur Bezeichnung eines ganzen Geschlechtes diente dem wackern Naturforscher ein einziger Name, z. B. für das Katzengeschlecht Felis; um nun die Gattung anzudeuten, erhielt dieser noch einen Beinamen, z. B. die wilde Katze (felis catus), der Tiger (felis tigris). Linné wählte die lateinische Sprache, da sie von den Gelehrten aller Nationen gekannt war und man sich sehr kurz darin ausdrücken konnte. „Die Freude“ — sagt Oken — „nach Linnés System die ganze Natur mit einem Blicke zu überschauen und alles, was vorkommt, mit Leichtigkeit darin auffinden und benennen zu können, wirkte so mächtig, daß Hunderte von Menschen, davon ergriffen, sich in alle Weltteile zerstreuten, allen Gefahren trotzten und selbst das Leben aufopferten, um Naturalien zusammenzubringen und sie ihrem Lehrer zu schicken. Andere arbeiteten rastlos zu Hause an der Untersuchung und Beschreibung der Tiere, welche nun aus aller Welt zusammenströmten, oder die sie in den Gärten, in den Flüssen oder am Meere fanden.“

2.

Karl von Linné wurde im Mai 1707 zu Rashult in der schwedischen Provinz Smaland geboren. Sein Vater, ein Landpfarrer, war ein leidenschaftlicher Botaniker, und so erhielt der kleine Linné frühzeitig Gelegenheit, die Pflanzenkunde zu üben. Der Vater hatte seinen Karl zum gleichen Stande bestimmt und schickte ihn frühzeitig auf die Schule zu Wexiö. Aber die Art des damaligen Schulunterrichts ward dem lebhaften Knaben bald so zuwider, daß dieser oft die Schule versäumte und dafür im Freien umherlief, um Pflanzen zu suchen. So kam es, daß er in den gelehrten Sprachen merklich hinter seinen Mitschülern zurückblieb. Die Lehrer erklärten daher seinem Vater, aus dem Jungen, der ganz ohne Fleiß und nur bemüht sei, Kräuter und Schmetterlinge zu sammeln, könne höchstens ein Handwerker werden. Hierauf gab ihn der Vater zu einem Schuhmacher in die Lehre.

Indes hatte der Arzt Rothmann an dem jungen Linné ungewöhnliche Talente bemerkt; er stellte dem Vater vor, daß die Lehrer seines Sohnes die Fähigkeiten desselben nicht gut beurteilt hätten, und riet der Mutter, ihr Gelübde zu halten und ihren Sohn Gott dadurch zu weihen, daß sie ihm erlaube, ein Priester der Natur zu werden. Die Eltern folgten dem Rate des verständigen Arztes, und freudig verließ Linné seine Werkstatt. Tüchtige Werke über Botanik waren damals selten, und Linné hätte auch kein Geld gehabt, sie zu kaufen. Doch verschaffte ihm sein Gönner Rothmann Tourneforts „Institutionen“, ein Werk, das er nun fleißig studierte. Auch benutzte er zwei Jahre lang die Bibliothek von Wexiö. Da ihm aber die Botanik keine Aussicht auf Versorgung bot, wählte er als Brotstudium die Arzneikunst, für welche er sich um so tüchtiger fühlte, als seine Kenntnisse in der Pflanzenkunde ihm das Studium derselben sehr erleichterten. Er bezog die Universität zu Lund, und hier nahm sich der Botaniker Stobäus des armen Studenten an, rettete ihm auch einst das Leben, als er auf einer botanischen

Wanderung von der sogenannten Höllenfurie, einem in Schweden einheimischen giftigen Gewürme, gestochen worden war.

Linné hatte noch lange Zeit mit Armut und Dürftigkeit zu kämpfen; doch führte ihm die gütige Vorsehung immer wieder einen Gönner zu. So lernte ihn bei einem Besuche des botanischen Gartens zu Upsala der berühmte Celsius kennen und mußte seine außerordentlichen Kenntnisse bewundern. Der ehrwürdige Prälat zog ihn sogleich aus seiner hilflosen Lage. Celsius arbeitete damals an seinem schätzbaren Werke über die biblischen Pflanzen; er bedurfte eines Gehilfen, und er wählte den jungen Linné. Dieser unterzog sich mit Freuden der ihm aufgetragenen Arbeit, und bei dieser Gelegenheit faßte er zuerst den großen Gedanken zu einem neuen Lehrgebäude in der Botanik. Vor der Hand schrieb er seine Gedanken in einem Aufsatze nieder, den er dem Professor Rudbeck mitteilte. Dieser bewunderte die Neuheit und den Scharfsinn der darin entwickelten Ideen und trug ihm auf, an seiner Stelle die Pflanzen im botanischen Garten zu demonstrieren. Rudbeck hatte schon 40 Jahre vorher eine botanische Reise nach Lappland gemacht, deren Ergebnisse die öffentliche Wißbegierde noch mehr reizten; es ward der Plan zu einer neuen Reise in Anregung gebracht, und Celsius schlug den jungen Linné dazu vor. Die litterarische Gesellschaft brachte eine Summe von 150 Mark zusammen, und dieses wenige Geld hielt der Botaniker für hinreichend, eine Reise von mehr als 800 deutschen Meilen zu machen. Im April 1732 trat Linné diese höchst gefährliche und beschwerliche Reise an, ganz allein und nur mit dem Unentbehrlichsten versehen, das er in einem Päckchen hinter sich auf dem Pferde trug. In sechs Monaten vollbrachte er glücklich seine Aufgabe und kehrte mit wichtigen Schätzen für die Naturwissenschaft, namentlich für die Botanik, zurück. Bald darauf ließ er die vollständige „Flora von Lappland" drucken, welche ein Muster für alle ähnlichen Arbeiten wurde. Ein Reichtum von neuen Entdeckungen, die genaueste und bündigste Beschreibung der Pflanzen war darin niedergelegt, und die Gewächse waren hier zum ersten Male nach der Zahl der Staubfäden und ihrem Verhältnis zum Pistill geordnet.

3.

Noch hatte Linné keine akademische Würde erlangt, die ihn berechtigte, Vorlesungen zu halten; auch fehlte es ihm an dem nötigen Gelde, sich den Doktorgrad erteilen zu lassen. Daher nahm er den Vorschlag an, mit sieben Jünglingen eine mineralogische Reise nach Lappland zu unternehmen. Nach seiner Rückkehr hielt er zu Falun den Zöglingen des Bergwesens Vorlesungen über Mineralogie und Hüttenwesen und hatte nun soviel erübrigt, daß er im Jahre 1735 Doktor der Medizin werden und dann noch eine Reise ins Ausland machen konnte. Er begab sich nach Holland in die berühmte Universitätsstadt Leyden, wo damals der große Arzt und Naturforscher Boerhave wirkte. Dieser staunte über die Tiefe und den Umfang seiner Kennt-

nisse und schloß bald ein enges Freundschaftsbündnis mit ihm. In Leyden war es, wo Linné zuerst mit seinem genialen Natursystem in Tabellen hervortrat. Sein Name ward nun immer berühmter, und überall fand er Freunde und Gönner, durch deren Empfehlung er eine Stelle bei einem Beamten der ostindischen Handelsgesellschaft, dem reichen Clifford, erhielt, der ihn als Hausarzt und als Aufseher über einen herrlichen Garten in Hartecamp bei Harlem anstellte, wo er ungestört sich dem botanischen Studium überlassen konnte.

Im Jahre 1738 verließ Linné Holland, ging zuerst nach Paris, wo er Jussieu und andere berühmte Botaniker kennen lernte, und kam noch in demselben Jahre in Stockholm an. Anfangs kümmerte sich hier niemand um ihn, und notdürftig erwarb er sich durch Ausübung der Arzneikunde seinen Unterhalt. Als aber seine glückliche Behandlung der Brustschwäche bekannt wurde, nahm ihn die Königin Ulrika Eleonora an, und nun strömten ihm die vornehmsten und reichsten Kranken zu. Er ward Arzt bei der königlichen Admiralität und zugleich zum königlichen Botanikus ernannt. 1741 ward auf dem Reichstage beschlossen, Schweden in natur-historischer Hinsicht aufmerksamer, als bisher geschehen war, bereisen zu lassen, und Linné zum Anführer der Reisegesellschaft erwählt. Die Beschreibung dieser Reise gab er 1745 heraus. Aber trotz seiner glücklichen Lage in Stockholm sehnte er sich nach einer Stelle, in der er sich ausschließlich seiner Lieblingswissenschaft widmen konnte, und er fand diese endlich in Upsala, wo er 1742 zum Professor der Botanik ernannt wurde. Unermüdlich forschte und schrieb er nun, und der Glanz seines Namens strahlte über das ganze gebildete Europa. Die meisten Akademieen Europas ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, und von vielen Seiten her wurden ihm die glänzendsten und vorteilhaftesten Anerbieten zur Vertauschung seiner Stelle gemacht. Er aber blieb seinem Vaterlande treu; dafür schenkte ihm der König Adolf Friedrich ein Landgut, verdoppelte sein jährliches Einkommen und erhob ihn in den Adelstand (1757). Im Schoße seiner Familie, umgeben von seinen Freunden und Kindern, führte er ein glückliches Leben bis 1774, wo er von einem Schlagflusse betroffen wurde, der mehrmals wiederkehrte und seiner thatenreichen Laufbahn am 10. Januar 1778 ein Ende machte.

Im Jahre 1819 wurde ihm auf Befehl der Regierung in seinem Geburtsorte ein Denkmal gesetzt; allein Linné hätte dessen nicht bedurft, um seinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen. Sein Name wird genannt, solange es eine Naturwissenschaft giebt.

II. Gellert.*)

1.

Wer kennt nicht die schönen Fabeln unsers Gellert, und wer hat sich nicht an den frommen Liedern dieses Dichters erbaut! Wenige Dichter haben soviel zur sittlichen Bildung des Volkes beigetragen, wenige sind auch vom Volke so geliebt und geehrt worden, als Gellert, der, ausgezeichnet als Dichter, noch ausgezeichneter als Mensch war durch den edelsten Charakter, durch den frömmsten, reinsten Lebenswandel!

Christian Fürchtegott Gellert wurde am 4. Juli des Jahres 1715 zu Haynichen, einer kleinen Stadt im sächsischen Erzgebirge, zwischen Freiberg und Chemnitz gelegen, geboren. Sein Vater war daselbst Prediger, konnte sich aber keiner großen Einnahme rühmen und mußte sich sehr einschränken, wenn er die dreizehn Kinder, mit welchen ihn der liebe Gott gesegnet hatte, ehrlich und redlich durch die Welt bringen wollte. Er sowohl wie seine Gattin, eine rechtschaffene, gute und liebenswürdige Frau, bemühten sich, den Kindern von Jugend auf einen frommen, tugendhaften Sinn einzuflößen. Die Schule des Ortes war freilich schlecht, aber unser Gellert war auch für das Wenige, das er dort lernte, seinen Lehrern dankbar und erzählte später manchmal mit Vergnügen, daß er schon in seinem achten Lebensjahre von einem seiner Präceptoren zu mancherlei kleinen Verrichtungen angehalten worden sei und sich dadurch eine Liebe zur Geschäftigkeit angeeignet habe, die ihn in seinem ganzen Leben nicht wieder verlassen habe.

Sobald der kleine Knabe sich einige Fertigkeit im Schreiben erworben hatte, hielt ihn sein Vater dazu an, die schmalen Einkünfte der Familie durch Abschreiben von Kaufbriefen, Dokumenten, gerichtlichen Akten und dergleichen zu vermehren. Der wackere Sohn gehorchte gern, denn er sah trotz seiner Jugend schon ein, daß zur Bestreitung der nötigen Ausgaben so ein kleiner Nebenverdienst willkommen, ja oft notwendig sei, und darum ging er, zur großen Freude des Vaters, immer frisch ans Werk und ermüdete nie.

Unter so ungünstigen Verhältnissen erreichte Gellert sein dreizehntes Jahr, ohne einen einzigen Versuch in der Dichtkunst gemacht zu haben. Still und tief ruhte die Knospe der Poesie in seinem Herzen, bis der Geburtstag des geliebten Vaters eine Veranlassung gab, daß die zarte Blüte zum ersten Mal ihre Hülle durchbrach, um die Familie mit ihrem Dufte zu erfreuen. Die Pfarrwohnung war ein wenig baufällig geworden, und um sie vor dem Einsturze zu bewahren, stützte man sie mit fünfzehn Balken. Vater Gellerts Kinder und Kindeskinder waren auch fünfzehn an der Zahl, und der junge Dichter nahm diesen Zufall als eine Veranlassung, die Nachkommen des Vaters als Stützen desselben in einem Gedichte zu schildern, das in der Familie viel Heiterkeit erregte und allgemeinen Beifall fand. Dem ersten Versuche folgten nun mehrere, und obwohl der kleine Poet keinen Unterricht

*) Fr. Hoffmann.

in seiner schwierigen Kunst empfing, verkündigte doch schon mancher gute Gedanke, manche glückliche Wendung, manche gelungene Schilderung, welch ein reicher Schatz von Poesie in seinem Innern ruhte.

Gellerts Vater wünschte, daß sein Sohn Christian Fürchtegott studieren möchte, und dieser Wunsch stimmte glücklicherweise mit dem des Knaben überein. Es gelang, ihm eine Stelle auf der Fürstenschule zu Meißen zu verschaffen, und Fürchtegott ging in seinem vierzehnten Jahre dahin ab, um sich für die Universität vorzubereiten.

Die Fürstenschule zu Meißen war im Jahre 1543 von dem Kurfürsten Moritz von Sachsen gestiftet und mit den Gütern aufgehobener Klöster so reich fundiert worden, daß mehrere hundert Knaben, größtenteils ganz unentgeltlich, darin unterhalten und unterrichtet werden konnten. Sie war, wie die Erziehungsanstalten zu Pforta und Grimma, eine Pflanzschule der Gelehrsamkeit, aus welcher viele tüchtige und gründlich gebildete Männer hervorgingen. Aber dem jungen Gellert sagte der düstere Ernst und die strenge Aufsicht, welche in dieser Anstalt herrschten, nicht zu, und seine Lehrer scheinen es nicht verstanden zu haben, ihn für die alten klassischen Dichterwerke zu begeistern. So kam es, daß er sehr mittelmäßige, jetzt längst vergessene Gedichte von Günther, Neukirch und Hanke dem Dichtervater Homeros, dem Horaz und Vergil vorzog. Er suchte die deutschen Dichter nachzuahmen, womöglich sie zu übertreffen, und so übte er sich wacker in der Muttersprache, die zu jener Zeit noch ziemlich steif und unbeholfen war. Sehr vorteilhaft wirkte auf Gellert der Umgang mit Gärtner und Rabener, seinen Mitschülern, welche sich später, gleich ihm, als Schriftsteller auszeichneten. Diese drei Jünglinge schlossen auf der Fürstenschule einen Freundschaftsbund, der bis an das Ende ihrer Tage durch keine Mißhelligkeit gestört wurde.

Nach einem fünfjährigen Aufenthalte verließ Gellert die Schule zu Meißen mit den besten Zeugnissen und begab sich ins elterliche Haus zurück, um sich auf die Universität vorzubereiten. Mit der Zustimmung seines Vaters beschloß er, Theologie zu studieren, und im Jahre 1735 bezog er die Leipziger Hochschule. Hier benutzte er seine Zeit eben so gewissenhaft wie zu Meißen; aber er begnügte sich nicht damit, sein Brotstudium zu treiben, sondern er besuchte auch noch andere Hörsäle als die theologischen, um sich eine möglichst vielseitige Ausbildung zu verschaffen. Bald sah der junge Gellert ein, daß er in der Wahl seines Berufes einen Mißgriff gemacht hatte. Gellerts Körper war zart und schwach, seine Gesundheit schwankend, seine Brust nicht die beste. Anhaltendes Sprechen wurde ihm schwer, und bei langem Reden verließ ihn das Gedächtnis. Oft memorierte er acht Tage lang an einer Predigt und fühlte sich immer noch nicht sicher, und ein Vorfall aus seinen früheren Jahren machte ihn noch ängstlicher.

„In meinem fünfzehnten Jahre," so erzählt der Dichter selber, „legte ich die erste Probe meiner Beredsamkeit an meinem Geburtstage ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bei seinem Kinde zu sein, das wenige Tage nachher starb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, obwohl mein Vater mir die Erlaubnis dazu ungern gab. Das Kind sollte zu Mittag begraben

werden; früh um acht Uhr fing ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward spät fertig, verschwendete die übrige Zeit mit einer Grabschrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich ging indes beherzt in die Kirche, fing meine Rede sehr feierlich an und kam ungefähr bis auf die dritte Periode. Auf einmal verließ mich mein Gedächtnis, und der vermessene Redner stand in einer Betäubung da, von der er sich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuskripte, das aktenmäßig auf einen ganzen Bogen geschrieben war, wickelte es vor meinen ebenso erschrockenen Zuhörern langsam auseinander, las einige Zeit, legte es dann in meinen Hut und fuhr endlich noch ziemlich dreist wieder fort. Man glaubte, ich wäre vor Betrübnis von meinem Gedächtnis verlassen worden. Viel Gelindigkeit! Indes hat mich diese jugendliche Übereilung viel gekostet! Der Gedanke daran verfolgte mich in jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals ganz verlassen hat. Lerne aus meinem Beispiele vorsichtiger handeln, hitziger Jüngling!"

2.

Im Jahre 1739 hatte Gellert seine Studien auf der Universität beendigt und verließ Leipzig, wo er sich einen reichen, wohlgeordneten Schatz von Kenntnissen erworben hatte, um die Erziehung zweier junger Edelleute in der Nähe von Dresden zu übernehmen. Hierauf bereitete er den Sohn seiner Schwester zur Universität vor und begleitete ihn 1741 nach Leipzig, um dort seine Studien ferner zu leiten. Es traf sich glücklich, daß er bei seinem Aufenthalte in Leipzig mehrere junge Männer kennen lernte, die sehr anregend auf ihn einwirkten. Gellert schloß sich besonders an Klopstock, den Sänger der Messiade, an Zachariä, den Dichter des Renommisten und anderer komischer Heldengedichte, dann an Kramer, Ebert, Schlegel, vor allem aber an seinen Freund Rabener an, den er hier zu seiner großen Freude wiederfand. Die jungen, geistreichen, heiteren und witzigen Leute kamen öfters zusammen, studierten gemeinschaftlich die älteren und neueren Dichter, machten selber Versuche im Dichten und tauschten dann ihre Ansichten und Meinungen darüber aus. Keiner schmeichelte dem andern. Jeder sagte frei und streng sein Urteil, und das war bildend für alle.

Gellerts Freunde lieferten Beiträge zu einer Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes", die mit vieler Teilnahme gelesen wurde. Gellert wurde auch Mitarbeiter, zog es aber bald vor, selber eine andere und noch bessere Zeitschrift zu gründen, „die Bremischen Beiträge", für welche er Fabeln und kleine Erzählungen verfaßte, die großen Beifall fanden und immer größere Aufmerksamkeit erregten, denn sie waren so natürlich, anmutig und leicht, daß man sie gern auswendig lernte. Bei jedem neu erscheinenden Hefte der Bremischen Beiträge sah man zuerst darauf, ob auch Gellert wieder seine Leier darin habe ertönen lassen.

Im Jahre 1744 erwarb sich Gellert die Magisterwürde und trat im nächsten Jahre als öffentlicher Lehrer an der Akademie auf. Sein Vortrag war nicht sehr einladend, denn seine Stimme klang hohl, aber dennoch ström-

ten ihm die Zuhörer zu, denn er wußte so klar und faßlich über die Dichtkunst und die Gesetze des Schönen zu reden, daß jedermann es verstand und zum Nachdenken angeregt wurde. Neben diesen Berufsgeschäften dichtete er immer neue Fabeln und Erzählungen, welche im Jahre 1746 gedruckt wurden. Ein zweites Bändchen folgte im Jahre 1748 und wurde, wie das erste, mit Begierde aufgenommen, gelesen und auswendig gelernt. Gellerts Fabeln sind noch immer Lieblinge des deutschen Volkes und haben unendlich segensreich gewirkt, besonders zur Bildung des Herzens und Geistes der Jugend. Welch einen tiefen Eindruck sie machten und wie weit sie verbreitet waren, kann man leicht daraus erkennen, daß eines Tages ein Bauer mit einem Wagen voll Brennholz zu Gellert kam, ihn fragte, ob er der Herr wäre, der so schöne Fabeln machen könne, und als der Dichter dies bejahte, ihm die Ladung Holz als Zeichen seiner Dankbarkeit zum Geschenk machte. „Die Fabeln haben mir und meinen Kindern so viel Vergnügen gemacht," sagte der Bauer, „daß es mich drängte, Ihnen eine kleine Freude zu bereiten." Der Beifall des einfachen Landmannes war Gellert noch viel erfreulicher als die Lobeserhebungen seiner gebildeten Freunde. Der Ruf der Fabeln durchdrang ganz Europa, und sie wurden rasch hintereinander ins Englische, Französische, Dänische, Schwedische und Russische übersetzt. Mehrere Auflagen folgten sich schnell und waren ebenso schnell wieder vergriffen. Weniger Beifall fanden die Schauspiele und ein Roman, den Gellert unter dem Titel „Die schwedische Gräfin" herausgab. Dafür erwarben sich die „Briefe", welche der Dichter auf den Rat seines Freundes Rabener herausgab, wieder großen Beifall. Die „Oden und Lieder", welche im Jahre 1756 erschienen, drangen wie die Fabeln in die Hütten und Paläste, wurden zum Teil in die Gesangbücher aufgenommen und dienen noch heute zu christlicher Erbauung.

Zwölf Jahre waren indes vergangen, seitdem Gellert den akademischen Lehrstuhl bestiegen hatte, und aus lauter Bescheidenheit hatte er es versäumt, um eine feste öffentliche Anstellung anzuhalten. Im Jahre 1751 ward ihm jedoch ohne sein Zuthun die Stelle eines außerordentlichen Professors der Philosophie angetragen, welche er nach einigem Weigern und Bedenken annahm. Er las über Dichtkunst und Beredsamkeit, und seine Vorträge erfreuten sich eines solchen Zudranges, daß er sie in dem größten Hörsaale des Universitätsgebäudes halten mußte. Die Achtung, in welcher der liebenswürdige und bescheidene Mann stand, war unbegrenzt und hatte den besten Einfluß auf die studierende Jugend. Man rang nach seinem Beifalle, seiner Achtung, seinem Lobe. Um dies Ziel aber zu erreichen, mußte man sich eines fleißigen und ordentlichen Lebens rühmen können, und die Folge war, daß die jungen Studenten selbst auf ihre Sittlichkeit achteten und sich von Roheiten und wüsten Gelagen fern hielten. Keiner gewann dabei mehr als sie selbst, aber keiner empfand auch eine herzlichere Freude darüber, als unser liebenswürdiger Gellert. Er sah, wie sein Beispiel wirkte und zur Nacheiferung anfeuerte, und anderen sich nützlich zu machen, das war sein größter Lebensgenuß.

Aber während Gellerts Ruhm ganz Deutschland erfüllte, litt er mehr

als je an seiner unüberwindlichen Kränklichkeit und sein Körper verfiel, während sein Gemüt oft sehr schwermütig und melancholisch war. Er entsagte der Dichtkunst ganz und gar und beschäftigte sich bloß mit der Moral (Sittenlehre), über die er Vorlesungen hielt. Um sich und andere im Tragen menschlicher Leiden zu stärken, schrieb er „Trostgründe wider ein sieches Leben", ein Buch, das viel gelesen wurde und vielen Trost gewährte, auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde. Im Vertrauen zur göttlichen Vorsehung blieb der fromme Gellert in allen Leiden geduldig und immer sanftmütig, trotz der vielen schlaflosen Nächte, der schrecklichen Träume, des körperlichen Ungemachs. An Freunden mangelte es dem edlen, vortrefflichen Mann nicht, und von fern und nah bezeigte man ihm die innigste Teilnahme.

Gellerts Haus wurde von Besuchern nie leer. Alle Welt wollte den berühmten und trotzdem so liebenswürdigen Mann kennen lernen, der so viel Erbauliches und Angenehmes zu schreiben wußte. Als, wie schon oben erwähnt, Gellerts geistliche Lieder erschienen (1756), hatte eben der siebenjährige Krieg begonnen. Da der König von Preußen Sachsen als erobertes Land betrachtete, so wurden alle Gehalte der Staatsdiener vermindert. Auch Gellerten wurden seine 100 Thaler entzogen. Das kränkte ihn nicht, wohl aber das allgemeine Elend, unter dem alle seufzten. Er gab den armen Studenten nach wie vor das Kollegium geldfrei, und begegnete er einem Armen, der seiner Hilfe bedurfte, so suchte er die letzten Thaler und Groschen zusammen, die er noch hatte. Dafür halfen ihm denn wieder angesehene und wohlhabende Leute aus seiner Geldverlegenheit.

3.

Im Winter des Jahres 1756 weilte auch Friedrich der Große in Leipzig. Friedrich liebte die Gelehrten, aber nicht die deutschen Gelehrten, weil er, von Jugend auf zur französischen Sprache angehalten, die französischen Schriftsteller lieb gewonnen hatte, wegen der Feinheit und Zierlichkeit ihrer Sprache und der Schärfe ihres Witzes. Die deutschen Autoren waren damals noch sehr schwerfällig, und die deutsche Sprache sollte erst den Gipfel ihrer Schönheit und Vollendung erreichen, während die französische diesen Punkt längst erreicht hatte. Von Gellert hatte aber der große König eine gute Meinung, und er wünschte den merkwürdigen Mann kennen zu lernen. Der 18. Dezember wurde für den Herrn Professor ein bedeutsamer Tag. Er saß um drei Uhr nachmittags in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert und gar nicht wohl aufgelegt an seinem Pulte, als jemand an seine Thür pochte. „Herein!" — „Ich bin der Major Quintus Izilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen, Sie zu sprechen, und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen." Gellert: „Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedient sein." Major: „Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nötigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen,

wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich. Ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also, ich lasse Ihnen noch eine Stunde Zeit. Um vier Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein anderes Mal mitnehmen soll." Gellert: „Ja, das thun Sie, Herr Major! Ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde."

„Nun ist also der Major fort," erzählt Gellert selber in launiger Weise, „und der Herr Professor, der zum Unglück seinen Herrn Gödicke nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perücke, und ist um vier Uhr fertig. Quintus Izilius kommt, und sie gehen nach dem Apelschen Hause. In dem Vorzimmer befinden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thür zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über allein. König. Ist Er der Professor Gellert? Gellert. Ja, Ihro Majestät! K. Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her? G. Von Haynichen bei Freiberg. K. Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg? G. Ja, Ihro Majestät! K. Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben? Der Major. Ihre Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den sie den deutschen Lafontaine nennen. K. Das ist viel. Hat Er den Lafontaine gelesen? G. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original. K. Das ist also einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren? G. Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. K. Nein, das kann ich nicht sagen. G. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. K. Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber? G. Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Maskov, einen Kramer, der den Bossuet fortgesetzt hat. K. Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat? G. Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehr historischer Richtigkeit fortgesetzt habe. K. Hat's der Mann auch verstanden? G. Die Welt glaubt's. K. Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen. G. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Übersetzungen von ihm. K. Da hat Er recht. — G. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säkulum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und Louis XIV. gefehlt. — K. Wie? Will Er denn einen August in ganz Deutschland haben? G. Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermuntere.

So ging es noch eine Weile fort. Dann fragte der König: Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig? G. Ich zweifle. Mein Gedächtnis

ist mir untreu. K. Besinne er sich, ich will unterdessen herumgehen. — — — Nun, hat Er eine? G. Ja, Ihro Majestät, den Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt;
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler war beschämt, gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet,
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

K. Und die Moral? G. Gleich, Ihro Majestät!

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie erst des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

K. Das ist recht schön. Er hat so etwas Koulantes (Fließendes) in Seinen Versen. Das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir auch einen Poeten, den Pietsch, gebracht, den habe ich weggeworfen. G. Ihro Majestät, den werfe ich auch weg. K. Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen.

Als Gellert fort war, äußerte der König: „Das ist ein ganz anderer Mann, als Gottsched. Gellert ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.“ Und in der That, würdiger, einfacher, fester konnte niemand dem großen Könige gegenüber auftreten, wie es Gellert in dem mitgeteilten Ge-

spräche gethan hat. Friedrich hat ihm auch den Rat gegeben, öfters zu reiten, und Prinz Heinrich von Preußen schenkte 1762 dem Professor ein Pferd, einen Schecken, geduldig wie ein Lamm, dasselbe Pferd, welches der Prinz in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte. Nun sahen die Bewohner Leipzigs den lieben Gellert alle Tage einen Spazierritt machen, aber das Übel wurde doch nicht gehoben, und die Ärzte verordneten eine Kur in Karlsbad. Auch dieses Mittel schlug fehl, doch der Aufenthalt in dem Badestädtchen war ihm lieb geworden durch manche interessante Bekanntschaft, namentlich des tapfern, aus dem siebenjährigen Kriege bekannten Generals Laudon. Gellert schrieb hierüber an eine Freundin:

„Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der General Laudon, ein Mann von einem besonderen Charakter und ernsthaft, bescheiden, halb traurig, wie ich, der wenig redete, fast wie ich, aber richtig und wahr redete, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger als ich, und hat nachsinnende, tief liegende, lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich. „O," sagte er einmal zu mir, als er mich in der Allee fand, „ich käme oft gern zu Ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen." Ein andermal fing er an: „Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viele Bücher haben schreiben können und so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe!" — „Das will ich Ihnen wohl sagen," antwortete ich, „aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bei Kunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe!" — Damals habe ich ihn das erste Mal lachen sehen; sonst lächelte er nur. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war; er ließ mich von Herzen ausreden und redete selbst so. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes gehört und immer gemerkt, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen, denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hätte, wiewohl sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles, was ihn umgab, bei ihm den Mangel der Wissenschaften ersetzten. „Was geb' ich Ihnen denn, das Ihnen lieb ist?" fing er einmal an, „ich möcht' es gern wissen." — „Herr General! Und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig." — Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, führte er mich in eine einsame Allee, und niemand störte uns dann."

Obgleich Gellerts Gesundheit immer schwankender wurde, setzte der fleißige Mann dennoch und immer mit dem größten Beifall seine Vorlesungen fort. Auch der junge Goethe war unter seinen Schülern. Er sprach zu den Studierenden, wie ein Vater zu seinen Kindern, und seine Worte prägten

sich tief dem Herzen seiner Zuhörer ein. Allgemeine Trauer und Bekümmernis entstand, als Gellert immer hinfälliger wurde. Auch der Kurfürst nahm innigen Anteil an seinen Leiden und schickte seinen Leibarzt. Doch an Rettung war nicht mehr zu denken. Mit ruhigem und gefaßtem Mute besorgte der Kranke seine häuslichen Angelegenheiten, tröstete die Freunde, die weinend sein Bett umstanden, und erhob oft seine Hände zum Gebet. Aller abwesenden Freunde erinnerte er sich mit Rührung und Dankbarkeit. Als er das heilige Abendmahl in christlichem Glauben genossen hatte, fragte er seine Freunde, wie lang er wohl noch zu leben habe. Vielleicht noch eine Stunde; war die traurige Antwort. „Gottlob!“ rief Gellert mit schwacher Stimme aus, — „nur noch eine Stunde!“ Nach diesen Worten wendete er sich auf die Seite, schlief ein und entschlummerte ganz unmerklich zu einem besseren Leben. Sein Tod erfolgte am 13. Dezember 1769. Gellert war fünfundfünfzig Jahre alt, als er starb.

Ein stilles Trauern ging durch ganz Deutschland, als die Kunde von Gellerts Tode sich verbreitete. Schmerzlich wurde der Lieblingsdichter des deutschen Volkes beweint, und sein Andenken wurde geehrt wie das eines guten Fürsten.

III. Joseph Haydn.*)

1.

Joseph Haydn wurde am 31. März 1732 in dem Dorfe Rohrau, auf der Grenze von Ungarn und Österreich, geboren. An ihm ward offenbar, wie das Genie eine Gottesgabe ist, die nicht allein in den Palästen der Reichen und Großen einkehrt, sondern auch, und vielleicht am liebsten, aus der Hütte des Armen hervorgeht. Haydns Vater war ein armer Radmacher (Wagner), der ein wenig auf der Harfe klimpern konnte und sich aus seinem Spiel einen Sonntagsverdienst machte. Die Mutter sang dazu, und der fünfjährige Joseph stand neben seinen Eltern mit einem Brettchen, über welches er mit einer Gerte strich, als ob er Violine spielte. Einstmals traf sich's, daß ein benachbarter Schullehrer diese musikalische Scene mit ansah. Dieser erkannte aus dem Gebärdenspiel des Kleinen und aus seinem strengen Takthalten dessen Talent für die Musik und überredete die Eltern, ihm den Knaben mit nach Haimburg zu geben. Daselbst unterrichtete er ihn zwei Jahre lang, und der kleine Joseph machte bald die erstaunlichsten Fortschritte. Zufällig kam der kaiserliche Kapellmeister von Reuter zu dem Schullehrer nach Haimburg. Der letztere erzählte ihm von seinem talentvollen Schüler, den der Kapellmeister alsbald zu sehen verlangte. Reuter prüfte ihn und fand das Lob des Schulmeisters gegründet. „Geben Sie mir den Joseph mit nach Wien,“ sagte er; „wir wollen sehen, was aus ihm zu machen ist.“ Und so wurde denn Haydn in seinem achten Jahre

*) E. Ortlepp.

Chorknabe und mußte in der Stephanskirche zu Wien singen. Schon zwei Jahre darauf fing er an, sechzehnstimmige Kompositionen zu setzen. Mit Lächeln erzählte er später: „Ich glaubte, je schwärzer von Noten das Papier, desto schöner die Musik.“

Doch in derselben Zeit verlor er seinen herrlichen Sopran und mit ihm seine Stelle als Chorknabe, wodurch er in eine verzweifelte Lage versetzt wurde. Eine Zeitlang wohnte er in einem Stübchen ohne Ofen und Fenster sechs Stock hoch, und als der Winter eintrat, mußte er einen Teil des Tages im Bette zubringen. Öfters schloß er sich den in den Straßen herumziehenden Musikanten an, um einen Zehrpfennig zu bekommen, dann erhielt er einige Privatschüler, die er im Klavierspiel unterrichtete, spielte auch wohl bald an diesem, bald an jenem Orchester mit und lernte dabei in aller Stille die Komposition. „An meinem von Würmern zernagten Klavier,“ sagte er, „beneide ich nicht das Glück der Könige!“ Als ihm die sechs ersten Klaviersonaten von Phil. Em. Bach in die Hände fielen, stand er nicht eher vom Klavier auf, als bis er sie von Anfang bis zu Ende durchgespielt hatte. „Wer mich kennt,“ sagte er später, „der wird gefunden haben, daß ich dem Emanuel Bach viel verdanke, daß ich seinen Stil gefaßt und mit Sorgfalt studiert habe; er selbst machte mir vor Zeiten ein Kompliment darüber.“ O deutsche Jugend, die du Musik lernen willst, laß dir doch beide Bach, den Vater Sebastian und den Sohn Phil. Emanuel, angelegen sein, und spiele deutsche Sonaten anstatt der Walzer und Galoppaden!

2.

Nach einiger Zeit lernte Haydn ein Fräulein von Martinitz kennen; diese mußte er im Gesang und Klavierspiel unterrichten, und dafür erhielt er freie Wohnung und freien Tisch. Damals wohnten der größte Komponist und der berühmteste Operndichter in einem Hause beisammen, aber freilich in himmelweit verschiedenen Umständen. Der Komponist hieß Haydn, der Operndichter Metastasio. Dieser ziemlich mittelmäßige Poet hatte gute Tage, indes der arme Musiker im Winter nicht einmal sein Zimmer heizen konnte. Bei Metastasio lernte Haydn auch den Sänger Porpora kennen, der ihn zum Akkompanieren und Stiefelputzen brauchte. Als das Fräulein von Martinitz Wien verließ, geriet der arme Komponist wieder in die traurigste Lage. Endlich fand er Aufnahme in dem Hause eines Friseurs und heiratete dessen Tochter. Unerfahren, wie er war, erst 18 Jahre alt, mußte er nun von seiner Frau und seinem Schwiegervater die bittersten Kränkungen erleiden; diese Verbindung verbitterte ihm seine schönsten Lebenstage. Nachdem er zu dieser Zeit sein erstes Quartett (Komposition für vier Streichinstrumente) komponiert hatte und es den Kunstrichtern vorlegte, wollten diese es gar nicht loben. Indes ging er getrost seinen Weg fort, ohne viel nach den herkömmlichen Regeln zu fragen, denn er meinte, daß in der Musik nur das verboten sei, was ein feines Ohr beleidige. Bald darauf erhielt er eine Organistenstelle bei den Karmelitern in der Leopoldvorstadt; auch spielte er die Orgel in der Kapelle des Grafen von Haugwitz und sang in der

Stephanskirche. Abends durchzog er mit andern jungen Musikern die Straßen; dann wurden gewöhnlich Quartette gesungen, die von ihm selbst komponiert waren. Er setzte auch eine Oper, aber diese fand wenig Beifall und erlebte nur drei Aufführungen. Dabei studierte er immer fort und lernte besonders viel aus des berühmten Fux Gradus ad Parnassum. Dieses Werk lehrte ihn einen Satz in seine Glieder, wie einen Gedanken in die einzelnen Perioden und Sätze zerteilen und durch verschlungene Fäden wieder zu einem Ganzen verknüpfen.

Haydn war jetzt so berühmt geworden, daß ihn der Fürst Esterhazy zu seinem Kapellmeister ernannte. Befreit von den drückenden Sorgen des Lebens konnte er nun seinem Genius freien Lauf lassen. Mit allem Eifer warf er sich nun auf die Symphonie und leistete in diesem Gebiet noch nie Dagewesenes. Auch komponierte er nun den größten Teil seiner herrlichen Streichquartette. Als der Fürst Esterhazy den Entschluß gefaßt hatte, seine Kapelle zu verabschieden, schrieb Haydn die unter dem Namen „Haydns Abschied" bekannte Symphonie. Der Tag des Konzertes erschien; der Fürst war begierig, was ihm seine Kapelle zum letzten Mal vorspielen würde. Da sah er denn, wie gegen das Ende ein Musiker nach dem andern verstummte, sein Notenblatt zusammenrollte und sich aus dem Saale entfernte. Dies machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er die Kapelle beibehielt.

3.

Im Jahre 1785 komponierte Haydn sein schönes Oratorium: „Die sieben Worte des Erlösers am Kreuz", und diese großartige Musik wurde mit größtem Beifall in allen Kirchen aufgeführt. Im Jahre 1790 aber hörte die Kapelle doch auf, die Haydn fast dreißig Jahre hindurch geleitet hatte. Dies veranlaßte ihn, einem schon mehrmals an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten. Er reiste nach London ab, um dort zwölf musikalische Akademieen (wie man es nannte) zu geben. Er wurde glänzend aufgenommen; jede der Akademieen trug ihm 200 Pfund Sterling ein, und die Oxforder Universität beehrte ihn mit dem Doktordiplom. Nachdem er aus England zurückgekehrt, leitete er im Nationaltheater zu Wien die Akademieen zum Besten der Witwen und Waisen und brachte durch seine Symphonieen große Wirkungen hervor. Das Publikum fühlte, daß eine neue deutsche Musik geboren sei, wie sie keine andere Nation besaß. Im Jahre 1794 reiste Haydn abermals nach London, wo man ihm ein aus Miltons „verlorenes Paradies" entlehntes Oratorium, das die Schöpfungsgeschichte behandelte, vorlegte; er nahm die Dichtung mit nach Wien und zeigte sie dem kunstsinnigen Freiherrn van Swieten. Dieser ermunterte Haydn, das Gedicht zu komponieren, nachdem er die für zweckmäßig erachteten Abänderungen gemacht hatte. Nach drei Jahren war Haydn mit der Komposition des Oratoriums fertig, dessen Partitur eine Gesellschaft von zehn Gliedern des vornehmsten Wiener Adels für 700 Dukaten kaufte und am 18. Mai 1796 zum ersten Mal im Wiener Nationaltheater aufführen ließ. Die glänzende Einnahme von 4088 Gulden

überließen sie ganz dem Komponisten. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Bald vollendete „die Schöpfung“ (so hieß das Oratorium) ihren Kreislauf durch alle Hauptstädte Europas, und Haydns Ruhm stieg auf den höchsten Gipfel. Von Paris aus erhielt er eine goldene Medaille; auch wurde dort in dem Konzert seine Büste in der Mitte des Orchesters aufgestellt und nach der Aufführung seiner neuen Symphonie unter dem Jubel der Anwesenden mit einem Lorbeerkranze gekrönt. Viele auswärtige Akademieen ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede.

4.

Zu dem folgenden Oratorium, den „Jahreszeiten“, fand sich der herrlichste Stoff in Thomsons unsterblichem Werke gleichen Namens. Haydn las dasselbe mit tiefem, stillem Entzücken; begeistert davon eilte er zu jenem Dichter, der ihn ganz verstand, zu van Swieten, und bat ihn, es ihm möglichst musikalisch zu einem Oratorium einzurichten. Dieser that es mit Vergnügen, und kaum hatte Haydn das Gedicht, als er trotz seines Alters — er stand schon im 65. Lebensjahre — mit solchem Feuer an die Arbeit ging, daß er Tag und Nacht nicht vom Komponieren abließ. Er lieferte ein Werk, das eher einen Jüngling, als einen Greis vermuten ließ.

Einige Jahre vor seinem Tode wurde Haydn von der Dilettantengesellschaft zu Wien zu einer Aufführung seiner Schöpfung eingeladen. Der ausgezeichnete Empfang machte auf den durch die Last der Jahre gebeugten Greis einen tiefen Eindruck; noch gewaltiger aber erschütterte ihn sein eigenes Werk, und bei der alles ergreifenden Stelle: „Es werde Licht!“ fühlte er sich dergestalt überwältigt von der Macht der Harmonieen, die er selbst geschaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten und er mit emporgehobenen Händen ausrief: „Nicht von mir, von dort kommt alles!“ Er unterlag den ihn bestürmenden Gefühlen und mußte weggetragen werden. Kollin hat diese Scene durch ein schönes Gedicht verewigt. Sein Tod erfolgte am 31. Mai 1809, und sein Leichenbegängnis wurde trotz der in Wien damals herrschenden Unruhe feierlich begangen. Die von Menschen erfüllte Schottenkirche war schwarz ausgeschlagen, und der Namenszug Haydns war an den Säulen angebracht. Während der Messe wurde Mozarts Requiem aufgeführt. Haydns Leichnam ruht auf dem Gottesacker vor der Hundsturmer Linie in Wien. — Als seine besten Schüler pflegte er selbst Pleyel, Neukomm und Nessel zu rühmen. Beethoven hatte nur kurze Zeit bei ihm Unterricht und brach sich bald eine neue, ganz eigentümliche Bahn.

Es ist ein eigener Zufall, daß die größten Tonkünstler der Welt, Haydn, Mozart, Beethoven, in unmittelbar auf einander folgender Lebensperiode während fünfzig Jahren alle drei in Wien lebten und auf einander einwirkend die Kunst rasch bis auf den höchsten Gipfel führten. Im Januar 1814 ließ Neukomm aus Dankbarkeit gegen seinen Lehrer über dessen Grabstätte einen Leichenstein mit der goldenen Inschrift setzen:

„Non omnis moriar.“ (Ich werde nicht ganz sterben.)

5.

Haydns unerschöpfliches Genie hat sich in allen Gattungen der Musik hervorgethan; aber alle seine Werke, deren Zahl sich auf 1400 beläuft, atmen den Hauch der Schönheit und Anmut. Jedes seiner Stücke ist ein abgerundetes Ganze und trägt das Gepräge des Genius auf jeder Seite. Seine Symphonieen sind Meisterwerke voll Wahrheit und Natur; es paart sich in ihnen südlicher Wohllaut mit deutscher Kraft. Überall sprachen dem Künstler die Dinge zum Herzen und erweckten ihm Gedanken, die er musikalisch ausdrückte. Wollte er einen Gedanken zur musikalischen Darstellung bringen, so setzte er sich gewöhnlich erst an das Pianoforte und phantasierte so lange, bis der Gedanke zum Gefühl verdichtet wurde, oder sich zur geeigneten Tonform ausbildete. Wie ist in den Oratorien alles so tief und lebendig erfaßt und wiederum so einfach und klar dargestellt, daß jeder meint, so würde er es selber ausgedrückt haben! Ein Kritiker sagt schön von Haydns Kompositionen:

„Der Ausdruck eines heiteren kindlichen Gemüts herrscht in allen Werken Haydns. Seine Symphonieen führen uns in unabsehbare grüne Haine, in ein lustiges buntes Gewühl glücklicher Menschen; Jünglinge und Mädchen schweben in Reihentänzen an uns vorüber; lachende Kinder, hinter Bäumen und Rosenbüschen versteckt, werfen sich neckend mit Blumen. Es ist ein Leben voll Liebe und Seligkeit, wie vor der Sünde, in ewiger Jugend!"

Man hat sehr passend das Verhältnis von Haydn, Mozart und Beethoven also bezeichnet: Haydn erbaute ein schönes, liebliches Gartenhaus, Mozart schuf das Gebäude zu einem prächtigen Palaste um und Beethoven setzte einen hohen Turm darauf. — Heil aber dem Volk, das solche Komponisten sein nennen darf!

Neunter Abschnitt.

Revolutionen.

I. Karl I. und Cromwell.*)

1.

Als die Königin Elisabeth ohne Nachkommen starb, gelangte Jakob I., der Sohn der Maria Stuart, auf den Thron der vereinigten Königreiche England und Schottland. Obwohl protestantisch, war er doch den Katholiken willkommen, weil sie von dem Sohne der Maria Stuart manche Begünstigung erwarteten. Wir haben schon oben (vergl. S. 172) gesehen, wie sehr sie sich täuschten. Er verdarb es aber auch mit den Protestanten, und als er starb, nahm er den Haß und die Verachtung des ganzen Volkes mit ins Grab.

Sein Sohn Karl I. bestieg unter sehr mißlichen Verhältnissen den Thron (1625). Schon seine Jugend — er zählte erst 15 Jahre — war dem Volke ein Anstoß, und als er sich dem verhaßten Herzog von Buckingham, dem Günstling seines Vaters, in die Arme warf, murrte die ganze Nation. Dazu kam, daß er sich eine katholische Gemahlin, Henriette Maria (Heinrichs IV. von Frankreich Tochter), gewählt hatte, welche den reformierten Engländern als der leibhafte Antichrist erschien.

Der König erfuhr es bald, wie unglücklich ein Oberhaupt ohne die Achtung seiner Untergebenen ist. Er hatte von seinem unbesonnenen Vater einen Krieg mit Spanien geerbt, und seine Schwester, die Gemahlin des vertriebenen Pfalzgrafen Friedrich in Deutschland, verlangte gleichfalls seine Hilfe. Um neue Steuern zusammen zu bringen, versammelte er ein Parlament, aber dieses verweigerte seine Bitte. Der König borgte das fehlende Geld, und Buckingham rüstete eine Flotte aus, die er selber nach Kadix führte. Aber er verlor den besten Teil seiner Mannschaft, und als er zurückkehrte, behandelte er dennoch das Parlament höchst übermütig. Dafür klagte man ihn nun des Hochverrates an. Karl, anstatt seinen unfähigen Minister zu

*) Nach K. F. Becker.

entlassen, nahm zwei Mitglieder des Unterhauses,*) welche die Anklageakte unterzeichnet hatten, gefangen, aber als nun sämtliche Abgeordnete sich gegen solche Gewaltthätigkeit erhoben, ließ er die Gefangenen wieder frei.

Dennoch hörte der König nicht auf, Buckinghams schlechten Ratschlägen zu folgen, und um das Parlament zu strafen, ließ er es auseinandergehen, bewilligte, allen seinen protestantischen Unterthanen zum Trotz, den Katholiken volle Religionsfreiheit und schrieb Steuern aus, ohne das Parlament zu fragen. Mit dem erhaltenen Gelde rüstete der ehrgeizige Buckingham abermals eine Flotte und segelte diesmal nach Frankreich, um den in la Rochelle belagerten Protestanten gegen Richelieu beizustehen. Doch unverrichteter Sache kam er wieder nach London zurück und der Schatz war leer.

Um wieder Steuern erheben zu können, mußte der König das Parlament abermals zusammenberufen (1628). Es kam mit dem Entschluß, die Rechte der Nation gegen alle Übergriffe der Krone zu verteidigen. Mit großer Freimütigkeit sprachen jetzt die beherzten Männer über die Verletzung der bürgerlichen Freiheit und über die frevelhaften Anmaßungen des Ministers. Der König, um nur seinen nächsten Zweck zu erreichen, gab ihnen recht und erhielt nun wirklich die Bewilligung einer ansehnlichen Steuer. Er war schwach genug, über diese Bereitwilligkeit Thränen zu vergießen, und versprach nun feierlich, nichts Unbilliges mehr zu fordern. Aber die Abgeordneten trauten dem veränderlichen Könige nicht und legten ihre Forderungen schriftlich vor, in einer petition of rights (Rechtsgesuch),**) in der sie das Steuerbewilligungsrecht, Befreiung von willkürlichen Einquartierungen &c. sich wahrten. Der König fand sich durch diese Petition sehr beleidigt und erteilte eine unbestimmte Antwort. Zugleich erschien um eben diese Zeit (auf des Königs Befehl, wie man nachher erfuhr) eine Predigt von einem angesehenen Londoner Geistlichen im Druck, worin gelehrt ward, alles Eigentum der Unterthanen gehöre im Notfall dem Könige, und dieser habe das Recht von Gott selbst, ohne Zuziehung des Parlaments dem Volke beliebige Steuern aufzulegen. Für diese „verfassungswidrigen“ Grundsätze zog das Parlament den erkauften Redner zur Rechenschaft, entsetzte ihn seines Amtes, warf ihn ins Gefängnis und verdammte ihn zu einer Geldstrafe von 1000 Pfund. Dagegen schenkte ihm der König aus kindischem Trotz gegen das Parlament eine weit höhere Pfründe. Das Parlament, immer mehr erhitzt, wiederholte sein Verlangen nach der Anerkennung der petition of rights und machte Anstalten, den Minister noch einmal zu belangen. Karl, um ihn nicht aufzuopfern, entschließt sich mit schwerem Herzen zur Nachgiebigkeit, begiebt sich ins Oberhaus und erkennt die Petition für ein Reichsgesetz, mit den üblichen Worten: „Laßt es Gesetz sein, wie gebeten wird!“

*) Die Vertreter des hohen Adels und der Geistlichkeit bilden das Oberhaus, diejenigen des niederen Adels, des Bürger- und Bauernstandes das Unterhaus.

**) spr. petihschen of reits.

2.

Aber damit begnügte sich das Parlament nun keineswegs. Die englischen Könige hatten seit mehr als hundert Jahren von den Kaufleuten und Schiffern ohne Zuziehung des Parlaments eine Steuer erhoben, die man „Pfund- und Tonnengeld" nannte. Jetzt glaubte das Parlament auch diese Einnahme dem König streitig machen zu müssen, und als er gar Miene machte, einige Tausend deutsche Reiter kommen zu lassen, die sie mit Gewalt eintreiben sollten, erhob sich ein solcher Lärm, daß er wieder zu seinem alten Notmittel, Aufhebung der Sitzungen, greifen mußte. Bald darauf wurde Buckingham, der abermals einen Kriegszug gegen Richelieu unternehmen wollte, meuchlings ermordet, von einem überspannten Menschen, Namens Felton.

Im Anfang des folgenden Jahres (1629) begann das Parlament seine Sitzungen wieder, aber weit entfernt, sich auf des Königs Forderungen einzulassen, bestritt es vor allem das Recht, ein Pfund- und Tonnengeld zu erheben. Das Unterhaus ging sogar so weit, daß es die Kaufleute verhaften ließ, welche den königlichen Beamten diese Abgabe willig entrichteten. Auch über des Königs Nachsicht gegen die Katholiken wurden heftige Reden geführt, worin sich bereits ein Parlamentsglied, Namens Oliver Cromwell, bemerklich machte. Mit jeder neuen Sitzung wurden die Redner kühner, und dies brachte den König so auf, daß er nicht nur das Parlament rasch auseinander gehen ließ, sondern auch mehrere Mitglieder desselben zum Gefängnis und zu einer Geldstrafe von 1000 Pfund verurteilte. Aber das war Öl ins Feuer gegossen! Die gestraften Volksredner waren stolz auf ihre Bande und rühmten sich, Märtyrer der Freiheit zu sein; ja sie wollten sich nicht einmal lossprechen lassen, um nicht ihre Freiheit königlicher Gnade verdanken zu müssen.

Nun schloß der König, von Buckinghams Fesseln frei, mit Spanien und Frankreich Frieden, freilich schimpflich genug, denn er gab seinen Schwager Friedrich von der Pfalz und die französischen Hugenotten den Katholiken preis. Aber wie hätte er auch andere schützen sollen, da er sich selber nicht zu schützen wußte!

An des ermordeten Ministers Stelle trat jetzt (1630) der Graf von Strafford, ein kluger und entschlossener Mann, der sich fest vorgenommen hatte, dem Parlamente keinen Finger breit mehr nachzugeben. Vielleicht wäre er durchgedrungen, hätte der König nicht zu gleicher Zeit einen andern Ratgeber für die Kirchensachen gewählt, den Bischof Laud von London. Dieser war ein heftiger Feind der Puritaner und Presbyterianer, ihm war der reformierte Gottesdienst zu kahl, und er wollte ihn durch eine neue Liturgie wieder beleben. Das gefiel dem Könige sehr, weil dieser hierdurch eine Annäherung zwischen Katholiken und Protestanten zu erreichen glaubte. Die Puritaner wollten aber alles aus dem Gottesdienste verbannen, was nur entfernt an den Katholizismus erinnerte, und regten nun wieder das Volk gegen die neuen Minister auf. In Schottland war die protestantische Sekte der Presbyterianer mächtig, denen auch jede Annäherung an den

katholischen Gottesdienst ein Greuel war. Trotzdem wollte nun Karl in seinem Reiche den neuen Gottesdienst mit Gewalt durchsetzen, und alle Widerspenstigen wurden von ihm ins Gefängnis geworfen. So loderte der Zorn des Volkes wieder in hellen Flammen auf! Die Presbyterianer in Schottland errichteten ein Bündnis unter dem Namen der Kovenants, in welchem sie sich anheischig machten, allen Religionsneuerungen entgegenzuarbeiten und sich wechselseitig gegen alle feindlichen Angriffe zu verteidigen.

Solchen Eingriff in seine königlichen Rechte konnte der König nicht dulden; er brachte ein Heer zusammen und zog gegen die Schotten zu Felde, aber da ihn das englische Volk nicht unterstützte, mußte er schmählichen Waffenstillstand schließen. Des Königs Hilfsquellen waren erschöpft, und er berief das vierte Parlament, aber dies brachte wiederum zuvor die alten Beschwerden, ehe es sich auf Geldbewilligung einlassen wollte. Die Schotten hatten des Königs Schwäche kennen gelernt, und als er sein Parlament wieder auflöste, brachen sie in England ein und zwangen den von aller Hilfe entblößten Monarchen zur Versammlung eines fünften Parlaments, das nun aber von 1640—1648 zusammenblieb und unter dem Namen des „langen Parlaments" in der englischen Geschichte berühmt geworden ist.

3.

Die Achtung vor königlicher Majestät war nun ganz dahin. Das erste, was die immer kühner werdenden Abgeordneten durchsetzten, war die Verurteilung des Grafen Strafford und des Bischofs Laud (spr. Lahd). Der edle Graf, welcher es gut mit dem Lande gemeint und seinem Könige so treu gedient hatte, wurde des Hochverrats beschuldigt. Vergebens erklärte der König, er könne keine Schuld an seinem Minister finden; er wolle ihn entlassen, aber sein Gewissen sage ihm, daß er keine Strafe verdiene. Aber die Wut der aufgeregten Volksmenge, die schreiend und tobend das Parlamentsgebäude umringte, zwang ihn, das Todesurteil zu unterzeichnen, und Strafford wurde enthauptet. Auch der Erzbischof Laud ward eingekerkert; die andern Minister retteten sich durch die Flucht. Das Parlament aber erklärte sich als vom Volke ausgehend und unauflösbar. So war der König ganz in den Händen seiner Feinde, die nun alle drei Reiche, England, Schottland und Irland, wider ihn aufregten.

Die katholischen Irländer wurden von den protestantischen Engländern hart gedrückt und hatten gegen die ihnen von England aufgedrungenen Kolonisten wie gegen Räuber die Waffen ergriffen und 6000 derselben erschlagen. Diese Meuterei wurde vom Parlament dem Könige zur Last gelegt, der doch ganz unschuldig daran war. Noch machten die Bischöfe, die auch Sitz und Stimme im Parlamente hatten, einen Versuch, die alte Verfassung zu schützen. Sie erklärten nämlich, da man auf sie so wenig Rücksicht nehme, so würden sie alle Gesetze für ungültig erklären, die ohne ihre Zustimmung erlassen würden. Die meist presbyterianischen Glieder des Unterhauses ergriffen begierig diese Gelegenheit, alle Bischöfe des Hochverrats anzuklagen und vor der Hand von allen Versammlungen auszuschließen.

Man erfrechte sich sogar, die Königin zu beleidigen und mit einer Anklage zu bedrohen; dem Könige aber entzog man ein Recht nach dem andern und suchte sogar das Kriegsheer seinem Befehl zu entreißen. Da schickte Karl einen Abgeordneten ins Parlament und ließ im Oberhause fünf der verwegensten Schreier anklagen, die als Glieder des Unterhauses am meisten sich gegen den König vergangen hatten. Doch diese machten sich heimlich davon, und als am folgenden Tage der König selber, von seinen Garden und Offizieren begleitet, im Hause der Gemeinen erscheint, sieht er die Plätze derer leer, die er sucht. Er hält eine Anrede an die Versammelten und schildert in den kräftigsten Farben ihre Tyrannei und seine Mäßigung, aber umsonst. Beim Herausgehen erhebt sich ein allgemeines Zischen und Murmeln, und trotzige Stimmen schreien unaufhörlich: „Privilegium! Privilegium!"

Am Abend waren alle Bürger der City in Waffen, teils um die fünf Parlamentsglieder zu beschützen, teils weil die Feinde des Königs das Gerücht verbreitet hatten, der König wolle die Stadt in der Nacht an allen Enden anzünden lassen. Den folgenden Tag sah man die Themse mit unzähligen Schiffen und Kähnen bedeckt, die mit kleinen Böllern bewaffnet waren, und in Begleitung der Stadtmiliz und einer unabsehbaren Volksmenge zogen die fünf verfolgten Parlamentsglieder im Triumph einher und wurden in Westminsterhall eingeführt, wo sie unter lautem Jubelgeschrei ihre Plätze im Parlament wieder einnahmen.

4.

Der König mit seinen Prinzen verließ nun London und ging nach York, wo er noch viele Freunde hatte (1642); das Parlament dagegen nahm gar nicht mehr von ihm Notiz, warb Soldaten zu einem Parlamentsheer und errichtete zu Hull ein wohlversehenes Waffenmagazin. Der König, welcher den Hüter desselben, Lord Hotham, zu gewinnen hoffte, reitet von York aus mit etwa 30 Mann dahin, allein Hotham verschließt ihm das Thor, und er muß schimpflich wieder abziehen. Ja noch mehr, als er sich über dieses Betragen des Lords beim Parlament beschwert, billigt und lobt dieses die That.

Doch hatte Karl auch jetzt noch nicht Ursache, alle Hoffnung aufzugeben. Die entfernteren Provinzen und der ganze Adel waren ihm noch treu, und ein kräftiges Haupt hätte aus so vielen und starken Gliedern einen furchtbaren Körper zusammensetzen können. Aber er selber verstand nichts vom Kriege und verließ sich bloß auf seine beiden Vettern, Ruprecht und Moritz von der Pfalz, die seit ihres unglücklichen Vaters Vertreibung Schutz in England gesucht hatten. Die Yorker boten sogar ihrem Könige freiwillig Hilfe an, und mehrere Provinzen folgten dem Beispiel. Sogleich erging ein Beschluß des Parlaments, daß jeder, der dem Könige Beistand leisten würde, für einen Feind des Vaterlandes zu achten sei. Dagegen erließ Karl eine Proklamation, kraft welcher das Parlament und dessen Anhänger für die wahren Verräter der rechtmäßigen Verfassung erklärt wurden. Jetzt war der Bürgerkrieg unvermeidlich. Beide Teile rüsteten. Aber der König hatte kein anderes als geschenktes oder erborgtes Geld, dagegen war das Parla-

ment im Besitz der Flotte, der Hauptstadt und aller Seestädte und hatte sich aller königlichen Einkünfte bemächtigt. Die Londoner schickten soviel Silbergeschirr in die Münze, daß es an Leuten fehlte, die Gaben alle anzunehmen; sogar silberne Fingerhüte und Schmucknadeln von Frauen waren darunter. Alles junge Volk von London ließ sich zum Dienst einschreiben; an einem einzigen Tage meldeten sich über 4000 Mann. Mit den Schotten, die noch in Waffen waren, wurde ein Bündnis geschlossen. Gegen solche Hilfsmittel waren die des Königs allerdings gering. Die Königin verpfändete ihre Juwelen in Holland und erhielt dafür Geld und Schiffe; leider ward ein Teil der letzteren von englischen Kapern aufgebracht, und so blieb auch diese Hilfe unbedeutend. Auswärtige Mächte konnten sich um die englischen Händel nicht bekümmern. Die meisten waren in den dreißigjährigen Krieg verwickelt, in Frankreich erfolgte in diesem Jahre Richelieus Tod, und überdies hatte Großbritannien in den Augen auswärtiger Mächte noch geringe Bedeutung.

Noch wollte Karl mit seinem revolutionären Parlamente den Weg der Güte versuchen und bot die Hand zu einem gütlichen Vergleich. Aber die Bedingungen, die man ihm stellte, waren so hart, daß er sie nicht annehmen konnte. So brach er denn mit 10 000 Mann von Shrewsbury (Schruhsberri) gegen London auf. Das Parlamentsheer, unter dem Befehl eines Grafen von Essex, stellte sich bei Worcester zur Wehr, und bei Edgehill kam es zum Treffen. Prinz Ruprechts Gewandtheit zerstreute die Feinde; Karl, nun schon mutiger, rückte näher an London heran, und jetzt bot das Parlament einen Vergleich an. Der König empfing die Abgeordneten zu Oxford, da er aber auf völlige Wiederherstellung der ehemaligen königlichen Gewalt drang, so zerschlugen sich die Unterhandlungen fruchtlos. Dagegen waren im folgenden Jahre (1644) die königlichen Waffen entschieden glücklich; Prinz Ruprecht nahm Bristol weg, und die Truppen des Königs schlugen die des Parlaments zweimal aufs Haupt. Aber der König war ärmer als jemals, und seine nicht bezahlten Soldaten murrten; er berief nach Oxford ein zweites Parlament, aber dieses konnte ihm kein Geld schaffen. Das Londoner Parlament half sich durch eine Accise auf Bier, Wein und Korn, von der man früher nichts gewußt hatte, die aber jetzt das Volk bereitwillig zahlte.

Bisher hatten die Schotten noch keinen Anteil an dem Kriege genommen, jetzt aber, da ganz England mit Truppen besetzt war, rückten sie auch ein (1644). Der König hatte dagegen ein in Irland geworbenes Corps durch Versprechungen gewonnen, das mitten im Winter die Überfahrt nach England machte. Aber ihnen lauerte Thomas Fairfax (spr. Fehrfex), ein trefflicher General der Parlamentstruppen, auf, griff sie bei Nantwich im nordwestlichen Teile von England an und vernichtete sie völlig. In demselben Jahre verloren des Königs Generale eine Hauptschlacht gegen den nämlichen Fairfax und dessen trefflichen Untergeneral Cromwell, und Karl selber mußte sich nach einem zweiten Treffen mit großem Verlust nach Oxford zurückziehen.

5.

Jetzt beginnt der Zeitpunkt, in welchem Cromwell die Hauptrolle in dem Trauerspiel übernimmt. Oliver Cromwell stammte aus guter, obwohl nicht reicher Familie des Fleckens Huntington. Merkwürdige Schicksale schwebten schon über seiner ersten Jugend. Als Kind hatte ihn ein großer Affe aus der Wiege genommen und war mit ihm, zum Schrecken der Familie, auf das Dach gestiegen. Späterhin wurde der kleine Wagehals von einem Pfarrer aus dem Wasser gezogen. Man hielt ihn zu den Wissenschaften an, aber sein wilder, unruhiger Sinn fand größere Freude am Umherschweifen, an allerlei Raufereien. Nachdem er sein väterliches Erbteil in Trunk und Spiel verschleudert hatte, sah man plötzlich eine seltsame Bekehrung mit ihm vorgehen. Er las theologische und militärische Schriften, mischte sich unter die hitzigsten puritanischen Eiferer, veranstaltete religiöse Klubs, hielt seinen Hausleuten lange Predigten und erbot sich, allen, denen er sonst im Spiele das Geld abgenommen habe, dasselbe wieder herauszugeben. Als er von einem Oheim eine Summe Geldes erbte, übernahm er seine Pachtung, doch mit der ruhigen häuslichen Lebensart wollte es nicht gehen, und er schwärmte tiefsinnig umher. Aus Haß gegen das Kirchenregiment entschloß er sich, nach Amerika auszuwandern, aber der König erlaubte ihm das nicht. Als endlich das lange Parlament zusammentrat, ward er von der Stadt Cambridge zum Deputierten erwählt. Er besuchte die Sitzungen mit Eifer, wurde aber von niemand besonders beachtet, denn seine Erscheinung war mehr widerlich als angenehm. Er war häßlich von Person, schmutzig in seinem Anzuge, grob in seinen Sitten. Seine Stimme war dumpf und unrein, und was er sprach, hing übel zusammen. Er selber mochte sich unter so glänzenden Rednern, wie sie damals das Unterhaus hatte, nicht gefallen und brach sich daher eine andere Bahn. Er hob ein Corps Truppen aus, lauter junge und wohlhabende Pachterssöhne, führte einen ganz eigenen Gemeingeist unter ihnen ein und steckte sie mit seiner religiösen Begeisterung an. Hierauf vereinigte er sich mit Fairfax, einem ehrlichen alten Manne, der aber große Achtung und großes Feldherrntalent besaß. Cromwell erwies ihm überall die größte Ehrerbietung und erwarb sich dadurch dessen Vertrauen im höchsten Grade. Das der Soldaten hatte er längst. Sein rasches, durchgreifendes Wesen und seine unerbittliche Strenge wirkten auf den Trägen ebensosehr, als sein belebender Zuspruch dem Tapferen schmeichelte, und trotzdem, daß er erst in seinem 43. Jahre das Kriegshandwerk ergriff, führte er doch kraft seines Genies das Kommando wie der geübteste General.

Nichts teilte sich von seinem Geiste schneller den Truppen mit, als sein religiöser Enthusiasmus. Cromwell war Hauptmann und Feldprediger zugleich, und darin hatte er im Heer viele seinesgleichen. Sie sangen Psalmen und sprachen mit den Worten der Bibel. Die Grundsätze, die hier gepredigt wurden, waren aber noch viel strenger, als die der Puritaner. Man lehrte: Oberherrschaft und Rang sei in weltlichen wie in geistlichen Dingen ganz

unerlaubt; jedermann sei geboren, frei zu denken und zu handeln, weder Bischöfe noch Könige hätten das Recht, diese Freiheit zu beschränken. Diese Sekte, die sich Independenten (Unabhängige) nannte, strebte nach der Vernichtung des Königtums und ging sehr schlau zu Werke. Zuerst setzte sie im Hause der Gemeinen ein Gesetz durch, kraft dessen kein Parlamentsglied künftig ein Kommando im Felde führen dürfte. Dieser Vorschlag war vielen Gliedern des Unterhauses willkommen, da sie schon längst die Herren des Oberhauses mit Neid an der Spitze der Armeen gesehen hatten. So kam die Hauptmacht in die Hände von Sir Thomas Fairfax, der kein Parlamentsglied war. Eigentlich hätte nun auch Cromwell seine Stelle aufgeben müssen, allein Fairfax stellte dem Parlamente vor, daß dieser Gehilfe ihm jetzt unentbehrlich sei, und so ward das Gesetz zu Gunsten Cromwells vergessen.

Der König, welcher sich den Winter hindurch in Oxford aufgehalten hatte, versuchte neue Unterhandlungen. Wirklich versammelten sich zu Anfang des Jahres 1645 Abgeordnete von beiden Seiten, aber dem Parlamente war es längst nicht mehr Ernst, den König wieder anzunehmen. Ihn immer mehr zu kränken, nahm man jetzt den Prozeß des noch im Tower sitzenden Erzbischofs Laud wieder vor und sprach ihm, wie vor vier Jahren seinem Freunde Strafford, das Todesurteil. Auch er ging, wie jeder Mann von Charakter, den letzten Gang mit Würde und Fassung. „Niemand“ — sagte er auf dem Schafotte — „kann eifriger begehren, aus dieser Welt zu gehen, als ich selber.“ Betend kniete er nieder und legte das Haupt auf den Block, das mit einem Streiche herunterflog.

Im Felde war der König nun immer unglücklich, seitdem Fairfax und Cromwell den Oberbefehl des Parlamentsheeres hatten. Die Königlichen verloren einen Platz nach dem andern, und als am 14. Juni 1645 ihr Hauptcorps unter Prinz Ruprecht bei Naseby (Nehsbi) völlig von Fairfax und Cromwell geschlagen ward, mußte der König nach Wales fliehen und seinen ältesten Prinzen nach Frankreich schicken, wohin die Königin bereits vorangegangen war. Alle seine Truppen wurden vertrieben und vernichtet.

6.

In dieser äußersten Not faßte der unglückliche König den Entschluß, sich den Schotten in die Arme zu werfen. Er wußte, daß die schottischen Puritaner mit den englischen Independenten schlecht zufrieden seien, und hoffte, wenn er mit vollem Vertrauen sich an jene wendete, sie gegen seine aufrührerischen Engländer für sich zu gewinnen. Verkleidet und nur von zweien seiner Diener begleitet, ritt er des Nachts zum Thore von Oxford hinaus und kam am 5. Mai 1646 im Lager der Schotten an. Die schottischen Generale waren über seinen Besuch sehr verlegen, und da das Londoner Parlament sogleich ein Edikt erließ, worin jedem der Tod gedroht wurde, der sich mit dem flüchtigen Könige zu schaffen mache, so hatten sie die Feigheit, das Parlament sogleich von seiner Ankunft zu unterrichten.

Ihm selber gaben sie indes eine Ehrenwache, dem Anscheine nach, — im Grunde aber eine Zwangswache, um sein Entfliehen zu verhindern. Jetzt sah der König wohl, wie schlecht er sich gebettet hatte. Keine Spur von Teilnahme fand er hier, keine Nachricht von seinen Freunden, seiner Familie, keinen religiösen Zuspruch, an den er so sehr gewöhnt war; vielmehr nichts als Lästerungen der ausgelassenen Puritaner. Zu den Predigten, denen er hier beiwohnen mußte, wählte man solche Texte, die ihn kränkten. Einer dieser fanatischen Pfaffen, nachdem er im Eingange seiner Predigt über die gottlosen Regenten geeifert, gab der Gemeinde auf, ein Lied zu singen, welches anfing: „Was rühmst du doch, Tyrann, dich noch — all deiner Frevelthaten?“ Worauf der König von seinem Sitze aufstand und mit lauter Stimme einen andern Psalm ankündigte, dessen Anfangsworte waren: „Hab Mitleid, Herr, ich bitte dich, — sie wollen mich verschlingen!“ Er hatte die Freude, von der gerührten Gemeinde wirklich dieses Lied vorgezogen zu sehen.

Nur schade, daß diese Rührung den Häuptern der schottischen Armee fremd blieb. Ihr Vorteil lag ihnen näher. Das Parlament war ihnen gegen 400 000 Pfund Hilfsgelder schuldig und versprach ihnen, diese Summe in zwei Terminen pünktlich abzuzahlen, wenn sie dagegen den König ausliefern wollten. Manche schämten sich dieses unwürdigen Handels, doch bei der Mehrheit ging er durch. Der König wurde von einem Trupp englischer Soldaten abgeholt und nach Holmby in der Grafschaft Nordhampton in engen Gewahrsam gebracht (1647).

7.

Nun aber sollte auch der Übermacht des Parlaments ein Ende gemacht werden, und Cromwell mit seinen Soldaten tyrannisierte es wieder ebenso, wie es seinerseits den König tyrannisiert hatte.

Die Armee hatte große Summen rückständigen Soldes zu fordern, die das Parlament trotz der schweren Steuern, welche es dem Volke auferlegte, nicht sobald auftreiben konnte. Um ihr anderweitige Beschäftigung zu geben, wollte man sie nach Irland schicken, allein dieser Befehl erregte allgemeines Mißvergnügen. Die entschlossensten Offiziere setzten eine Vorstellung an das Parlament auf, die von allen Soldaten unterschrieben wurde, und in welcher das gesamte Heer vollkommene Entschädigung für seine Dienste verlangte, widrigenfalls es nicht nach Irland gehen würde. Die Antwort war für die Rädelsführer erwünscht: das Gesuch ward für Meuterei erklärt. Hierauf folgte eine noch ernsthaftere Gegenschrift von Seiten der Independenten, unterschrieben von mehr als 200 Offizieren. Cromwell war heimlich die Seele des ganzen Aufruhrs, aber der Heuchler wußte so schlau seinen Anteil daran zu verbergen, daß das Parlament gerade ihn beauftragte, den Zwiespalt zu schlichten.

Während dieses mißlichen Handels gab insgeheim Cromwell einem seiner Offiziere den Auftrag, den König aus Holmby zu entführen und ihn ins Lager zu bringen. Mit 500 Reitern ward der Anschlag ausgeführt;

der Wurf war nun geworfen. Das Parlament ohne Armee war ebenso ohnmächtig, als der König ohne Parlament. Der behagliche Fairfax überließ Cromwell völlig das Oberkommando, und dieser führte das Heer geradezu auf die Hauptstadt los. Die Einwohner Londons waren darüber mehr erfreut, als erschrocken, denn sie hatten nun fünf Jahre lang zur Genüge erfahren, was es heißt, statt eines, hundert Herren über sich zu haben, und sie haßten das Parlament gründlich. Das Haus der Gemeinen, um sein Ansehen besorgt, gestand schnell der Armee alle ihre Forderungen zu, aber diese ließ es nunmehr nicht dabei bewenden. Sie verlangte, alle ihre Feinde im Parlament sollten bestraft werden, und als solche wurden die elf mächtigsten Häupter der Presbyterianer-Partei angegeben. Was war zu thun? Die elf Glieder legten freiwillig ihre Stellen nieder, aber das Heer hatte schon wieder eine neue Forderung in Bereitschaft. Die Stadtmiliz sollte abgeschafft und mit einer Abteilung von Independenten vertauscht werden. Auch dieses Gesuch mußte das Parlament bewilligen, aber die Bürger erhoben darüber einen Aufstand. Dies hatte Cromwell gewünscht, denn nun hatte er einen Vorwand, um in die Stadt zu rücken. Am 6. August 1647 zogen die Regimenter ein, ohne daß die Stadtmiliz es hinderte. Ein Teil der Truppen umzingelte das Parlamentshaus, in welchem sogleich sieben Peers angeklagt wurden. Einige Tage darauf ward in allen Kirchen ein Dankfest für die wieder hergestellte Freiheit angesagt.

Den gefangenen König behandelte Cromwell höchst freundlich, und der arme Mann schöpfte schon frohe Hoffnung, daß er durch Cromwell wieder auf den Thron gelangen würde; aber dieser Wahn sollte ihm bald genommen werden. Auf dem Schlosse Hamptoncourt, wohin man ihn gebracht hatte, sah er sich von den ärgsten Hitzköpfen der Independenten umgeben und schöpfte aus ihren Reden und Mienen Verdacht, daß es darauf abgesehen sein möchte, ihn durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. Cromwell rät ihm heuchlerischer Weise, zu fliehen; er entkommt auch wirklich und erreicht die Meeresküste. Aber kein Schiff, das ihn hätte über das Meer führen können, war zu sehen. Ungewiß, wohin er sich wenden sollte, fiel ihm ein, den Gouverneur der nahen Insel Wight (Ueiht) um Schutz zu bitten. Aber dieser Mann war einer von Cromwells treuesten Gehilfen. Ein abgesandter Bote kam mit einer freundlichen Einladung vom Gouverneur zurück; der König begab sich zu ihm, wurde aber sogleich verhaftet und an Cromwell wieder ausgeliefert. Nun setzte man ihn in noch strengere Haft und behandelte ihn wie einen gemeinen Verbrecher. Die Independenten und Anhänger Cromwells sprachen laut die Ansicht aus, daß der König, weil er seine Pflichten verletzt habe, nach dem Gesetze gerichtet werden müßte, und das Parlament selber müsse ihn verurteilen.

Erst jetzt rührte sich das Gewissen des Volkes, besonders in Schottland, und so sehr man auch vorher den König gehaßt hatte, so abscheulich fand man doch die Idee, ihn hinzurichten. Nachdem die Schotten vergeblich sich bei dem Parlament in London beschwert hatten, rückte Lord Hamilton, ein schottischer Peer, mit 40 000 Mann in England ein; mit ihnen verbanden

sich die treuen Walliser. Aber Cromwell entflammte sein Heer mit neuem Eifer und schlug die Königlichen in mehreren Schlachten, nahm auch den wackeren Hamilton gefangen. Dann rückte er schnell in London ein, umzingelte das Parlament und ließ über 200 der versammelten Abgeordneten teils festnehmen, teils ausweisen. Die übrigen, etwa 60 an der Zahl, waren lauter Independenten und Werkzeuge des Usurpators. Unverzüglich wurde nun dem Könige der Prozeß gemacht. Sie klagten ihn an, er habe bei seiner Thronbesteigung sich eidlich verpflichtet, die Freiheiten seiner Unterthanen zu schützen, diesen Eid aber gebrochen; er habe die Entscheidung seiner Sache dem Gott der Schlachten anheimgestellt, und dieser habe gegen ihn entschieden; er sei nun verantwortlich für das vergossene Blut, und den Vertretern des Volkes komme es zu, ihn zu richten und für die Zukunft ähnliches Unheil durch eine Republik unmöglich zu machen. Sofort faßten sie den Beschluß, einen Gerichtshof zu errichten und über den Verräter Karl Stuart (nicht anders wurde der König mehr genannt) das Urteil zu sprechen. Das Oberhaus verwarf einstimmig den verabscheuungswürdigen Beschluß; doch die Bosheit der Independenten trug den Sieg davon, und das Unterhaus erklärte sich für genügend, um das Volk zu vertreten. Cromwell spielte seine Heuchlerrolle gut. Er stellte sich verwundert über Gottes wunderbare Fügungen und versicherte, er würde den verabscheut haben, der ihm noch wenige Wochen zuvor von des Königs Hinrichtung gesprochen hätte; indessen jetzt erkenne er wohl aus der allgemeinen Übereinstimmung der Lieblinge Gottes, daß diese außerordentliche Begebenheit auf höhere Zulassung geschehe. Noch kürzlich habe er für die Wiedereinsetzung des Königs sprechen wollen, allein die Zunge habe ihm plötzlich am Gaumen geklebt, und das sei ein deutliches Zeichen des göttlichen Willens gewesen.

8.

Indem diese Dinge alle Gemüter beschäftigten, verlangte ein begeistertes Weib aus Herfortshire Gehör vor dem militärischen Konzil, sprach viel von gehabten Offenbarungen und versicherte, daß der eingeschlagene Weg nach Gottes eigenem Zeugnis der rechte sei. Dies tröstete und beruhigte viele, die bis dahin noch gezweifelt hatten, und so gingen denn die religiösen Leute in Gottes Namen ans Werk. Der König wurde nach London gebracht, wo seine Wärter schon völlig mit ihm wie mit einem Missethäter verfuhren. Die Abgeordneten der Gemeinen setzten einen Gerichtshof zu Westminsterhall ein, der aus 133 Richtern bestehen sollte, von denen sich aber kaum 70 einfanden. Diese waren meistens Offiziere, lauter Independenten, an ihrer Spitze Cromwell und dessen fanatischer Schwiegersohn Ireton. Der alte Fairfax war trotz der Einladung nicht erschienen. Man führte den König vor. Die Räume waren mit Zuschauern dicht bedeckt. Als der Ausrufer die Namen der Richter laut vorlas und auch den des Generals Fairfax nannte, rief eine Stimme aus dem Zuschauerhaufen: „Der ist zu klug, um hier zu sein!“ Und als die ersten Worte der Anklage vorgelesen wurden: „Im Namen des ganzen englischen Volkes“ — rief die nämliche Stimme:

„Nicht der zehnte Teil desselben!" Der wachthabende Offizier befahl jetzt, Feuer zu geben nach der Stelle, woher die Stimme komme, und da zeigte sich's denn, daß der kühne Sprecher — Lady Fairfax war.

Die Anklage geschah darauf mit größter Feierlichkeit. Die Antworten des Königs waren würdevoll und ruhig. Wie übel berechnet auch sein Leben gewesen war, so hatte sein langes Gefängnis doch sein Gemüt gereinigt und gestärkt, und man kann sagen, daß er in seinen letzten Tagen dem Sokrates an Fassung und edler Besonnenheit geglichen habe. Die Soldaten, die ihn zum Gericht führten, mußten auf Befehl ihrer Offiziere laut schreien: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!" — „Arme Wichte!" sagte Karl, „für ein wenig Geld würden sie ebenso mit ihrem jetzigen Anführer verfahren!" Es gab unter den gemeinen Kerlen einige, die ihm sogar ins Gesicht spieen. Er gedachte des großen Märtyrers Jesus Christus und trug es schweigend. Nur einer von den Soldaten, von des Königs Schicksal gerührt, begann in dessen Gegenwart für sein Heil zu beten. Aber ein barbarischer Offizier, der es bemerkte, gab ihm einen Schlag über den Kopf, daß er niederstürzte. Mit sanfter Stimme sagte der König: „Mich dünkt, die Strafe war zu hart für das Vergehen."

Nur dreimal ward der König vorgeladen, und jedesmal verwarf er die Befugnis der Versammlung, ihn zu richten; er berief sich wiederholt auf die von ihm gemachten milderen Anordnungen und erinnerte an die Hartnäckigkeit und Frechheit des Parlaments. Man verhörte darauf, sehr überflüssig, einige Zeugen, welche beschwören mußten, daß der König wirklich Krieg gegen sein Parlament geführt habe, und hierauf erfolgte der Spruch (27. Januar 1649). Das Volk rührte sich nicht; das Ungeheure der Begebenheit und der schreckende Ernst der bewaffneten Gewalthaber hielt jedes Gemüt erstarrt und jede Zunge gefesselt. Aber wie sich in Zeiten schwerer Verhängnisse oft die edelsten Züge der menschlichen Natur offenbaren, so ward auch in jenen traurigen Tagen manche rührende Erscheinung sichtbar. Vier Grafen, sonst des Königs Freunde und sämtlich ehrenwerte Männer, stellten sich persönlich vor Gericht und sagten aus, sie allein seien als ehemalige Ratgeber des unschuldig verurteilten Königs an allen den Schritten schuld, die man ihm jetzt zum Verbrechen angerechnet habe; sie also sollte man strafen und dafür den König freilassen, dessen Charakter alle Hochachtung verdiene. Aber sie wurden abgewiesen.

Nach gesprochenem Urteil blieben dem König nur noch drei Tage bis zur Vollziehung desselben. In diesen Tagen ließ man seine beiden Kinder, die 14jährige Prinzessin Elisabeth und den noch jüngeren Prinzen von Glocester, die beide noch in England geblieben waren, zu ihm. Der harte Cromwell selbst, welcher Zeuge der ersten Zusammenkunft dieses liebevollen Vaters mit seinen Kindern war, gestand, er habe in seinem Leben nichts Rührenderes gesehen. Diese Vergünstigung war dem Unglücklichen die größte Wohlthat, die man ihm noch hatte erweisen können. Sie beruhigte völlig sein Gemüt, und so nahe er den Pforten des Todes stand, so erquickte ihn doch noch jede Nacht der sanfteste Schlaf, trotz dem Geräusch, welches die

Zimmerleute vor seinem Fenster machten. Das Blutgerüst ward nämlich öffentlich in der Straße von London errichtet, in welcher das Schloß Whitehall lag — um der Handlung jedes Zeichen des schüchternen Meuchelmords zu benehmen.

Am Morgen des Todestages (30. Jan. 1649) stand der König früh auf, legte seine kostbarste Kleidung an und ließ sich von seinem treuen Freunde, dem Bischof Juxon (spr. Dschöksen), zum Schafott begleiten. Die ganze Straße war mit Menschen übersäet; in einem Fenster, dem Schlosse gegenüber, sah Cromwell, auf ein seidenes Polster gestützt, dem Schauspiel ruhig zu. Karl wollte das Volk anreden, aber die um die Blutbühne aufgestellten Soldaten machten mit ihren Waffen ein solches Geräusch, daß er diesen Gedanken aufgeben mußte. — Er unterredete sich daher bloß mit seinen nächsten Begleitern, erkannte sein Schicksal als eine gerechte Strafe dafür, daß er in des braven Straffords Hinrichtung gewilligt, ermahnte die Nachbleibenden zum Frieden und verzieh allen seinen Feinden. Zuletzt tröstete ihn Juxon mit der Aussicht auf ein besseres, schöneres Leben. „Ich weiß es," antwortete der König — „ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen über, dorthin, wo kein Kummer wohnt." Hierauf kniete er nieder und legte sein Haupt auf den Block. Ein Scharfrichter mit einer Maske schlug ihm dasselbe mit einem Hiebe herunter, worauf ein anderer, gleichfalls verlarvt, es bei den Haaren ergriff und mit den Worten dem Volke zeigte: „Dies ist der Kopf eines Verräters!" Jedermann wandte den Blick vor Wehmut und Unwillen weg; nur Cromwell sagte ruhig zu den Umstehenden: „Nun ist die Religion gerettet und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen und die Ruhe nach außen zu erhalten."

9.

Das Königtum wurde nun als auf ewige Zeiten für abgeschafft erklärt, das Oberhaus als unnütz und schädlich vernichtet, ein neues Reichssiegel angefertigt mit der Umschrift: „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen hergestellten Freiheit, 1649." Viele vom höchsten Adel wurden hingerichtet, des Königs Bildsäule umgestürzt und das Piedestal mit den Worten versehen: „exiit tyrannus, regum ultimus." *) Zuletzt wollten die Independenten auch noch die beiden Kinder des Königs bei Handwerkern unterbringen, allein die Prinzessin Elisabeth starb bald vor Gram, ehe sie noch den ihr zugedachten Knopfmacher heiraten konnte; den kleinen Prinzen schickte Cromwell selber, zur größeren Vorsicht, über das Meer.

So war denn jetzt England eine Republik, und das neue Parlament bekam den Namen Rumpf-Parlament, weil es nach Aufhebung des Oberhauses nur ein Rumpf ohne Kopf war. Die verwittwete Königin lebte mit ihren Kindern in Paris, war aber, obgleich sie Heinrichs IV. Tochter

*) Der Tyrann endete als der letzte der Könige.

war, vom Hofe so sehr vernachlässigt, daß sie aus Mangel an Holz an kalten Tagen sich mit ihrer Tochter im Bette erwärmen mußte. Ihr ältester Prinz, Karl II., hielt sich bald in Holland, bald in Frankreich, bald auf der Insel Jersey auf, arm und verlassen, doch nicht ohne Hoffnung, den blutbefleckten Thron seines Vaters wieder zu besteigen. Die Irländer und Schotten waren mit der neuen Regierung sehr unzufrieden. Ein wackerer Schotte, Marquis von Montrose, hatte zuerst die Fahne des Aufstandes erhoben zu Gunsten Karls II., aber noch war die Furcht vor dem neuen Machthaber so groß, daß er sein kühnes Wagstück mit dem Galgen büßte, ohne daß man ihn retten konnte. Da indessen der Prätendent Karl selber mit sieben Schiffen an der Küste von Schottland erschien und den Schotten alle ihre Forderungen gewährte, wenn sie ihm beistehen wollten: so erklärte sich endlich das ganze Volk gegen Cromwell und brachte ein ansehnliches Heer zusammen. Doch Cromwell zog zuerst gegen Irland, erfocht Sieg auf Sieg und machte das unglückliche Land fast zu einer Einöde; dann führte er einen gleichen Vertilgungskrieg gegen Schottland, wo er den neuen König so entscheidend schlug, daß dieser sich nur mit Mühe nach Frankreich retten konnte. Die Schotten mußten sich vor dem gewaltigen Sieger beugen, und ihr Land wurde mit England vereinigt.

Was sollte nun Cromwell thun? Er wollte nicht in den Privatstand zurückkehren, sondern auf der betretenen Bahn vorwärts gehen, England groß und mächtig, sich aber zum unbeschränkten Herrn des Staates machen. Zunächst mußte ein auswärtiger Krieg die Soldaten zusammenhalten und ihn selber unentbehrlich machen. Im vergangenen Jahre (1650) hatte das Rumpf-Parlament den vereinigten Niederlanden ein Freundschaftsbündnis angeboten, allein die Holländer hatten die englischen Gesandten sehr kalt aufgenommen und den Antrag abgelehnt. Dies nahm Cromwell zur Veranlassung, das Parlament gegen sie zum Kriege aufzufordern. Der erste Schritt dazu war die zu Anfange des Jahres 1651 erlassene Schiffahrtsakte, durch welche allen seefahrenden Nationen untersagt ward, in ihren Schiffen andere als solche Waren in englische Häfen einzuführen, die entweder Produkte oder Fabrikate ihres eigenen Landes wären. Diese Akte brachte dem englischen Handel ebensoviel Vorteil, als dem niederländischen Schaden. Englische Kaper machten von der Zeit an bald Jagd auf die holländischen Schiffe, die jener Akte zuwiderhandelten, und nahmen in kurzer Zeit den Holländern gegen 80 Schiffe weg. Ehe noch der Krieg förmlich erklärt war, gerieten eine englische und eine holländische Flotte im Kanal aneinander, wie zufällig gingen die Feindseligkeiten an, und es entstand daraus eine blutige Seeschlacht, in welcher beide Teile einen gleich starken Verlust erlitten. Nun war zur Freude Cromwells der Krieg begonnen, der englische Admiral Blake (Blehk) mußte sogleich nordwärts steuern und die holländische Heringsflotte wegnehmen, und der Seekampf entbrannte aller Orten. Die Holländer erlitten durch ihren neuaufstrebenden Nebenbuhler großen Verlust.

Nun saß Cromwell wieder fest im Sattel, denn er war der Treue seiner Soldaten gewiß. Das Parlament aber wollte ihm mehrere Regimenter ab-

spenstig machen und sich von der Gewalt der Militär-Partei befreien. Da berief Cromwell wieder seine Offiziere zusammen und faßte einen schnellen Entschluß. Mit 300 Soldaten eilte er nach Westminsterhall, wo die Abgeordneten eine Sitzung hielten. Nachdem er Thür, Treppen und Vorzimmer des Gebäudes mit seinen Soldaten besetzt hatte, trat er mit einigen Offizieren in den Versammlungssaal, setzte sich nieder und hörte etwa eine Viertelstunde den Debatten zu. Dann sagte er einem Offizier ins Ohr: „Jetzt ist das Parlament zur Auflösung reif!" — „Herr!" erwiderte dieser leise, „ich bitte Sie, es ernstlich zu überlegen, bevor Sie Hand anlegen!" — „Wohl gesprochen!" erwiderte der General und saß wieder eine Viertelstunde still. Als nun aber die Versammlung einen Beschluß gegen Cromwell fassen wollte, sagte er abermals zum Offizier: „Jetzt ist es Zeit, ich muß es thun!" und plötzlich sprang er auf, trat mitten unter sie alle und überhäufte sie in einer unverständlichen polternden Sprache mit den heftigsten Vorwürfen über ihre Tyrannei, ihren Hochmut und ihre Erpressungen. Alle erstaunten und richteten sich in die Höhe, aber ehe noch einer Worte finden konnte, die Schmähungen zu erwidern, stampfte er heftig mit dem Fuße, und auf dies verabredete Zeichen füllte sich plötzlich der ganze Saal mit Soldaten. Der Anblick dieser Getreuen erhöhte seine Kühnheit. „Schämt euch," fuhr er die Parlamentsglieder an, „und packt euch fort! Macht ehrlichen Leuten Platz, die ihr Amt besser verwalten! Ich sage euch, ihr seid nicht länger ein Parlament! Der Herr ist mit euch fertig und hat sich andere Werkzeuge erkoren, sein Werk zu betreiben!" Hier unterbrach ihn ein gewisser Sir Harry Vane, aber Cromwell überschrie ihn, indem er krampfhaft brüllte: „O Sir Harry Vane, Sir Harry Vane! Der Herr befreie mich von Sir Harry Vane!" Hierauf nahm er einen beim Rocke und sagte zu ihm: „Du bist ein Ehebrecher!" zu einem anderen: „Du bist ein Säufer!" zu einem dritten: „Du bist ein Wucherer! Was sollen wir mit diesem Gesindel? Fort mit euch!" Die Soldaten waren schon in voller Arbeit, einen nach dem andern aus der Thür zu werfen. Cromwell blieb bis zuletzt, und als der Saal leer war, ließ er die Thür verschließen und ging ruhig nach seiner Wohnung im Palast Whitehall zurück.

10.

So seltsam war in wenig Augenblicken die ganze gesetzgebende Macht in England vernichtet. Jedermann erwartete nun still und furchtsam, in welcher Gestalt die neue Regierung hervortreten würde. Es sollte wieder ein Parlament werden, aber von lauter Begeisterten und Heiligen, die Cromwell fast alle selbst, bloß nach angehörtem Gutachten seines Staatsrats, erwählte. Es waren 128 Personen aus verschiedenen englischen Städten, nur fünf waren aus Schottland und sechs aus Irland. Sie sollten nur 15 Monate Sitzung halten und nachher ihre Nachfolger selber wählen. Am 4. Juli 1653 kam dieser tolle Regierungskonvent zusammen. Die meisten Glieder derselben waren gemeine Handwerker, und ihr eifrigster Schreier, von welchem nachher das Parlament auch den Namen erhielt, war ein fanatischer Lederhändler,

Preisegott Barebone (Behrbohn). Ihre Zusammenkünfte glichen mehr Frömmler-Konventikeln als Staatsversammlungen, denn mit langen Gebeten fingen sie an und endeten sie, man hörte nichts als Sprüche und Anspielungen aus dem alten Testamente, sie nannten die Geistlichen Baalspriester, die Holländer sündige Mammonsdiener, sich selbst aber Wiedergeborene. Einer unterschrieb sich Machfriede Heaton, ein anderer: Tötediesünde Pimple, ein dritter: Stehefestinderhöhe Stringer, ein vierter: Weinenicht Billin, ein fünfter: Kämpfedengutenkampfdesglaubens White und dergl. mehr.

Cromwell selber fühlte, daß dieser Unsinn nicht lange Bestand haben könnte, auch hatte er die ganze Farce nur deshalb veranstaltet, um sich dem großen Ziele immer mehr zu nähern, das ihm längst vor Augen stand, an welches sich aber viele seiner wärmsten Anhänger nicht gewöhnen lassen wollten. Unter den religiösen Schwärmern waren viele, die ihm nur darum so treu gedient hatten, um das Reich Christi, welches sie erwarteten, auf Erden vorzubereiten, und die geneigt waren, ihren Führer als den abscheulichsten Heuchler zu verlassen, wenn sich's am Ende zeigen sollte, daß er nur darum die Herrschaft der Stuarte gestürzt habe, um sie für sich selbst zu gewinnen. Er hatte deshalb in seinem militärischen Staatsrate selbst oft harte Kämpfe zu bestehen und schwankte lange, was er thun sollte. Endlich trug sein kühner Herrschergeist den Sieg davon, er besprach sich heimlich mit einem Ausschusse der vornehmsten Glieder des Barebone-Parlaments, die ihm besonders anhingen, und diese mußten eines Tages eine Stunde früher in die Sitzung kommen und in größter Geschwindigkeit votieren, daß das Parlament jetzt überflüssig sei, und daß man daher die Herrschaft wieder in die Hände desjenigen zurückgeben müßte, von dem man sie empfangen habe. Sobald der Beschluß gefaßt war, eilten Deputierte zu Cromwell, ihm denselben feierlich zu überbringen. Unterdessen aber hatten sich die übrigen Parlamentsglieder eingefunden und wunderten sich des Geschehenen nicht wenig. Doch als sie Rat hielten, wurden sie schnell auf ähnliche Art unterbrochen, wie das Rumpfparlament. Oberst White erschien mit einem Trupp Soldaten und fragte sie, was sie hier machten. „Wir suchen den Herrn!" antwortete einer. „Dann müßt ihr anderswo hingehen," — versetzte der Oberst — „denn wie ich für gewiß weiß, ist er schon seit mehreren Jahren nicht mehr hier gewesen." Und damit trieb er sie zum Hause hinaus (12. Dez. 1653).

So lag nun die Regierung abermals in den Händen des Militärs. General Lambert, Cromwells treuester Zögling, bemächtigte sich jetzt der Gemüter aller Offiziere, entwarf einen neuen Regierungsplan und ersann eine neue Würde für Cromwell, der unter dem Titel eines Protektors (Beschützers) die volle Kraft der Königswürde haben sollte. So hoffte er alle Teile zu befriedigen. Wirklich genehmigte der Rat der Offiziere den Entwurf, und Cromwell ward öffentlich zum Protektor auf zeitlebens erklärt. Ihm ward ein Staatsrat beigesellt, alle drei Jahre sollte er ein Parlament zusammenberufen, und nach seinem Tode sollte der Staatsrat einen Nachfolger bestimmen dürfen. Eine stehende Armee von 20000 Mann Fußvolk

und 10000 Reitern sollte die neue Verfassung schützen, und aus den öffentlichen Fonds sollte der Sold für die Unterhaltung des Heeres genommen werden.

11.

Die in so kurzer Zeit gemachte Verfassung hatte viele Mängel, aber die Kraft des außerordentlichen Herrschergeistes, der in Cromwell lebte, deckte sie. Nie ist England berühmter und allen Nachbarmächten respektabler gewesen, als in den fünf Jahren, da Cromwell an der Spitze der Geschäfte stand. Auswärtige Monarchen buhlten um seine Freundschaft und sandten ihm Glückwünsche zu, selbst der stolze Ludwig XIV. nannte ihn seinen Bruder. Um die Versuche der Königlichgesinnten im Innern des Landes zu vereiteln, besoldete der Protektor Hunderte von Spionen, die ihm jeden Aufstand schon im voraus mitteilten, so daß er wirksame und strenge Maßregeln treffen konnte. Der Seekrieg mit Holland wurde zu Englands Ruhme beendet, das noch obendrein 85000 Pfund als Kriegskosten erhielt. Um aber die verlorene Freiheit den Engländern vergessen zu machen, begann Cromwell sogleich einen neuen Krieg mit Spanien.

Der treffliche Seeheld Blake hatte eine tüchtige Seemacht geschaffen und begeisterte durch seine Thaten die Engländer so sehr für den Seedienst, daß er eigentlich als Begründer der englischen Übermacht zur See angesehen werden kann. Er führte sein Geschwader ins Mittelländische Meer, wohin seit den Kreuzzügen kein englisches Schiff gekommen war; er griff die Seeräuber unmittelbar in ihren Wohnsitzen Tunis und Algier an und zwang sie durch ein heftiges Bombardement zur Unterwerfung. Als die Kriegserklärung gegen Spanien geschehen war, nahm er eine spanische Silberflotte weg und versenkte viele Schiffe, indes zwei andere englische Admirale St. Domingo angriffen und Jamaika eroberten. Um diesem Kriege noch mehr Gewicht zu geben, schloß Cromwell noch ein vertrautes Bündnis mit den Schweden, dem Erbfeinde Spaniens vom dreißigjährigen Kriege her. Wie sein Feuergeist in allen Dingen nach dem Höchsten strebte, so wollte er auch seiner Nation einen heroischen Schwung, ein Interesse für das Große, Allgemeine geben, und oft hörte man ihn sagen, er wolle den Namen Engländer eben so gefürchtet als geehrt machen, als der Name eines Römers gewesen sei. Auch die Landesverfassung, an der er fort und fort arbeitete, zeugt von demselben kräftigen Streben nach Ordnung und Einheit. Zu Richtern wurden die rechtschaffensten Männer erwählt. Die Truppen wurden in die verschiedenen Städte des Reichs verteilt, in strenger Zucht gehalten und prompt besoldet. Um die Steuern pünktlich einzutreiben, bediente man sich der militärischen Gewalt, und es wurden deshalb 10 Generalmajore mit fast unumschränkten Vollmachten versehen.

Von den royalistischen Anführern, die sich noch immer regten, wurden ein paar Schiffsladungen voll nach Barbados in die Bergwerke geschickt. Aber mit seinen eigenen Anhängern hatte Cromwell noch manche Schwierigkeit. Die sogenannten Heiligen ließen ihn noch immer nicht los, sondern

wollten wie sonst mit ihm beten und singen, seufzen und weinen und die Augen verdrehen und über die Weissagungen im Alten Testamente reden. Da aber der Protektor an diesem Wesen keinen Gefallen mehr fand, verdarb er es natürlich mit vielen. Auch in der Armee gab es noch viele Unzufriedene, und als ihm das feile Parlament die Königskrone antrug, schlug er dieselbe wohlweislich aus, denn er dachte an Cäsars Schicksal. Er mußte auch immer auf seiner Hut sein und ward seines Lebens nicht mehr froh. In seinem Mißtrauen sah er bald nur Feinde um sich her, die auf seinen Tod lauerten. Jedes fremde Gesicht beunruhigte ihn; in großer Gesellschaft schreckte ihn das Geräusch und im einsamen Zimmer die Stille. Er führte nicht nur beständig Pistole, Dolch und Degen bei sich, sondern trug noch einen Panzer unter der Kleidung und that keinen Schritt ohne Begleitung starker Wachen. Seine Reisen machte er wie auf Flügeln des Sturmwindes. Nie kehrte er auf demselben Wege zurück, den er gekommen war; nie sagte er vorher, wann und wohin er gehen wollte. Seine Zimmer hatten verborgene Thüren; sein Schlafgemach wechselte er fast alle drei Tage, und jedesmal sagte er's immer erst den Augenblick vorher und bepflanzte dann den Eingang mit seinen königlich bezahlten Wachen. Sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe, und er war mit Gott und der Welt zerfallen.

Bei solchem Gemütszustande mußte auch seine Gesundheit schwinden. Kaum befiel ihn ein schwaches Fieber, als er auch schon von der Nähe des Todes überzeugt war. Er versammelte auch sogleich mehrere Geistliche um sein Bett und fragte sie, ob es auch unbestreitbar sei, daß der einmal von Gott Erwählte nie ganz verworfen werden könne? Sie bejahten es. „Nun dann, wohl mir!“ rief er aus, „denn dann weiß ich gewiß, daß ich einmal im Stande der Gnade gewesen bin!“ Von dieser Zeit an stieg seine Hoffnung wieder. Aber die Kraft war erschöpft. Die Ärzte zeigten es dem Staatsrate an, daß sein Ende nahe sei. Man fragte ihn darauf, ob er seinen ältesten Sohn zu seinem Nachfolger haben wolle. Er nickte mit dem Kopf und verschied bald darauf, im 59. Jahre seines Alters am 3. Sept. 1658. Ein furchtbarer Sturm erhob sich gerade in der Stunde seines Todes, was seinen zagenden Mitbürgern Stoff zu mancherlei Ahnungen und Betrachtungen gab. Sein Körper ward in der Westminsterabtei unter den Särgen der Könige, jedoch auf Kosten seiner Familie, beigesetzt. Um Cromwell legten die meisten europäischen Höfe Trauer an.

II. Ludwig XVI. Napoleon Bonaparte.*)

Ludwig XVI.

1.

Ludwig XIV. hinterließ bei seinem Tode (1715) eine drückende Schuldenlast von 2700 Millionen Mark, und die Staatseinkünfte der nächsten Jahre

*) Nach Th. Welter.

waren schon zum voraus verzehrt. Sein Nachfolger, Ludwig XV., der zum Unglück des Reiches fast sechzig Jahre (von 1715 bis 1774) König hieß, verstand weder zu regieren, noch zu sparen. Was die Kriege nicht aufzehrten, das verschwendeten und stahlen Minister und Mätressen. Eine dieser Damen, welche sich die Liebe des Königs vorzüglich zu erwerben gewußt hatte, kostete dem Schatze in fünf Jahren 120 Millionen Mark. Man wußte am Ende nicht mehr, wo man Geld herbeischaffen sollte. Da fing der König auf den Rat seiner unwürdigen Minister ein entehrendes, aber einträgliches Gewerbe an. Er ließ Papiere stempeln und befahl, diese wie bares Geld anzunehmen. Er kaufte alles Korn, das unentbehrlichste Bedürfnis jedes Tagelöhners, auf und setzte nun die Kornpreise so hoch, daß er bedeutend dabei gewann, das Land aber schwer gedrückt wurde. Aller Fleiß der Landleute und der Handwerker rang vergebens gegen die Not, unter der alles seufzte. Der Adel hatte die einträglichsten Stellen, die Geistlichkeit reiche Pfründen, beide Stände genossen viele Vorrechte (Privilegien), während der dritte Stand, der Bürger, für nichts geachtet wurde. So entspann sich bei den niedern Volksklassen allmählich Haß und Erbitterung gegen die höheren und gegen das Königtum selber. Der Freiheitskampf der Nordamerikaner, an welchem auch viele Franzosen teilgenommen hatten, lebte noch in aller Herzen und entzündete das Verlangen nach Freiheit. Geistreiche Schriftsteller, wie Rousseau und Voltaire, hatten mit beißendem Witz die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit und die natürlichen Rechte, die jeder Mensch hat, weil er Mensch ist, verkündet. So waren die Gemüter gespannt und mit Sehnsucht schaute das französische Volk auf den jungen König Ludwig XVI., dessen Thronbesteigung ein Freudenfest war.

Ludwig meinte es gut, er fing seine Regierung mit dem ernsten Willen an, dem Landeselend zu steuern. Aber er war zu schwach, um dem drohenden Übel, das schon zu tief Wurzel gefaßt, Einhalt thun zu können. Die Schuldenlast wurde durch seine Gemahlin, Maria Antoinette, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, und durch die verschiedenen Prinzen seines Hauses mit jedem Jahre größer; der Kredit sank mehr und mehr. Vergebens führte der gutmütige König das einfachste Leben, um seinen hartbedrängten Unterthanen die Abgaben zu verringern; die höchst ärgerlichen Verschwendungen seines Hofes blieben nach wie vor. So sah er sich endlich genötigt, dem Rate seines Finanzministers Necker aus Genf zu folgen und die Reichsstände, die seit 1614 nicht versammelt gewesen waren, zu berufen. Necker, der die Absicht hatte, das Defizit der Finanzen durch den Adel und die Geistlichkeit zu decken und dem dritten Stande das Übergewicht zu verschaffen, hatte 600 Deputierte vom dritten Stande (tiers état), 300 vom Adel und eben so viel von der Geistlichkeit versammelt, und der Reichstag wurde in der königlichen Residenzstadt Versailles am 5. Mai 1789 feierlich eröffnet. Es mochte wohl dem Könige nicht ahnen, daß er damit eine Pulvermine angelegt hatte, die ganz Frankreich, ja ganz Europa erschüttern, ihn selber aber vernichten sollte.

2.

Der Adel und die Geistlichkeit waren sehr unzufrieden, den dritten Stand an ihrer Seite zu haben, und hatten auch wenig Lust, große Opfer für das Land zu bringen. Der dritte Stand dagegen verlangte, daß nach Köpfen abgestimmt werden sollte und nicht nach Ständen, denn sonst wären zwei gegen eins gewesen. Darüber kam es zum erbitterten Streit, und Ludwig XVI. löste die ganze Versammlung auf. Doch der dritte Stand blieb auf den Rat des staatsklugen Abbé Sieyes und erklärte sich selber zur Nationalversammlung. Diese kühne Beharrlichkeit begeisterte plötzlich das ganze Volk, und sogar von Adel und Geistlichkeit traten mehrere Abgeordnete zum dritten Stande über, um nun über die Veränderungen zu beraten, die in der bisherigen Verfassung vorgenommen werden sollten.

Der König, höchlich über solchen Gewaltschritt erschrocken, begab sich nun selbst in die Versammlung, drückte sein Mißfallen über die Zwistigkeit der einzelnen Stände aus und befahl zugleich, sie möchte auseinandergehen, um am folgenden Tage nach den drei Ständen abgesondert ihre Beratungen neu zu beginnen. Die Geistlichkeit und der Adel gehorchten dem königlichen Befehle, die Abgeordneten des dritten Standes aber setzten die Beratung fort. Da erschien ein königlicher Gesandter, der Großzeremonieenmeister, mit dem gemessenen Befehl, man solle auf der Stelle auseinandergehen. Doch auch hieran kehrte sich die Versammlung nicht. Graf Mirabeau, ein Mann von seltenem Talent, aber auch seltener Verworfenheit, erhob sich mit kühnem Trotze und sagte dem Diener des Königs: „Geh und sage denen, die dich schicken, daß wir hier auf den Willen des Volkes versammelt sind, und daß wir nur der Gewalt der Bajonette weichen werden.“ Der gutmütige König scheute sich aber, die Bajonette zu brauchen, und vermeinte, es ließe sich alles in Frieden abthun. Darum riet er auch dem Adel und der Geistlichkeit, gütlich mit dem dritten Stande zu verfahren. Aber gerade diese Schwäche brachte die Revolution zum Ausbruch.

Die Bürger hatten Mut bekommen, der Pariser Pöbel stürmte zusammen, die Nationalversammlung gegen jeden ferneren Angriff zu schützen. Böse Menschen von Adel selber suchten heimlich das Volk immer mehr aufzureizen, daß es Ausschweifungen begehen möchte, die man mit Härte strafen könnte. Man gewann die Polizei, Unordnungen des Volks nicht zu hindern, und machte dem Könige eine so schreckliche Vorstellung von der Wildheit der Bürger, daß der König ein Heer von 50 000 Mann um Paris zusammenziehen ließ. Jetzt glaubte die Hofpartei gesiegt zu haben, allein gerade, was sie zu ihrem Schutz gewählt hatte, ward ihr Verderben. Die französischen Soldaten wollten auf die Bürger nicht schießen, eine angebotene Vermehrung des Soldes schlugen alle einmütig ab; die allgemeine Liebe des Volkes belohnte sie. Wo sie öffentlich erschienen, ward ihnen Beifall geklatscht und gerufen; man umarmte und küßte sie öffentlich, die vornehmsten Bürger gingen mit ihnen Hand in Hand.

Da ließ der König deutsche Truppen in Paris einrücken und durch die

Straßen verteilen. Dies vermehrte die Erbitterung und reizte, Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Als seinen Liebling ehrte das Volk den Minister Necker. Das machte ihn der Hofpartei verhaßt, und diese in Verbindung mit der Königin beredeten den König, den Befehl zu erteilen, daß Necker in der Nacht des 11. Juli 1789 Paris verlassen sollte. Die Nachricht von dieser Ausweisung entflammte das Volk von Paris zu wilder Wut, alles lief zu den Waffen und schrie durch die Straßen: „Freiheit oder Tod!" Die Zeughäuser wurden mit Gewalt erbrochen, und bewaffnet zog das Volk vor die Bastille, das ihm längst verhaßte Staatsgefängnis. Diese ward erstürmt und dem Erdboden gleichgemacht, die Besatzung niedergehauen und der Kopf des Kommandanten auf einer langen Stange unter dem Jubel des Volks durch die Stadt getragen. Von dieser That an datiert man die französische Staatsumwälzung (14. Juli 1789).

3.

Der eingeschüchterte König war schwach genug, den Minister Necker sogleich wieder zurückzurufen, sowie alles Militär aus der Umgegend von Paris zu entfernen. Nun meinte das Volk, ihm alles abtrotzen zu können; aus allen Provinzen strömten die unruhigen und neuerungssüchtigen, auch die verworfensten und schlechtesten Menschen in die Hauptstadt, um hier im Trüben zu fischen.

Die Nationalversammlung, deren Seele der dritte Stand war, begann nun rasch, gewaltig und durchgreifend zu wirken. Ohne sich mit der Geldfrage zu befassen, erklärte sie vor allem die Menschenrechte und die Souveränität oder unbeschränkte Gewalt des Volkes, dessen oberster Beamter der König sei. Alle Leibeigenschaft, alle Lehen- und Zinsrechte, welche die großen Grundbesitzungen voraus hatten, alle Privilegien einzelner und ganzer Genossenschaften, alle Vorzüge des Adels und der Geistlichkeit, mit einem Worte: alle mittelalterlichen Feudalrechte wurden aufgehoben und abgeschafft. Dies geschah in der denkwürdigen Nacht vom 3. zum 4. August.

Aus Liebe zur Ordnung und Ruhe genehmigte der König alle Beschlüsse, welche die Versammlung in jener Nacht gefaßt hatte; das Volk aber durchbrach im wilden Taumel der neuen Freiheit jede Schranke der Ordnung und des Gesetzes. Viele ihm verhaßte Männer wurden auf öffentlicher Straße niedergemacht. „An die Laterne!" war das gewöhnliche Mordgeschrei, unter welchem die Unglücklichen fortgeschleppt und an einem Laternenpfahl aufgehängt wurden. Und was die Hauptstadt that, das ahmten die Provinzen nach. Freiheit und Gleichheit! war die allgemeine Losung. Wie in Paris, so wurden in allen Städten die Obrigkeiten durch neue, volkstümlichere ersetzt und eine besondere Bürgerwehr unter dem Namen der Nationalgarde errichtet. Sie trug als Abzeichen der Revolution dreifarbige Kokarden: rot und blau, die Farben der Stadt Paris, und weiß, die Farbe des Reichs. Bewaffnete Banden zogen durch das Land, und mit dem Triumphgeheul: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" plünderten sie

die Schlösser der Edelleute und die Häuser der Geistlichen. Der Herzog von Orleans, des Königs eigener Vetter, der aber die königliche Familie grimmig haßte, wiegelte unaufhörlich das Volk zum Aufruhr auf. Dieser elende, boshafte und verdorbene Mensch gedachte nach dem Umsturz alles Bestehenden sich selber auf den Thron zu schwingen; er verschenkte jetzt sein Geld haufenweise an den Pöbel, um diesen für seine Absichten zu gewinnen. Bei der immer mehr wachsenden Gefahr verließen viele vom Hofe das Land, unter andern der Graf von Artois und der Prinz Condé; viele Edelleute und Geistliche folgten dem Beispiel und wandten sich meist nach Koblenz. Der unglückliche König blieb allein, schutz- und ratlos, in dem brausenden Sturm zurück, der Wut des empörten Volkes preisgegeben. Selbst die Nationalversammlung, obgleich die Mehrzahl der Abgeordneten von dem aufrichtigsten Wunsche beseelt war, eine das Volk beglückende Verfassung zu entwerfen, vermochte nicht, die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Sie wurde bald durch den Strom des Pöbels ebenso in Bewegung gesetzt, wie das Rad einer Mühle durch die fallenden Gewässer.

4.

Um den König ganz in ihre Gewalt zu bekommen, hatten die Freiheitsmänner von Paris den Plan entworfen, ihn für immer nach Paris zu bringen. Orleans und seine Helfershelfer schlossen sich dieser Partei an und erregten durch künstliche Mittel eine Brotteuerung, indem sie die Kornwagen unterwegs auffingen. Nun wurde ausgesprengt, der König und die Aristokraten (so nannte man die Hofpartei) wollten Paris aushungern. Am 5. Oktober sammelte sich vor dem Rathause eine Menge Weiber, mit Äxten, Spießen und Säbeln bewaffnet; die Fischweiber, „die Damen der Halle" genannt, spielten die Hauptrolle, aber auch Männer in Weiberkleidern sah man unter ihnen. Orleans hatte sie mit Geld und Branntwein beschenkt, das Rathaus wurde erstürmt, die Waffen von den Weibern in Beschlag genommen. Nachdem sie getobt und gelärmt hatten, hieß es: „Nach Versailles! nach Versailles!" Ein Lumpenkerl, mit Namen Maillard, stellte sich an ihre Spitze, und so brachen sie nach Versailles auf. Lafayette, der aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege wohlbekannte Held, bot die Nationalgarde auf, um dem Pöbel Einhalt zu thun; aber die Nationalgardisten zwangen ihn selber, sie nach Versailles zu führen. „Wir kämpfen nicht gegen verhungerte Weiber!" riefen sie drohend. Schon war der Abend eingebrochen, und der Regen goß in Strömen herab; aber das hinderte den Haufen nicht, mit 20 Kanonen abzuziehen.

Die Weiber waren schon um Mittag in Versailles, und mit Gesang und Trommelschlag zogen sie in die Nationalversammlung. Maillard, den bloßen Säbel schwingend, mit einem Weibe neben sich, welches an einer langen Stange eine Trommel trug, hielt im Namen des Volkes eine Rede. „Wir haben kein Brot," rief er, „wir wissen, der König und seine Minister sind Verräter; aber der Arm des Volkes ist erhoben, sie zu zerschmettern!" Die Worte wurden von seinen Begleitern mit den heftigsten Drohungen ge-

gen den König und die Königin begleitet. Darauf drang die ganze Rotte der Weiber tobend und lärmend in den Saal und mischte sich unter die Abgeordneten. Ein Weib bemächtigte sich sogar des Präsidentenstuhles und ahmte mit der Glocke in der Hand die Verrichtungen des Präsidenten nach. Dann holten sie Lebensmittel und Wein herbei, tranken und sangen, fluchten und schimpften wild durcheinander und erstickten fast mit ihren Liebkosungen mehrere der Abgeordneten. Die Versammlung suchte sie zu beruhigen, und der Präsident selbst führte einige ins Schloß zum Könige. Dieser gab ihnen die gütigsten Versprechungen, ja umarmte sogar eines dieser Weiber, weil sie ihm nur unter dieser Bedingung glauben wollten. Dann lagerten sie sich wie Soldaten auf dem großen Paradeplatze, zündeten Feuer an, tranken und sangen um die Wette.

Gegen Mitternacht traf auch die Pariser Nationalgarde ein. Der edle Lafayette, welcher sowohl ein Freund der Freiheit, als voll Rechtlichkeit und Ehrliebe war, hatte alles aufgeboten, um fernere Ausbrüche der rohen Leidenschaften zurückzuhalten. Er hatte zuvor den Haufen schwören lassen, dem Könige treu zu bleiben und vor seiner Wohnung Achtung zu haben. Er selbst ging dann aufs Schloß zur königlichen Familie und verbürgte sich für die Aufrechterhaltung der Ordnung.

Kaum graute der Morgen des 6. Oktober, als eine Bande der Aufrührer Mittel gefunden hatte, in das Innere des Schlosses zu dringen. Sie mordeten die königlichen Garden, die vor dem Zimmer der Königin Wache hielten, und über die blutenden Leichen stürzten sie in das Schlafgemach der Königin. Allein ihr Opfer, zu größeren Leiden ausersehen, war halb angekleidet durch einen geheimen Gang nach dem Zimmer des Königs entflohen, und die wütend hereinbrechenden Mörder durchstachen das verlassene Bett mit Piken und Schwertern. Die ganze Leibwache hatte sich jetzt versammelt und trieb die Mörder aus dem Schlosse. Aber nun wandte sich die ganze Wut des Volkshaufens gegen die Garde, die unmöglich den Kampf gegen die Menge bestehen konnte. Alle erwarteten den Tod. Da erschien der König auf dem Balkon und rief mit ausgebreiteten Armen: „Gnade für meine Garde!“ — „Hoch lebe der König!“ war die Antwort der hierdurch begeisterten Menge, und augenblicklich ließ sie vom Morden ab, ja sie holte sogar einige gefangene Gardisten herbei und umarmte sie vor den Augen des Königs. „Die Königin, die Königin!“ schrie dann die Menge. Mit sichtbarer Angst trat dann die unglückliche Fürstin auf den Balkon, an jeder Hand führte sie eins ihrer Kinder. „Fort mit den Kindern!“ schrie man ihr von unten zu. Sie führte diese zurück, und nun stand die erhabene Frau allein auf dem Balkon, mit bethränten Augen und gefalteten Händen, während dort unten die aufrührerische Menge wogte und brüllte und Piken und Gewehre in wildester Wut schwenkte. Ein Kerl schlug sein Gewehr auf sie an, doch einer der Umstehenden riß es nieder. Die stille Majestät der ruhig dastehenden wehrlosen Frau gab der Leidenschaft des Volkes eine plötzliche Wendung. Begeistert rief der ganze Haufe: „Hoch lebe die Königin!“ Der König wurde noch einmal verlangt. Er erschien und ihm entgegen hallte

das tausendstimmige Gebrüll: „Nach Paris, nach Paris!“ — „Ja, meine Kinder,“ erwiderte der König sichtbar bewegt, „ich will nach Paris gehen, aber nicht anders, als in Begleitung meiner Frau und meiner Kinder.“ — „Hoch lebe der König!“ schrie nun wieder der Pöbel. Die Königin trat auch wieder auf den Balkon und versuchte zu sprechen, aber ihre Stimme konnte vor dem Getöse nicht gehört werden. Da küßte ihr Lafayette die Hand und sprach zu dem erstaunten Volke: „Die Königin ist sehr erstaunt über das, was sie sieht. Sie ist hintergangen worden; sie verspricht, sich nicht mehr hintergehen zu lassen und das Volk zu lieben!“ Zum Beweise der Zustimmung hob die Königin zweimal ihre Arme gen Himmel und Thränen rollten ihr von den Wangen herab.

5.

Schon um 1 Uhr nach Mittag setzte sich der Zug in Bewegung. Aber welch ein Zug! Voran wurden die blutigen Köpfe der niedergemetzelten Leibgarden getragen, als Siegestrophäen auf hohe Stangen gesteckt; die noch übrig gebliebenen Garden schleppte der Pöbel als Gefangene in seiner Mitte fort. Dann folgte der Wagen, in welchem der König und die Königin, ihre beiden Kinder und die Prinzessin Elisabeth, des Königs Schwester, saßen. Zu beiden Seiten wogte eine ungeheure lärmende Volksmenge. Einige grinsten nach dem Wagen hin und stießen Verwünschungen und Drohungen gegen die königliche Familie aus, andere hielten Triumphgesänge, noch andere schrieen: „Da bringen wir euch den Bäckermeister nebst Frau und Lehrjungen!“ — als ob die Rückkehr der unglücklichen, aller Macht beraubten Familie die Teuerung in Paris heben würde! Hinter dem Wagen wurden mehrere Kanonen geführt, Weiber saßen auf den Lafetten und trugen Brot und Fleisch auf den Bajonetten. Berauschte Männer und Weiber ritten durcheinander, der ganze Weg war von den Einwohnern der benachbarten Dörfer besetzt und so voll Menschen, daß die königlichen Wagen oft still halten mußten. Erst nach sechs Stunden der Angst und Schmach langte der arme Ludwig vor dem Schlagbaume (Barriere) von Paris an, wo ihn der Bürgermeister (Maire) empfing, den schönen Tag preisend, welcher den König von Frankreich der Hauptstadt wiedergebe. Der König erwiderte: Er sei mit Vergnügen gekommen, und die Königin, sie trete mit Vertrauen in die gute Stadt. Nach diesen gegenseitigen Förmlichkeiten wurde dem gedemütigten Fürsten erlaubt, sich nach dem Palaste der Tuilerien zu begeben, in welchem gar keine Anstalten zum Empfang der königlichen Familie getroffen waren, so daß man die Betten borgen mußte.

Von nun an hatte der König keinen Willen mehr und war als Gefangener der Pariser Volksführer zu betrachten. Nicht besser war es mit der Nationalversammlung; über dreihundert Deputierte verließen dieselbe, weil sie mit den Mördern des 6. Oktobers keine Gemeinschaft haben wollten. Die übrigen Deputierten gingen nach Paris und hoben, durch den Schutz des Pöbels kühn gemacht, eine Einrichtung nach der andern auf, ohne zu bedenken, daß es leichter ist, einzureißen als wieder aufzubauen. Die Sitzun-

gen wurden in einer Reitbahn gehalten, die im Garten der Tuilerien lag und die in der Geschwindigkeit mit Bänken, wie ein Amphitheater hergerichtet war. In der Mitte hatte der Präsident seinen Sitz, zur Rechten saßen die Gemäßigten, zur Linken aber, besonders auf den höchsten Bänken, (dem Berge) die heftigsten Revolutionsmänner. In Paris entstanden Klubs oder Vereine gleichgesinnter Deputierten, die vorher das besprachen, was sie in der Nationalversammlung durchsetzen wollten. In einem Jakobinerkloster versammelte sich der sogenannte Jakobiner-Klub, der aus den gefährlichsten Wühlern bestand. Als äußeres Abzeichen trugen die Jakobiner eine rote, lang herabhängende Mütze. Bald wimmelte ganz Frankreich von Klubs, welche dann ihren gemeinsamen Mittelpunkt in Paris fanden. Die Zuschauer auf der Galerie, größtenteils Anhänger der Jakobiner, bezeichneten durch Zujauchzen und Händeklatschen den ungestümsten Rednern ihrer Partei lärmenden Beifall; dagegen zischten sie die gemäßigten Redner aus, als ob die ganze Versammlung, die über das Wohl und Wehe des Volkes zu beraten hatte, eine Komödie wäre. Die Zerstörungslust kannte keine Grenzen mehr. Die Güter der Geistlichkeit wurden eingezogen, die Klöster aufgehoben, und um den Verkauf zu erleichtern, führte man Papiergeld ein, das man „Assignation" nannte, weil es auf die eingezogenen Güter assigniert oder angewiesen war. Da mußten sich schon manche Käufer der Assignation wegen an die Revolution anschließen, um ihr neues Besitztum zu sichern. Weil aber in der Folge immer mehr und mehr Assignaten fabriziert wurden (man brauchte ja bloß Papier dazu), so sank ihr Wert dermaßen, daß z. B. ein Paar Stiefeln gegen 20 000 Franken zu stehen kam. Die alte Einteilung des Landes in Provinzen hörte auf und man setzte an ihre Stelle eine neue in 83 Departements, in der Regel nach Bergen und Flüssen entworfen. Den König setzte man auf ein Jahrgehalt, der gesamte Erbadel wurde abgeschafft und mit ihm alles, was an Auszeichnung oder Knechtschaft erinnern konnte. Selbst der unbedeutende Titel Monsieur (mein Herr) ward verpönt; man mußte fortan zu jedem citoyen (Bürger) sagen.

6.

Unter solchen Umwälzungen war der 14. Juli 1790, der Jahrestag der Zerstörung der Bastille, erschienen. Das Andenken an diese erfolgreiche That gab Veranlassung zu einem großen Bundesfeste, welches auf dem Marsfelde, einer geräumigen Ebene am westlichen Ende von Paris, feierlich begangen wurde. Schon in der Nacht zuvor hatte sich die Ebene mit Menschen angefüllt. Die Nationalgarde war aufgezogen, und beim ersten Strahl der Morgensonne verkündete der Donner der Kanonen und das Geläute der Glocken den festlichen Tag. Des Morgens 10 Uhr erschienen in der Mitte von Hunderttausenden von Zuschauern die Mitglieder der Nationalversammlung, die Abgeordneten der Departements, später auch der König und seine Familie. Durch einen sehr geschmückten Triumphbogen ging der feierliche Zug auf das Marsfeld. In der Mitte desselben stand ein hoher Altar, der „Altar des Vaterlandes" genannt, diesem gegenüber eine Galerie, auf welcher

die Nationalversammlung und der König ihren Sitz hatten. Talleyrand, der Bischof von Autün, hielt das Hochamt und segnete die Fahnen der Departements ein. Unter Freudenschüssen und Festgeläute schwuren im Angesicht des Himmels die Bürgersoldaten, die Nationalversammlung, der König und die Abgeordneten der ganzen Nation Gehorsam den Gesetzen, und alle umarmten sich in trunkener Freude als Brüder. Es war ein großer, herzerhebender Augenblick; ein Band allgemeiner Verbrüderung schien König und Volk wie eine einzige große Familie zu umschlingen und dem gebeugten Lande eine schönere Zukunft zu versprechen.

Allein bald zeigte sich's, wie locker ein Band ist, das nur die plötzliche Rührung knüpft. Die Jakobiner gingen in ihren Gewaltstreichen immer weiter und erlaubten sich sogar grobe Schmähungen gegen den König und seine Familie. Am 18. April 1791 wollte dieser mit seiner Familie nach dem nahe gelegenen Schlosse St. Cloud fahren, um dort, wie gewöhnlich, das Osterfest zu feiern. Schon hatte er den Wagen bestiegen, als der Pöbel mit lautem Geschrei, welches von der wachthabenden Nationalgarde wiederholt wurde, herbeistürzte und forderte, der König sollte die Tuilerien nicht verlassen. Lafayette erschien und befahl der Nationalgarde, den Pöbel auseinander zu treiben und dem königlichen Wagen Platz zu machen. Vergebens! Der Maire eilte herbei und ermahnte zur Ruhe; der König ermahnte und bat, die Königin weinte. Alles vergebens! Nachdem der Lärm länger als eine Stunde gedauert hatte, stiegen die königlichen Personen wieder aus und kehrten beschimpft in ihr Schloß zurück, das nun ihr Gefängnis war. Lafayette war über den Ungehorsam der Nationalgarde so aufgebracht, daß er seine Stelle als Kommandant niederlegte.

Nun faßte der König den verzweifelten Entschluß, sich mit seiner Familie durch die Flucht aus der traurigen Gefangenschaft zu retten. Die Nacht vom 20. zum 21. Juni wurde dazu bestimmt. Anfangs schien das Unternehmen zu gelingen. Abends langte man in St. Menehould (Menu) an. Der dortige Postmeister Drouet, ein wilder Revolutionär, stutzte, als er die Königin sah, die er schon früher einmal gesehen hatte, und bald hatte er auch den König erkannt. Schon waren die Pferde gewechselt und die Reisewagen abgefahren, da faßte der Mann einen kühnen Entschluß. Er setzte sich zu Pferde, jagte auf Umwegen den Reisenden vor und traf vor ihnen in Varennes ein. Sogleich wurde die Sturmglocke gezogen, das Volk trat unter Waffen und besetzte alle Auswege, und als die königlichen Wagen ankamen, wurden sie sogleich angehalten und die Personen zum Aussteigen genötigt. Anfangs leugnete Ludwig, daß er der König sei; als er sich aber immer mehr erkannt sah, rief er wehmütig aus: „Ja, ich bin euer König! In der Hauptstadt von Dolchen und Bajonetten umgeben, will ich in der Provinz mitten unter meinen treuen Unterthanen die Freiheit suchen, deren ihr alle genießt; ich kann nicht länger in Paris bleiben, ohne mit meiner Familie umzukommen." Seine Worte fanden kein Erbarmen. Er ward als Kriegsgefangener nach Paris zurückgebracht, umgeben von zürnenden Pöbel-

haufen und Nationalgarde, und es fehlte wenig, daß ihn der Pariser Pöbel beim Aussteigen gemißhandelt hätte.

Dieser mißlungene Versuch verschlimmerte noch die Lage der unglücklichen königlichen Familie. Es wurden noch strengere Maßregeln zu ihrer Bewachung getroffen; die Königin durfte nicht einmal die Thür ihres Schlafzimmers schließen, und als der König selbst sie einst schloß, öffnete der wachthabende Offizier sie sogleich wieder und sagte dabei kalt: „Sie machen sich nur unnütze Mühe, wenn Sie die Thür schließen."

7.

Im September 1791 war die neue Verfassung oder Konstitution vollendet. Der König, welcher voraussah, daß jeder Widerspruch vergeblich sein würde, nahm sie in der ihm übergebenen Form an und beschwor sie. Sie enthielt viel Gutes, aber die königlichen Rechte waren über alles Maß beschnitten. Als die Versammlung (die man die konstituierende nannte) auseinander gegangen war, trat bald eine neue an ihre Stelle, die nun auch das Recht des Königs, die Gesetze des Landes zu bestimmen, für sich in Anspruch nahm und sich die gesetzgebende nannte. Die Mitglieder derselben waren größtenteils junge talentvolle Männer, aber ohne Welterfahrung, nur vom revolutionären Schwindelgeiste ergriffen. Unter ihnen zeichneten sich die Abgeordneten des Departements der Gironde, die sogenannten Girondisten, aus, deren Absicht war, den Königsthron allmählich zu stürzen und auf dessen Trümmern eine Republik zu gründen. In dieser Versammlung saßen aber auch die wildesten Jakobiner, deren boshaftes Trachten dahin ging, den Königsthron nicht allmählich, sondern rasch, durch gewaltsame Mittel zu stürzen. So groß auch die Feindschaft unter den einzelnen Parteien war, in dem Hasse gegen die königliche Familie kamen sie alle überein. Fast alle Ämter, selbst die Ministerstellen wurden mit Jakobinern besetzt, und die gemäßigteren Männer zogen sich allmählich von dem Tummelplatze der wildesten Leidenschaften zurück. Schreckensmänner, wie Robespierre, Marat, Danton, Manuel, Pethion, deren Namen in der Geschichte Frankreichs ewig gebrandmarkt bleiben werden, verübten in dieser vielfach bewegten Zeit Greuel, vor denen das menschliche Gefühl zurückschaudert. Diese Bösewichter verbanden sich mit dem leicht verführten Pöbelhaufen zu Schutz und Trutz, suchten durch dessen Gunst alle bestehende Ordnung zu stürzen, um selber zu Macht und Reichtum zu gelangen. Bei solcher Pöbelherrschaft galt Roheit für Patriotismus, Mäßigung für Schlechtigkeit; wie zur Zeit einer ansteckenden Seuche fürchtete einer den andern. Jeder bedeckte sich mit den ärmlichsten Kleidern, um sich vor der Wut des Pöbels zu schützen. Man brauchte nur recht zerlumpt einherzugehen, um für einen echten Sohn der Freiheit zu gelten. Der Name „Ohnehosen" (Sanscülotten) galt für einen Ehrentitel.

Die gesetzgebende Versammlung faßte den Beschluß, es sollten alle Ausgewanderte, die nicht binnen einer bestimmten Frist zurückkehrten, des Todes schuldig und ihrer Güter verlustig sein; desgleichen sollten alle Geistliche,

welche die neue Verfassung nicht beschwören würden, als Empörer und Verräter der Nation gerichtet werden. Als der König sich weigerte, so harten Beschlüssen, nach welchen er seine eigenen Brüder hätte ächten müssen, seine Zustimmung zu geben, beschlossen die Jakobiner, dieselbe durch einen Volksaufstand zu erzwingen. Zu diesem Zwecke teilten sie unter dem Pöbel der schlimmsten Vorstädte Piken aus, und am 20. Juni 1792 drang ein Haufen von 40 000 Menschen, unter Anführung des Bierbrauers Santerre, mit tobendem Geschrei auf die Tuilerien los und stürzte die Treppen hinauf, gerade nach des Königs Zimmer. Die Thür ward eingestoßen, und der Pöbel drang ein. Unerschüttert trat der König, der nur eine Wache von sechs Grenadieren um sich hatte, den Frechen entgegen, die von der Majestät seiner Würde wie betroffen unentschlossen stehen blieben. Aber andere Haufen drangen nach, überhäuften den König und die Königin mit den heftigsten Schmähungen und verlangten sofort die Bestätigung der Beschlüsse der Nationalversammlung. Allein der König blieb in dieser schweren Prüfungsstunde unerschüttert und nahm ruhig ihre Schmähungen hin. Ein Kerl warf ihm seine rote Jakobinermütze zu; der König nahm sie gelassen hin und setzte sie sich auf. Ein anderer reichte ihm seine Flasche und gebot ihm, auf das Wohl der Nation zu trinken; auch das that der König, und weil kein Glas zur Hand war, trank er aus der Flasche selbst.

Mit innerer Erbitterung sahen die Grenadiere solche Entwürdigung der Majestät des Königs und waren entschlossen, ihn mit ihrem Blute zu verteidigen. „Fürchten Sie nichts, Sire!“ rief ihm einer von diesen zu. Der König faßte ruhig dessen Hand, legte sie auf seine Brust und erwiderte: „Urteile, ob dieses Herz von Furcht bewegt wird.“

Endlich entschloß sich die Nationalversammlung, eine Gesandtschaft von 25 Mitgliedern nach dem Palaste zu schicken. Ihre Ankunft machte dem Tumult ein Ende. „Das arme und tugendhafte Volk“, wie Robespierre es mit Heuchlermiene nannte, zog sich für diesmal ohne blutbefleckte Piken zurück, nicht wenig erstaunt, daß es zu weiter nichts sollte berufen gewesen sein. Der Maire Pethion lobte es noch besonders wegen der Weisheit und Würde, mit welcher es dem Könige seine Wünsche überbracht habe.

8.

Dieser mißlungene Versuch steigerte noch die Wut der Jakobiner und vermochte sie zu dem Entschlusse, durch einen neuen Aufstand entweder den König zu ermorden oder mindestens abzusetzen. Zu dem Ende hatten sie noch einen Haufen nichtswürdigen Gesindels aus Marseille und der Umgegend verschrieben, die unter dem Namen der Föderierten oder Verbündeten ihren Einzug (am 30. Juli 1792) in Paris hielten. Der 10. August war zur Ausführung des Planes bestimmt. Am Morgen dieses verhängnisvollen Tages wurde die Sturmglocke geläutet, und auf dieses Zeichen wälzte sich das Gesindel der Vorstädte mit den Föderierten tobend und lärmend nach den Tuilerien. Sogleich traten die Schweizer und die übrigen treu gebliebenen Garden ins Gewehr, besetzten alle Posten in und

vor dem Palaste und waren entschlossen, das Äußerste für den König zu wagen; dieser untersagte ihnen aber aus übertriebener Gutmütigkeit alles Schießen. Bei dem Andrange so ungeheurer Gefahr eilte schnell Röderer, einer aus dem Magistrate, nach dem Schlosse und riet dem Könige, er möchte doch eiligst mit seiner Familie in die Nationalversammlung fliehen; denn das Ungewitter, welches gegen ihn im Anzuge sei, übersteige alle Vorstellung. Die Königin fühlte die Schande, welche darin lag, Menschen um Schutz anzuflehen, die keinen Schatten von Teilnahme für die königliche Familie gezeigt hatten, und sie wies Röderers Rat mit Heftigkeit zurück. Da wandte sich dieser an sie mit den ergreifenden Worten: „Madame, die Augenblicke sind kostbar; noch eine Minute, noch eine Sekunde, und ich stehe nicht mehr für Ihr Leben!“ Die Königin entfärbte sich und sprach tief bewegt: „Nun es sei; auch dieses letzte Opfer wollen wir bringen!“ Unter den heftigsten Verwünschungen und Drohungen des Pöbels, der wiederholt schrie: „Nieder mit den Tyrannen! Nieder mit dem Vielfraße! der jährlich 25 Millionen verschlingt!“ langten die erlauchten Flüchtlinge bleich und entstellt in der Nationalversammlung an. Beim Eintritt sagte der König mit Würde: „Ich bin hierher gekommen, um Frankreich ein großes Verbrechen zu ersparen, und ich denke nirgends sicherer zu sein, als in Ihrer Mitte, meine Herren!“ Man empfing ihn kalt und wies ihn mit seiner Familie nach oben in die Loge des Zeitungsschreibers. Dort mußte er hören, wie die Versammelten über seine Absetzung beratschlagten.

Unterdessen verkündete das Knallen der Gewehre und das Donnern der Kanonen, daß die Entfernung des Königs das Blutvergießen, welches dieser Monarch so sehr fürchtete, keineswegs abgewendet hatte. Die Schweizergarde war nach der heldenmütigsten Gegenwehr größtenteils niedergemacht, das Schloß erstürmt worden. Hierauf begaben sich ganze Haufen des Pöbels, das Gesicht mit Pulverdampf geschwärzt und die Hände mit Blut besudelt, in die Nationalversammlung und forderten die Absetzung des Königs. Nun faßten die Abgeordneten den Beschluß, es solle durch das Volk ein Nationalkonvent gewählt werden, denn das Königtum tauge nicht für Frankreich. Der König wurde vorläufig seiner Würde für verlustig erklärt und wie ein Missethäter mit seiner Familie in den Tempel, einen alten Gefängnisturm, gebracht. Am 21. September 1792 wurde der Nationalkonvent aus den wütendsten Jakobinern errichtet. Sofort wurde die erste Konstitution und die Königswürde aufgehoben, Frankreich, die älteste christliche Monarchie, in eine Republik verwandelt und mit dieser eine neue Zeitrechnung in Verbindung gebracht. Man zählte nun nach Jahren der Republik und fing das erste Jahr vom 21. September 1791 an. Auch die Namen der Monate wurden verändert und statt der Wochen „Dekaden“ eingeführt, wovon jede 10 Tage enthielt. Sechsunddreißig heidnische Festtage traten an die Stelle von 52 christlichen Sonntagen. Mit der Abschaffung des Königtums wurden alle Wappen und Bildsäulen der Könige zertrümmert; der Konvent selbst richtete die Banden dazu ab. Ja sogar die königlichen Gräber zu St. Denis, unweit der Hauptstadt, wurden wieder aufgewühlt, die Leichname aus

den Särgen gerissen, ihre Gebeine zerstreut. Nichts sollte an die Zeit des Königtums erinnern.

9.

Die Lage des unglücklichen Königs erregte die Teilnahme und Besorgnis aller übrigen Monarchen, besonders des Kaisers Leopold II., der durch so enge Familienbande mit ihm verknüpft war. Der Eifer für die Sache des Königs wurde noch mehr angefeuert durch die Bitten und Vorstellungen der ausgewanderten französischen Prinzen, die zu Koblenz ihr Hoflager hatten und dort die Ausgewanderten unter ihre Fahnen vereinigten. Statt durch weise Mäßigung dem Kriege vorzubeugen, that die Nationalversammlung gerade alles, um ihn herbeizuführen. Sie zog alle Besitzungen ein, welche deutsche Fürsten in Elsaß und Lothringen hatten, und sprach der ganzen Welt Hohn. Je mehr man sich rüstete, um den unglücklichen König mit Gewalt aus den Händen der Bösewichter zu befreien, um so frecher war dessen Mißhandlung. Die Jakobiner zwangen ihn sogar, seinem Schwager Leopold II., der sich für ihn rüstete, den Krieg zu erklären. Als diese Kriegserklärung, welche unter dem 20. April 1792 erlassen wurde, nach Wien kam, war der Kaiser eben gestorben. Ihm folgte sein Sohn Franz II., welcher, in Verbindung mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen, den Krieg gegen Frankreich eröffnete. Beide ahnten wohl damals nicht, daß dieser Krieg, den sie für einen raschen Triumphzug hielten, mit geringer Unterbrechung bis 1816 dauern und das Glück zahlloser Familien untergraben würde.

Unter Anführung des als Feldherrn hochberühmten Herzogs Ferdinand von Braunschweig rückte ein preußisches Heer, dem der König und seine zwei ältesten Söhne persönlich folgten, nebst 20000 Ausgewanderten und 6000 Hessen durch das Erzstift Trier in Lothringen ein, nachdem schon vorher an den Grenzen der österreichischen Niederlande die Feindseligkeiten zwischen Franzosen und Österreichern begonnen hatten. Die Verbündeten eroberten die Festungen Longwy und Verdün und drangen siegend in die Champagne ein. Ganz Paris war in Bewegung und mehrere Tage der Schauplatz gräßlicher Mordscenen. Am 25. Juli hatte bereits der Herzog von Braunschweig ein Manifest an die französische Nation erlassen — ein unseliges Machwerk des Übermutes und der Verblendung: „Alle Franzosen, welche die geheiligten Rechte ihres Königs nicht sogleich anerkennen würden, besonders aber Paris, sollten die schwersten Strafen leiden. Es sollte dieser Stadt der Empörung ergehen, wie einst Jerusalem, kein Stein solle auf dem andern bleiben, die Stolze vom Erdboden vertilgt werden!" Einer solchen Sprache bedurfte es nur, um alle Franzosen, selbst die königlich gesinnten, auf das äußerste zu erbittern; Jünglinge und Greise strömten zu den Fahnen des beleidigten Vaterlandes. Bei St. Menehould hemmte Dümouriez die siegreichen Fortschritte der Preußen und nötigte sie zu einem höchst unglücklichen Rückzuge. Mangel, Seuchen und üble Witterung (denn die unaufhörlichen Regengüsse hatten die Straßen fast unwegsam gemacht) entmutigten die Kriegsscharen der Deutschen, alles gewonnene Land

samt den Festungen wurde von ihnen geräumt. Schon am 23. Oktober verkündigte der Kanonendonner längs der ganzen Grenze, daß „das Land der Freiheit (so lautet der französische Bericht) von den Despotenknechten geräumt sei". Der französische General Cüstine drang nun gegen den Mittelrhein vor, eilte über Speier und Worms nach Mainz und bekam diese wichtige deutsche Feste, die Beherrscherin zweier Ströme, durch bloße Drohungen in seine Gewalt. Dann wandte er sich nach dem reichen Frankfurt, trieb große Brandschatzungen ein, wurde aber hier von den Preußen und Hessen überfallen und über den Rhein zurückgeworfen. Am 6. November besiegte Dümouriez die Österreicher in einer Hauptschlacht bei Jemappes, unweit Mons, und die österreichischen Niederlande, die ohnedies schon dem Kaiser Joseph II. den Gehorsam aufgesagt hatten, nahmen nun mit Freuden die Franzosen auf. Ein anderes französisches Heer nahm dem Könige von Sardinien Savoyen und Nizza weg, weil er sich den Verbündeten angeschlossen hatte.

Man hatte gemeint, die französischen Soldaten, meist junge Burschen ohne alle Waffenübung und Kriegskenntnis, würden gegen die geübteren österreichischen und preußischen Soldaten nicht standhalten; nun sah man voll Erstaunen, wie diese Leute überall siegten. Singend gingen sie in den fürchterlichsten Kugelregen, mit der kältesten Todesverachtung griffen sie die Stellungen ihrer Feinde an, welche diese für unüberwindlich gehalten hatten, und war ein Regiment dieser jungen Freiheitsschwärmer aufgerieben, so stand gleich wieder ein neues da; denn alles drängte sich herzu, um die „Freiheit gegen die Tyrannen zu verteidigen".

10.

Durch diese Siege noch tollkühner gemacht und gleichsam jenem drohenden Manifeste zum Trotz beschloß der Nationalkonvent, der aus den wildesten Jakobinern bestand, Ludwigs Tod. Der nach dem Blute seines Königs lechzende Robespierre schrie, schon die einzige Thatsache, daß Ludwig König gewesen, sei Verbrechen genug, das den Tod verdiene. Dagegen setzten sich aber die gemäßigteren Girondisten, welche zwar eine republikanische Verfassung, nicht aber die Hinrichtung des Königs gewünscht hatten, und bestanden darauf, daß Ludwig zuvor zu gerichtlicher Untersuchung gezogen würde. Bloß zum Schein gab die andere Partei nach, und der Maire von Paris ward am 11. Dezember nach dem Gefängnisse geschickt, um den König abzuholen. Als er ihm den Beschluß des Nationalkonvents vorlas: „Ludwig Kapet wird um 5 Uhr vor die Schranken des Konvents geführt!" erwiderte der König: „Kapet? — das ist nicht mein Name, wohl aber der Name eines meiner Vorgänger. Doch diese Benennung steht wohl in Verbindung mit der Behandlung, die ich hier seit mehreren Monaten erdulde." Er stieg mit dem Maire in den Wagen und fuhr unter den Drohungen und Verwünschungen des Pöbels nach den Tuilerien, wohin der Konvent seine Sitzungen verlegt hatte. Bei seinem Eintritte in den Saal entstand eine tiefe Stille; aller Augen waren auf ihn gerichtet. Ruhig und ergeben, mit dem

vollen Bewußtsein seiner Unschuld, trat der König vor die Schranken. „Ludwig" — so redete ihn der Präsident Barrère an — „die französische Nation beschuldigt Sie; der Konvent will, daß Sie durch ihn gerichtet werden; man wird Ihnen das Verzeichnis Ihrer Verbrechen vorlesen. Sie können sich nun setzen!" Der König setzte sich, hörte ohne sichtbare Bewegung eine lange Anklage, in welcher er des heimlichen Einverständnisses mit Frankreichs Feinden beschuldigt ward, auch alle durch die Revolution herbeigeführten Unglücksfälle ihm zur Last gelegt wurden. Die Ruhe und Klarheit, womit der König jeden Punkt der Anklage beantwortete, setzte selbst seine Feinde in Erstaunen. Hierauf wurde er unter den Drohungen und Beleidigungen desselben Gesindels, durch dessen Reihen er schon einmal gekommen war, ins Gefängnis zurückgebracht und nunmehr von seinen teuren Unglücksgenossen, von seiner Gemahlin, Schwester und seinem Sohne völlig getrennt.

Nach des Königs Entfernung brach ein großer Lärm im Konvent aus. Die Jakobiner verlangten, man solle augenblicklich das Todesurteil über den Tyrannen aussprechen und dasselbe noch in dieser Nacht an ihm vollziehen, allein die Girondisten setzten es durch, daß wenigstens die bei jedem Verbrecher üblichen Formen beobachtet würden. So wurde denn dem Könige erlaubt, sich einen Rat zu seiner Verteidigung zu wählen. Ludwigs Wahl fiel auf den berühmten Rechtsgelehrten Tronchet, der keinen Augenblick mit der Annahme dieses gefährlichen Prozesses zögerte. Ein durch Talent und Rechtschaffenheit gleich ausgezeichneter Greis, Malesherbes, ein königlicher Minister, bot dem Könige freiwillig seine Dienste an, und diese beiden Sachwalter wählten den jungen talentvollen Deseze zu ihrem Gehilfen. Jedoch gewann der König durch diese Vergünstigung nichts, als den Trost, noch mit einigen edlen Männern zu verkehren in einem Augenblicke, wo keiner seiner Freunde, außer seinem treuen Kammerdiener Clery, sich ihm nahen durfte.

Am 26. Dezember wurde der König nebst seinen Sachwaltern vorgeladen. Ehe sie in dem Sitzungssaal erscheinen konnten, mußten sie eine Zeit lang im Vorzimmer warten; sie gingen in demselben auf und ab. Ein Deputierter, der vorüber ging, hörte gerade, daß Malesherbes in der Unterredung mit seinem Schützling sich der Worte: „Sire, Ew. Majestät!" bediente und fragte finster: „Was macht Sie so verwegen, hier Worte auszusprechen, die der Konvent geächtet hat?" — „Verachtung des Lebens!" antwortete der ehrwürdige Greis. — Endlich wurden sie in den Saal gelassen. Malesherbes konnte vor Rührung nicht sprechen, da trat der feurige Deseze auf und verteidigte seinen König mit so bewundernswerter Kraft und Gewandtheit, daß Ludwig gerettet worden wäre, hätten die wilden Jakobiner nicht längst seinen Tod beschlossen gehabt.

Ludwig wurde wieder abgeführt, und das Mordgeschrei der Jakobiner hallte im Saale wieder, an allen Thüren, an allen Fenstern, von der Galerie herab wurde geschrieen: „Tod! Tod!" Ein Jakobiner, ein ehemaliger Fleischer, verlangte sogar, den König in Stücke zu hauen und in jedes Departement ein Stück zu versenden. Der Kampf der Parteien über die Art und Weise der Verurteilung währte mehrere Tage und Nächte hindurch.

Das bestehende Gesetz, nach welchem ein Angeklagter nur durch zwei Drittel der Stimmen zum Tode verurteilt werden konnte, wurde aufgehoben und bloße Stimmenmehrheit festgesetzt. Endlich am 17. Januar 1793 wurde der König durch eine Mehrzahl von 5 Stimmen (von 366 gegen 361) zum Tode verurteilt. Malesherbes war der erste, welcher dem Könige die Trauerbotschaft brachte, indem er sich ihm unter einem Strome von Thränen zu Füßen warf. Ludwig aber blieb gefaßt und antwortete ruhig: „Nun gut, so bin ich doch nicht länger mehr in Ungewißheit!" Nach kurzer Pause setzte er hinzu: „Seit länger als zwei Stunden denke ich darüber nach, ob ich mir etwas gegen meine Unterthanen vorzuwerfen habe. Ich schwöre Ihnen aber mit dem Gefühl eines Mannes, der im Begriff ist, vor Gott zu zu treten, daß ich nur das Beste meines Volkes gewollt habe."

Nur noch die Vergünstigung wurde dem unglücklichen Fürsten gewährt, sich einen Priester zu wählen, der ihm Trost und Stärkung auf dem letzten Gange des Lebens bringe, und auch die, von seiner Familie Abschied zu nehmen. Es war ein rührender Anblick, als der König nach langer, schrecklicher Trennung die lieben Seinigen wiedersah, um sie nie wiederzusehen. Lange hingen sie aneinander in stummer Umarmung, bis endlich ein Strom von Thränen den bedrängten Herzen Luft machte. Nun ward das Schluchzen und Wimmern des hoffnungslosen Schmerzes so laut, daß man es außerhalb des Turmes hören konnte. Endlich, als die Thränen versiegt waren, trat eine ruhige Unterredung ein, die fast eine Stunde währte. Dann entriß sich der König, fast mit Gewalt, den Armen der Seinigen.

11.

Kaum dämmerte der Tag — es war der 21. Januar 1793 —, als Ludwig von seinem Lager aufstand und seinen Beichtvater Edgeworth zu sich rief. Er hörte mit inbrünstiger Andacht die Messe und empfing aus der Hand des Priesters das heilige Abendmahl. Unterdessen wurde es in den Straßen von Paris lebhafter. Der Generalmarsch wurde geschlagen, man fuhr die Kanonen auf; das Getöse von Menschen und Pferden drang schon bis zum Turme. Der König horchte und sprach gelassen: „Es scheint, sie nähern sich!" Jetzt wollte er von den Seinigen noch einmal Abschied nehmen, allein der Geistliche ließ es nicht zu, um dem Könige den Schmerz zu ersparen. Um neun Uhr ging die Gefängnisthüre auf, und Santerre, welcher an diesem Tage die Reiterei befehligte, trat mit der Wache ein, ihn abzuholen. „Einen Augenblick!" sagte der König und trat zurück, sank betend in die Kniee und empfing von seinem Beichtvater den Segen. Dann erhob er sich und reichte einem in seiner Nähe stehenden Munizipalbeamten sein Testament; dieser aber wies es trotzig zurück mit den harten Worten: „Ich bin hier, nicht um Ihr Testament zu empfangen, sondern Sie zum Schafotte zu führen!" Ein anderer nahm es endlich schweigend hin „Nun laßt uns gehen!" sagte Ludwig, und der ganze Haufe setzte sich in Bewegung. Mit seinem Beichtvater und zwei Gendarmen stieg er in den bereit stehenden Wagen. Vier- bis fünfhundert wohldenkende Königsfreunde hatten sich ver-

bunden, den König mit Gewalt zu befreien; aber die Jakobiner hatten ihre Maßregeln so gut genommen, daß an keine Rettung zu denken war. Bei Todesstrafe war verboten, auf dem ganzen Wege eine Hausthür oder Fenster zu öffnen; alle Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit einer doppelten Reihe von Bürgerwachen besetzt, an allen Ecken hatte man die Kanonen aufgefahren. Den Wagen umgab eine starke Reiterschar, geführt von dem grausamen Santerre.

Nach einer Stunde, um 10 Uhr, langte der Wagen auf dem Platze Ludwigs XV. an, in dessen Mitte das Blutgerüst stand. Man hatte diesen Platz ausdrücklich gewählt, weil an ihn der Tuileriengarten stößt und der König über diesen hinweg das Tuilerienschloß sehen konnte. Der ganze Platz war mit Menschen bedeckt, selbst die Dächer waren dicht besetzt. Rings um das Schafott bildeten 15000 Soldaten einen großen Kreis, einen engeren die Reiterei unter Santerre. Sobald der König, welcher still für sich gebetet hatte, merkte, daß der Wagen still hielt, sagte er leise zu Edgeworth: „Jetzt sind wir da, wenn ich nicht irre.“ Sogleich öffnete einer der Henker den Schlag; der König stieg aus und betrat mit festem Schritt das Blutgerüst, auf welchem das Fallbeil, Guillotine genannt, aufgestellt war. Die Henker umringten ihn und wollten ihn entkleiden; er aber wies sie mit Hoheit zurück, legte selbst das Kleid ab und entblößte seinen Hals. Jetzt umringten sie ihn aufs neue, ihm die Hände zu binden. „Was maßt ihr euch an?“ rief er unwillig. „Sie binden!“ antwortete einer. „Mich binden?“ erwiderte Ludwig, „das werde ich nie zugeben!“ Doch nun trat der Geistliche herzu, erinnerte den König an das Beispiel Jesu, und Ludwig sprach: „Da will ich denn den Kelch bis auf die Neige trinken!“ Dann trat er auf den Rand des Gerüstes, winkte den Trommelschlägern, und diese schwiegen. Mit vernehmlicher Stimme sprach er nun also: „Franzosen, ich sterbe unschuldig an allen Verbrechen, deren man mich anklagt! Ich verzeihe den Urhebern meines Todes und bitte Gott, daß das Blut, das ihr vergießet, nicht einst über Frankreich komme! Und du, unglückliches Volk“ ..... Aber Santerre stürzte mit dem Degen in der Faust auf die Trommler zu, und die Trommeln verschlangen mit ihrem Lärm die übrigen Worte des Königs. Die Henker ergriffen ihr Opfer und führten es unter das Fallbeil. Der Beichtvater kniete neben ihm und rief ihm die Worte zu: „Sohn des heiligen Ludwig, steige hinauf zum Himmel!“ Da fiel das Beil und das Haupt des unschuldigen Königs rollte über das Blutgerüst. Einer der Henkersknechte hob es triumphierend empor und zeigte es dem Volke, während von allen Seiten das Geschrei: „Es lebe die Nation! Es lebe die Freiheit!“ ertönte. Hüte und Mützen flogen in die Höhe, und singend tanzte der Pöbel um das Blutgerüst. Der besser gesinnte Franzose aber verbarg, aus Angst vor jener Rotte, seinen tiefen Schmerz in stiller Brust.

So ward von Frankreich, wie 144 Jahre früher von England, das entsetzliche Verbrechen eines durch Richterspruch verhängten Königsmordes vollführt, ein Verbrechen, von dem wir in der ganzen alten Geschichte kein zuverlässiges Beispiel finden. Die blutgierigen Franzosen blieben aber hier-

bei nicht stehen. Am 16. Oktober 1793 mußte auch Maria Antoinette, die Tochter Maria Theresias, die einst allgebietende Königin von Frankreich, unter dem Fallbeile bluten, im folgenden Jahre kam Ludwigs fromme, tugendhafte Schwester Elisabeth an die Reihe, bis das Würgen und Morden so groß ward, daß man die Schlachtopfer nicht mehr zählen konnte. Den schändlichsten Mord beging man aber am kleinen Dauphin, dem Kronprinzen. Dieser wurde einem Schuster, Namens Simon, übergeben, einem Bösewicht der verworfensten Art, welcher ihn so lange mit Prügeln, Hunger, Frost und Schlaflosigkeit marterte, bis der arme Knabe (am 10. Juli 1795) seinen Geist aufgab.

12.

Die Nachricht von der Hinrichtung des unschuldigen Königs erfüllte ganz Europa mit Entsetzen und Abscheu, aber die Revolutionsmänner boten nun auch ganz Europa Trotz und überwanden glücklich den Aufstand in dem Innern des Landes selber. In der Vendée, jenem Landstriche zwischen Garonne und Loire, längs dem atlantischen Meere, erhob sich das ganze Volk, um den schmachvollen Tod seines geliebten Königs zu rächen; auch die meisten Städte im südlichen Frankreich, als Bordeaux, Toulon, Marseille und Lyon, traten gegen die Königsmörder unter die Waffen. Aber der Konvent bewaffnete die ganze Nation, und während drei Kriegsheere an die Grenze eilten, wurden die Aufstände im Innern blutig unterdrückt. Doch die Gewalthaber in Paris waren auch mit sich selber in Streit, im Konvente erhob sich der Berg, an dessen Spitze Robespierre, Danton und Marat standen, gegen das Thal, von den Girondisten gebildet, die auf den untern Bänken saßen. Mit Hilfe des Pöbels siegte die Bergpartei, und wer von den Girondisten sich nicht durch die Flucht rettete, ward auf das Blutgerüst geschleppt. Doch auch der nichtswürdige Herzog von Orleans, der, um den Jakobinern zu schmeicheln, sich bloß citoyen Egalité (Bürger Gleichheit) genannt hatte, fiel unter dem Beil, weil ihn sein Anhang zum König machen wollte. Marat verlangte für die Guillotine 60000 Köpfe, um die Republik sicher zu stellen. Da kam ein Mädchen aus der Normandie, Charlotte Corday, deren Freund, einen jungen Offizier, Marat hatte hinrichten lassen, nach Paris, bat um eine Unterredung mit dem Wüterich und erdolchte ihn, als er eben im Bade saß. Nun wütete Robespierre mit unumschränkter Macht, denn auch der furchtbare Danton, von dem verschmitzten Robespierre überlistet, wurde auf die Guillotine geschleppt. Es war die Regierung des Schreckens (des Terrorismus), die jetzt Frankreich im Zaume hielt; täglich wurden hunderte, ohne nur verhört zu werden, auf das Blutgerüst geschleppt. Niemand wagte mehr sein Haus zu verlassen und jeder, der sich öffentlich zeigte, ging als Sansculotte in einer Leinwand-Blouse und eine rote Jakobinermütze auf dem Kopf. Keine Kutschen fuhren mehr, auch keine Wagen; Handel und Wandel hörte auf. Am 7. Nov. 1793 wurde auch die christliche Religion abgeschafft, die Kirchen wurden geplündert, die Kruzifixe und Heiligenbilder zerschlagen, die geweihten Gefäße

eingeschmolzen, aus den Glocken Kanonen gegossen. Von nun an sollte bloß die Vernunft verehrt werden, und als Göttin der Vernunft ward eine Operntänzerin auf einem Triumphwagen durch die Straßen geführt. Endlich, als Robespierre seine Hand an mehrere Glieder des Konvents legen wollte, kamen diese ihm zuvor, ein Volksaufstand unterstützte sie, und der blutdürstige Tiger ward gefangen genommen. Als man ihn zum Tode führte, trat ein alter Mann zu ihm und sprach: „Es giebt doch einen Gott!"

Nun erlangten die gemäßigteren Glieder des Konvents das Übergewicht, die übervollen Gefängnisse wurden geöffnet, die Jakobinerklubs geschlossen. Im Jahre 1795 entwarf der Nationalkonvent eine neue Verfassung mit gemäßigter Volksherrschaft, in welcher zwei Volksversammlungen waren, nämlich ein Rat der Fünfhundert, der Gesetze vorschlagen und abfassen, und ein Rat der Alten (aus 250 Mitgliedern bestehend), der die Gesetze bestätigen sollte. Die vollziehende Gewalt erhielten fünf Direktoren. Nachdem ein Aufstand der Pariser durch den kühnen General Bonaparte unterdrückt war, löste sich der Konvent völlig auf.

Napoleon Bonaparte.

1.

Napoleon Bonaparte wurde zu Ajaccio auf der italienischen, jedoch um dieselbe Zeit an Frankreich gekommenen Insel Korsika am 15. August 1769 geboren. Sein Vater war Advokat, wenig bemittelt, aber von Adel; die Mutter erzog ihre acht Kinder (fünf Söhne und drei Töchter) mit aller Sorgfalt. Der Statthalter von Korsika verschaffte dem jungen Bonaparte eine königliche Freistelle in der Militärschule zu Brienne, wo er sich zum Offizier bildete. Noch nicht 14 Jahre alt, war er doch schon ungewöhnlich ernst, verachtete die Spiele seiner Gefährten und suchte die Einsamkeit. Im Kriege geboren, warf er sich mit entschiedener Neigung auf die Kriegswissenschaft. Die tiefsinnigsten Lehren der Mathematik wurden seine Lust, weil er sie alle auf die Kriegskunst bezog. Und gerade die Kriegswissenschaft mußte auf seinen Charakter am mächtigsten einwirken, indem ihm hier die Menschen als Maschinen oder Feinde sich darstellten, die man überlistete oder nach den Regeln der Klugheit vernichtete und schlug. Denn Siegen und Herrschen war schon früh seine Leidenschaft, und nur dann trat er seinen Mitschülern etwas näher, um den Krieg im kleinen zu führen, den er schon im großen sich dachte. Man weiß, wie er seine Gefährten gegen einander aufgereizt, Meuterei gegen die Lehrer angestiftet und sich ein Ansehen unter den Knaben erworben hat. Bemerkenswert ist auch, daß er sich endlich zwei von jenen, und gerade sehr beschränkte Köpfe, zu täglichen Gefährten wählte und diese so an sich zu fesseln wußte, daß sie, in demütiger Bewunderung seiner Überlegenheit, sich zu Werkzeugen seiner Absichten gebrauchen ließen.

Neben seinen mathematischen Studien beschäftigte ihn besonders die Geschichte des Altertums. In allen kühnen Unternehmungen der Vorzeit er-

kannte er das eigene Kraftgefühl, und jedes gelungene Emporstreben, jeder Sieg gewann ihm das einzige Entzücken ab, dessen er fähig war. Daher gefielen ihm besonders die Helden Plutarchs; Tacitus dagegen, den er einen Verleumder des Nero nannte, war ihm verhaßt. In späteren Jahren zog ihn auch das düstere Gemälde des Nordens in Ossians Schlachtgesängen an. Die Spartaner wurden ihm Vorbilder der Selbstabhärtung, der Kampflust und jener Wortkargheit, die über den Sinn der Rede in Zweifel läßt. Sie ahmte er in seinen Worten und Mitteilungen nach und gewann die große Fertigkeit, mit wenigem viel und immer noch mehr zu sagen, als die Hörer erkennen sollten. Schon in seinem 14. Jahre war das festabgegrenzte, eckige (être carré, wie er selber sagte), verschlossene und kräftige Wesen in ihm ausgeprägt. Einer seiner Lehrer bemerkte über ihn: Ein Korse von Geburt und Charakter, er wird es weit bringen, wenn die Umstände ihn begünstigen.

Darum konnte er schon früher als andere aus der Militärschule von Brienne entlassen werden und wurde nach Paris geschickt, um dort seine Bildung zu vollenden. Schon nach acht Monaten erhielt er eine Anstellung als Artillerie-Offizier in der königlichen Armee und machte sich bereits damals durch großen Ehrgeiz bemerkbar. Bei dem Ausbruch der Revolution erklärte er sich für die Volkspartei und wurde das erste Mal öffentlich ausgezeichnet im Jahre 1793 wegen der Einsicht, mit welcher er vor Toulon, welches die Engländer besetzt hatten, das Belagerungsgeschütz leitete. 1794 wurde er General, doch bald darauf bei dem Sturze des grausamen Robespierre verhaftet, da man ihn mit Recht beschuldigte, ein Anhänger seiner Grundsätze gewesen zu sein. Er ward wieder frei, blieb indessen ohne Anstellung, bis er im Jahre 1795 den ihm gewordenen Auftrag, die gegen den damaligen Konvent aufgestandenen Bürger zur Ruhe zu bringen, dadurch vollzog, daß er mit Kartätschen unter die Pariser schießen ließ. Diese That zeigte, was man von dem jungen General zu hoffen und zu fürchten hatte, denn schon damals erkannten die ihm Nahestehenden eine Furchtbarkeit in ihm, die für kriegerische Zwecke brauchbar sei, die man aber außerdem soweit als möglich von sich entfernt halten müßte. Doch nur die Nahestehenden kannten ihn so.

Die ans Ruder der Regierung gelangten Direktoren hatten den furchtbaren Plan entworfen, ihren mächtigsten Feind auf dem Festlande, Österreich, niederzuschmettern. Nach diesem Plane sollte der General Jourdan durch Franken, Moreau durch Schwaben, der junge Bonaparte von Italien aus in das Herz von Österreich dringen und dem Kaiser die Friedensbedingungen unter den Mauern seiner Hauptstadt vorschreiben. Bonaparte ward zum General der italienischen Armee ernannt.

2.

Der Befehlshaber der italienischen Armee hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, denn das Heer befand sich im allerkläglichsten Zustande — ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Zucht und Ordnung, ein wahres Lumpen-

gesindel. Doch sobald der junge Held erschien, änderte sich die Sache; sein Geist erfaßte die Gemüter der Soldaten mit unwiderstehlicher Gewalt, bald kam Ordnung und Begeisterung in das zerrüttete Heer, und es folgte mit neuem Mut seinem kundigen Führer. Der österreichische General Beaulieu, der unter Waffen grau geworden war, wurde geschlagen; erschrocken trennte sich zuerst der König von Sardinien von dem österreichischen Bunde und bat um Waffenstillstand. Er erhielt ihn nur gegen schwere Opfer. Unaufhaltsam rückte Bonaparte vor. Bei Lodi hatten die Österreicher die über den Fluß Adda führende Brücke besetzt und am Eingange derselben eine Menge Kanonen aufgepflanzt, um augenblicklich alle zu zerschmettern, die es wagen würden, sie zu betreten. Dennoch beschloß Bonaparte den Sturm. Auf seinen Befehl: „Vorwärts!" stürzten 3000 Grenadiere mit gefälltem Bajonett, unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" auf die Brücke; aber ein mörderisches Kartätschenfeuer streckte die Anstürmenden reihenweise zu Boden. Schon wichen die Grenadiere bestürzt zurück; da stellten sich Berthier, Massena und Lannes, die Unterbefehlshaber, selbst an ihre Spitze, führten sie im Sturmschritt über die Brücke, eroberten das Geschütz und schlugen das österreichische Heer völlig in die Flucht. Dieser Sieg, den Napoleon Bonaparte im Jahre 1796 (10. Mai) erfocht, erfüllte ganz Italien mit Schrecken und Bewunderung. Vor allen eilten die Herzöge von Parma und Modena, den jungen Helden um Frieden zu bitten. Sie erhielten ihn gegen Erlegung großer Kriegssteuern und gegen Auslieferung kostbarer Gemälde und anderer Kunstschätze, die er nach Paris schickte, um durch solche Siegeszeichen die eitlen und schaulustigen Bürger der Hauptstadt für sich zu gewinnen. Auch der Papst und der König von Neapel baten um Waffenstillstand und bezahlten dieses Geschenk ebenfalls mit großen Summen. Der Kaiser Franz, erschreckt durch die Fortschritte der französischen Waffen in Italien, schickte eiligst aus Deutschland seinen General Wurmser mit einem neuen Heere dahin; allein trotz der heldenmütigen Tapferkeit gelang es nicht, den Siegeslauf des jungen republikanischen Feldherrn und seiner begeisterten Truppen zu hemmen. In mehreren Treffen geschlagen, mußte sich Wurmser mit dem Reste seines Heeres in die Festung Mantua werfen. Hier verteidigte er sich mit dem Mute eines Löwen und blieb unverzagt, ungeachtet des drückenden Mangels an Lebensmitteln. Um den Hartbedrängten zu entsetzen, schickte der Kaiser ein neues Heer unter dem General Alvinzi nach Italien. Nach mehreren kleineren Gefechten kam es am 18. November 1796 bei dem Dorfe Arkole zu einer Hauptschlacht.

Dieses Dorf liegt an einem kleinen Flusse, Alpon, welcher durch eine von Sümpfen durchschnittene Ebene in die Etsch fließt. Die über den Alpon führende Brücke war durch die am jenseitigen Ufer aufgestellte österreichische Artillerie gedeckt. Um den Besitz der Brücke und des Dorfes ward drei Tage lang hintereinander fast mit übermenschlicher Anstrengung gekämpft. Ganze Kolonnen der anstürmenden Republikaner wurden von dem mörderischen Feuer der Österreicher niedergeschmettert. Die Generale stellten sich selbst an die Spitze und führten ihre Reihen im Sturmschritt auf die Brücke,

aber sie wurden blutig zurückgeworfen. Da ergriff Bonaparte selbst die Fahne, und mit dem Rufe: „Mir nach!" stürzt er mitten im Kugelregen vorwärts auf die Brücke. Schon hatte er die Mitte erreicht, schon hatte er die Fahne als Siegeszeichen aufgepflanzt, da plötzlich erschien eine neue österreichische Truppenabteilung und richtete sogleich das Geschütz auf den anstürmenden Feind. Es entstand ein furchtbares Getümmel auf der Brücke. Die Vordersten wichen bestürzt zurück und rissen bei so großer Gefahr ihren kühnen General, der nicht weichen wollte, mitten durch Tote und Sterbende mit Gewalt fort. Aber im Gedränge stürzte er von der Brücke in den Sumpf, bis zur Mitte des Körpers. Schon ist er vom Feinde umgeben, als die Grenadiere die Gefahr bemerken. Da erschallt der allgemeine Ruf: „Soldaten, vorwärts, den General zu retten!" Sie kehren wütend zurück, stürzen auf den Feind, drängen ihn über die Brücke zurück, und Bonaparte ist gerettet. Zu gleicher Zeit erscheint eine französische Kolonne im Rücken des österreichischen Heeres, und dieses tritt voll Bestürzung seinen Rückzug an.

Diese dreitägige Mordschlacht entschied auch über Mantuas Schicksal. Nachdem Wurmser alle Hilfsmittel des Mutes und eiserner Beharrlichkeit erschöpft hatte, mußte er sich aus Mangel an Lebensmitteln (1797) mit der ganzen Besatzung von 20000 Mann kriegsgefangen ergeben. So ward Österreich zum Frieden (Kampo Formio) gezwungen, mußte Belgien und die Länder, die es in Italien besessen, abtreten und erhielt dagegen den größten Teil des Gebietes der tausendjährigen Republik Venedig, das der französische General früher verschenkte, als er es hatte; d. h. er versprach es an Österreich und eroberte es sodann. Dagegen bildete er aus den österreichischen Besitzungen in Italien eine neue cisalpinische Republik mit der Hauptstadt Mailand; aus dem Gebiet von Genua ward die ligurische Republik gebildet.

3.

So verließ Bonaparte ruhmgekrönt den ersten Schauplatz seiner glänzenden Siege, und da der französischen Republik damals nur noch ein Feind unbesiegbar war, das seemächtige England, so wurden alle Anstrengungen gegen dieses gerichtet und Bonaparte schon den 28. Oktober 1797 zum Oberbefehlshaber der Armee gegen England ernannt. In allen französischen Häfen an der Nordküste begannen furchtbare Rüstungen; eine große Truppenzahl sammelte sich am Kanal, und alle französischen Zeitungen verkündigten Landung auf England, so daß man in London nicht wenig besorgt ward und drohende Gegenanstalten traf. In der nämlichen Zeit aber, da man die Rüstungen am Kanal mit großem Geräusch betrieb, wurden auch zu Toulon und an der italienischen Küste Schiffe und Truppen versammelt, und seit dem April 1798 sagte man hier und da laut, diese Unternehmung sei gegen Ägypten bestimmt, um von da mit einer Armee nach Ostindien zu gehen und der britischen Herrschaft in Asien ein Ende zu machen.

Allein der Gedanke schien so abenteuerlich, daß man fast nirgends daran glaubte, wie sehr es auch voller Ernst damit war. Die Direktoren unter=

stützten gern den kühnen Plan, schon aus dem Grunde, um den furchtbaren Italiener mit seiner tapfern Armee aus ihrer Nähe zu entfernen. Am 19. Mai 1798 segelte er mit 40000 Mann Landtruppen auf einer Flotte von mehr als 400 Segeln von Toulon ab. Es war ein herrlicher Anblick! Günstige Winde trieben die schwimmende Stadt schnell auf der großen Wasserfläche dahin. Alle Soldaten waren voll Mut und froher Zuversicht. Berühmte Feldherren, wie Desaix, Kleber, Mürat, waren an Bord; auch Künstler und Gelehrte hatten sich eingeschifft, in der Hoffnung, auf dem alten berühmten Boden des Wunderlandes Ägypten schätzbare Entdeckungen zu machen.

Am 10. Juni erschien die Flotte vor Malta. Die fast unüberwindliche Felsenfestung ward durch Verrat der französischen Johanniter daselbst ohne Schwertstreich übergeben. Nachdem Bonaparte eine Besatzung von 4000 Mann auf Malta zurückgelassen, segelte er weiter. Unterdessen kreuzte der englische Admiral Nelson mit einer großen Flotte auf dem Mittelländischen Meere hin und her, um die Franzosen aufzusuchen, und es war für diese eine außerordentliche Gunst des Zufalls, daß sie ungesehen nahe bei der englischen Flotte vorübersegelten. Am 1. Juli landeten sie bei Alexandria in Ägypten. In dem Augenblicke, als sie an das Land fuhren, ward in der Ferne ein Schiff sichtbar, welches man für ein feindliches hielt. „O Glück!“ rief Bonaparte, „willst du mich verlassen? Nur noch fünf Tage, und es ist alles gerettet!“ Das Glück blieb ihm treu. Das Schiff, welches man bemerkt hatte, war eine französische Fregatte. Ungehindert schiffte Bonaparte seine Truppen aus, nahm gleich darauf Alexandrien mit Sturm und rückte dann rasch gegen Kairo, die Hauptstadt von Ägypten. Um das Volk zu beruhigen, machte er bekannt, er sei als Freund des Sultans gekommen und sein Angriff sei nur gegen dessen Feinde, die Mamelucken, gerichtet; von diesen wolle er das Land befreien. Allein die Pforte ließ sich durch solche Vorspiegelungen nicht täuschen und erklärte ihm den Krieg. In diesem fremden Erdteile hatten die Franzosen mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Weg nach Kairo führte durch eine große Sandwüste, in welcher sie unablässig von den mameluckischen Reitern angefallen wurden. Verloren war jeder, der sich nur auf einige Schritte vom großen Haufen trennte. Auf ihren raschen Pferden kamen die Feinde eben so schnell herangeflogen, als sie wieder verschwanden. Doch blieben die Franzosen trotz aller Mühseligkeiten stets heiteren Mutes, ja trieben wohl noch Scherz und Kurzweil. Auf ihrem Zuge ergötzten sie sich damit, die Esel, welche das Gepäck der Gelehrten trugen, ihre Halbgelehrten zu nennen. Sobald die Generale beim Heransprengen der Mamelucken kommandierten: „Das Viereck gebildet, die Esel und Gelehrten in die Mitte!“ lief jedesmal ein schallendes Gelächter durch die Reihen.

Am 21. Juli 1798 langten die Franzosen im Angesicht der Pyramiden an, als eben die Sonne aufging. Auf einmal machte das erstaunte Heer aus freien Stücken halt, um diese Riesendenkmäler zu begrüßen, die aus einem so hohen Altertume auf uns gekommen sind. Als dies Bonaparte

sah, rief er voll Begeisterung aus: „Franzosen! Heute werdet ihr den Beherrschern Ägyptens eine Schlacht liefern; vergesset nicht, daß von den Höhen dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf euch herabschauen!" Und mit nie gesehenem Mute griffen die Franzosen, im Angesicht der ehrwürdigen Steinkolosse, die bei denselben aufgestellten Heeresmassen der Mamelucken an und erfochten den glänzendsten Sieg. Seit dieser Schlacht bei den Pyramiden ward Bonaparte von den Ägyptern nicht anders als Sultan Kabir, d. i. „Vater des Feuers" genannt. Wenige Tage darauf öffnete ihm auch Kairo die Thore.

4.

Aber während Napoleon von der Hauptstadt Ägyptens Besitz nahm, erreichte endlich Nelson die französische Flotte im Hafen von Abukir den 1. August, und sogleich begann die furchtbarste Seeschlacht. Achtzehn Stunden lang wurde gekämpft, endlich fing das französische Admiralschiff Feuer und flog mit 120 Kanonen in die Luft. Das Meer zischte und brauste in der entsetzlichsten Glut; die französische Flotte ward völlig vernichtet. Die Engländer herrschten auf dem Mittelmeere von Gibraltar bis Alexandria; Bonaparte war abgeschnitten und Türken und Engländer rüsteten sich, ihn von der Landenge von Suez her anzugreifen. Aber er kam ihnen zuvor, drang über Suez in Syrien und Palästina ein bis nach der Festung Akre; doch hier wurde das erste Mal seine Hartnäckigkeit gebrochen. Über zwei Monate lag er vor der Festung; drei Tage hintereinander hatte er vergeblich Sturm laufen lassen, und als er nun zurück mußte, war er gezwungen, alle seine Verwundeten und Kranken den erbitterten Feinden preiszugeben. In Ägypten — das erkannte er wohl — hatte er seine Rolle ausgespielt. Dagegen eröffnete sich ihm nach den Briefen, die er aus Europa erhielt, hier ein günstiger Schauplatz, und glücklich, wie er nach Ägypten gekommen war, kam er wieder nach Frankreich zurück (Oktober 1799). Ohne das strenge Quarantänegesetz zu beobachten, reiste er sofort von der Küste nach Paris. Ganz Frankreich, im unglücklichen Kriege mit Österreich und Rußland, hoffte von ihm Sieg und Rettung; die Regierung der fünf Direktoren, die zu der großen Aufgabe zu schwach war, sollte einem Stärkeren weichen. Schnell brachte Bonaparte mehrere der einflußreichsten Männer, besonders den schlauen Sieyes, auf seine Seite, dann bewog er die erschrockenen Direktoren zur Abdankung und ließ sich vom Senat (dem Rat der Alten) zum obersten Befehlshaber der ganzen bewaffneten Macht ernennen. Nun mochten aber viele schon ahnen, wohin eine solche Militärdiktatur führe, und als sich der Senat wie der Rat der 500 in St. Cloud versammelten, erhoben in letzterem die Republikaner ihre Stimme: „Außer dem Gesetz! Nieder mit dem Diktator!" Da trat Bonaparte mit mehreren Grenadieren in den Saal. Ein lautes Geschrei bestürmte ihn; man faßte ihn beim Kragen, einige sollen mit Dolchen auf ihn losgerannt sein. Nur mit Hilfe seiner Grenadiere ward er der Wut seiner Feinde entrissen. Draußen aber versammelte Bonaparte seine treuen Soldaten um sich und sprach: „Ich habe Feinde, kann ich auf euch

zählen?" Hoch lebe Bonaparte! war die Antwort. Und sogleich befahl er dem General Mürat, mit geschlossener Kolonne in den Saal zu rücken und die Versammlung auseinander zu treiben. Der Sturmmarsch wurde geschlagen, die Saalthüren aufgerissen und auf das Kommando „Vorwärts!" rückten die Grenadiere mit gefälltem Bajonett in der ganzen Weite des Saales vor. Und augenblicklich stoben alle Mitglieder der Versammlung aus Thüren und Fenstern.

Am 15. Dezember 1799 wurde eine neue Verfassung eingeführt — die vierte seit zehn Jahren. Es wurden auf zehn Jahre drei Konsuln ernannt, von denen aber Bonaparte der erste und eigentliche Regent war. Er ernannte zu allen Stellen des Krieges und des Friedens; er allein befehligte das Heer. Aber es war auch Zeit, daß eine festere Ordnung wiederkehrte, und diese Ordnung konnte nur mit eiserner Faust aufrecht erhalten werden.

Nun gewann Frankreich sogleich ein neues Leben, und der Kriegsschauplatz wurde mit Siegen eröffnet. Moreau ging über den Rhein, Bonaparte selbst über den großen St. Bernhard, gleich Hannibal, nach Italien, wo er am 14. Juni 1800 die große Schlacht bei Marengo den Österreichern abgewann. Die Eroberung von Oberitalien war die Folge des Sieges, und als Moreau in Deutschland einen glänzenden Sieg bei Hohenlinden (3. Dezember) gewonnen hatte und bis Linz vorgedrungen war, kam es im Jahre 1801 zum Frieden von Lüneville (in Lothringen), den Kaiser Franz, von einem zehnjährigen Kampfe erschöpft, eingehen mußte, während Paul, Kaiser von Rußland, dessen Truppen in der Schweiz und Italien mitgefochten hatten, vom Kriegsschauplatze abtrat. In diesem Frieden verlor Deutschland das ganze linke Rheinufer; alle deutschen Fürsten wurden durch die eingezogenen (säkularisierten) geistlichen Güter entschädigt dafür, daß sie dem Kaiser im letzten Kriege nicht beigestanden hatten.

5.

Während der Ruhe arbeitete Bonaparte unablässig an der innern Wohlfahrt des Landes und suchte die durch die Revolution geschlagenen Wunden möglichst zu heilen. In Gemeinschaft mit dem Papste Pius VII. ordnete er die kirchlichen Angelegenheiten und führte die Feier des öffentlichen Gottesdienstes wieder ein; Schulen wurden hergestellt, um die Jugend zu entwildern; zur Beförderung des Handels wurden Kunststraßen angelegt und in die ganze Verwaltung mehr Ordnung gebracht. Es schien, als wolle er sich den Ruhm eines eben so großen Staatsmannes als Feldherrn erwerben. Darum sagten auch seine Lobredner von ihm, er verbinde mit Alexanders Größe Solons Weisheit! Für die vielen Verdienste um das Vaterland ernannte ihn der Senat am 3. August 1802 zum Konsul auf Lebenszeit. Auch wurde der Orden der Ehrenlegion gegründet, um alle diejenigen zu belohnen, welche sich auf irgend eine Weise um das Vaterland verdient machten. Dem ruhmsüchtigen Manne war es nun ein leichtes, den letzten Schritt zur Alleinherrschaft zu thun. Eine angebliche Verschwörung gegen das Leben des Konsuls, deren Teilnehmer Pichegrü, der Eroberer Hollands,

Georges, Moreau und Enghien, ein Enkel des Prinzen Condé, sein sollten, leistete ihm hierzu noch größeren Vorschub. Pichegrü ward ins Gefängnis geworfen, in welchem er wahrscheinlich durch Meuchelmord umkam; Georges wurde guillotiniert, Moreau verbannt und der Herzog von Enghien von den Franzosen aus Deutschland geschleppt und zu Vincennes (bei Paris) in der Nacht des 20. März 1804 erschossen. Der arme Unschuldige wurde in den trockenen Schloßgraben geführt, vor ein offenes Grab gestellt, und dann befestigte man eine Laterne an seine Brust, damit die Kugeln der Soldaten ihr Ziel nicht verfehlten.

Die Freunde des Mächtigen machten dem Volke leicht begreiflich, daß keine Ruhe sein werde, wenn Bonaparte nicht zum Monarchen erklärt würde. Weil der Königstitel verhaßt war, sollte er Kaiser heißen und als solcher das große fränkische Reich Karls des Großen wieder herstellen. Solches schmeichelte der Eitelkeit der Franzosen, und der gehorsame Senat übernahm es, dem Konsul die Kaiserkrone anzubieten. Als ihm der Senatsbeschluß überbracht wurde, sagte er mit scheinbarer Gleichgültigkeit: „Ich nehme den Titel an, den der Senat für den Ruhm der Nation zuträglich hält, und hoffe, daß Frankreich die Ehre, mit welcher es meine Familie umgiebt, nie bereuen werde.“ Am 2. Dezember 1804 wurde er als Napoleon I. vom Papste Pius VII. mit ausgezeichneter Pracht feierlich zu Paris in der Kirche von Notredame gekrönt.

So war der Kreislauf der Revolution von der Monarchie zur Monarchie fast wie im alten Rom vollbracht. Feste aller Art, mit orientalischem Gepränge, riefen das Volk zur Freude auf über das Ende des Freiheitstraumes. Aber selbst die Kaiserkrone genügte nicht dem Ehrgeize des Glücklichen; er wußte es dahin zu bringen, daß die italienische Republik ihn auch zum erblichen Könige von Italien ernannte. Am 26. Mai 1805 setzte er die eiserne Krone der Lombarden auf sein Haupt mit den Worten: „Gott gab sie mir, wehe dem, der sie berührt!“

6.

Die grausame Hinrichtung des Herzogs von Enghien, die Willkür, mit der Napoleon Fürsten und Völker behandelte, rief bald wieder seine alten Feinde gegen ihn in die Waffen. Die Seele des Bundes war der unermüdliche englische Minister Pitt; diesmal trat auch Alexander I., seit Pauls Ermordung (1801) russischer Kaiser, der Koalition bei; dagegen vereinigten sich Deutsche — Bayern, Baden und Württemberg — mit den Franzosen. Mit unerwarteter Schnelligkeit ging Napoleon über den Rhein, schloß den umgangenen österreichischen Feldherrn Mack in Ulm ein und zwang ihn, sich mit 24 000 Mann zu ergeben (1805). Rasch ging der Zug vorwärts; ohne einen Schwertstreich rückte Napoleon in Wien ein und wandte sich dann nach Mähren, wo das russische und österreichische Heer sich vereinigt hatten. Die beiden Kaiser, Franz und Alexander, waren selbst bei ihren Truppen, um sie durch ihre Gegenwart anzufeuern. Am 2. Dezember 1805

kam es bei Austerlitz (unweit Brünn) zu einer großen entscheidenden Schlacht, in welcher die Verbündeten völlig geschlagen wurden. Der linke russische Flügel wollte sich über einen gefrorenen See retten, aber Napoleon ließ das Eis durch Kanonenkugeln zerschmettern, und mehrere Tausende der Soldaten versanken rettungslos. Bekümmert und niedergeschlagen mußte Kaiser Franz den Preßburger Frieden schließen, worin Österreich Venedig, ganz Tirol und seine Besitzungen in Schwaben verlor, mit welchen Napoleon seine Bundesgenossen Baden, Bayern und Württemberg beschenkte. So unglückliche Folgen für das elende deutsche Kaiserreich hatte die „Dreikaiserschlacht", wie sie Napoleon in seinem Siegesberichte pomphaft nannte, gehabt. Der Kurfürst von Bayern (mit Tirol beschenkt) und der Kurfürst von Württemberg nannten sich nun „Könige" und erklärten nun ihre Unabhängigkeit von Kaiser und Reich. Um aber die Schmach unseres so tiefgebeugten Vaterlandes zu vollenden, stiftete Napoleon den Rheinbund, durch welchen vorerst sechzehn deutsche Fürsten von Kaiser und Reich sich lossagten und Napoleon als ihren Protektor (Beschützer) anerkannten. Für diesen Schutz versprachen sie, ihm mit 63 000 Mann in allen seinen Kriegen beizustehen. Da legte Franz den Titel eines deutschen Kaisers, der nun keinen Sinn mehr hatte, ab und nannte sich (seit dem 6. August 1806) Franz I. Kaiser von Österreich. So endete das tausendjährige deutsche Reich.

Von nun an kannte Napoleons Übermut keine Grenzen mehr; er verschenkte Länder und Kronen wie feile Waren an seine Verwandten und Generale. Ferdinand, der König von Neapel, hatte englische und russische Truppen in seinem Königreiche landen lassen. Sogleich erklärte Napoleon mit lakonischer Kürze: „Ferdinand hat aufgehört zu regieren", und ein großes Heer, geführt von Massena, dem „Sohne des Siegs", und von Napoleons Bruder, Joseph Bonaparte, eilte den Machtspruch zu vollziehen. Ferdinand floh übers Meer nach Palermo, und Napoleon ernannte am 30. März 1806 seinen Bruder Joseph zum König von Neapel. Um seinen Bruder Ludwig zu versorgen, wußte der Schlaue es dahin zu bringen, daß die batavische Republik (die Niederlande) sich diesen zum Könige ausbat, und so wurde Ludwig im Juni 1806 König von Holland. Mürat, früher Koch, dann des Kaisers Schwager, wurde Großherzog von Berg und Kleve; der Marschall Berthier Herzog von Neufchatel.

7.

Napoleon benahm sich nun in Deutschland als unumschränkter Herr über Fürsten und Volk. Sein Wille galt als höchstes Gesetz, und wer eine andere Meinung zu haben wagte, wurde von der napoleonischen Inquisition belangt und als Hochverräter bestraft. Ein Nürnberger Buchhändler, Palm, hatte eine Flugschrift, „über Deutschlands Erniedrigung" — nicht selber geschrieben, sondern nur als Geschäftsmann versandt. Dafür wurde er plötzlich von französischen Gendarmen ergriffen, nach Braunau geschleppt, dort vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und auf Befehl Napoleons erschossen.

Während so Deutschland tief daniederlag, bestand England allein den schweren Kampf mit Glück, und in der Seeschlacht am spanischen Vorgebirge Trafalgar hatte der britische Seeheld Nelson die französische Flotte abermals besiegt und vernichtet. Zum Glück für Napoleon starb der große Pitt, sein unversöhnlicher Gegner, und dessen Nachfolger ließ einen vorteilhaften Frieden erwarten. Um diesen zu erlangen und sich den Engländern gefällig zu erweisen, mußte Preußen fallen, welches bis jetzt ruhig zugesehen hatte, wie das deutsche Reich zerstückelt und aufgelöst, wie Österreich gedemütigt wurde. Der edle König Friedrich Wilhelm III. hatte unablässig dahin gestrebt, seinem Volke den Frieden zu erhalten; darum war er auf den Vorschlag Napoleons eingegangen, Hannover an der Stelle des abgetretenen Ansbach, Kleve und Berg anzunehmen. Nun bot der französische Kaiser eben dieses Hannover wieder den Engländern an: da blieb dem schwergekränkten Könige von Preußen nichts übrig, als an Frankreich den Krieg zu erklären. Aber Preußen stand nun ganz allein gegen den übermächtigen Eroberer, und obwohl der Kurfürst von Sachsen ein Hilfsheer von 22 000 Mann schickte, so blieb doch der Kampf sehr ungleich, denn die preußischen Heerführer waren größtenteils schon hoch bejahrt und in der neuen Kriegsweise wenig geübt; die jungen Offiziere ohne Erfahrung, aber voll Übermut. So traf das Unglück ein, das man schon im voraus befürchtet hatte. Schon am 10. Oktober 1806 ward die Vorhut der preußischen Armee bei Saalfeld von einer überlegenen Feindeszahl zersprengt, und der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, die Zierde der Ritterschaft und des Hofes, verlor im Reitergefecht sein Leben. Rasch und mit Eilmärschen rückte die große Armee Napoleons in Thüringen ein. Die Preußen standen in zwei Abteilungen bei Auerstedt und Jena, die eine unter dem alten Herzog Ferdinand von Braunschweig, die andere unter dem Fürsten von Hohenlohe. Ehe sie es sich versahen, hatten sie den Feind im Rücken, so daß sie sich wenden mußten, um zu schlagen. Da geschah am 14. Oktober die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt, in welcher gleich zu Anfange des Treffens der Herzog von Braunschweig, von einer feindlichen Kugel über den Augen gestreift, besinnungslos niederstürzte. Vergebens teilte der König und sogar die Königin die Gefahren der Schlacht; vergebens wiederholte Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, die Reiterangriffe — die Preußen mußten weichen. Über 50 000 Mann verlor der König an diesem Unglückstage. Beispiellos war die Verwirrung und Auflösung. Der Prinz von Hohenlohe wurde auf der Flucht eingeholt, umzingelt und mit 17 000 Mann gefangen. Mit schändlicher Feigheit übergaben die Festungskommandanten Erfurt, Magdeburg, Spandau, Stettin und Küstrin den Franzosen; nur der wackere Courbière in Graudenz bewies sich standhaft. Als ihn die Feinde mit höhnenden Worten zur Übergabe aufforderten mit der Schmähung: „es gäbe keinen König von Preußen mehr!“ erwiderte er: „Nun wohlan, so bin ich König von Graudenz und werde mich zu verteidigen wissen!“

Schon am dritten Tage nach der Schlacht trennte sich der Kurfürst von

Sachsen von seinem Unglücksgefährten; er trat zum Rheinbunde über und ward zum Lohne dafür von Napoleon mit der Königswürde beschenkt. Traurig aber war das Schicksal des Herzogs von Braunschweig, des Anführers bei Auerstedt. Schwer verwundet floh er nach seiner Residenz und sandte von hier eine Botschaft an Napoleon, um sich der Gnade desselben zu empfehlen. Doch zornig antwortete der Kaiser: „Ich kenne keinen Herzog von Braunschweig, nur einen preußischen General dieses Namens." Krank und des Augenlichts beraubt ließ sich der verfolgte Greis weiter nach Altona bringen und starb in trostloser Verbannung zu Ottensen.

8.

Die Trümmer des preußischen Heeres vereinigten sich hinter der Weichsel mit einem unterdes angekommenen russischen Hilfsheere, und zwei Tage hintereinander, am 7. und 8. Februar 1807, wurde die mörderische Schlacht bei Eylau geschlagen, in welcher die Preußen ihren alten Waffenruhm wieder bewährten. Beide Teile rühmten sich des Sieges, und beide Teile zogen sich zurück. Napoleon hatte bereits einen Aufruf an die Polen erlassen, sich gegen ihre alten Unterdrücker zu erheben, und ihnen versprochen, das Königreich Polen wieder herzustellen. Freudig erhob sich das Volk auf seinen Ruf. Am 14. Juni 1807, am Jahrestage der Schlacht bei Marengo, ward bei Friedland noch einmal blutig gestritten, aber ein vollkommener Sieg über das verbündete Heer der Russen und Preußen von Napoleon errungen. Erschüttert bat der Kaiser Alexander, als er den Furchtbaren den Grenzen seines eignen Reichs schon so nahe sah, um Waffenstillstand und Frieden. Napoleon bewilligte beides und kam mit ihm und dem gebeugten Könige von Preußen auf dem Flusse Niemen zusammen, um das Nähere persönlich zu besprechen. Zu Tilsit wurden dann die Unterhandlungen gepflogen. Hier erschien auch die Königin Luise von Preußen, ein Bild der Hoheit und Anmut. Sie war entschlossen, den gewaltigen Sieger selbst durch Bitten zu einem ehrenvollen Frieden und zur Schonung des Landes und Volkes zu bewegen. In ihrer reinen, hochherzigen Liebe für das Volk und seinen Fürsten scheute sie diese Erniedrigung nicht. Aber Napoleons Herz blieb ungerührt; finster und stolz fragte er die Königin: „Wie konnten Sie auch nur einen Krieg mit mir anfangen?" Da erwiderte ihm Luise mit edler Würde: „Es war Preußen erlaubt, ja es war uns erlaubt, uns durch den Ruhm Friedrichs über die Mittel unserer Macht zu täuschen — wenn wir uns überhaupt getäuscht haben!" Und die wahrhaft deutsche Frau hatte sich nicht getäuscht, daß sie auf den Geist des Volkes baute. Nur darin hatte sie sich getäuscht, daß sie von Napoleons Edelmut etwas hoffte. Preußen verlor alle Länder zwischen der Elbe und dem Rhein, außerdem die polnischen Länder mit der Stadt Danzig, welche für eine freie Stadt erklärt wurde; das polnische Land wurde zu einem Großherzogtum Warschau erhoben und kam zum größten Teil an den König August von Sachsen; einen Teil von preußisch Polen erhielt Rußland. Aus den Ländern zwischen dem Rhein und der Elbe, aus Hannover, Braunschweig, Hessen-Kassel schuf Napoleon das Königreich West-

falen für seinen jüngsten Bruder Hieronymus. So stand jetzt ein kleines Frankreich im Herzen von Deutschland, und fremde Tyrannen geboten in dem Lande Hermanns und dem Ursitze der Sachsen!

So an Ländern zusammengeschmolzen und eingeschlossen zwischen Staaten, die den Franzosen anhingen, sollte Preußen völlig erdrückt werden. Aber die Gewalt, so viel sie auch auf Erden vermag, sie vermag doch nicht den Geist und die sittliche Kraft des Volkes zu zertrümmern. König Friedrich Wilhelm III., der Gerechte und Standhafte, baute auf seines Volkes Treue, und von biederen Vaterlandsfreunden unterstützt, unternahm er eine durchgreifende Verbesserung des Staats- und Heerwesens. Er berief am 5. Oktober 1807 den Freiherrn von Stein, adelig von Geburt und Gesinnung, einen echten Mann des Volks, zum Minister, und dieser unterwarf das Alte einer Umbildung zum Neueren und Besseren. Das bisher bestandene Vorrecht des Adels, ausschließlich Rittergüter zu besitzen, wurde aufgehoben, auch Bürger und Bauern durften fortan solche Güter erwerben. Der Dienstzwang hörte auf. Der Bauernstand wurde frei, der Bürgerstand erhielt seine alten sogenannten „Munizipalrechte“, wodurch er früher groß und stark geworden war, eine vortreffliche Städteordnung wieder, jede Bürgergemeinde bekam das Recht, ihre Vertreter sich selber zu wählen. In ähnlichem Geiste bestellte Friedrich Wilhelm III. auch das Heerwesen neu, wobei ihm der treffliche General Scharnhorst mit Rat und That beistand. Der Bürgerstand wurde nun auch als fähig zu allen Offizierstellen erklärt; nur das persönliche Verdienst sollte den Mann adeln. Die alte unzweckmäßige Tracht der Soldaten wurde abgeschafft, ebenso die entehrende Bestrafung durch Stockprügel. Durch die Wiederbelebung des Ehrgefühls wurde aber auch das Nationalgefühl wieder belebt; der Soldat fühlte sich nicht mehr als bloßer Knecht, sondern als Staatsbürger, und kämpfte nun mit Lust und Liebe, wo er früher bloß aus Zwang gestritten hatte. Das Volk begriff bald, wo es fehlte. Zu Königsberg in Preußen stifteten treffliche Männer einen Verein zur Kräftigung der Vaterlandsliebe, welcher unter dem Namen des „Tugendbundes“ sich bald durch das ganze Land verbreitete. Der edle Minister von Stein war die Seele aller dieser Anstrengungen, aber sobald Napoleon davon Kunde erhielt, mußte er nicht bloß seine Entlassung nehmen, sondern auch aus Deutschland fliehen, denn er wurde vom Kaiser als „Volksverführer“ geächtet.

An Steins Stelle in Preußen trat 1810 der Minister von Hardenberg, ein ebenso eifriger Freund des Vaterlandes und Feind der Fremdherrschaft, nur darin glücklicher als sein Vorgänger, daß er den Argwohn der Franzosen täuschte und so ungestört seine segensreichen Verbesserungen durchsetzen konnte. Immer mächtiger durchdrang die geistige und sittliche Ausbildung alle Stände des Volks, während einzelne Ehrenmänner, wie Ernst Moritz Arndt und Ludwig Jahn, voll glühender Vaterlandsliebe das heranwachsende Geschlecht bildeten. Da wurden Turnanstalten errichtet, auf denen die Jugend sich fleißig tummelte, zugleich die edelsten Lehren von Freiheit und Sittlichkeit einsog und hohen Mut und Kampflust gewann.

Und wie in Preußen erwachte auch in vielen andern deutschen Landen gerade unter der tiefsten Erniedrigung das Nationalgefühl und bäumte sich gegen die fremde Gewalt.

9.

Inzwischen hatte Napoleon 1808 in Spanien die königliche Familie aus bourbonischem Stamme durch List und Gewalt vom Throne gestürzt und seinen Bruder Joseph zum König von Spanien gemacht. Da aber erhob sich das spanische Volk gegen die fremden Heere zum Vertilgungskampf, und Napoleon lernte zum ersten Male nach so vielen glänzenden Siegen die Volkskraft kennen; er zog selbst nach Spanien, um den Dingen eine bessere Wendung zu geben. Während dieser Zeit hatte Kaiser Franz von Österreich gegen ihn gerüstet, denn er hatte wohl gemerkt, daß der Eroberer mit dem Gedanken umging, die ganze österreichische Monarchie zu vernichten. Erst Preußen, nun auch Österreich, — die Rheinbundsfürsten ohnehin Napoleons Vasallen, und so schien Deutschlands Los entschieden! Österreich aber beschloß, den Plänen Napoleons zuvorzukommen; und das war auch das Ehrenvollste. Ermuntert durch das Beispiel Spaniens, wo alle Kriegskunst Napoleons am Felsen der Volkstreue zerschellte, rief nun Kaiser Franz das Volk zum Kampf auf. Und bald (es war im Jahre 1809) standen 400 000 Mann unter den Waffen. Der Erzherzog Karl erließ einen Aufruf an die ganze deutsche Nation; darin sagte er: „Wir kämpfen, um Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu erringen. Unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind!“ Auch viele andere Aufrufe erschollen wie Donner zu den deutschen Volksstämmen: „Erwacht aus dem Todesschlafe der Schande, ihr Deutschen! Soll euer Name der Spottruf von Jahrhunderten werden?“ Aber Napoleon gebot den Fürsten des Rheinbundes, ihre Heere gegen Österreich zu führen; Preußen war noch von der Übermacht gefesselt, und so gelang es dem schnell aus Spanien zurückeilenden Kaiser abermals, die österreichischen Heere zurückzuschlagen; im Triumph zog er am 10. Mai (1809) in Wien ein und bezog die Residenz von Schönbrunn.

Erzherzog Karl aber rückte mit 76 000 Mann aus Böhmen an die Donau, um Wien zu entsetzen. Napoleon zog ihm entgegen. Am Pfingstsonntag kam es auf dem Marchfelde bei den Dörfern Aspern und Eßlingen zwischen den feindlichen Heeren zur Schlacht, die zwei Tage währte. Mit ungeheurer Erbitterung wurde von beiden Seiten gekämpft; jeder gemeine Mann war ein Held, und die Feldherren wetteiferten mit den Soldaten an persönlicher Tapferkeit. Da klang mancher Ruf wie ein Nachhall aus dem klassischen Altertum; da antworteten die Krieger der österreichischen Infanterie, mauerfest zusammengeschart, der Aufforderung der heransprengenden gewaltigen Reitermassen Napoleons: „Streckt die Waffen!“ mit hohem Stolz und Mut: „Holt sie euch!“ Der Zauber von Napoleons Unüberwindlichkeit war gelöst; Erzherzog Karl führte, als der Sieg auf die Seite der Franzosen sich lenkte, selbst ein Bataillon herbei, um eine gefährliche Lücke auszufüllen, und

ergriff dann selbst die Fahne des Regiments Zach, führte die begeisterten Soldaten an und flog hierher und dorthin, wo die Gefahr am größten war. Napoleon erlitt zum ersten Male eine blutige Niederlage; mit Mühe rettete er sich auf die Donauinsel Lobau. Der tapfere Marschall Lannes war geblieben; die Marschälle Massena und Bessières nebst einer großen Menge von Generalen verwundet. Schrecken durchfuhr das ganze Heer, und es wäre verloren gewesen, wenn die vom Erzherzog Karl erwartete Verstärkung eingetroffen wäre. Aber diese blieb aus, Napoleon gewann Zeit, sich zu sammeln, und schlug die Österreicher bei Wagram zurück. Im Frieden zu Schönbrunn verlor Österreich abermals 2058 Geviertmeilen Landes und drei und eine halbe Million Seelen.

Mit neuen Lorbeeren geschmückt kehrte Napoleon nach Paris zurück. Bald nach seiner Rückkehr ließ er sich von seiner liebenswürdigen Gemahlin Josephine scheiden, weil sie ihm keinen Thronerben geboren hatte, und warb um die Hand der Erzherzogin Maria Louise, der Tochter desjenigen Kaisers, dem er die Hälfte seines Reiches entrissen hatte. Der gebeugte Kaiser Franz brachte in der Hoffnung des Friedens mit schwerem Herzen das Opfer, und am 2. April 1810 fand in Paris mit ungewöhnlichem Gepränge die Vermählung statt.

10.

Tirol war an Bayern gekommen und sollte fortan Süd-Bayern genannt werden; auch die alte Landesverfassung wurde geändert. Aber mit treuer Liebe hing das biedere Bergvolk am alten angestammten Fürstenhause Österreich; noch vor den Schlachten von Aspern und Wagram hatte es sich erhoben, um das Joch der bayerisch-französischen Fremdherrschaft abzuschütteln. Die Häupter des Volksaufstandes waren der Sandwirt Andreas Hofer von Passeyer, ein schlichter, frommer Mann aus dem Volk, kräftig von Gliedern und stattlich von Ansehen mit seinem langen schwarzen Bart; im untern Innthal Joseph Speckbacher, der beste Schütze weit und breit, verwegen zu jeder großen That und meisterlich klug; im obern Innthal der Krämer Martin Teimer. Aber Napoleon schickte den Marschall Lefèbre mit vielem Kriegsvolk ins Tiroler Land, da begann am Berge Isel ein langer furchtbarer Kampf gegen die Eindringlinge. Der Speckbacher verlegte ihnen den Weg bei Hall. Er hatte einen jungen Sohn Andreas, „der Anderl" genannt; der Knabe folgte ihm mutig ins Gefecht und da er nicht selber mitfechten durfte, so grub er keck die feindlichen Kugeln aus der Erde heraus, wo sie eingeschlagen, sammelte sie in seinem Hütlein und brachte sie dem Vater. Die Feinde erlitten ungeheuren Verlust, während die Tiroler frisch und lustig auf ihren heimatlichen Bergen standen und unverdrossen mit ihren nie fehlenden „Stutzen" ins Thal schossen. Doch half alles nicht, der Kaiser Franz mußte im Frieden zu Schönbrunn sein treues Tirol den Bayern lassen und seine Tiroler selber auffordern, sich den Siegern zu ergeben.

Da schrieb der brave Hofer seinem Freunde Speckbacher: „Es ist alles aus, Österreich hat uns vergessen!" Doch es sollte noch ärger kommen

Ein gewisser Kolb, ein Adeliger von Geburt und ein Schurke von Gesinnung, täuschte den gläubigen Hofer durch allerlei erlogene Nachrichten von den Siegen der Österreicher; dieser Kolb und der Kapuziner Haspinger gewannen Hofers ganzes Vertrauen und verleiteten ihn, daß er das Volk aufs neue unter die Waffen rief. Das war den Franzosen gar lieb, denn sie nahmen das zum Vorwand, den Hofer für vogelfrei zu erklären. Er war nun in seiner Heimat nirgends mehr vor Aufpassern und Schergen sicher, hätte aber leicht entfliehen und sein Leben retten können. Das mochte er nicht aus Anhänglichkeit an sein liebes Land Tirol, und er barg sich lieber in einer einsamen Alpenhütte am Passeyer unter Schnee und Eis zwei Monate lang vor seinen Verfolgern. Endlich verriet ihn Joseph Raffl, ein Vagabund, und führte die Häscher am 30. Januar 1810, mitten in der Nacht, zu Hofers einsamer Hütte auf der Alp. Dreimal pochen die Häscher; da tritt der Hofer heraus und sagt ihnen frei und stolz: „Ja, ich bin's, den ihr suchet, schonet nur mein Weib und meine Kinder!" — Sie ergreifen ihn, nehmen ihn gefangen und bringen ihn, mit Ketten gefesselt, nach Mantua. Dort wird er vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Als er auf dem Richtplatze niederknieen soll, spricht er: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich meinen Geist aufgeben." Dann drückt er das Kreuz des Heilandes an seine Lippen und ruft selber: „Gebt Feuer!" — So starb ein Freund des Vaterlandes.

11.

Allgewaltig stand Napoleon in seiner riesenhaften Größe, drohte mit der einen Hand seinen entkräfteten Feinden und riß mit der andern Provinzen und Königreiche an sich. Zuerst jagte er seinen redlich gesinnten Bruder Ludwig vom Throne Hollands, weil derselbe sich sträubte, zu den Bedrückungen des Volkes die Hand zu bieten; Holland wurde mit Frankreich vereinigt. Dann nahm er Besitz von dem ganzen nordwestlichen Deutschland an dem Ausflusse der Weser, Ems, Elbe, mit den alten Hansestädten Bremen, Lübeck, Hamburg, wodurch die unglücklichen Deutschen ihre großen Ströme, ihre Küsten und ihren Seehandel verloren. Hierauf ließ er den Papst von Rom wegschleppen und vereinigte auch das römische Gebiet mit dem übermächtigen Frankreich, und zwar mit der Bestimmung, daß sein erstgeborener Sohn König von Rom sein sollte. Was stand dem Mächtigen noch im Wege? Der Kaiser von Rußland war sein Bundesgenosse, Preußen und Österreich waren entkräftet, England vermochte nichts gegen ihn zu Lande.

Zur See aber waren ihm die Engländer furchtbare Feinde. Sie hatten seine ganze Marine und seinen ganzen Seehandel vernichtet. Sobald ein neues Schiff aus einem Hafen auslief, kamen sie und nahmen es weg. Die Briten und die Spanier, die noch immer herzhaft ihre Freiheit verteidigten, schienen die einzigen Störer seines Glücks. Darum ließ Napoleon kein Mittel unversucht, England von seiner Höhe herabzuziehen. Dieses Land war mächtig und reich durch seinen Handel, darum wollte er denselben zerstören und verschloß den englischen Schiffen alle Seehäfen von Europa. Wollten Schleich=

händler englische Waren einschwärzen, so nötigte er die Fürsten, das englische Gut aufzusuchen und verbrennen zu lassen. Diesem „Kontinentalsystem" beizutreten, hatte sich auch Rußland überreden lassen, und Schweden war mit Waffengewalt dazu gezwungen worden. Bald aber lernte der russische Kaiser Alexander einsehen, welchen unermeßlichen Schaden er durch die Handelssperre gegen England seinen Unterthanen zufügte, er ließ daher Milderung eintreten. Das verdroß Napoleon; er hatte überdies die Lande des Herzogs von Oldenburg, eines Verwandten des russischen Kaisers, an sich gerissen und so den Fehdehandschuh dem großen Rußland ins Gesicht geworfen; auch dieses Land sollte nun an die Reihe kommen, vor seinem Willen sich zu demütigen.

Alle Kräfte seiner Staaten bot Napoleon zu dem Riesenkampfe auf. Polen wählte er zum Sammelplatze seiner Völker. Zu 480 000 Franzosen und Italienern ließ er auch 100 000 Mann deutsche Bundestruppen stoßen, und Preußen und Österreich, jedes mit 30 000 Mann, mußten es sich gefallen lassen, seine Flanken zu decken. So ging er am 24. und 25. Juni 1812 mit mehr als einer halben Million Menschen und mit 1200 Kanonen über den Grenzfluß Niemen und teilte nun seine große Armee in zwei Heere; das eine schickte er unter den Generalen Macdonald und Oudinot gegen Petersburg, das andere führte er selbst mit General Ney gegen Moskau.

Die zwei Hauptstädte Rußlands wurden also zugleich von ihm bedroht, und beide hatten Ursache zu zittern, denn vergeblich bemühten sich die russischen Heere, die Feinde abzuhalten. Bei Smolensk und am Flusse Moskwa wurde blutig gestritten, aber Napoleon siegte und warf die Russen zurück. Unaufhaltsam drang er nach Moskau vor, und am 14. September 1812 zog er in die große prächtige Zarenstadt ein. Von den Mauern geschah kein Schuß auf seine Soldaten, nirgends lauschte ein Feind; aber zu seinem nicht geringen Befremden drängte sich auch nicht, wie in andern eroberten Hauptstädten, die neugierige Menge heran, ihn zu sehen und anzustaunen. Dumpfe Stille herrschte in allen Straßen, wie auf einem Totenacker unter Gräbern. Fast alle Einwohner waren mit ihrer besten Habe entflohen, und die noch übrigen hielten sich in dem Innern ihrer Häuser verborgen. Diese gänzliche Verödung der ganzen Stadt wollte den Franzosen gar nicht gefallen, denn sie merkten wohl, daß ihnen an der Bequemlichkeit manches abgehen und namentlich die Küche schlecht bestellt sein würde. Der Kaiser bezog den Kreml, das alte Zarenschloß, aber es sollte ihm nicht wohl darin werden. Plötzlich schlagen an allen Ecken und Enden der Stadt die Flammen empor, und der Sturm, der sich zugleich erhebt, facht das Feuer an; bald ist ganz Moskau ein Feuermeer. Mit Grausen sieht Napoleon von einer Terrasse des Kreml das majestätisch-furchtbare Schauspiel. Vergeblich ist jeder Versuch, den Brand zu löschen; hochauflodernd verkündigt dieser der Welt: „Das Gericht wird beginnen über den stolzen gewaltigen Despoten!" Das Heer mußte vor der Stadt ein Lager beziehen, aber die Soldaten stürzten sich scharenweise auf die brennenden und rauchenden Trümmer, um nach Beute zu wühlen. Bald sollte ihnen aber ein Stück Brot mehr wert sein, als ein Klumpen Gold.

Durch die Einäscherung Moskaus war Napoleons ganzer Plan verrückt worden. Von Feinden umgeben, ohne Lebensmittel, ohne Kleidung und Obdach für sein Heer, konnte er hier nicht überwintern. Sobald er seine Leute auf das Fouragieren ausschickte, fielen die Kosaken über sie her. Noch furchtbarer, als die Feinde, nahte sich die schlimme Jahreszeit. Schon war die Hälfte des Oktobermonats verstrichen, und Napoleon saß noch immer in seinem Kreml, unschlüssig, was er beginnen sollte. Er bot Frieden an, aber man antwortete zögernd und unbestimmt, um ihn hinzuhalten. Endlich erkannte Napoleon, daß es die höchste Zeit sei, den Rückzug anzutreten.

Aber welch ein Rückzug! Der Himmel selbst schien mit den Russen in einen Bund getreten zu sein; denn ein ungewöhnlich früher und strenger Winter trat ein und überraschte die Feinde auf ihrer Flucht. Menschen und Pferde sanken von Hunger und Kälte erschöpft nieder, und wie mit einem Leichentuche bedeckte der Schnee die gefallenen Opfer. Der Weg durch die wüsten Ebenen war bald mit toten Menschen und Pferden, mit Trümmern von Geschütz und Gepäck übersäet. Viele erfroren an dem Feuer, das sie sich angezündet hatten, viele wurden von den Kosaken niedergemacht, ehe die erstarrten Hände sich regen konnten. In Smolensk gedachte Napoleon sich auszuruhen, aber der russische General Tschitschakoff, mit Wittgenstein vereinigt, drohte den Franzosen zuvorzukommen und ihnen den Übergang über die Beresina abzuschneiden. So durfte Napoleon nicht rasten, und am 27. November erreichte er den Beresinafluß, über den schnell zwei Brücken geschlagen wurden. Aber nun entstand ein fürchterliches Gedränge, denn der Feind war in der Nähe und feuerte Schuß auf Schuß mit Kartätschen unter die dichten Haufen. Jeder wollte der erste sein, der sich rettete, so lange Rettung noch möglich war. Um schneller über die Brücke zu kommen, stieß einer den andern ins Wasser; viele stürzten nieder und wurden von den Rädern und Wagen der Kanonen zermalmt, andere suchten auf treibenden Eisschollen das jenseitige Ufer zu erreichen und fanden ihren Tod in den Fluten. Zugleich brach die Brücke ein, und alle, welche noch am anderen Ufer waren, wurden abgeschnitten und gefangen. Über 30 000 Mann verloren die Franzosen bei diesem Übergange.

Am 5. Dezember verließ Napoleon das Heer. Wie Xerxes einst, der Führer von Millionen, aus Griechenland auf einem kleinen Kahne floh, so durchjagte Napoleon in einem elenden Schlitten, den Trümmern seines Heeres voraus, die öden Schnee- und Eisgefilde Rußlands, um nach Frankreich zu eilen und schnell ein neues Heer zu bilden. Den Oberbefehl über die zurückgebliebenen Heerestrümmer überließ er dem König von Neapel. Seitdem wich alle Zucht und Ordnung; Soldaten, Offiziere, Generale liefen wild durcheinander, und jeder dachte nur an seine Rettung. Die wenigsten Reiter hatten noch Pferde; über die gefallenen Tiere stürzten die Hungrigen her und verzehrten sie mit Gier. Fiel ein Soldat, so stürzten seine Kameraden auf ihn, um mit seinen Kleidern Hände und Füße zu umwickeln. Hatten die Erstarrten sich ein Feuer angemacht, so ertönte der Schreckensruf: „die Kosaken!“ und die Ohnmächtigen strengten ihre letzten Kräfte an zur Flucht.

Über 300 000 Menschen und 150 000 Pferde waren geblieben; zerlumpt und elend kam der armselige Rest der großen Armee in Deutschland an. So endete der stolz begonnene Zug des Eroberers!

12.

Als der General York, welcher mit der preußischen Hilfsarmee an der Ostsee stand, Napoleons Rückzug erfuhr, schloß er am 30. Dezember mit den Russen einen Vertrag ab, kraft dessen die unter seinem Befehl stehenden Truppen für parteilos (neutral) erklärt wurden und sich zwischen Memel und Tilsit aufstellten. Fürst Schwarzenberg that mit dem österreichischen Hilfsheere ein Gleiches. Diese beiden Maßregeln trugen viel zu einer völligen Wendung des Schicksals in Deutschland bei. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, von Napoleon finster beobachtet und bedroht, durchdrungen vom Geiste des ganzen deutschen Volkes, gab plötzlich den Ausschlag. Im Januar 1813 begab er sich von seiner Hauptstadt Berlin nach Breslau, schloß dort einen Bund mit Kaiser Alexander von Rußland und erließ jenen denkwürdigen „Aufruf an mein Volk“, der allen Preußen und allen Deutschen tief zu Herzen ging. Mit diesen Worten schloß der Aufruf: „Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.“ Und begeistert erhob sich das Volk in Preußen, eines Herzens und eines Sinnes mit dem König. Schon hatte es im stillen die alten Waffen hervorgesucht und sich fleißig geübt, sie seiner Zeit zu gebrauchen. Aus freiem Antriebe eilten Jünglinge und Männer zu den Reihen des Heeres, entschlossen, für die höchsten Güter, für Freiheit und Ehre, für König und Vaterland zu kämpfen. Es war nicht nötig, auch nur einen Mann zu den Waffen zu zwingen; Männer aus jedem Stande, Prediger, Schullehrer, Studenten, Adelige und Bürgerliche und Landleute stellten sich freudig unter die Fahnen, um das schmachvolle Joch der Franzosen abzuschütteln. Die Bürger und Bauern bildeten die Landwehr, und der König stellte ihre Führer denen des stehenden Heeres an Ehre und Rang gleich. Wenn die Landwehr auszog, da erklangen die Glocken von allen Türmen, und manches lange, aber doch hoffnungsreiche Lebewohl von den Lippen der Mütter und Hausfrauen, der Schwestern und Bräute scholl den Wehrmännern nach. Weil die Kräfte der Regierung tief erschöpft waren, brachte das Volk freiwillige Beisteuern; auch der Ärmste legte freudig seinen Sparpfennig auf den Altar des Vaterlandes nieder. Die Frauen und Jungfrauen verkauften ihr Geschmeide, ja manches deutsche Mädchen schnitt sich das Haar vom Scheitel und brachte den Erlös dem Vaterlande dar.

Preußen hatte kühn den ersten Schritt in der gemeinsamen Sache des ganzen deutschen Vaterlandes gethan; Österreich hielt sich noch neutral, der ganze Rheinbund, besonders Sachsen, dessen König durch Bande der Dankbarkeit an Napoleon gebunden zu sein glaubte, stand noch für die Fremdherrschaft. Napoleon hatte unterdes mit ungeheurer Kraftanstrengung ein neues Heer geschaffen, schnell in den Waffen geübt und ins Feld geführt. Er vertraute

auf seine Kriegskunst und den Zauber seines Namens. Bei Lützen und Großgörschen geschah (am 2. Mai 1813) die erste große Schlacht. Napoleon siegte zwar, aber er hatte den Mut der jungen preußischen Krieger kennen gelernt. Die Verbündeten flohen nicht, sondern zogen sich, trefflich geordnet und dem Feinde Trotz bietend, über die Elbe zurück. Bei Bautzen (vom 19. bis 21. Mai) geschah eine zweite Schlacht, und auch da siegte Napoleon, aber auch da behaupteten die Preußen und Russen den Rückzug in geschlossenen Reihen, so daß die Feinde es nicht wagten, sie zu verfolgen. An der Spitze der Preußen stand der alte Blücher, ein Jüngling trotz des Silberhaares, ein erbitterter Feind der Franzosen, des deutschen Volkes Liebling, des Heeres Abgott. Er rückte nach Schlesien, Napoleon ihm nach, aber ohne anzugreifen, denn hinter dem alten Blücher stand der russische General Tettenborn, die Truppen der Hansestädte und eine todeskühne Freischar aus den edelsten deutschen Jünglingen, unter dem Major Lützow. Das war „Lützows wilde verwegene Jagd!" — so hat sie einer von ihnen getauft, der Dichter glühender Freiheits- und Kriegslieder, Theodor Körner, dem das Vaterland lieber war als seine Braut und aller Dichterruhm.

Napoleon schloß einen Waffenstillstand, der vom 4. Juni bis 17. August dauerte; beide Teile rüsteten und stärkten sich zu neuem Kampfe. Da legte sich Napoleons Schwiegervater, Kaiser Franz, ins Mittel und veranstaltete einen Kongreß zu Prag. Aber vergebens. Napoleon wollte nicht ein Haar breit nachgeben und zeigte, daß er den Frieden nicht wollte. Nun aber erklärte ihm auch der österreichische Kaiser den Krieg, und 300 000 seiner Krieger stießen zu dem Heere der Verbündeten. Zwar mißlang ein Hauptangriff auf Napoleon bei Dresden, aber desto herrlicher waren die Siege der Verbündeten bei Kulm, an der Katzbach, bei Großbeeren und bei Dennewitz. Als der kühne Held Blücher am 26. August die Franzosen unter Macdonald an der Katzbach traf, rief er seinen Kriegern zu: „Nun hab ich genug Franzosen herüber! Jetzt, Kinder, vorwärts!" Dies „Vorwärts" dringt allen ins tiefste Herz. „Hurra!" jauchzen sie und stürzen auf den Feind. Der Regen schießt in Strömen herab, an ein Feuern ist nicht zu denken, aber mit gefälltem Bajonett dringt das Fußvolk, mit geschwungenem Säbel die Reiterei in die französischen Heerhaufen ein, der alte Blücher, das Schwert in der Faust, allen voran. Mann an Mann, Herz an Herz wird gefochten mit Mut und Wut, bis die Feinde wanken und fliehen. Zürnend rauschten die wilden geschwollenen Wasser der Katzbach und rissen die Flüchtigen hinab; 18 000 Feinde wurden gefangen, die ganze Armee Macdonalds war aufgelöst.

Aber bald sollte an Napoleon selber die Reihe kommen. Die verbündeten Heere hatten sich immer enger zusammengezogen und suchten Napoleon in den Rücken zu kommen. Das merkte er und zog sich nach Leipzig zurück. Die Verbündeten folgten ihm. Am 16. Oktober begann der Riesenkampf. Mehr als 300 000 Mann Verbündete (Österreicher, Preußen, Russen, Schweden) standen gegen 200 000 Mann Franzosen, und seit acht Uhr des Morgens donnerten über 1000 Kanonen gegeneinander, so daß die Erde erbebte und

viele Fenster in Leipzig zersprangen. Der Kampf schwankte unentschieden, Dörfer wurden genommen und verloren. Am blutigsten war der Kampf bei Wachau, wo Napoleon selbst hielt, und bei den vorliegenden Dörfern Güldengossa und Auenhain. Alle Anstrengungen der Verbündeten scheiterten hier an dem Ungestüm der Franzosen und Polen, Napoleon selbst sprengte wiederholt mitten im Feuer aufmunternd an die einzelnen Generale heran, und den neuen Marschall, Fürsten Poniatowski, welchen er mit seinen Polen im heftigsten Gedränge fand, spornte er mit dem Zuruf: „Vorwärts, König von Polen!“ an. Um drei Uhr nachmittags hatten die Franzosen solche Fortschritte gemacht, daß Napoleon schon Boten mit der Siegesnachricht nach Leipzig sandte und alle Glocken läuten ließ. Wie ein Grabgeläute ertönten sie in den Herzen der bekümmerten Einwohner. Jedoch nahmen die Österreicher und Russen bald ihre alte Stellung wieder ein, während Blücher, der Marschall „Vorwärts“, unaufhaltsam die Franzosen warf und sie bis Leipzig zurückdrängte. Der folgende 17. Oktober war ein Sonntag, und man hielt Waffenruhe. Napoleon ließ den Verbündeten Waffenstillstand anbieten, aber diese mochten nichts mehr von seinen Anerbietungen hören. Am 18. Oktober früh erneuerte sich der schreckliche Kampf, und nun traf auch der längst erwartete Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee ein. Während der Schlacht gingen die Sachsen und Württemberger zu ihren deutschen Brüdern über. Napoleon bot vergebens alle Kunst und Kühnheit auf, er unterlag, sein Heer zog sich nach Leipzig zurück.

Am 19. früh kam es zum Sturme auf Leipzig von drei Seiten. Alles lag hier schon seit Tagen voll von Verwundeten und Toten; man hatte Schleusen öffnen müssen, um das Blut ablaufen zu lassen. Macdonald und Poniatowski sollten die Stadt bis auf den letzten Augenblick verteidigen und dann den Rückzug decken. Nach zehn Uhr verließ Napoleon selbst, nachdem er vom König von Sachsen Abschied genommen, die Stadt, und bald nachher flog die unterminierte und mit Pulver gefüllte steinerne Brücke über die Elster in die Luft. Da erneuerte sich der Tag von der Beresina; es war kein Ausweg mehr. Viele ertranken beim Durchsetzen durch die Elster, unter ihnen der edle Fürst Poniatowski, fast alle übrigen wurden abgeschnitten und gefangen. Etwa 53 000 Mann (15 000 Tote, 15 000 Mann wurden gefangen, und 23 000 Mann mußten in den Lazaretten zurückbleiben) hatten die Franzosen in dieser dreitägigen Völkerschlacht verloren, 52 000 Mann die Verbündeten eingebüßt. Mit den Trümmern seines Heeres floh Napoleon dem Rheine zu; seine Kraft war gebrochen.

Als die Nacht das blutige Schlachtfeld mit ihrem Schleier verhüllte, ließen russische Heerhaufen unwillkürlich ein Lob- und Danklied erschallen, und Tausende von Kriegern stimmten voll Andacht mit ein. Es ging ein Gedanke und ein Gefühl durch aller Herzen, daß der Allmächtige die Schicksale der Völker und ihrer Fürsten lenkt, die Machthaber, welche nur das Ihre suchen, stürzt und die Niedergebeugten wieder aufrichtet, wenn sie vollmutigen Glaubens und Gottvertrauens für ihre Freiheit kämpfen und ringen.

Die Schlacht bei Waterloo (Belle-Alliance).

Napoleons Ende.

Der Ruhm des glorreichen Jahres 1813 war noch dadurch erhöht worden, daß die Verbündeten den Usurpator in seinem eigenen Lande aufsuchten und endlich einmal wieder es den Franzosen fühlbar machten, was es heißt, den Krieg im eigenen Lande zu haben. Im Januar und Februar des folgenden Jahres erlitt Napoleon auf eigenem Boden bedeutende Niederlagen (Schlacht bei la Rothière am 1. Februar 1814 und Bar sur Aube am 27. Februar), welche die Besetzung von Troyes, der Hauptstadt der Champagne, durch die Verbündeten zur Folge hatten. Zwar sollte ihm noch einmal das Kriegsglück lächeln, indem er die ungeregelt vordringenden Heerhaufen seiner Gegner in einzelnen Gefechten und Treffen wieder zurückschlug. Doch gerade dieses Glück gereichte ihm zum Verderben, denn er verwarf die im Februar zu Chatillon auf einem Friedenskongresse ihm angebotenen, sehr annehmbaren Bedingungen — die Verbündeten wollten ihm seinen Kaiserthron lassen und Frankreich in den Grenzen von 1792 — und wollte durchaus nicht ablassen von seiner Forderung der Alpen- und Rheingrenze mit Belgien, sowie des Königreichs Italien für Eugen. Die Verhandlungen wurden abgebrochen, und die Tage bei Laon (9. und 10. März), bei Soissons (13. März) und Arcis (20.—22. März) stellten das Kriegsglück der Verbündeten, welche sich durch Napoleons Operationen in ihrem Rücken nicht abhalten ließen, geradezu auf Paris vorwärts zu dringen, so vollständig wieder her, daß sie schon am 30. März die Höhen des Montmartre vor Paris erstürmten und Tages darauf in die französische Hauptstadt selber einziehen konnten. Am 2. April sprach der französische Senat Napoleons Absetzung aus, und dieser, da alle ferneren Machinationen scheiterten, unterzeichnete am 11. April seine Abdankung, wogegen er den unumschränkten Besitz der Insel Elba und gewisse Summen für sich und seine Familie erhielt. Am 28. April schiffte er sich nach Elba ein. Im ersten Frieden von Paris, geschlossen am 31. Mai, wurde Frankreich auf seine Grenzen, die es im Anfang des Jahres 1792 hatte, zurückgeführt und Ludwig XVIII., der Bruder des letzten Königs, als König von Frankreich anerkannt.

Deutschlands innere Angelegenheiten und die politischen Verhältnisse Europas sollten in Wien geordnet werden, allwo mit seltener Pracht (im Oktober 1814) ein Kongreß zusammentrat, an welchem persönlich die Kaiser von Österreich und Rußland, der König von Preußen, die Könige von Dänemark, von Bayern und Württemberg (der durch die Schlacht von Leipzig in Gefangenschaft geratene, nun aber in Freiheit gesetzte König von Sachsen hielt sich in der Nähe auf) nebst einer großen Zahl von deutschen Fürsten, sowie die Gesandten aller deutschen und europäischen Staaten (mit alleiniger Ausnahme der Pforte) teilnahmen. Die Aufgabe, aller Ansprüche zu befriedigen, war eine sehr schwierige; indessen ließ sich's der Kongreß wohl

sein, ein Fest und eine Lustbarkeit drängte die andere, obschon die Einigkeit immer mehr schwand und die Frage über Sachsens und Polens Schicksal die Mächte in solche Spannung brachte, daß mit dem Beginn des Jahres 1815 ein Krieg wahrscheinlicher schien als eine Verständigung.

Dieser Zustand der Dinge war dem großen Verbannten, der auf Elba scheinbar in völliger Unthätigkeit lebte, kein Geheimnis geblieben; er hatte überdies Nachrichten aus Frankreich erhalten, die ihm die Anhänglichkeit des Volkes, besonders der Soldaten und Bauern und Käufer von Nationalgütern, kundgaben. So verließ er, im Vertrauen auf sein Glück und sein Genie, und in der Hoffnung, sein altes Spiel, die Gegner zu teilen und einzeln zu überwältigen, abermals beginnen zu können, am 26. Februar 1815 mit 1100 Mann seiner alten Garde die Insel Elba, landete ohne Hindernis am 1. März bei Cannes und zog, überall mit offenen Armen empfangen, geradezu auf Paris. Die Bourbonen hatten so wenig Halt im französischen Volke, daß Ludwig XVIII. sich plötzlich vom Volke wie vom Heere verlassen sah und die Flucht ergreifen mußte; Napoleon zog ohne Schwertstreich am 20. März in Paris ein.

Dieses Ereignis brachte den Wiener Kongreß schnell wieder zur Einigkeit; am 13. März erließen die Mächte eine Achtserklärung gegen Bonaparte, als den Störer des europäischen Friedens, und in dem Allianztraktat vom 25. März verpflichteten sich Österreich, Preußen, England und Rußland, jederzeit 150 000 Mann „wider den Feind Europas" ins Feld zu stellen.

Sofort begannen die Rüstungen, und die Truppen der Verbündeten drangen wieder nach der französischen Grenze vor. Die österreichische Armee unter Schwarzenberg ging am Oberrhein, die preußische unter Blücher am Niederrhein vorwärts; das englische Heer, durch die 7000 Mann starke deutsche Legion, ferner durch 20 000 neu geworbene Hannoveraner, 10 000 Braunschweiger und ebensoviel Holländer und Belgier verstärkt, operierte in Belgien. Napoleon war schnell mit 170 000 Mann und 400 Kanonen gegen Brüssel vorgedrungen; ihm kam alles darauf an, die Heere Blüchers und Wellingtons an der Vereinigung zu hindern und die gesprengten Gegner wo möglich einzeln zu vernichten. Mit ausgezeichneter Gewandtheit und Schnelligkeit warf er die Preußen unter Ziethen bis Fleurus zurück und schlug Blüchern am 16. Juni, trotz des tapfersten Widerstandes, bei Ligny; der greise Held war unter sein verwundetes und gestürztes Pferd zu liegen gekommen, Freunde und Feinde setzten über ihn weg, er aber ward wie durch ein Wunder gerettet. An demselben Tage war auch der tapfere Herzog von Braunschweig bei Quatre-Bras von Ney angegriffen worden und auf dem Schlachtfelde geblieben. Kämpfend zogen sich die Preußen vor der Übermacht zurück. Auch Wellington war bis an den Wald von Soigne bei Waterloo zurückgegangen und hatte auf der Höhe von Mont St. Jean Stellung genommen, von Blücher aber das Versprechen erhalten, er solle durch einen preußischen Heerhaufen unterstützt werden, falls er von Napoleon angegriffen würde. Noch einmal am Vormittag des 18. Juni hatte

Blücher einen Brief an Müffling geschrieben, worin es hieß: „Ich ersuche Sie, dem Herzog von Wellington zu sagen, daß, so krank ich auch bin, ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen, wenn Napoleon etwas gegen den Herzog unternimmt; sollte der heutige Tag aber ohne einen feindlichen Angriff hingehen, so ist es meine Meinung, daß wir morgen vereint die französische Armee angreifen." Ehre solch einem Heldenentschluß und solchen Truppen, die seit dem 15. Juni durch stete Gefechte, eine blutige Schlacht und einen Nachtmarsch bei dem schlimmsten Wetter und auf grundlosen Wegen schrecklich ermüdet, doch durch das Mißgeschick ihren Mut sich nicht hatten brechen lassen!

Am 18. Juni 12 Uhr mittags begann der Angriff von seiten Napoleons, der eine Kolonne auf den Pachthof Hougomont losstürmen ließ. Das Wäldchen ward von den französischen Tirailleurs genommen, das Vorwerk hingegen von der englischen Garde und den Nassauern behauptet. Gegen 2 Uhr rückten wieder verschiedene Armeecorps, geführt von Ney, einem der besten Generale Napoleons, gegen das britische Centrum vor. Von der Reiterei unterstützt, durchbrachen sie das erste englische Treffen; die britische Kavallerie warf jedoch die französische, und das gut gezielte Feuer des ersten englischen Treffens trieb auch die französische Infanterie zurück. Darauf machte die ganze englische Reiterei einen kräftigen Angriff, ward jedoch zurückgetrieben, und Marschall Ney rückte mit neuen Infanterie-Massen auf der Straße von Brüssel gegen das britische Centrum vor. Napoleon setzte alles daran, dieses zu durchbrechen. Schon hatte die französische Garde mehrere englische Kanonen genommen, als eine herbeieilende Batterie kongrèvischer Raketen Tod und Verderben unter den überraschten Feinden verbreitete. Sie flohen, und mit einem Kartätschenhagel rächte die englische Artillerie den augenblicklichen Verlust ihres Geschützes. Aufgebracht über den geringen Erfolg seiner Anstrengungen warf Napoleon seine Kürassiere auf die englische Linie zwischen den beiden Chausseen; sie sprengten zwischen den Quarrés durch, wurden aber von der englisch-niederländischen Reiterei wieder zurückgeworfen. Während dieses Reitergefechtes hatte Napoleon seine zahlreichen Feuerschlünde ganz nahe vor die englische Front auffahren lassen, und diese richteten erschreckliche Verwüstungen an.*)

Wellington, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit und festem, sicherem Blick, griff überall ein, wo Gefahr drohte, aber seine Linie war schon bedeutend geschwächt, und der Sieg schien sich auf Seite der Franzosen zu neigen; er seufzte nach der Ankunft Blüchers. Und die Preußen kamen. Napoleon, der den Marschall Grouchy mit einem Corps von 30000 Mann zur Verfolgung Blüchers ausgesandt hatte, ließ sich von der plötzlichen Schwenkung Blüchers nichts träumen. Früh am 18. Juni hatte sich der unermüdliche Greis wieder in den Sattel geschwungen, obwohl ihn infolge seines Sturzes vom Pferde noch jede Bewegung schmerzte. Als er den

*) Vergl. meine Biographischen Miniaturbilder. 6. Aufl. II. S. 171.

nassen Boden und regenschweren Himmel sah, rief er ganz heiter: „Das sind unsere Alliierten von der Katzbach; da sparen wir dem König wieder viel Pulver!“ Nachdem er die Bewegungen der anderen Corps geordnet, begab er sich an die Spitze des Heeres zu Bülow, dessen Corps als das frischeste den Vortritt haben sollte. Aber nur mit größter Mühe kam man in dem durchweichten, überall mit Regenlachen bedeckten Boden vorwärts; die hochangeschwollenen Gräben und Bäche, die engen Wald- und Hohlwege nötigten die Truppenmassen, sich in lange dünne Linien auszudehnen. Die Räder der Geschütze versanken bis an die Achsen, und jeden Augenblick geriet der Zug ins Stocken. Der Feldmarschall aber ward nur von dem einen Gedanken gepeinigt, nicht zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde zu erscheinen. Mit der Beweglichkeit und dem Feuer eines Jünglings eilte der Heldengreis überall hin, wo Not oder Verwirrung war, ermahnte und ermunterte, schalt und bat, und wenn ein Ruf: „Es geht nicht, es ist unmöglich!“ in seiner Nähe laut wurde, so hob er wieder den sinkenden Mut und die nachlassende Kraft mit seiner aus ungebrochenem Herzen kommenden Stimme: „Kinder, es muß gehen! Ich habe es meinem Bruder Wellington versprochen. Hört Ihr's! Ich hab es versprochen, und Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!“ Und sein Wort erfüllte die Ermatteten wieder mit neuer Kraft, Wellington sandte einen Boten nach dem anderen, denn seine Not wuchs mit jeder Stunde. Von der nahen Schlachtlinie tönte ohne Unterlaß der Kanonendonner herüber.

Um halb fünf Uhr fuhren die ersten preußischen Geschütze auf den Höhen von Frichemont auf und eröffneten sogleich ihr Feuer, während zwei Reiterregimenter vordrangen. Bald war Bülow mit dem französischen Marschall Lobau in hitzigem Kampfe, der letztere mußte das Schloß Frichemont räumen, und trotzdem, daß ihm Napoleon acht Bataillone von der Garde und 24 Geschütze zu Hilfe sandte, um Planchenois zu halten, mußten die Franzosen abends acht Uhr auch aus diesem Dorfe weichen, und damit war ihr Schicksal entschieden. Alle Vorteile, welche der rechte französische Flügel über den linken englischen, der am schwächsten war, bereits errungen hatte, waren nun vernichtet, das sechste französische Corps wurde vom übrigen Heere getrennt, während die im Rücken des Feindes aufgefahrenen 24 preußischen Geschütze so gut wirkten, daß alles floh — die Flucht dieser Truppen traf gerade bei Belle-Alliance mit dem von der englischen Reiterei bei la Haye geworfenen Fußvolke zusammen, so daß die Unordnung unter den französischen Reihen immer allgemeiner ward. Vergebens stellte sich Napoleon selber an die Spitze seiner Garde, man hörte von allen Seiten den Ruf: „Rette sich, wer kann!“ Infanterie und Kavallerie, Generale und Trainknechte stürzten sich in chaotischem Gemisch auf die Rückzugslinie, Geschütz und Gepäck verlassend. Mit Gewalt mußte man Napoleon vom Schlachtfelde wegreißen, kaum entging er der Gefangennahme. Denn Fürst Blücher war sogleich bereit, alle seine verwendbaren Truppen unter Gneisenaus Leitung zur Verfolgung aufzubieten. Und diese Verfolgung setzte dem glorreichen Siege die Krone auf. Nirgends konnte der fliehende Feind

sich festsetzen, rastlos saßen ihm die Preußen auf dem Nacken. In Genappe fiel der Reisewagen Napoleons mit seinen Edelsteinen, seinem Silberzeug und anderen Kostbarkeiten, sowie die Kriegskasse und das noch übrige Gepäck der Franzosen nebst 50 Kanonen den Siegern in die Hände. Im ganzen waren 182 Kanonen, 2 Adler und über 6000 Gefangene die Trophäen eines Sieges, den die heldenmütige Ausdauer des einen Heeres, welches den Stoß aushielt und parierte, und der ebenso heldenmütige Eifer des anderen Heeres, das im entscheidenden Augenblick die Kraft des Gegners zersplitterte, errungen hatte. Bei Belle-Alliance hatten sich die beiden Feldherren die Hand gereicht, und von dieser „schönen Eintracht“ wollte Blücher die Schlacht genannt wissen, während Wellington auf dem Namen Waterloo bestand, weil bei diesem (am Walde Soigne gelegenen) Dorfe die Hauptmasse seines Heeres ihren Standpunkt genommen hatte.*)

Napoleon brachte am 20. Juni selber die erste Kunde seiner Niederlage nach Paris und daß Blücher und Wellington im Anzuge seien. Nous sommes écrasés (wir sind vernichtet)! mußten die Freunde Napoleons selber bekennen. Der Stern des gewaltigen Kriegsfürsten war untergegangen. Um der Entsetzung durch die französischen Kammern zuvorzukommen, bot er, aber vergebens — die Abdankung an zu Gunsten seines Sohnes, des „Königs von Rom“. — Die Verbündeten zogen heran, und er wollte sich nun zu Rochefort nach Amerika einschiffen. Da er nicht darauf rechnen konnte, der Wachsamkeit der englischen Schiffe zu entgehen, begab er sich freiwillig an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellerophon, um sich von diesem nach Amerika überführen zu lassen. Dies geschah aber nicht, vielmehr ward er, als gemeinschaftlicher Gefangener der Verbündeten, an den Bord des Northumberland gebracht und von den Engländern nach der unwirtlichen Felseninsel St. Helena geführt, wo er unter Aufsicht des Gouverneurs Hudson Lowe als Staatsgefangener bewacht wurde. Ein Feuergeist wie der seinige mußte, zur Unthätigkeit verdammt, sich selber verzehren; Schmerz über sein Schicksal, Verdruß und Langeweile untergruben seine Körper- und Seelenkraft; er starb schon am 5. Mai 1821 am Magenkrebs, und seine Leiche wurde in einem Thal, welches oft das Ziel seiner Spaziergänge gewesen war, in einer schlichten Gruft beigesetzt. Am 18. Oktober 1840 aber wurde seine Asche, infolge eines Beschlusses der französischen Deputiertenkammer unter dem Ministerium Thiers, durch eine französische Fregatte, welche vom Prinzen Joinville (dem Sohne Louis Philipps) kommandiert wurde, in Empfang genommen und — mit Bewilligung des englischen Ministeriums — nach Paris gebracht, um im Dom der Invaliden feierlichst bestattet zu werden.

*) Die Franzosen benannten die Schlacht nach dem Weiler Mont St. Jean.

Zehnter Abschnitt.

Revolutionen und Entwickelungskämpfe der folgenden 50 Jahre in Deutschland und Frankreich.

1. Der deutsche Bund und Fürst Metternich.

Am 8. Juli war Ludwig XVIII. auf den Thron seiner Väter zurückgekehrt, am folgenden Tage zogen die Kaiser Franz und Alexander und König Friedrich Wilhelm III. in Paris ein.

Am 20. November 1815 schlossen die verbündeten Mächte (Rußland, Österreich, Preußen, England) zum zweiten Mal Frieden mit Frankreich, das 700 Millionen Franken Kriegskosten bezahlen, die geraubten Kunstwerke ausliefern, Savoyen und Nizza an das Königreich Sardinien, Saarlouis und Saarbrücken an Preußen, Landau an Bayern abtreten mußte. Daß Frankreich so gut davon kam, verdankte es besonders dem Wohlwollen des Kaisers Alexander und auch Wellingtons; für die Sicherheit Deutschlands war durchaus keine feste Westgrenze gewonnen, und vergebens wiesen patriotische Staatsmänner und Generale darauf hin, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, um die früheren deutschen Reichslande, Elsaß und Lothringen, den Franzosen wieder abzunehmen.

Auf dem Wiener Kongreß, der die neue Ordnung der Dinge in Europa feststellte, wurden bereits die deutschen Interessen in den Hintergrund geschoben, und England war mit Frankreich, Österreich mit Rußland wenigstens d a r i n einverstanden, Deutschland nicht zu voller Machtentwickelung kommen zu lassen. Der edle deutsche Freiherr von Stein hatte auf dem Wiener Kongreß nichts mehr zu sagen; der preußische Staatskanzler Hardenberg war schmiegsamer, und was hätte auch Preußen, die kleinste Großmacht, gegen die drei andern vermocht? So mußten die preußischen Staatsmänner vor dem schlauen ränkevollen französischen Diplomaten T a l l e y r a n d und seinem Geistesverwandten M e t t e r n i c h, dem ersten Minister und bald nachher Staatskanzler Österreichs, die Segel streichen und altpreußische Besitzungen, wie Anspach und Bayreuth, an Bayern, das für die Entwickelung einer preußischen Seemacht so wichtige Ostfriesland — nebst Hildesheim, Goslar

und Lingen — an Hannover überlassen. Die Herzogtümer Jülich und Berg, nebst den früheren geistlichen Gebieten von Trier und Köln waren allerdings ein wertvoller Erwerb; es konnte nun eine „Rheinprovinz“ gebildet werden; doch schob sich zwischen diese und die östlichen Provinzen das zum Königreich erhobene Hannover ein. Nicht das ganze Sachsen, wie Preußen wollte, sondern nur die eine, zwar größere aber auch dünner bevölkerte Hälfte, ferner vom Großherzogtum Warschau die Provinz Posen, kam an das Königreich Preußen, das nun eine sehr langgestreckte, von Tilsit bis Saarbrücken quer durch ganz Deutschland sich hinziehende Grenze besaß, und an Quadratmeilenzahl doch nicht so viel, als es 1795 oder gar 1806 besessen, errungen hatte.

Dagegen wußte sich Österreich besser abzurunden. Es überließ die an Umfang geringen sogenannten „Vorderlande“ am deutschen Ufer des Bodensees Baden und Württemberg, nahm von Bayern Tirol mit Vorarlberg zurück, ferner Salzburg und vom nun aufgelösten Königreich Italien Welschtirol, Mailand und Venetien. Bayern erhielt dafür die Rheinpfalz auf dem linken Rheinufer, samt dem bisherigen Großherzogtum Würzburg; es ward zum Königreich erhoben und trat als dritte Macht in den deutschen Bund.

Dieser „deutsche Bund“ bestand aus 39, und da Sachsen-Gotha bald ausstarb und mit Koburg sich vereinigte, aus 38 Staaten, zu denen die beiden europäischen Mächte: Österreich und Preußen, und wegen Holstein auch das Königreich Dänemark, wegen Luxemburg das Königreich der (aus Holland und Belgien vereinigten) Niederlande gehörte. Obwohl man von den vielen freien Reichsstädten nur vier hatte bestehen lassen und die vielen reichsunmittelbaren kleinen Fürstentümer, Grafschaften und ritterschaftlichen Gebiete nicht wieder hergestellt waren, stellte der an die Stelle des alten deutschen Reichs getretene Staatenbund außer Österreich und Preußen doch eine bunte Musterkarte dar von 4 Königreichen (Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg), 1 Kurfürstentum (Hessen-Kassel), 7 Großherzogtümern (Baden, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin u. Strelitz — und Luxemburg, dem König der Niederlande, später Holland — unterthan), 9 Herzogtümern (Nassau, Braunschweig, Sachsen-Gotha, Meiningen, Koburg, Hildburghausen, Anhalt-Dessau, Bernburg und Köthen), 10 Fürstentümern (Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, Waldeck, Reuß ältere und jüngere Linie, Lippe-Detmold und Schaumburg, Liechtenstein) und 4 freien Städten (Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt a. M.). Alle diese Staaten hatten als Bundesglieder gleiche Rechte und Unabhängigkeit, d. h. jeder konnte sich in seinem Innern einrichten, wie er wollte, und nur die gemeinsamen Bundesangelegenheiten wurden von Abgeordneten besorgt, die in Frankfurt a. M. tagten, d. h. berieten und beschlossen. In diesem Bundestage führte Österreich den Vorsitz; es hatte nebst den 5 Königreichen je vier Stimmen, aber auch die kleinsten hatten je eine Stimme, so daß in pleno 70 Stimmen vorhanden waren. Nur bei Veränderung oder Abfassung von Grundgesetzen trat dieses Plenum zusammen. Beriet man im

engeren Rat — wie es meist der Fall war — so führten die größeren Staaten je **eine** (Viril=) Stimme und die kleineren vereinigten sich zu einer (Curiat=) Stimme. So konnten einige kleinste Fürstentümer, die zusammen noch lange nicht die Größe einer Provinz des Königreichs Preußen hatten, sich zu einer Stimme vereinigen, die ebensoviel galt als das ganze Preußen, und Österreich und Preußen galten bei der Abstimmung nicht mehr als das kleine Sachsen und Württemberg.

Dem aus so vielerlei nichtdeutschen Völkerschaften zusammengesetzten Kaiserstaat Österreich, dessen reindeutsche Bevölkerung viel geringer war, als die des Königreichs Preußen, war diese Zersplitterung Deutschlands gerade recht, weil er mit Hilfe der kleinen Staaten, welche das Übergreifen Preußens fürchteten und ihre Souveränität nicht opfern wollten, die deutsche Hauptmacht überstimmen und niederhalten konnte. Vorläufig gingen beide Staaten Hand in Hand, da nach den vorangegangenen schweren Kriegsnöten das Bedürfnis des Friedens allgemein war und die wie durch ein Wunder geschehene Niederwerfung Napoleons die Gemüter religiös gestimmt hatte. Noch in Paris (am 26. September 1815) hatten Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz I. die „heilige Allianz“ geschlossen, worin sie gelobten, sich als Brüder zu lieben und ihre Völker im Geiste des Evangeliums als Glieder **einer** christlichen Familie zu regieren.

Doch die deutschen Völker waren aus ihrem geistigen Schlummer und ihrer politischen Gleichgültigkeit erweckt und verlangten nach einer Staatsverfassung, die ihnen das Recht gewährte, über die Verwendung der von ihnen gezahlten Steuern Rechenschaft zu fordern und bei Erlaß neuer Gesetze zu Rate gezogen zu werden. In Nassau, Baden, Württemberg und Bayern, wo der französische Einfluß sich mächtiger geltend gemacht hatte als in Norddeutschland, mußten sich die Regierungen zu freisinnigeren Verfassungen bequemen. Langsamer ging es aber in Österreich und Preußen. Zwar hatte der wohlwollende und ehrliche, wenn auch in seinen Ansichten etwas befangene und in seinen Entschlüssen zaghafte König Friedrich Wilhelm III. schon von Wien aus am 22. Mai 1815 eine Kabinettsordre erlassen, worin er seinem treuen, opferfreudigen Volke, das in der Stunde der Gefahr Land und Herrscherhaus gerettet, zur Belohnung für dessen Hingebung nicht nur die Berufung der Provinzialstände, sondern auch Reichsstände zur Vertretung des Gesamtstaates versprach. Allein die Räte und Hofleute (meist aus dem hohen Adel), welche ihre Standesinteressen gefährdet sahen, wenn man das Volk an der Gesetzgebung teilnehmen ließ, wußten das Gemüt des Königs wieder einzuschüchtern, indem sie alle gerechten Wünsche des Volks und die Äußerungen der edelsten Patrioten, wie Gneisenau und Stein, Schleiermacher und Fichte, Arndt und Jahn als staatsgefährlich und revolutionär verdächtigten und überall Verschwörungen und neue Revolutionen witterten.

Vor allen war es Fürst **Clemens Metternich**, der als österreichischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Lenker des deutschen Bundestages diesen Geist kleinlicher Furcht vor all und jeder Volksfreiheit

nährte und in Deutschland jeden Fortschritt auf dem Wege nationaler Einigung und Kräftigung niederzuhalten suchte. Schon den großartigen Aufschwung des preußischen Volkes anno 13 hatte er ungern gesehen. Im Jahre 1815 ließ er in Österreich die alten Landtage (für die einzelnen Provinzen und „Länder" des Kaiserreichs) wieder herstellen, in welchen Adel und Geistlichkeit das Übergewicht hatten und ihrerseits weiter nichts zu thun brauchten, als die von der Regierung geforderten Steuern auszuschreiben, welches Geschäft meist in einem Tage abgemacht wurde. Den ungarischen Reichstag ließ Metternich 14 Jahre lang gar nicht sich versammeln, weil er sich vor dessen freier Sprache fürchtete. Kaiser Franz (er regierte von 1792 bis 1835) haßte so sehr die freien Verfassungen (Konstitutionen), daß sein Leibarzt sich des Wortes „Konstitution" gar nicht bedienen durfte, wenn er auch nur die Leibeskonstitution meinte, er solle doch lieber „Natur" sagen, meinte der Kaiser. Um den Wunsch nach Konstitutionen bei den Völkern gar nicht aufkommen zu lassen, wurde die Presse (Zeitungen und Bücher) einer strengen Censur unterworfen, Universität und Schule ganz unter den Einfluß der Geistlichkeit gestellt, von deren Religionszeugnissen alles Vorrücken der studierenden Jugend auf Gymnasien und Universitäten abhing. „Ich will — äußerte Kaiser Franz — keine Gelehrten, keine erleuchteten Bürger, sondern gehorsame Unterthanen."

In Deutschland aber ließ sich die studierende Jugend nicht so leicht einschüchtern und den Fortschritt auf wissenschaftlichem Felde nicht hemmen. In Preußen wurde von der Regierung für Hebung des Schulwesens, und besonders für Einrichtung guter Volksschulen im Geist Pestalozzis viel gethan. Es war ein Fortschritt auf kirchlich-religiösem Gebiet, daß der König Friedrich Wilhelm die bisher getrennten protestantischen Schwesterkirchen, die lutherische und reformierte, zur Union (Verschmelzung) einer evangelischen Kirche zu vereinigen bemüht war. Im Oktober des Jahres 1817 ward vom ganzen königlichen Hause zu Wittenberg das 300jährige Jubiläum der Reformation Luthers festlich gefeiert. Auf den deutschen Hochschulen suchten hochsinnige, für die Einheit des deutschen Vaterlandes begeisterte Jünglinge, anstatt der früheren „Landsmannschaften" (studentische Verbindungen, die an Deutschlands Zersplitterung gemahnten) eine „deutsche Burschenschaft" zu stiften. Von Jena war diese Verbrüderung (1816) ausgegangen. Wie die Fürsten in Wittenberg das Reformationsfest feierten, so die Jenaer Burschenschaft das große Fest auf der Wartburg; sie wählte den 18. Oktober, den Tag der Leipziger Schlacht, um zugleich das Andenken der Erhebung Deutschlands gegen den Papst vor 3 Jahrhunderten und den über Napoleon vor drei Jahren errungenen Sieg feiern zu können. Die Zahl der Festgäste belief sich auf 500, auch freisinnige Professoren wie Oken und Luden nahmen teil. Unter patriotische und gottinnige Reden fielen freilich auch offene und rückhaltlose Klagen über die Wortbrüchigkeit der Fürsten und den lahmen Bundestag; es wurden zu Anfang und Ende geistliche Lieder, namentlich das Lutherlied: Eine feste Burg ist unser Gott! gesungen und selbst das heilige Abendmahl genommen. Als die Feier vorüber,

blieben noch einige Studenten zurück und zündeten, in Nachahmung Luthers, der die päpstliche Bannbulle verbrannte, einen Scheiterhaufen an, um die Schriften einiger Rückschrittsmänner, und dazu noch einen Zopf, einen Korporalstock und eine Schnürbrust in die Flammen zu werfen.

Über dies Beginnen erhob sich an den Höfen der großen und kleinen Fürsten ein nicht geringer Tumult, und selbst Rußland und Frankreich fuhren durch ihre Gesandten über den Großherzog von Weimar her, daß er solche Scenen in seinem Lande dulde. Metternich rieb sich die Hände, weil er nun Gelegenheit fand, mit seinen reaktionären Maßregeln in Deutschland durchzudringen. Noch mehr kam ihm folgender Vorfall zu statten.

Der russische Kaiser Alexander besoldete in Deutschland Spione, die über jede freiheitliche Bewegung, namentlich in der studierenden Jugend, Bericht erstatten mußten. Zu diesen gehörte auch der russische Staatsrat von Kotzebue in Weimar. Da setzte sich unglücklicherweise ein stiller schwärmerischer Jüngling, Karl Sand, der Stifter der Erlanger Burschenschaft, in den Kopf, er sei berufen, zum Wohle des ganzen Volks diesen Kotzebue, diese „Verkörperung aller Gemeinheit" aus der Welt zu schaffen. Kotzebue war von Weimar nach Mannheim gezogen; Sand reiste ihm dorthin nach, ließ sich anmelden und stieß ihm am Abend des 23. März 1819 mit den Worten: „Hier, Verräter des Vaterlands!" den Dolch ins Herz. Dann stieß er sich, die Treppe hinabeilend, selbst den Dolch in die Brust, kniete nieder und rief: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" und abermals sich in die Brust stoßend: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!" Die Wunden, welche er sich beigebracht, waren nicht tödlich. Festgenommen und gepflegt nahm man ihn dann in strenges Verhör, um einer mutmaßlichen Verschwörung auf die Spur zu kommen. Man überzeugte sich, daß er keine Mitwisser hatte, und so ward er am 20. Mai 1820 mit dem Schwerte hingerichtet.

Über die Verwerflichkeit der That Sands herrschte in Deutschland nur e i n e Stimme. Metternich aber bestürmte den König Friedrich Wilhelm mit Schreckbildern einer im Anzuge begriffenen deutschen Revolution. Der Verfassungsentwurf für Preußen, den Wilhelm von Humboldt eben ausarbeitete, ward bei Seite geschoben; im Juli 1819 wurden alle preußischen Turnplätze geschlossen und der Turnvater Jahn auf die Festung geschickt. Ernst Moritz Arndt ward mit zweien seiner Freunde gleichfalls verhaftet, und im August desselben Jahres kamen unter Metternichs Vorsitz die deutschen Minister in Karlsbad zusammen, um über alle Druckschriften unter 20 Bogen die Censur zu verhängen, die Turnanstalten und Burschenschaften zu verbieten. In Mainz wurde eine Centralkommission zur Untersuchung demagogischer Umtriebe niedergesetzt, die Universitäten wurden unter Aufsicht von Regierungsbevollmächtigten gestellt. Um die freisinnigen Bestrebungen der kleinen deutschen Staaten zu unterdrücken, berief Metternich noch einen Kongreß nach Wien, und von dort ward im folgenden Jahre die **Wiener Schlußakte** erlassen, welche das innere Unterdrückungssystem vollendete.

2. Karl X. und die Julirevolution in Frankreich (1830).

Die Schlacht von Waterloo hatte Ludwig XVIII. mit den Prinzen aus dem Hause Bourbon wiederum nach Paris zurückgeführt. Schon bei seiner ersten Rückkehr im Jahre 1814 hatte er dem französischen Volke eine Verfassung bewilligt (charte constitutionnelle), welche sehr freisinnige Bestimmungen enthielt und neben den bisher bevorrechteten Ständen: Adel und Geistlichkeit — auch den Ansprüchen des Bürgerstandes gerecht zu werden suchte. Viele Deutsche sahen sehnsuchtsvoll nach Frankreich hinüber und erwarteten sogar von dorther die Befriedigung ihres Freiheitstriebes, dem der von Metternich beherrschte Bundestag so sehr Hohn sprach.

Es gab vier Parteien in Frankreich: die konstitutionelle der Verfassungsfreunde — die zahlreichste, denn der ganze gebildete Mittelstand gehörte ihr an; die Partei der Republikaner und die der Bonapartisten — beide nach den vorhergegangenen unglücklichen Ereignissen sehr zusammengeschmolzen; und viertens die Partei der Royalisten oder Anhänger der unumschränkten Königsherrschaft, denen jede konstitutionelle Freiheit verhaßt war. Diese Partei, zu welcher Adel und Geistlichkeit gehörten, wollte die Privilegien (Vorrechte) beider Stände wieder erlangen, wie sie vor der Revolution von 1789 bestanden hatten. An ihrer Spitze stand des Königs Bruder Karl (der Graf von Artois) und, da Ludwig XVIII. keine Kinder hatte, Erbe des Throns.

Der älteste Sohn Karls, der Herzog von Angoulème, war aber auch kinderlos, und so beruhte die Hoffnung auf Erhaltung des Bourbonen-Geschlechts auf seinem zweiten Sohn, dem Herzog von Berry. Da geschah es, daß ein Sattlergeselle, namens Louvel, durch das Lesen revolutionärer Schriften von glühendem Hasse gegen die Bourbonen erfüllt, den Entschluß faßte, den Herzog von Berry zu ermorden. Als derselbe am 13. Febr. 1820 aus der Oper zurückkehrend seine Gemahlin am Arm zum Wagen führte, stürzte der Fanatiker herbei und stieß ihm mit aller Kraft den Dolch in die Brust. Der schwer Getroffene rief: Ich bin ein Mann des Todes! Seine Gemahlin ward von dem Blut des Gatten überströmt, der, in seine Loge zurückgebracht, unter den Klängen der noch nicht beendigten Ballettmusik (man ließ sie fortdauern, um einen Aufstand zu verhüten) sein Leben aushauchte.

Im September desselben Jahres gebar die Herzogin von Berry einen Sohn, welcher den Titel „Herzog von Bordeaux" erhielt und später als Heinrich V. (Graf von Chambord) als der gesetzliche Erbe des französischen Königsthrons von den Legitimisten anerkannt wurde.

Ludwig XVIII. starb im Jahre 1824, und sein Bruder folgte ihm als Karl X. auf dem Thron. Er hatte zwar schon das 67. Lebensjahr erreicht, aber von den Zeitereignissen nichts gelernt und von seinem Dünkel nichts vergessen. Mit großem Pomp ließ er sich zu Rheims krönen und mit dem heiligen Öle salben. Die Jesuiten gewannen wieder vollsten Einfluß auf den nach einem wüsten Leben sehr kirchlich gewordenen König, dessen Hauptstreben dahin ging, der Geistlichkeit ihr früheres Ansehen und ihre frühere

Macht zurückzugeben. Strenggläubige Bischöfe wurden in seine Umgebung gezogen, aller Orten geistliche Vereine gestiftet, König und Minister wohnten eifrigst den Prozessionen bei, und der öffentliche Unterricht ward von den Jesuiten geleitet. Der Minister Villèle ließ das alles geschehen, um sich in seiner Stellung zu erhalten. Aber im Volke regte sich die Opposition, und es wurden Spottlieder vom Dichter Béranger, die ihre Spitze gegen das Königtum kehrten, gesungen. Als Karl X. am 27. April 1827 über die Nationalgarde Heerschau hielt, erscholl statt des üblichen Lebehochs der Ruf: „Es lebe die Charte! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!“ Sofort wurde die Nationalgarde aufgehoben und die Censur wieder eingeführt, doch die Zeitungen, Flugschriften und Witzblätter geißelten nach wie vor das Rückschrittsministerium, und dieses sah sich endlich genötigt abzudanken.

Das Ministerium Martignac, das am 4. Januar 1828 ans Ruder kam, machte der liberalen Partei Zugeständnisse, gab der Presse wieder eine freiere Bewegung und hob die Jesuitenschulen auf. Nur mit Widerwillen hatte sich Karl X. zu solchen Zugeständnissen verstanden. Als nun der neue Minister, der es mit allen Parteien verdarb, weil er alle zufriedenstellen wollte, sich verwickelte, ward er im Sommer des folgenden Jahres (1829) entlassen und der Fürst Polignac, der alte Freund und Gefährte des Königs, ebenso beschränkt und starrköpfig wie dieser, an die Spitze des Ministeriums gestellt.

„Keine Zugeständnisse mehr!“ hatte der König offen sich geäußert; die Berufung Polignacs zeigte, daß man am Hofe einen Staatsstreich im Schilde führte. Eine dumpfe Gärung ging durch das französische Volk, und selbst ein glückliches Ereignis konnte an dieser Verstimmung nichts ändern.

Der Dey von Algier hatte nämlich seit Jahren dem französischen Handel großen Schaden gethan, indem seine Raubschiffe die Kauffahrer plünderten, und er war, als ihm der französische Generalkonsul darüber Vorstellungen machte, in seiner Frechheit so weit gegangen, daß er diesen mit seinem Fliegenwedel ins Gesicht schlug. Alsbald erklärte ihm Polignac den Krieg, in Toulon ward eine große Flotte ausgerüstet und ein Landungsheer von 42000 Mann nach Algier übergesetzt, das sofort das feindliche Lager stürmte, die Stadt eroberte, 70 Millionen Franken, dazu 1500 Kanonen und 70 Kriegsschiffe erbeutete. Auch die benachbarten Raubstaaten mußten sich unterwerfen.

Trotz dieser glänzenden Waffenthat fielen die neuen Wahlen der Abgeordneten des Volks nicht zu Gunsten des Ministeriums aus, zu großem Jubel der Liberalen in England und Deutschland, in Italien und Spanien. Dieses wagte nun mit Zustimmung des Königs das Äußerste.

Am 26. Juli wurden die Pariser durch drei Ordonnanzen (Verfügungen des Königs, ohne Zustimmung der Kammer erlassen) überrascht, durch welche die noch gar nicht zusammengetretene Kammer der Volksdeputierten aufgelöst, die Preßfreiheit aufgehoben, ein neues Wahlgesetz festgestellt wurde, das die Zahl der Abgeordneten um die Hälfte verminderte.

Der Marschall Marmont ward zum Oberbefehlshaber der Pariser Besatzung (10000 Mann) ernannt. Die Journalisten, zu denen auch Thiers zählte, setzten zwar sogleich eine Protestation auf; ihre Druckereien wurden jedoch von der Polizei alsbald versiegelt.

Die entlassenen Arbeiter der Druckereien zogen durch die Straßen und verkündigten, was geschehen sei; der Pöbel rottete sich zusammen und widerstand den Patrouillen, die ihn auseinander treiben wollten. Am Abend des 27. Juli wurden schon hier und da kleine Gefechte geliefert, die Waffenläden wurden geplündert und Barrikaden erbaut. Die dreifarbige Revolutionsfahne zeigte sich wieder, und viele weinten Freudenthränen beim Anblick der so lange vermißten Farben. Vor dem Palais royal säuberte die Garde den Platz und die Gärten von der sich anhäufenden Menge, fühlte sich jedoch bald zu schwach, um dem Andrange zu widerstehen, und der Marschall Marmont sandte ihr fünf Bataillone Linientruppen zu Hilfe. Diese weigerten sich aber, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen und feuerten dann über die Köpfe des Volks hinweg, das sie mit dem Rufe lohnte: „Es lebe die Linie!“

In der Nacht vom 27. zum 28. Juli wurden in den Straßen Barrikaden aufgeworfen; die Pariser waren entschlossen, auf Tod und Leben zu kämpfen. „Nieder mit den Bourbonen!“ war bereits der Schlachtruf geworden. Als am 28. der Kampf begann, nahmen auch Weiber und Kinder daran teil; Ziegel und Schornsteine wurden auf die Soldaten herabgeworfen, siedendes Wasser und Schwefelsäure aus den Fenstern gegossen. Kaum hatten die Truppen eine Barrikade genommen, als sich dieselbe auch hinter ihnen schon wieder schloß. Ohne Erfrischung gelassen, ermatteten sie endlich in dem heißen Kampfe und beschränkten sich darauf, das Stadthaus und Tuilerienschloß zu verteidigen. Wohl zehnmal erstürmte die Garde das Stadthaus, und zehnmal verlor sie es wieder an die wütend vordringenden Volkshaufen.

Am Morgen des 29. Juli starrte Paris von Barrikaden, der Kampf begann wieder. Um den Truppen freie Bahn zu schaffen, wäre die Anwendung von Artillerie nötig gewesen; doch Marmont wollte nicht mit Kartätschen unter die Volksmassen schießen und gab bereits alles verloren. Offiziere zerbrachen ihre Degen und warfen ihre Uniform ab, zwei erschöpfte Regimenter gingen zum Volk über, ein frischer Anlauf brachte auch die Tuilerien in dessen Besitz. Der greise Lafayette, der sich der Volkspartei angeschlossen, übernahm den Oberbefehl über die bewaffnete Bürgerwehr, Marmont zog sich mit seinen treugebliebenen Truppen nach St. Cloud zurück, wo der König mit seinem Hofe weilte und nun sich bereit erklärte, ein neues Ministerium zu ernennen und die Ordonnanzen zurückzunehmen.

„Zu spät!“ war die Antwort der leitenden Liberalen, die sich um den Banquier Laffitte gesammelt hatten. Dieser schrieb eine Proklamation an das französische Volk, worin er den Herzog Louis Philipp von Orleans als den geeignetsten Mann für das neue Bürgerkönigtum bezeichnete; derselbe habe unter der Trikolore (der Revolutionsfahne) gekämpft und sei bereit, aus den Händen des Volks die Krone entgegenzunehmen.

Karl X. hatte sich mit seinen Getreuen weiter nach Rambouillet zurückgezogen, wo er am 2. August mit Übergehung des Dauphins (seines Sohnes, des Herzogs von Angoulème) seinen Enkel Heinrich V., den jungen Herzog von Bordeaux (Sohn des ermordeten Herzogs von Berry) zum König, und zur weiteren Beruhigung des Volks den Herzog von Orleans zum Generallieutenant von Frankreich erklärte. Diesem legte er die Sorge für den jungen Heinrich V. ans Herz.

Der eiligst versammelten Kammer teilte Louis Philipp am 3. August die Abdankung des Königs mit, verschwieg aber die Wünsche des alten Königs in Bezug auf den jungen Herzog von Bordeaux. Die Kammern erklärten den ganzen älteren Zweig der Familie Bourbon als des Thrones verlustig und wählten das Haupt der jüngeren bourbonischen Linie, Ludwig Philipp von Orleans, zum König der Franzosen. Am 9. August beschwor dieser die Charte Ludwigs XVIII., die noch einige Zusätze zu gunsten der Kammern und der Rechte des Volkes erhalten hatte. Unter dem Donner der Kanonen und dem Rufe: Vive le roi! bestieg der neugewählte König den Thron.

Karl X., auch im Unglück viel Würde bewahrend, schiffte sich mit seiner Familie am 16. August nach England ein und siedelte später nach Görz in Österreich über, wo er 1836 starb, wie 1844 sein Sohn, der Herzog von Angoulème. Heinrich V. (s. S. 401) starb auch im Exil in Frohsdorf bei Wien am 24. Aug. 1883.

3. Die Rückwirkung der Julirevolution auf die Nachbarländer.

Die Niederlage, welche das absolute (unumschränkte) Königtum in der Person Karls X. erlitten hatte, ward das Signal für alle Unzufriedene in Europa, um teils durch offene Gewalt, teils durch gesetzliche Opposition verlorene oder ersehnte Rechte wieder zu erlangen. Im September 1830 riß sich Belgien von Holland durch eine blutige Revolution los, zu welcher die katholische Geistlichkeit, der das protestantische Holland verhaßt war, den Hauptanstoß gab. Schlau genug schrieb sie das Wort „Freiheit" auf ihre Fahne und verband sich mit den belgischen Liberalen, um den Unterricht und die Volkserziehung wieder in ihre Hände zu bekommen. König Wilhelm I. hatte allerdings nicht konstitutionell genug regiert und sich geweigert, ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister vorzulegen. Die Kämpfe endigten mit der Ablösung von Belgien, das im Prinzen von Koburg, Leopold, einen sehr einsichtsvollen konstitutionellen König erhielt.

Im gleichen Monat September brachen auch an verschiedenen Orten in Deutschland Unruhen aus. So in Braunschweig. Der ebenso leichtsinnige als dünkelhafte Herzog Karl befand sich beim Ausbruch der Julirevolution in Frankreich; entsetzt eilte er nach Braunschweig zurück, wo alsbald eine Abordnung der Bürgerschaft bei ihm erschien und Abstellung der Beschwerden verlangte. Er drohte, mit Kanonen unter die Aufrührer schießen zu lassen. Da drang (am 7. September) das Volk in sein Schloß und steckte es in Brand. Der Bruder Karls, Herzog Wilhelm, übernahm nun die Re-

gierung, und der Bundestag bestätigte ihn, nachdem Karl noch allerlei lächerliche Versuche zur Eroberung seines Ländchens gemacht.

In Kurhessen regierte der Kurfürst Wilhelm II. mit maßloser Härte; nach einem Brotkrawall (am 7. September) schlugen sich die Bürger von Kassel ins Mittel und nötigten den Fürsten am 15. September, Landstände einzuberufen, welche anfangs Januar 1831 eine Verfassung vereinbarten.

In Hessen-Darmstadt, wo das arme Volk mit Abgaben überlastet war, hatten es die Stände schon vor der Julirevolution gewagt, dem neuen Großherzog Ludwig II. die Bezahlung von 2 Millionen Gulden Schulden, die derselbe als Prinz gemacht hatte, zu verweigern. Im September standen die Bauern in Oberhessen in Masse auf, da man 400000 Gulden als Beitrag zu den Krönungsfeierlichkeiten auf die armen Gemeinden verlegt hatte.

Unter ähnlichem Steuerdruck seufzte das Volk in Hannover; in den Landtagen saßen nur Junker und Beamte; die Unruhen wurden jedoch leicht unterdrückt. Der Bruder des Königs,*) der Herzog von Cambridge, trat als Friedensstifter auf und wurde im Februar des folgenden Jahres zum Vicekönig ernannt.

Auch in Sachsen herrschte Unzufriedenheit, da der katholische König Anton (1827—1836) die Katholiken auffallend begünstigte, eine strenge Censur den Leipziger Buchhandel schädigte, die Willkür der Polizei sich besonders gegen die unteren Volksklassen richtete. Auch die Industrie ward durch hohe Abgaben niedergehalten. Es kam im September zu Straßentumulten in den beiden Hauptstädten des Landes, Leipzig und Dresden; in Dresden wurde das Rathaus und Polizeigebäude erstürmt und der König gezwungen, das rückschrittslustige Ministerium Einsiedel zu entlassen und seinen Neffen Friedrich August zum Mitregenten anzunehmen, welcher dann (September 1831) mit den Ständen eine neue Verfassung ins Leben rief.

Im Oktober 1830 machten die konstitutionellen Spanier einen Versuch, Ferdinands VII. Gewaltherrschaft zu brechen. Im November wurde der herrschende Minister Englands, Wellington, wegen seines rückhaltlosen Hasses aller Volksfreiheiten genötigt, seinen Posten einem liberalen Minister (Grey) abzutreten. In demselben Monat erhoben sich die Polen, trieben den russischen Großfürsten Konstantin aus Warschau und erklärten sich unabhängig; erst nach blutigen Schlachten (Ostrolenka 26. Mai 1831), in denen sie tapfer kämpften, beugten sie sich der russischen Übermacht; das Königreich Polen ward russische Provinz.

Im Dezember des Jahres 1830 erhoben sich die Schweizer und stürzten alle ihre aristokratischen Regierungen, um sie in demokratische zu verwandeln. Im folgenden Jahre regten sich auch im Kirchenstaat und in Modena die Mißvergnügten zur Abschüttelung des päpstlichen und österreichischen Jochs.

*) König Wilhelm IV. von England war zugleich König von Hannover. Als er 1837 starb und Königin Viktoria ihm folgte, gelangte, da für Hannover die Erbfolge in weiblicher Linie nicht galt, Ernst August auf den Thron des Königreichs.

4. Der deutsche Zollverein.

Während alle diese Aufstände und Verfassungskämpfe dazu beitrugen, die künstlichen Schranken zwischen Fürsten- und Volksinteressen, zwischen Adel und Bürgertum, zwischen dem Rechts- und Polizeistaat zu beseitigen, entwickelte sich ein Verein, der das meiste dazu beitrug, die Schranken zwischen den deutschen Ländern und Volksstämmen niederzureißen und das ersehnte Ziel der deutschen Einigung anzubahnen. Dies war der Zollverein.

Preußen hatte sich im Jahre 1818 vom übrigen Deutschland durch hohe Zölle abgeschlossen und sich selber damit am meisten geschädigt. Die kleineren Staaten hatten zeitig erkannt, daß mit solchen Zollschranken keine Industrie bei ihnen gedeihen könne; der badische Staatsmann Nebenius hatte das bereits in einer Denkschrift entwickelt und nach ihm der geniale Tübinger Professor Friedrich List die richtigen Grundsätze, um zur Einigung zu gelangen, ausgesprochen, jedoch kein Gehör gefunden. Endlich nahm im Jahre 1828 Preußen die Sache in die Hand, schloß zuerst mit Darmstadt, dann mit Bayern und Württemberg einen Zollverein, dem bald auch Sachsen und Thüringen, Baden und Nassau beizutreten sich genötigt sahen.

Metternich erkannte schon 1833 in dieser Einheitsbewegung eine wie er sagte „für den deutschen Bund und für Österreich höchst nachteilige unheildrohende Erscheinung" und sah voraus, daß unter preußischer Führung sich Deutschland in höchst wichtigen materiellen Interessen einigen werde, die dann auch zur politischen Einigung führen würden. Österreich konnte nicht so schnell seinen Zolltarif ändern und war in vielen Stücken gegen Deutschland zurückgeblieben, das nun die ersten Schritte that, sich den Fesseln des Kaiserstaats zu entwinden. Ohne den deutschen Bundestag hatte Preußen gethan, was der Bund hätte thun sollen, und war eben darum auf dem rechten Wege, der deutsche Bundestag zu werden. Handel und Industrie nahmen einen frischen Aufschwung, Handelsverträge mit auswärtigen Mächten, auch überseeischen, wurden abgeschlossen und brachten den deutschen Namen zur Geltung. Die deutsche Handelsflotte ward die dritte der Welt und kam gleich nach der englischen und nordamerikanischen. Deutsche Kauffahrer segelten auf allen Meeren und brachten die Erzeugnisse des deutschen Gewerbfleißes in alle Lande. Darauf kam auch in die deutschen Ständekammern, sowie in die Zeitschriften, Vereine und Aktiengesellschaften ein praktischer Geist. Im Jahre 1825 trug der Rhein das erste Dampfschiff, zehn Jahre später brauste zwischen Nürnberg und Fürth die erste Lokomotive, 1838 ward die Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam befahren, und nun wurde so rüstig an den Eisenbahnen in Deutschland gebaut, daß im Jahre 1857 in Preußen bereits 685 Meilen, 1867 im Zollvereine bereits 2055 Meilen im Betrieb waren. Chausseen waren schon früher überall gebaut; in Preußen während der Regierung Friedrich Wilhelms III. circa 1000 Meilen. Das preußische Postwesen wurde unter dem tüchtigen Oberpostmeister Nagler sehr vervollkommnet und ein Muster für die übrigen Staaten. Solche Fortschritte entschädigten für manches, was auf dem politischen Gebiet noch fehlte.

5. Ludwig Philipp und die Februarrevolution 1848.

Seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. und den Greueln der ersten Revolution war es, als ob ein Fluch auf dem „schönen Frankreich" ruhe und das Volk keine Ruhe mehr finden sollte. Der Königsthron stand auf einem Vulkan, der jeden Augenblick mit neuen Ausbrüchen drohte. Dem durch das Votum der Kammer erwählten Bürger-König grollten die Anhänger des Hauses Bourbon, des Königtums von „Gottes Gnaden", d. h. durch das Recht der Geburt; ein durch den Willen des Volks erhobener König erschien ihnen nicht legitim (gesetzmäßig), weshalb man ihre Partei auch die Legitimisten nannte. Dem Bürgerkönig grollten aber auch die Anhänger des napoleonischen Kaisertums und ferner die Republikaner, die weder Könignoch Kaisertum, sondern einen Freistaat wollten, in welchem das französische Volk sich selber regieren sollte. Alle diese Parteien feindeten das Julikönigtum an und suchten ihm, wo es sich irgend eine Blöße gab, einen tödlichen Stoß beizubringen.

Der Grundgedanke Ludwig Philipps, den er mit seinem Minister Guizot teilte, war „die richtige Mitte" zwischen den Parteigegensätzen zu halten; er wollte weder das Königtum von „Gottes Gnaden" mit seiner unumschränkten Herrschaft, noch die Volksherrschaft, die ebenso zum Despotismus führte, der dann von einzelnen Demagogen (Volksanführern) geübt wurde. Daß der König sich auf die Klasse der Besitzenden, der Geldmänner gestützt, das erregte den Neid der Arbeiter und Besitzlosen, die auch ihr Recht zur Wahl der Abgeordneten haben wollten. Und das war der Punkt, wo der schlaue und gewandte Advokat Thiers seinen Hebel ansetzte, um das Ministerium Guizot aus dem Sattel zu heben. Er schmeichelte in seinen Reden und Zeitungsartikeln den Volksmassen und erhielt sie in steter Unzufriedenheit mit dem bestehenden Regiment.

Am 28. Juli 1835, dem Gedächtnistage der Julirevolution, ritt der König, von seinem Sohne und einem glänzenden Generalstabe umgeben, nach den Boulevards, um die Nationalgarde zu mustern. Plötzlich fliegt unter schrecklichem Knall ein Hagel von Kugeln aus den Fenstern eines Hauses — über 60 Personen lagen tot und verwundet zu Boden. Es war der Soldat Fieschi, ein Korse, der seine Höllenmaschine (viele verbundene Flintenläufe) auf den König abgefeuert, ihn aber nicht getroffen hatte.

Am 1. März 1840 ward Thiers Ministerpräsident. Um die öffentliche Meinung für das neue Ministerium zu gewinnen, riet Thiers (wie wir bereits erwähnt) die Asche Napoleons von St. Helena nach Frankreich zu bringen. Da man Ludwig Philipp zu große Nachgiebigkeit gegen die Großmächte vorwarf, so wollte Thiers auch nach außen hin der Eitelkeit des französischen Volks Genüge thun. Er unternahm gewaltige Kriegsrüstungen, drohte Deutschland mit einem Angriff auf den Rhein und riet, Paris mit einem starken Festungsgürtel zu umgeben. Da erwachte auch im deutschen Volke der gerechte Nationalstolz; man lachte ob seiner Drohungen und sang den Franzosen Beckers Rheinlied zu: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, ob sie wie gier'ge Raben sich heiser danach schrein!"

Schon im Oktober desselben Jahres trat Thiers von seinem Ministerposten zurück, da es Ludwig Philipp nicht auf einen Kampf mit allen vier Großmächten ankommen lassen wollte. Mehmed Ali, der Vicekönig von Ägypten, war nämlich anfangs in seinem Streit mit dem türkischen Sultan, seinem Oberherrn, von Frankreich unterstützt worden. Als sich aber die Großmächte zu Gunsten des Sultans erklärten und eine Quadrupelallianz bildeten, durch welche Frankreich isoliert wurde, mußte letzteres nachgeben. Thiers schied aus dem Ministerium und machte von neuem Opposition.

Im Jahre 1842 traf den König ein furchtbarer Schlag — der Verlust seines ältesten, bei dem Volke am meisten beliebten Sohnes, des Herzogs von Orleans. Dieser fuhr am 13. Juli nach dem Schlosse Neuilly, die Pferde wurden scheu, und als der Prinz durch einen Sprung aus dem Wagen sich zu retten suchte, ward er so heftig gegen das Pflaster geschleudert, daß er schon um 6 Uhr abends verschied. Er hinterließ eine junge Witwe, Helene (eine mecklenburgische Prinzessin), und zwei Söhne, von denen der ältere, der Graf von Paris, erst 4 Jahr, der jüngere, Herzog von Chartres, kaum 2 Jahr alt war.

Erregte auch dieser Trauerfall große Teilnahme, so änderte das doch wenig in der Gesinnung des Volkes. Der sparsame und nüchterne König, der in bürgerlicher Kleidung mit dem Regenschirm unter dem Arme spazieren ging, fiel immer mehr in der Gunst der Franzosen. Es half ihm wenig, daß seine Söhne so tapfer in Algerien gekämpft, seine Generale so manchen Triumph errungen hatten.

Im Jahre 1835 wurde Mascara, Abdel Kaders, des arabischen Emirs Residenz, erobert; 1837 das feste Konstantine erstürmt, 1841 vertrieb Marschall Bugeaud den Emir aus Algerien und erbeutete der Herzog von Aumale (der vierte Sohn des Königs) dessen Lager, während der Prinz von Joinville, Admiral der französischen Flotte, die Festungswerke von Tanger und Mogador zerstörte und Bugeaud 1844 in der Schlacht bei Isly auch den Kaiser von Marokko, zu welchem sich Abdel Kader geflüchtet hatte, zum Frieden zwang. Alle diese Erfolge verschlugen aber wenig. Als der Herzog von Aumale am 13. September 1841 an der Spitze seines Regiments in Paris einzog, schrie man in der Vorstadt St. Antoine: „Nieder mit Ludwig Philipp! Nieder mit Guizot!“ und zugleich fiel ein Schuß auf den Prinzen, der nur durch eine zufällige Wendung seines Pferdes gerettet wurde.

Auf den König selber waren nach dem Fieschischen Attentate wiederholte Mordversuche gemacht. Man konnte es ihm nicht verzeihen, daß er im Jahre 1831, als Österreich die Versuche der Italiener, sich der Botmäßigkeit der Fremdherrschaft zu entziehen, niederschlug, das ruhig geschehen ließ; daß er ferner im Jahre 1847, als zwischen den von Jesuiten aufgehetzten katholischen und den protestantischen und gemischten Kantonen der Schweiz ein Bürgerkrieg ausbrach, sich auf die Seite des Sonderbundes — der jesuitenfreundlichen Kantone stellte und da abermals mit Metternich gemeinsame Sache machte.

Die Oppositionspartei, zu welcher Thiers, Odillon Barrot, Duvergier

de Hauranne, auch der Dichter Lamartine gehörten, bekämpfte mit Glück den sittlich achtbaren, jedoch starren und unbeliebten Guizot; sie schrieb das Wort „Wahlreform“ auf ihre Fahne, das ein Arbeiterparlament in Aussicht stellte, und hatte am 22. Februar 1848 ein großes Zweckessen, das sogenannte „Reformbankett“ angekündigt, das von der Regierung verboten wurde. Das regte die um ein Schauspiel betrogene Menge auf, und es wurden bereits hier und da Barrikaden aufgeworfen. Am folgenden Tage mehrten sich die Unruhen, und die von den Häuptern der Opposition gewonnene Nationalgarde rief heiter mit: „Es lebe die Reform, nieder mit Guizot!“ Der König entließ seinen treuen Minister, und das erhöhte den Mut des Volks. Angeführt von dem verwegenen Lagrange zog eine wilde Rotte mit der roten Fahne vor das Justizministerium, dann vor das Ministerium des Auswärtigen. Dort stand ein Wachtposten von 50 Mann; Lagrange schoß auf das Pferd des Befehlshabers, worauf der Posten mit einer Gewehrsalve antwortete. Das war's, was Lagrange wollte; er hatte nun Tote und Verwundete, ließ diese auf einen Karren laden und durch die Straßen fahren mit dem Rufe: „Wir sind verraten! man mordet das Volk! zu den Waffen!“

Wie durch ein Zauberwort stiegen nun die Barrikaden aus dem Boden. Der König, welcher den Kopf verlor, ernannte den Marschall Bugeaud zum Oberbefehlshaber der Truppen und entschloß sich zur Berufung von Thiers. Dieser ließ am 24. morgens den Marschall Bugeaud abtreten und durch den General Lamoricière ersetzen. Die erregten Massen hörten jedoch schon nicht mehr weder auf Odillon Barrot, noch auf Thiers. Ein kluger geriebener Zeitungsredakteur, Namens Girardin, lief in den Palast des Königs: „Wenn Ew. Majestät“ — rief er dem verwirrten König zu — „nicht auf der Stelle abdanken, zu Gunsten ihres Enkels, so giebt es in zwei Stunden kein Königtum mehr!“ Die Königin widersetzte sich dieser Zumutung, Bugeaud riet zu einem Kampfe auf Leben und Tod; auf Zureden seines Sohnes, des Herzogs von Montpensier, ergreift der König die Feder und schreibt, daß er zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, auf die Krone verzichte.

Nun gab es keine Regierung mehr, und die Revolution hatte wieder freie Bahn. Als der greise König im schwarzen Frack seiner Gemahlin den Arm reichte, um sie zum Wagen zu führen, der sie nach Dreux bringen sollte — von dort sollte die Reise nach England gehen — sagte die Königin zu dem nun selber bestürzten Thiers: „Das ist Ihr Werk, mein Herr! Sie verdienten nicht, einen so guten König zu haben!“ Thiers entfernte sich schweigend; er hatte nur Guizot stürzen wollen. Zu seiner Schwiegertochter, der schluchzenden Herzogin von Orleans, sagte der König: „Bleiben Sie bei den Kindern, Helene!“ — und diese folgte dem Präsidenten Dupin in die Deputiertenkammer, mit den Kindern an der Hand. Sie wurde achtungsvoll empfangen, doch als ein Haufen berauschter Blousenmänner in den Saal drang mit dem Ruf: „Nieder mit der Regentschaft! nieder mit allen Bourbonen!“ geriet alles in Verwirrung, und mit Mühe rettete sich die edle Frau aus dem Gedränge. Sie flüchtete sich mit ihren Söhnen nach Deutschland.

Unterdessen wurden die Tuilerien geplündert und verwüstet, die Krone

zerbrochen, der Thronsessel am Fuße der Julisäule verbrannt. Der Dichter Lamartine wurde Präsident der provisorischen Regierung und somit einstweilen Herr der neuen Republik, die, indem sie dem vierten Stande (der Arbeiterklasse) huldigte, nahe daran war, zur Pöbelherrschaft herabzusinken.

6. Die Märzrevolution in Wien und Berlin.

Wie der Feuerfunke in aufgehäuften Zündstoff flog die Kunde von der Pariser Februarrevolution nach Deutschland und Italien hinein, und Österreich wie Preußen blieb diesmal nicht verschont; ihr Staatsbau wurde in seinen Grundfesten erschüttert.

Kaiser Ferdinand I., der Nachfolger des Kaisers Franz seit dem Jahre 1835, war körperlich und geistig schwach und ganz dem Einflusse Metternichs preis gegeben, dessen Kunst darin bestand, alles beim alten zu lassen und Österreich dem deutschen Leben zu entfremden. Alle Glaubens-, Lehr- und Lernfreiheit, alle Rede- und Preßfreiheit war unterdrückt. Die Kunde von dem Zusammensturz des Thrones Louis Philipps elektrisierte die liberale Partei und ganz besonders die Wiener studierende Jugend. Die Ungarn hatten sich schon früher erhoben und der Volksmann Kossuth am 3. März in Presburg eine kühne Rede gehalten, worin er eine Verfassung für alle Länder Österreichs verlangte. Am 13. März wurde in Wien der niederösterreichische Landtag eröffnet; Tausende hatten sich vor dem Ständehause versammelt und jubelten einem Studenten zu, der die Rede Kossuths vorlas. Die Stände wurden genötigt, eine Deputation in die Hofburg zu entsenden, um dem Kaiser die Wünsche des Volks vorzutragen. Als dieser mit der Antwort zögerte, brach der offene Aufstand aus, und da der milde Ferdinand kein Blutvergießen wollte, so mußte sich das Militär nach kurzen Scharmützeln mit der Bürgerwehr und den Studenten zurückziehen. Der Hof war ratlos; Metternich, der sich feig und charakterlos versteckt hatte, entfloh nach England, und der Kaiser versprach alles, was man verlangte; Preßfreiheit und Bürgerbewaffnung wurden proklamiert, eine liberale Verfassung in Aussicht gestellt. Die bewaffneten Bürger und Studenten wehrten nun den Ausschweifungen des Pöbels und nahmen die in Wien zusammenströmenden Polen, Ungarn und Italiener als Brüder in ihre Reihen auf. Am 15. März zog Kossuth mit großem Triumph in Wien ein, um dem Kaiser die Adresse des ungarischen Reichstages zu überbringen, der ein unabhängiges Königreich mit eigener Regierung verlangte. Die Forderungen der Ungarn (Magyaren) wurden sofort gewährt und Graf Batthyani zum Präsidenten des ungarischen Ministeriums ernannt.

Noch mehr als in Ungarn war in Mailand und Venedig das österreichische Regiment verhaßt. Am 18. März erhob sich die ganze Bevölkerung von Mailand und zwang nach einem zweitägigen Straßenkampf den 82jährigen, doch noch immer jugendfrischen, Marschall Radetzky seine Truppen aus der Stadt in das sogenannte Festungsviereck zwischen Mantua und Verona, Peschiera und Legnago, zurückzuziehen. Auch Venedig erhob sich am 22. März unter dem Advokaten Manin und zwang den unfähigen

Kommandanten Zichy zur Übergabe. Der Papst Pius IX. fühlte sich in seinem Kirchenstaat auch nicht mehr sicher und entwich nach der Festung Gaëta zum König von Neapel. Die Herzöge von Parma und Modena mußten sich nach Österreich flüchten, und nun eilte der König von Sardinien, Carlo Alberto, den Lombarden zu Hilfe, in der Hoffnung, ein oberitalienisches Königreich zu gründen, das stark genug wäre, zwischen Frankreich und Österreich sich zu behaupten. Doch der unerschütterliche tapfere Radetzky schlug ihn in einer Hauptschlacht bei Custozza am 25. Juli und im folgenden Jahre am 23. März bei Novara so entscheidend, daß er in Verzweiflung die Krone seinem Sohne Viktor Emanuel übergab, der am 6. August zu Mailand mit Österreich Frieden schloß. Am 22. August kapitulierte auch Venedig, und eine französische Armee unter Oudinot rückte in den Kirchenstaat ein, eroberte Rom und stellte die alte Papstherrschaft wieder her.

In Preußen war seit dem 1. Juli 1840 Friedrich Wilhelm IV. seinem Vater in der Regierung gefolgt — ein wohlwollender, vielseitig gebildeter, sehr beredter Fürst, aber kein Mann der That, von dem man also auch nicht erwarten durfte, daß er dem Einfluß Metternichs sich entziehen und das Übergewicht Österreichs brechen würde. Wiederholt an das von Friedrich Wilhelm III. gegebene Versprechen gemahnt, eine das ganze Land umfassende Verfassung zu geben und Reichsstände einzuberufen, erklärte er, daß er nimmermehr zugeben werde, „daß sich ein beschriebenes Blatt (die Verfassungsurkunde) zwischen unserem Herrn im Himmel und das Land als eine zweite Vorsehung eindränge“. Das Jahr 1848 brachte ihm zum Bewußtsein, daß ein solches „Stück Papier“ doch etwas wert sei, und daß er sich eine schwere Demütigung erspart haben würde, wenn er es sechs oder acht Jahre früher seinem Volke bewilligt hätte.

In Berlin hatten am 6. März die Volksversammlungen „vor den Zelten“ begonnen, am 13. März kam es zum ersten Zusammenstoß mit dem Militär. Am 17. März erschien eine Kölner Deputation und am folgenden Tage eine Berliner Deputation vor dem Könige und verlangte größere konstitutionelle Freiheit und zugleich Umgestaltung des so verächtlich gewordenen deutschen Bundes zu einem einheitlich regierten Bundesstaat, in welchem auch das deutsche Volk durch seine Abgeordneten vertreten wäre. Der König sagte zu und entließ die Abgeordneten sehr freundlich, das vor dem Residenzschlosse versammelte Volk brachte freudig bewegt dem Könige ein Lebehoch, der zweimal auf den Balkon heraustretend von tausendstimmigem Jubel begrüßt wurde.

Nun aber fiel es auf, daß alle Eingänge des Schlosses mit Militär besetzt waren, und es erhoben sich von allen Seiten Rufe: Militär fort! Diese Zumutung wies der König entschieden zurück. Als nun zwei Schüsse fielen, glaubten die Volksmassen, man habe sie getäuscht, und mit dem Ruf: Man mordet uns! zu den Waffen! liefen sie auseinander, um Barrikaden zu bauen. Im Nu hatten sich etwa 200 Barrikaden erhoben, von denen die schwarzrotgoldene Fahne wehte. Nachmittags 3 Uhr erhielten die Truppen

Befehl zum Angriff, und es entspann sich unter schrecklichem Sturmläuten ein erbitterter Straßenkampf. Zwischen 5 und 7 Uhr wurde die Königsstraße größtenteils frei gemacht; mit Kartätschen wurden die Barrikadenmänner niedergestreckt. Am folgenden Tage (19. März) wären die Truppen des Aufstandes völlig Herr geworden; doch der König, schmerzlich bewegt über das bereits vergossene Blut, gebot um 10 Uhr vormittags Einhalt und seinen Truppen den Rückzug. Das erbitterte Volk aber führte die 216 Leichen der Barrikadenkämpfer, festlich mit Blumen geschmückt, über den Schloßhof, das Lied: Jesus, meine Zuversicht 2c. singend und den König zwingend, vom Balkon aus mit entblößtem Haupte zuzuschauen.

Der König, der das Beste seines Volkes wollte, wenn er auch in der Erregung des Moments sich mehr vornahm, als er nachher auszuführen den Mut hatte, berief sogleich ein freisinniges Ministerium und erließ am 21. März eine Proklamation, worin er seinen Entschluß verkündete, daß er sich zur Wiedergeburt Deutschlands an die Spitze desselben stellen werde und Preußen fortan in Deutschland aufgehen solle! Zur Bekräftigung dieser Proklamation machte er einen Ritt mit der dreifarbigen (schwarzrotgoldenen) Fahne durch die Hauptstraßen von Berlin. Als nun huldigende Zurufe sich hören ließen: Es lebe der Kaiser von Deutschland! da ward er wieder bedenklich, denn er wollte es weder mit Österreich noch mit den deutschen Fürsten verderben, und als ihm im nächsten Jahre eine Deputation der Frankfurter Nationalversammlung die deutsche Kaiserkrone überbrachte, da wies er dieselbe zurück.

In Wien und Berlin hatte auf kurze Zeit das Volk obgesiegt. Am 22. Juli kam in Wien der Reichstag zusammen, auf welchem die vielen Völkerzungen Österreichs sich geltend machen und ihre Sonderrechte durchsetzen wollten. In Böhmen hatten sich bereits die Czechen wider die Deutschen, in Ungarn die Kroaten wider die Magyaren erhoben. In Prag kommandierte Fürst Windischgrätz, ein adelstolzer Mann und entschlossener General, der mit Kanonen unter das empörte Czechenvolk schoß und dem Slavenkongreß ein Ende machte. Weniger entschieden war der greise Kriegsminister, Graf Latour, in Wien aufgetreten; er ward vom Pöbel am 6. Oktober mit Hammerschlägen ermordet und sein Leichnam an einen Laternenpfahl gehängt. Am 21. Oktober zog aber Windischgrätz von Norden her, der Kroaten-General Jellachich (spr. Jellatschitsch) von Süden her auf Wien, die Stadt wurde umzingelt und dann mit Sturm genommen. Am 31. Oktober stürmten die kaiserlichen Truppen die letzten Barrikaden. Windischgrätz hielt ein strenges Gericht; der Anführer der Wiener Bürgerwehr, Messenhauser, wurde nebst dem von Frankfurt herübergekommenen Demokraten Robert Blum und andern Führern erschossen. Fürst Felix von Schwarzenberg ergriff mit kräftiger Hand das Staatsruder, verlegte die Reichsversammlung nach Kremsier, um sie später aufzulösen; Kaiser Ferdinand aber legte am 22. Dezember seine Krone in die Hände seines 18jährigen Neffen Franz Joseph nieder.

Es war ein Glück für den jungen Kaiser, daß der alte Radetzky in

Italien siegreich blieb, sonst wäre der österreichische Kaiserstaat aus den Fugen gegangen. Denn die Ungarn, angefeuert von Kossuth, geführt von dem talentvollen General Görgey und den polnischen Generalen Bem und Dembinski, schlugen die kaiserlichen Truppen unter Windischgrätz, und erst als der russische Feldmarschall Paskiewitsch den Österreichern zu Hilfe kam, wurden diese der Aufständischen Herr.

Ähnlichen Verlauf hatte die Revolution in Berlin. Des Königs Bruder Wilhelm, der Prinz von Preußen, hatte, weil er damals für einen volksfeindlichen Vertreter der Militärherrschaft galt, nach London fliehen müssen, wo er das englische Verfassungsleben eingehend studierte; auf seinen Palast in Berlin hatten die Demokraten „Nationaleigentum" geschrieben. Die konstituierende Versammlung wurde vom Pöbel tyrannisiert, der am 15. Juni das Zeughaus stürmte und plünderte. Ein Ministerium machte dem andern Platz, bis der König, dem in Wien gegebenen Beispiel folgend, am 2. November den Grafen Brandenburg, einen Halbbruder seines Vaters, mit der Bildung eines konservativen Ministeriums beauftragte, das gegen die Demokraten Front machte. General Wrangel rückte mit Truppenmacht in Berlin ein, entwaffnete die Bürgerwehr, die konstituierende Versammlung ward nach Brandenburg verlegt, dann aufgelöst und darauf von seiten des Königs eine freisinnige Verfassung gegeben.

7. Die Frankfurter Nationalversammlung.

In Südwestdeutschland war alles aus Rand und Band gegangen. Schon am 27. Februar zog eine Volksversammlung von Mannheim nach Karlsruhe, um den Großherzog zur Bewilligung von Forderungen im Sinne der Pariser Demokraten (allgemeine Bewaffnung, Garantie der Arbeit von seiten des Staats u. s. w.) zu bewegen. Das Verlangte ward bewilligt. Die radikalen Volksführer Hecker und Struve waren aber damit noch nicht zufrieden; sie wollten mit Beseitigung aller Fürstenherrschaft eine deutsche Republik.

Der Frankfurter Bundestag, aus seinem langen Halbschlummer aufgerüttelt, wollte nun auch auf einmal liberal werden und nahm am 9. März die bisher so verpönten Farben der deutschen Burschenschaft (schwarzrotgold) auch seinerseits an. Zugleich lud er 17 freisinnige Vertrauensmänner ein, um mit ihrem Beirat die Bundesverfassung zeitgemäß umzugestalten. Außer Schmerling, Gagern, Gervinus, Dahlmann, Jordan, Uhland erschienen da Männer des Volks, die noch kurz zuvor von ihren Regierungen mit Festungshaft bedroht gewesen waren. Sie tagten nun mit dem Bundestage.

Eine allgemeine deutsche Nationalversammlung, aus Volkswahlen hervorgegangen, ließ aber auch nicht lange auf sich warten. Ein Vorparlament wurde in der Paulskirche eröffnet und bahnte jene an. Frankfurt, die freie deutsche Reichsstadt, die so manche glanzvolle Kaiserwahl gesehen, war nun wieder der Mittelpunkt deutsch-nationalen Lebens und Strebens geworden. Am 18. Mai zogen aus dem altehrwürdigen Kaisersaal im Römer 330 Abgeordnete des deutschen Volks nach der Paulskirche, wo

das erste National-Parlament sein schweres Werk, das zersplitterte Deutschland verfassungsmäßig zu einigen, unter dem Vorsitze Heinrichs von Gagern begann. Auf dessen Vorschlag wurde am 29. Juni der beim Volke beliebte Erzherzog Johann von Österreich (Bruder des Kaisers Ferdinand) zum Reichsverweser erwählt, um die Beschlüsse der Nationalversammlung zu vollziehen und das Reich dem Auslande gegenüber zu vertreten. Der alte Bundestag löste sich auf.

Da ohne ein Reichsheer der Reichsverweser und die Nationalversammlung machtlos war, so wurde beschlossen, daß die Bundestruppen dem Reichsverweser huldigen sollten. Dies geschah am 6. August, aber nur teilweis; von den Truppen Österreichs, Preußens und Hannovers ward es unterlassen.

Die beiden Hauptmächte, von denen die Gestaltung Deutschlands in erster Linie abhing, waren zu sehr von der Bändigung der Revolution in ihrer eigenen Mitte in Anspruch genommen und ließen vorläufig der Frankfurter Nationalversammlung freien Lauf. Diese beriet so gründlich wie möglich über die Grundrechte des deutschen Volks. Während sie damit beschäftigt war, trat eine Frage an sie heran, an deren Lösung sie praktisch ihre Macht erproben konnte.

Es war der Erbfolgestreit in Schleswig-Holstein. Holstein, obwohl der dänischen Krone unterthan, war deutsches Bundesland und nach altem Vertragsrecht zugleich mit Schleswig derart verbunden, daß, falls der dänische Mannsstamm erlöschen würde, die Regierung an den Herzog von Augustenburg kommen mußte. Da nun König Christian VIII. von Dänemark bloß einen kinderlosen Sohn hatte, so erließ er, um die Herzogtümer in größter Abhängigkeit von Dänemark zu erhalten, am 8. Juli 1846 einen „offenen Brief", der das dänische Erbfolgerecht auch auf Schleswig-Holstein ausdehnte, und als Friedrich VII. mit dem am 20. Jan. 1848 erfolgten Tode seines Vaters zur Regierung gelangte, gab derselbe eine Verfassung, in welcher Schleswig der dänischen Monarchie einverleibt wurde. Deutsche Sprache und Sitte wurde von den Dänen auf brutalste Weise unterdrückt. Dagegen protestierten nun die Herzogtümer und verlangten für sich eine besondere Verfassung. Dies Verlangen wurde von den Dänen mit Hohn zurückgewiesen, und so trat in den Herzogtümern eine provisorische Regierung zusammen, ein Truppenkörper machte sich kampfbereit und Scharen deutscher Freiwilligen eilten zu dem stammverwandten Heer. Dasselbe wurde jedoch am 9. April bei Flensburg von der Übermacht der Dänen geschlagen. Sofort beauftragte der deutsche Bund Preußen, die Herzogtümer nötigenfalls mit Waffengewalt in ihrem guten Recht zu schützen.

General Wrangel rückte mit seinen kampflustigen Preußen unaufhaltsam vor, warf die Dänen, die sich nach der Insel Alsen flüchteten, und zog weiter nach Jütland hinein, das er so lange besetzt zu halten gedachte, als bis die Dänen Genugthuung geleistet haben würden für den Schaden, welchen sie dem deutschen Seehandel zufügten. Das war jedoch England und Rußland nicht erwünscht, und ihre Gesandten führten in Berlin eine so drohende Sprache gegen Preußen, daß der König seinem General Befehl zum Rückzug

gab, der am 6. Juni nochmals die Dänen bei Düppel schlug, sich dann aber dem für Preußen und Deutschland schimpflichen Waffenstillstand von Malmö (26. August) fügen mußte.

In Frankfurt, wo man richtig erkannte, daß dieser Malmöer Vertrag bereits ein Aufgeben Schleswigs bedeute, wollte man in patriotischer Aufwallung den Waffenstillstand für null und nichtig erklären. Allein was half's? Deutschland hatte keine Flotte und die Nationalversammlung, die mit Preußen sich nicht verfeinden wollte, keine Truppenmacht. Nach heftigen Kämpfen in der Nationalversammlung wurde der Malmöer Vertrag am 16. Sept. genehmigt. Die demokratische und radikale Partei war darob wütend und erregte einen Volksaufstand. An 20 000 Menschen kamen auf der Pfingstweide zusammen, wo gegen die Monarchen und ihre Schleppträger in hitzigen Reden gescholten und die deutsche Republik gefordert wurde. Am 18. Sept. stürmte die Menge nach Frankfurt zur Paulskirche, fand aber dort österreichische und preußische Bataillone aufgestellt, die eiligst von Mainz herbeigeholt waren. Mit leichter Mühe nahmen diese die errichteten Barrikaden und hielten den Pöbel im Zaum. Dieser rächte sich an zwei Abgeordneten, die als hochmütige Aristokraten bekannt waren, am General Auerswald und Fürst Lichnowsky, welche auf einem Spazierritt überfallen und auf schändliche Weise ermordet wurden.

Solche Vorgänge waren nicht geeignet, das Frankfurter Parlament in der Achtung der deutschen Fürsten und des besonnenen Teils des deutschen Volkes zu heben. Als dieses endlich mit der Feststellung der „deutschen Grundrechte" kurz vor Weihnacht (am 21. Dez.) zustande gekommen war, lehnten nicht nur die beiden Großmächte Österreich und Preußen, sondern auch Bayern, Hannover und Sachsen ihre Annahme ab. Österreich wollte weder größere Freiheit noch strammere Einheit Deutschlands; sobald es sich wieder fühlte, erklärte sein Minister Schwarzenberg, Österreich wolle seine deutschen Provinzen nach wie vor im deutschen Bunde erhalten wissen, zugleich aber sollten die österreichisch-deutschen Länder in ungetrennter Einheit mit der österreichischen Gesamt-Monarchie verbleiben. Gagern, der Präsident der Nationalversammlung, hatte richtig erkannt, daß eine Einigung Deutschlands mit Österreich nicht möglich sei; die Großdeutschen aber hielten eine Abtrennung Österreichs für ein Unglück, während die Kleindeutschen Österreich beiseite lassen und die Leitung und Einigung der übrigen Bundesstaaten Preußen überlassen wollten.

Am 28. März 1849 hatte man sich im Frankfurter Parlament so weit geeinigt oder vielmehr nicht geeinigt, daß mit einer geringen Majorität, mit 290 gegen 248 Stimmen, beschlossen wurde, den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., zum erblichen Kaiser der Deutschen zu wählen. Der König empfing die Frankfurter Deputation am 3. April und erklärte ihr, daß er ohne freie Zustimmung der deutschen Fürsten die Krone nicht annehmen könne. So schmerzlich die Ablehnung für alle Vaterlandsfreunde war, als sie das letzte Mittel, über den Jammer des alten Bundestags hinauszukommen, verworfen sahen: so war es dennoch kein Unglück für Deutschland, daß Friedrich

Wilhelm IV. nicht annahm; Preußen wäre mit Rußland und Österreich und dem größeren Teil der Kleinstaaten Deutschlands in Krieg geraten in einem Moment, wo es in sich selber zu wenig gefestigt war.

Für das Frankfurter Parlament war aber die Ablehnung der Kaiserkrone von seiten Preußens ein Todesstreich. Österreich, Preußen und mehrere andere Regierungen riefen ihre Abgeordneten aus Frankfurt ab und die Nationalversammlung schmolz zu einem Rumpfparlament von etwa 100 Radikalen zusammen, welche sich vermaßen, die Reichsverfassung dennoch in Deutschland zur Geltung zu bringen. In Dresden brach am 3. Mai ein Aufruhr aus, weil sich der König weigerte, die Reichsverfassung einzuführen und sogar den reaktionären Herrn von Beust zu seinem Minister machte; auch in Pfalzbayern und dem durchwühlten Baden, wo am 9. Mai die Besatzung der Bundesfestung Rastatt sich mit der Bürgerwehr verbrüderte und die Garnison von Karlsruhe ihren Rittmeister ermordete, kam es zu bedrohlichen Aufständen. Sie wurden jedoch von preußischen Truppen unter Anführung des Prinzen von Preußen niedergeworfen, der am 13. Juni in die Pfalz rückte, die Freischaren aufs rechte Rheinufer warf, am 20. Juni wieder den Rhein überschritt und die Aufständischen unter Anführung des Polen Mieroslawski bei Waghäusel am 21. Juni in die Flucht schlug.

Der Reichsverweser, der es nie zu rechter Bedeutung gebracht, kehrte nach Tirol zurück; das Rumpfparlament siedelte nach Stuttgart über und wählte aus seiner Mitte eine aus sieben Personen bestehende Reichsregentschaft; auf Befehl des württembergischen Ministers ward aber schon nach wenigen Tagen das Sitzungslokal geschlossen und die mit so großen Hoffnungen begonnene Nationalversammlung des deutschen Reichs hatte ihr ruhmloses Ende erreicht.

8. Die französische Republik und Louis Napoleon.

Es war ein Glück für Deutschland, daß bei solchen Zuständen diesseits des Rheins unser Nachbar jenseits des Rheins in noch viel größerer Verwirrung und Bedrängnis war.

Der Sturz des Bürgerkönigtums am 24. Febr. 1848 hatte in Frankreich die Arbeiterklasse mit ihren socialistischen und kommunistischen Gelüsten obenauf gebracht, die wider das wohlhabende Bürgertum gerichtet waren und Gütergemeinschaft verlangten. Die provisorische Regierung konnte es nicht hindern, daß ein Arbeiterparlament unter Leitung des Socialisten Louis Blanc und des Arbeiters Albert zusammentrat, in welchem die Besitzlosen ihre Forderungen an die Besitzenden festsetzen wollten; sie erkannte das „Recht der Arbeit" an, d. h. sie verpflichtete sich, jedem unbeschäftigten Arbeiter zu seinem Lebensunterhalt zu verhelfen, so gut wie einem Beamten, und so wurden denn, da bei der allgemeinen Unruhe viel Arbeiter brotlos geworden waren, Nationalwerkstätten errichtet, in welchen 100 000 Arbeiter und darüber auf Staatsunkosten beschäftigt wurden und für die meist nutzlose Arbeit, die sie verrichteten, täglich zwei Franks erhielten. Außerdem hatte die Regierung 20 000 Mobilgarden, junge Proletarier und

alte Bummler, zu bezahlen, die für eine tägliche Besoldung von einem Franken sich herbeiließen, exerzieren zu lernen. Da blieb, um das nötige Geld herbeizuschaffen, kein anderes Mittel übrig, als die Steuern um 45 Prozent zu erhöhen, was den Bauern die neue Republik sehr verdächtig machte.

Die Wahlen zur neuen Nationalversammlung waren inzwischen beendigt, und am 4. Mai 1848 trat diese zusammen. Sie erklärte sich für Annahme der Republik, wies jedoch die überspannten Ansprüche der Socialisten und Kommunisten zurück. Diese, angeführt von Barbès, Blanqui, Raspail ꝛc., rückten in einer Masse von 100 000 Mann heran, um die Versammlung zu zwingen, die Reichen mit einer Steuer von 1000 Millionen Franken zu belegen und Polen wieder herzustellen. Lamartine hatte einen schweren Stand, rettete jedoch die dreifarbige Fahne der Republik gegen die wilden Haufen, welche die rote Fahne als Zeichen des Umsturzes der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung aufpflanzen wollten. Mit Hilfe der Nationalgarde wurden sie zur Ruhe gebracht. Da aber die Regierung nicht imstande war, die kostspieligen Nationalwerkstätten zu unterhalten und Miene machte, sie aufzuheben, brach (am 23. Juni) der Aufstand von neuem los und mit verdoppelter Wut. Die Nationalversammlung übergab den Oberbefehl über die 25 000 Mann starke Besatzung, sowie über die National- und Mobilgarde dem General Cavaignac, der mit kalter Entschlossenheit und unbeugsamer Energie den Kampf begann. Als der Erzbischof Affre eine Barrikade bestieg, um die verblendeten Arbeiter zum Frieden zu ermahnen, ward er erschossen; ein anderer Unterhändler, General Brea, ward schändlich ermordet. Cavaignac ließ mit Kartätschen auf die Barrikaden schießen, aber der Straßenkampf war schwierig, die Weiber fochten wie Furien in den Reihen der Männer oder gossen siedendes Öl und Wasser auf die Soldaten herab. Vier Tage und Nächte dauerte das Gemetzel, die Junischlacht endigte mit einem vollständigen Siege Cavaignacs, der von der dankbaren Nationalversammlung zum Präsidenten der Republik ernannt wurde.

Am 4. November ward eine neue Konstitution entworfen (die elfte seit 1791) und die gesetzgebende Gewalt in die Hände der alle drei Jahre von allen Franzosen zu wählenden Nationalversammlung (mit 750 Abgeordneten), die vollziehende Gewalt in die eines alle vier Jahre zu wählenden Präsidenten gelegt. Viele hätten schon jetzt gern wieder einen König gehabt; aber woher den nehmen? Die Republik unter der strengen Regierung eines Cavaignac war den Socialisten und Arbeitern nicht genehm, während die Geistlichkeit auch nicht bei ihr die Rechnung fand. Das alles kam einem Manne aus dem Geschlechte Napoleon Bonapartes zu statten, der schon längst daran gearbeitet, die Aufmerksamkeit des französischen Volks auf seine Person zu lenken. Dieser Mann war Louis Napoleon, ein Sohn des Exkönigs von Holland und der Hortense Beauharnais, der Stieftochter des Kaisers Napoleon. Sein bisheriges Leben war ein sehr unstetes und wechselvolles gewesen. Seine Jugend hatte er in Deutschland und der deutschen Schweiz verlebt (auf den Augsburger Schulbänken hatte er seinen Julius

Cäsar übersetzen gelernt), nach dem Ausbruch der Julirevolution war er (1831) mit seinem älteren Bruder nach Italien geeilt, dort dem Geheimbunde der Carbonari (welche die Tyrannei des Königs von Neapel brechen wollten) beigetreten, von den Österreichern verfolgt nach England entkommen; hatte am 30. Okt. 1836, um Ludwig Philipps Regierung zu stürzen, in der Artilleriekaserne zu Straßburg eine Verschwörung angezettelt und war 1840 mit einigen Getreuen und einem abgerichteten Adler, gekleidet wie sein großer Oheim mit hohen Stiefeln und dem kleinen Hut, in Boulogne erschienen, um das dortige Militär auf seine Seite zu bringen, dann nach Ham ins Gefängnis gebracht, von wo er entfloh. Die Welt hielt ihn für einen lockeren Abenteurer, der nicht zu fürchten sei. Als die Februarrevolution von 1848 auch die Orleans aus Frankreich vertrieben hatte, erschien er in Paris und richtete ein Schreiben an die provisorische Regierung, worin er sagte, „er hege keinen anderen Ehrgeiz als den, seinem Vaterlande zu dienen". Die Regierung traute ihm aber doch nicht ganz und gebot ihm, Paris zu verlassen; seine Anhänger bearbeiteten indes das Volk und namentlich auch die Socialisten zu seinen Gunsten. Er ward zum Abgeordneten in der Nationalversammlung erwählt, Jules Favre, Louis Blanc und Thiers stimmten dafür, die Wahl zuzulassen. Den Bauern ließ er Erleichterung der Steuern, den Geistlichen seine Hilfe, dem Papsttum den alten Glanz wieder zu erringen, in Aussicht stellen. So ging er am 10. Dezember 1848 mit über fünf Millionen Stimmen aus der Wahlurne als Präsident der Republik hervor, während Cavaignac nicht einmal zwei Millionen Stimmen erhielt.

Obwohl er feierlichst schwor, „der einzigen unteilbaren Republik treu zu bleiben", so war der Präsidentenstuhl in seinen Augen doch nur die Staffel, um auf den Kaiserthron zu gelangen. Daß er den General Oudinot mit ansehnlicher Truppenmacht nach Rom schickte — die erste Abschlagszahlung, die er dem Papste und Klerus leistete —, um die römische Republik zu unterdrücken, das war bereits ein Hohn auf die französische Republik selber. Die Nationalversammlung wurde zwar immer mißtrauischer gegen ihren Präsidenten, brachte sich jedoch durch ihr Parteigezänk um das Vertrauen im Lande.

Im Mai 1852 hätte Louis Napoleon seine Präsidentschaft niederlegen müssen, und nach einer Bestimmung der Verfassung durfte weder er noch ein Mitglied seiner Familie für die nächsten vier Jahre wieder gewählt werden. Darum drang er auf eine Revision, d. h. Änderung der Verfassung, welches Verlangen aber die Kammer abwies. Nun blieb ihm bloß noch ein Gewaltstreich übrig, um sich auf seinem hohen Posten zu erhalten. In Verschwörungen und Schlichen geübt, verabredete er mit seinen ergebensten Freunden, seinem Halbbruder Graf Morny, dem Kriegsminister St. Arnaud, dem früheren Unteroffizier Persigny, der ihm beim Straßburger Putsch geholfen, den für die Nacht vom 1. zum 2. Dezember 1851 bestimmten Staatsstreich. Der 2. Dezember, an welchem Napoleon I. gekrönt worden war und die Schlacht bei Austerlitz gewonnen hatte, galt für einen Glückstag der Napoleoniden.

Im Palast Elysée, der Amtswohnung des Präsidenten, wurde ein Ballfest gegeben, und der Herr Präsident zeigte sich sehr heiter und aufgeräumt.

Nachts 2 Uhr verließ er die Gesellschaft, um die schon vorbereiteten Befehle zu unterzeichnen. Das Militär war bereits gewonnen, und St. Arnaud hatte an die Punkte, wo es am nötigsten war, die zuverlässigsten Truppen gestellt, die Staatsdruckerei stand, mit Wachen besetzt, dem Präsidenten zur Verfügung. Wie mit einem Schlage wurden nun alle hervorragenden Glieder der Nationalversammlung, republikanische Offiziere und Zeitungsschreiber gefangen genommen; als der Morgen anbrach, befanden sich Thiers, Viktor Hugo, Eugen Sue, die Generale Cavaignac, Changarnier, Lamoricière — im Gefängnis, und die Pariser fanden zu ihrem nicht geringen Schreck und Staunen überall an den Straßenecken Erlasse angeklebt, daß die Nationalversammlung aufgelöst, Paris im Belagerungszustande sei und am 14. Dezember das französische Volk durch allgemeines Stimmrecht entscheiden solle, ob es Louis Napoleon auf weitere 10 Jahre zum Präsidenten haben wolle.

Die Überraschung war so groß, daß die Republikaner erst am 3. und 4. Dezember einen Aufstand versuchten, der aber sogleich niedergeschlagen wurde. Vergeblich versuchte die Nationalversammlung, welche ihren Sitzungssaal geschlossen und mit Truppen besetzt fand, in einem städtischen Gebäude sich zu versammeln; sie wurde durch eindringende Soldaten an ihren Beschlüssen gehindert, ihre Mitglieder verhaftet. Louis Napoleon zog zu Anfang des Jahres 1852 in den Königspalast der Tuilerien ein, nachdem er $7^{1}/_{2}$ Millionen Stimmen erhalten hatte, die für seine 10jährige Präsidentschaft entschieden; nur 650 000 hatten sich dagegen erklärt.

Die Armee wurde mit Adlern, Kreuzen, einträglichen Medaillen bedacht; Verordnungen über eine strengere Sonntagsfeier fanden den Beifall der Geistlichkeit; der Umbau von Paris (es sollte geradere Straßen, in denen das Militär besser gegen Volksaufstände operieren konnte, erhalten) kam den Arbeitern zu statten; industrielle Unternehmungen wurden freigebig unterstützt und somit die Kapitalisten gewonnen. Auf einer Rundreise im Jahre 1852 durch die französischen Städte ließen sich schon viele vive l'Empereur! hören, und auf einem Bankett in Bordeaux erklärte der Schlaue den nach friedlichen Zuständen verlangenden Bürgern: Das Kaisertum ist der Friede. Ein glänzender Empfang bei seiner Rückkehr nach Paris (16. Oktober) war ihm gewiß, und als das Verlangen nach Wiederherstellung des Kaisertums laut wurde, sagte er: „Wenn die Nation mich auf den Thron hebt, so krönt sie sich selbst!" Der Senat, den der Neffe nach dem Vorbilde des Onkels eingesetzt hatte (jeder Senator erhielt jährlich 30 000 Franks Ehrensold), beschloß am 7. November die Wiederherstellung des Kaisertums, die Volksabstimmung ergab 7 824 189 Stimmen „Ja" und nur 253 145 „Nein", und so wurde denn am 21. Dezember 1852 **Napoleon III.** als erblicher Kaiser der Franzosen ausgerufen.

9. Vergebliches Streben Friedrich Wilhelms IV. nach Neugestaltung des deutschen Bundes und Preußens Demütigung in Olmütz.

Hatte das Frankfurter Parlament ohne Mitwirkung des Königs von Preußen nichts zustande gebracht, so sollte nun aber auch der König die

Erfahrung machen, daß ohne Mitwirkung des deutschen Volks und durch bloße Unterhandlungen mit den Fürsten auch keine Neubildung des deutschen Reichs zu gewinnen sei.

Nachdem preußische Truppen im Frühlinge 1849 das Königreich Sachsen und im Grunde ganz Norddeutschland vor der Revolution gerettet hatten, verstanden sich Sachsen und Hannover dazu, mit Preußen den sogenannten „Dreikönigsbund" zu schließen, welcher den Kern zum engeren deutschen Bundesstaate (mit Ausschluß von Österreich) bilden sollte. Es zeigte sich jedoch bald, daß die Könige von Hannover und Sachsen nur im Drange des Augenblicks sich der Leitung Preußens hingegeben hatten; sie waren nicht geneigt, von ihrer ängstlich festgehaltenen Souveränität etwas zu opfern, und die österreichischen Gesandten bestärkten sie in ihrer Abneigung. Zugleich wurden, um alle preußischen Einheitsbestrebungen zu vereiteln, die süddeutschen Regierungen von Österreich bearbeitet und für die Herstellung des Bundestages gewonnen. Es trat eine bedenkliche Spaltung ein. Preußen hatte zwar unter des Herrn v. Radowitz Leitung am 20. März 1850 in Erfurt ein kleindeutsches Parlament zusammengebracht, das die neue Unionsverfassung annahm; aber aus Scheu vor Rußlands und Österreichs Einsprache vertagte es sich schon nach Monatsfrist, und Preußen behielt nur das sogenannte Fürstenkollegium mit den kleineren Fürsten, während die Könige von Bayern und Württemberg sich an Österreich anschlossen und das von Preußen abgefallene Sachsen und Hannover gleichfalls. Als der junge Kaiser Franz Joseph mit den Königen von Bayern und Württemberg in Bregenz am 11. Oktober zusammenkam, erhielt er die Zusicherung, daß man nötigenfalls gegen Preußen marschieren würde.

Ein Anlaß zum Bürgerkriege war schon gegeben. Der Kurfürst von Hessen hatte in seinem Hochmut den verhaßten Hassenpflug zum Minister gemacht und seine Stände aufgelöst. Als sich aber die Behörden weigerten, die Steuern zu erheben und das Heer sich weigerte, die Widerstrebenden zu zwingen, da floh er auf weiten Umwegen nach Frankfurt, um beim Bundestage Schutz zu suchen, der ihm bereitwilligst gewährt wurde. Doch da er zugleich zur Union gehörte, so bestritt ihm Preußen das Recht, beim Bundestage Hilfe zu suchen und besetzte seine Hauptstadt Kassel. Alsbald rückte ein bayrisch-österreichisches Corps in Hanau ein und drang gegen Kassel vor. Am 8. November trafen die Vorposten beider Heere bei Bronnzell aufeinander, es kam zu einem kleinen Scharmützel, in welchem — ein Schimmel fiel. Man erwartete eine Schlacht. Doch dazu war Friedrich Wilhelm IV. nicht entschlossen; er entließ, auch durch die Drohungen Rußlands geschreckt, den Minister der Union, seinen Freund Radowitz, und berief den friedlich gesinnten fügsamen Herrn von Manteuffel, welcher dem preußischen Heere Rückzug gebot und dann nach Olmütz ging, um dort dem übermütig durchgreifenden Schwarzenberg in allen Punkten nachzugeben. Rußland und Österreich gingen da Hand in Hand. Preußen mußte geloben, sich der Besetzung Kurhessens nicht zu widersetzen, Schleswig-Holstein gegen Dänemark nicht weiter in Schutz zu nehmen und auf die Union ganz zu verzichten.

Deutschland war wieder in die alte Vielköpfigkeit und Ohnmacht zurückgeworfen. Zwar wurden zwischen Österreich, Preußen und den deutschen Fürsten zu Dresden Verhandlungen gepflogen, — Österreich und Preußen wollten ein Direktorium bilden, das über Krieg und Frieden entscheiden solle, fanden aber Widerspruch bei den Mittelstaaten, die sich auf Rußland stützten. Österreich erklärte sodann, mit seiner ganzen Ländermasse in den deutschen Bund eintreten zu wollen; dagegen protestierten Rußland und Preußen und die Westmächte England und Frankreich. So blieb denn nichts anders übrig als Wiederherstellung des Bundestags mit dem Vorsitz Österreichs.

10. König Wilhelm I. und sein Minister Otto von Bismarck.

Im Oktober des Jahres 1857 erkrankte der König Friedrich Wilhelm IV., und da er kinderlos war, so übernahm sein Bruder Wilhelm, Prinz von Preußen, provisorisch die Stellvertretung und am 9. Oktober 1858 (auf 10 Jahre) die Regierung. Zunächst wurde das Ministerium Manteuffel entlassen und ein freisinnigeres trat an seine Stelle unter dem Vorsitz des Fürsten von Hohenzollern, welcher offen erklärte, „er werde überall der Heuchelei entgegentreten, die Schule und Wissenschaft in größter Freiheit pflegen und in der evangelischen Kirche die Union erhalten". Der Prinzregent war fest entschlossen, seinen Staat der unwürdigen Fesseln, die ihm von Österreich und Rußland aufgezwungen waren, zu entledigen und ihm die Machtstellung zu erringen, auf die er nach Natur und Geschichte ein Anrecht hatte.

Früher noch als in Deutschland sollte aber in Italien die österreichische Oberherrschaft gebrochen werden. Der Franzosenkaiser Napoleon III. ward vom Grafen Cavour, dem sehr gewandten und unternehmenden Minister des Königs von Sardinien, Viktor Emanuel, für ein gegen Österreich gerichtetes Kriegsbündnis gewonnen; er gedachte, den Italienern, deren Freiheitsbestrebungen er früher unterstützt hatte, eine alte Schuld abzutragen, für sein Frankreich aber auch ein gut Stück Land, nämlich Nizza und Savoyen zu bekommen, falls mit seiner Hilfe Sardinien die Lombardei gewinnen würde. Die französischen Heere rückten über die Alpen und vereinigten sich, von den Österreichern unbelästigt, mit dem Heerkörper des Sardenkönigs. Ein ganz unfähiger ungarischer Magnat, Graf Gyulai, war zum Oberfeldherrn des österreichischen Heeres ernannt worden und machte nun Fehler auf Fehler. Am 4. Juni siegten die vereinigten Franzosen und Sardinier bei Magenta, am 8. Juni zogen Napoleon und Viktor Emanuel unter dem Jubel der Bevölkerung in Mailand ein, und noch einmal, am 24. Juni, wurden die Österreicher bei Solferino geschlagen.

Kaiser Franz Joseph rief Preußen um Hilfe an, und dieses war bereit, sie zu gewähren — am 27. Juni wurde das ganze Heer mobil gemacht; — nur forderte der Prinzregent eine seiner würdige Stellung als Oberbefehlshaber der gesamten deutschen Streitkraft und eine straffere Bundeskriegsverfassung, ohne welche bei der großen Zersplitterung Deutschlands kein Krieg erfolgreich begonnen und fortgeführt werden konnte. Der Wiener Hof dagegen wollte dem Prinzregenten nur die Stelle des Bundesfeldherrn einräumen, d. h.

ihn zu einem vom Bundestag abhängigen General machen. Ehe man Preußen Zugeständnisse machte, opferte man lieber die Lombardei, und Franz Joseph schloß mit Napoleon Frieden zu Villafranka (12. Juli).

Im August sprach die Nationalversammlung in Florenz die Absetzung der italienischen Fürsten aus dem Hause Lothringen aus, und Ähnliches geschah in Parma und Modena; die zum Kirchenstaat gehörige Emilia (mit der Hauptstadt Bologna) trug am 6. September dem König von Sardinien, unter dessen Scepter Italien sich einigen wollte, die Regierung an.

Am 2. Januar 1861 starb Friedrich Wilhelm IV., und der Prinzregent, als König Wilhelm I., empfing die Krone, entschlossen, ihren Glanz nicht verdunkeln zu lassen. Als erfahrener Soldat des Kriegswesens von Grund aus kundig, lag ihm vor allem die Neubildung (Reorganisation) des Heeres am Herzen, dessen Stärke und Schlagfertigkeit erhöht werden mußte. Zu diesem Zwecke wurde die aktive Dienstzeit in der Reserve ausgedehnt, dagegen die in der Landwehr verkürzt, die Mobilmachung vereinfacht. Der Kriegsminister Roon war bei dieser Um- und Neubildung des Königs rechte Hand, und einen besseren Chef des Generalstabs, als den genialen Moltke, konnte der König auch nicht wählen.

Freilich kostete „das Volk in Waffen", das der König organisieren wollte, viel Opfer an Geld und Zeit, und das Abgeordnetenhaus, das dem Wahne sich hingab, die stärkere Armee werde, da es doch zu keinen Kriegsthaten komme, zur Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit dienen, machte entschieden Opposition und verweigerte in hitzigem Parteikampfe die Bewilligung der nötigen Geldsummen. Die Regierung konnte aber das begonnene Werk nicht wieder fallen lassen, und der König mochte um so weniger auf die Ausführung seines großen Gedankens verzichten, als er sich bewußt war, die erhöhte Kriegstüchtigkeit seines Volks nur zum Besten Preußens und der deutschen Sache verwenden zu wollen. So geriet der König mit seinem Abgeordnetenhause in einen Verfassungskonflikt, fand jedoch auch hier im rechten Moment den rechten Mann, der mit kräftiger Entschlossenheit das Staatsschiff durch die Klippen desselben hindurchzuführen vermochte.

Dieser Staatsmann war Otto von Bismarck, seit 1859 Gesandter in St. Petersburg. Früher ein Anhänger der Österreich geneigten Politik hatte er als Bundestagsgesandter in Frankfurt zuerst das wahre Österreich in seinen Irr- und Schleichwegen samt der ganzen Erbärmlichkeit der deutschen Kleinstaaterei kennen gelernt und empört ob des Übermutes, mit welchem Schwarzenberg Preußen behandelte, sich vorgenommen, alle seine Kraft an die Lösung dieser Fesseln zu setzen.

Im Herbst 1862 an die Spitze des Ministeriums berufen, schien ihm das Hochbild, durch Preußen eine Wiederherstellung des deutschen Reiches zu erreichen, ferner denn je gerückt. Das Mißtrauen und die Verstimmung hatte im Abgeordnetenhause und im Volke selber einen hohen Grad erreicht. Unbekümmert um die heftige Opposition erklärte er jedoch, daß, wenn über das Budget (Einnahme und Ausgabe) keine Vereinbarung zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause erzielt werde,

jene auch ohne dasselbe thun werde, was sie für ihre Pflicht erachte. „Preußen", so sagte er offen, „muß seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemal verpaßt ist. Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Große Fragen werden aber nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse entschieden, sondern durch Blut und Eisen."

Alle Widersacher Preußens und die radikalen „Freiheitsmänner" zumal meinten, König Wilhelm und sein Minister wolle eine neue Ära absolutistischer Königsherrschaft beginnen; Preußen wurde verhöhnt und der deutschen Hegemonie (Oberleitung) für unfähig erklärt. Österreich benutzte diese Krisis und schrieb im August 1863 einen Fürstenkongreß nach Frankfurt aus, um dem deutschen Reiche nach seinem (Österreichs) Sinne eine Verfassung zu geben. Neben einem Fürstenhause sollte als Abgeordnetenhaus eine Delegiertenversammlung (aus Abgeordneten der einzelnen Landesvertretungen Deutschlands) gebildet werden. Der König von Preußen, den der österreichische Verfassungsentwurf auf eine Linie mit dem Könige von Bayern stellte, erschien nicht am Fürstentage, der auch bei den meisten Norddeutschen keinen Anklang fand, und so löste sich der Versuch wieder in Nebel auf.

11. Der schleswig-holsteinische Krieg. Das Jahr 1864.

Wir haben schon unter Nr. 7 bei den Wirren des Frankfurter Parlaments des Malmöer Waffenstillstandes gedacht, der für Deutschland eine Schmach war. Es sollte jedoch damit noch nicht sein Bewenden haben. Als am 1. April (1849) die festgesetzte Frist abgelaufen war und die Dänen, welche durchaus nicht nachgeben wollten, sich unterdessen noch mehr gerüstet hatten, entbrannte der Kampf aufs neue. In den Hafen Eckernförde waren dänische Schiffe eingedrungen; eine deutsche Strandbatterie sprengte das Linienschiff Christian VIII. in die Luft und zwang die Fregatte Gefion, sich zu ergeben. Die deutschen Reichstruppen drangen bis nach Fridericia und Veile in Jütland vor, nachdem sie am 13. April die Düppeler Schanzen erstürmt und am 20. April die Dänen bei Kolding geschlagen hatten. Die Dänen aber machten aus Fridericia einen glücklichen Ausfall und schlugen das deutsche Belagerungsheer. Preußen, von den Seemächten gedrängt, schloß am 10. Juli mit Dänemark einen Waffenstillstand, und die deutschen Truppen mußten Schleswig räumen.

Die Waffenruhe dauerte bis zu Anfang des folgenden Jahres (1850). Am 2. Juli kam zu Berlin der Friede zustande, den Preußen im Namen des Bundes abschloß — Schleswig ward den Dänen überlassen. Die Herzogtümer griffen abermals zu den Waffen; am 25. Juli wurden aber bei Idstedt 26 000 Schleswig-Holsteiner von 37 000 Dänen zurückgeschlagen, und nun mußten sich die Herzogtümer dem Willen der Großmächte fügen, und diese entschieden in London (8. Mai 1852), daß nicht der Herzog von Augustenburg, den das Volk verlangte, sondern Prinz Christian von Glücksburg die Herrschaft über Schleswig-Holstein erben sollte. Die zu Deutschland gehörigen Festungen Friedrichsort und Rendsburg wurden den Dänen übergeben und von diesen geschleift. Die deutsche Flotte, welche während des Seekriegs mit Dänemark schon gute

Dienste geleistet hatte (viele Patrioten hatten dazu ihre Beiträge gesteuert) — wurde in Bremerhafen an die Meistbietenden verkauft. Die Dänen erhoben nun noch viel hochmütiger ihr Haupt und suchten in den Kirchen und Schulen von Schleswig alles Deutschtum auszurotten.

König Friedrich VII. von Dänemark hatte bereits eine Gesamtstaatsverfassung vorbereitet, durch welche Schleswig der dänischen Monarchie gänzlich einverleibt werden sollte, als er plötzlich am 15. November 1863 starb. Nach dem Londoner Protokoll von 1852 folgte ihm Prinz Christian von Glücksburg als König Christian IX. Anfangs trug er Bedenken, zu der Verfassungsurkunde seines Vorgängers seine Unterschrift zu geben; aber die Kopenhagener drohten mit einer Revolution, und so that er es, um seine Krone nicht zu verlieren.

Damit hatten die Dänen selber das von den Mächten festgestellte Londoner Protokoll verletzt, das dem Herzogtum Schleswig eine selbständige Verfassung gewährleistete. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten hatten das Londoner Protokoll überhaupt nicht anerkannt, und so kam in ganz Deutschland der lang verhaltene Zorn über die Vergewaltigung eines Bruderstammes durch die übermütigen Dänen zum Ausbruch. Hannöversche und sächsische Truppen besetzten im Auftrage des Deutschen Bundes sofort Holstein, und die Bewohner dieses Herzogtums erklärten, nur dem Augustenburger Friedrich als ihrem Herzog huldigen zu wollen.

Dies lag jedoch nicht im Interesse Preußens, das die Zahl der deutschen Kleinstaaten nicht vermehrt sehen wollte. Und da Österreich seinen Nebenbuhler nicht allein in dieser deutschen Nationalsache wollte handeln lassen: so rückten auch preußische und österreichische Truppen in Holstein ein, jene unter dem Feldmarschall Wrangel und dem Prinzen Friedrich Karl, diese unter dem Feldmarschall-Lieutenant von der Gablenz. Die Dänen wurden aufgefordert, sofort Schleswig zu räumen. Da sie dies verweigerten, so rückten die Alliierten in dies Herzogtum vor, die Österreicher gegen das Danewerk, eine ausgedehnte Schanzenlinie, die Preußen in östlicher Schwenkung bei Nacht und Schneesturm (2. Februar 1864) über die Schlei setzend, wodurch der dänische Oberbefehlshaber de Meza genötigt wurde, den Österreichern das Danewerk zu räumen. Ihre Nachhut wurde bei Översee (6. Februar) erreicht und geschlagen, und schon am 19. Februar konnten die Alliierten Kolding auf der Grenze von Jütland besetzen. Erst jenseits Flensburg, in den sehr festen Düppeler Schanzen, setzten sich die Dänen fest; diese wurden von Prinz Friedrich Karl im Sturm genommen (18. April). Auch zur See bestand die junge preußische Marine den ungleichen Kampf gegen die dänische Übermacht.

Es wurden Friedensverhandlungen mit Dänemark angeknüpft, die ohne Ergebnis blieben, und der Krieg begann von neuem. Die Preußen setzten (29. Juni) nach der wohlverteidigten Insel Alsen über (unter Herwarth von Bittenfeld) und gewannen auch diese Insel. Die alliierten Truppen drangen weit über den Lymfjord bis an die äußerste Spitze von Jütland vor; die Dänen bequemten sich endlich zum Frieden, der am 1. August vor-

läufig in Wien verabredet, am 30. Oktober 1864 unterzeichnet ward. Der König von Dänemark entsagte allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg zu Gunsten des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen. Die deutschen Länder im Norden der Elbe (Nordalbingien) waren von der dänischen Fremdherrschaft befreit, die Schmach von 1850 war gesühnt.

12. Das Jahr 1866. Preußen erringt die Hegemonie.

Der schleswig-holsteinische Krieg, weit entfernt, die deutsche Frage zu lösen, hatte die Spannung zwischen Österreich und Preußen einerseits, zwischen den Kleinstaaten und Preußen andererseits, erst recht auf die Spitze getrieben. Daß es so nicht bleiben konnte, daß es zu einem Entscheidungskampfe zwischen den beiden rivalisierenden Großmächten kommen müsse, fühlte man allgemein. Die gemeinsame Verwaltung der Herzogtümer erwies sich immer schwieriger. Zwar trafen König Wilhelm und dessen nun zum Grafen ernannter Minister Bismarck mit dem Kaiser Franz Joseph und dessen Minister (Graf Mensdorff) zusammen — in Gastein und Salzburg, wo zur Vermeidung des Bruderkrieges die Auskunft getroffen wurde, Preußen solle Schleswig, Österreich dagegen Holstein verwalten, und das kleine Lauenburg solle an Preußen fallen, welches dafür an Österreich $2^1/_2$ Million Thaler zahlte. Allein das alles war nur ein Hinausschieben des Kampfes, und in der Voraussicht desselben beeilte sich Franz Joseph, den Verfassungsstreit mit Ungarn beizulegen, indem er mit Deak, dem Führer der gemäßigten Oppositionspartei des ungarischen Landtages, ein Abkommen traf, nach welchem die Länder der Stephanskrone wieder ein Gesamtkönigreich Ungarn mit eigener Verfassung und Verwaltung ausmachen sollten. Österreich teilte sich in zwei Hälften diesseits und jenseits der Leitha (des Grenzflüßchens zwischen Deutsch-Österreich und Ungarn) — in ein Cisleithanien und Transleithanien. Bismarck hatte schon früher den österreichischen Staatsmännern den Rat erteilt, Österreich solle seinen Schwerpunkt nach Ofen-Pest verlegen, und dem französischen Gesandten in Wien, Herzog von **Gramont**, hatte er gelegentlich in Karlsbad gesagt, er fürchte durchaus nicht einen Krieg mit dem verarmten und zerrütteten Kaiserstaate, ja er wünsche ihn sogar. Im Herbst 1865 war er nach Biarritz, wo damals der französische Kaiser weilte, geeilt, um mit diesem über die Neutralität Frankreichs zu unterhandeln, die er auch durch die Drohung einer Allianz mit Rußland erlangte. Im März 1866 kam der italienische General Govone nach Berlin, ein Bündnis mit Preußen zu schließen, das den Italienern die Erwerbung von Venetien verhieß, während es sie zugleich aus der drückenden Abhängigkeit von Frankreich herauszureißen versprach.

Österreich blieb auch nicht müßig; es zog Truppen nach Böhmen, forderte die ihm ergebenen Höfe — Sachsen, Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt — auf, sich in Kriegsbereitschaft zu setzen, ließ durch seinen Gesandten den König von Hannover bearbeiten, daß er es nicht mit Preußen halte, unterhandelte auch mit dem Kaiser Napoleon und bot ihm Venedig

an, falls er durch Teilnahme am Kriege Österreich zu Schlesien verhelfen würde; am 5. Mai erklärte sich Österreich sogar gegen Italien bereit, ihm Venetien zu schenken, falls es neutral bliebe. Die Italiener trauten nicht recht, und der Neutralität Frankreichs war Preußen sicher. Louis Napoleon mochte darauf rechnen, daß, wenn sich beide Feinde im Kampfe erschöpft haben würden, er dann um so leichter den Schiedsrichter spielen könne.

Schon am 9. April hatte der preußische Gesandte am Bundestage (v. Savigny) beantragt, ein nach allgemeinem Stimmrecht gewähltes Parlament zusammentreten zu lassen, „damit Preußen die militärischen Kräfte wenigstens von Nord- und Mittel-Deutschland zu wirksamer That um sich vereinige". Das wollten die Fürsten nicht, weil sie in solcher Vereinigung eine Schmälerung ihrer Macht erblickten. Am 11. Juni berief der österreichische Statthalter v. d. Gablentz die holsteinischen Stände zusammen, daß sie sich über ihre Wünsche, d. h. für den Herzog von Augustenburg, aussprechen sollten. Preußen erklärte diesen Schritt für eine Verletzung des Gasteiner Abkommens, drückte mit 24000 Mann seiner Truppen die österreichische Besatzung aus Holstein heraus und beantragte sodann in Frankfurt einen neuen Bund mit einem aus direkten Wahlen hervorgegangenen Parlament, unter Ausschluß der österreichischen und niederländischen Landesteile; die deutsche Heeresmacht sollte im Norden von Preußen, im Süden von Bayern befehligt werden. Die Bundesversammlung beschloß dagegen (auf den Antrag Österreichs) am 14. Juni mit 9 gegen 6 Stimmen, die Bundestruppen auf Kriegsfuß zu stellen und Preußen durch Waffenmacht zu zwingen, den Bundesbeschlüssen sich zu fügen. Der preußische Gesandte verließ den Saal, von seiten Preußens den Bundesvertrag kündigend. Tags darauf bot die preußische Regierung den nächsten Nachbarn: Hannover, Sachsen, Kurhessen und auch Nassau Frieden an, den vollen Besitz ihrer Länder zusichernd, wenn sie sogleich abrüsten würden. Als ablehnende Antwort erfolgte, rückten schon am 16. Juni preußische Truppen in diese Länder ein. Zu Preußen hielten nur die beiden Mecklenburg, Oldenburg, die thüringischen Herzogtümer und die Hansestädte.

Mit einer Präcision und Schnelligkeit, worüber auch die gegen Preußen verhetzten Süddeutschen erstaunten, drangen die preußischen Heeresabteilungen vor; am 17. Juni rückten sie in Hannover, am 18. in Dresden, am 19. in Kassel ein. Die hannoversche Armee, mit ihrem blinden König planlos tastend, suchte sich nach Bayern durchzuschlagen, ward jedoch am 27. Juni von einer kleinen Vorhut festgehalten, deren Angriff sie wohl tapfer und blutig zurückschlug, sich aber bald darauf, von 40000 Preußen umschlossen, als kriegsgefangen ergeben mußte. Die sächsische Armee hatte sich südwärts auf ihre österreichischen Bundesgenossen zurückgezogen.

General-Feldzeugmeister Benedek, der Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres, hatte sein Hauptquartier von Olmütz nach der Festung Josephstadt verlegt und in deren Nähe seine Truppen zusammengezogen. Sie bestanden aus sieben Armeecorps, von denen zwei durch die Erzherzöge Ernst und Leopold kommandiert wurden. Die Preußen teilten sich nach dem wohl-

ausgedachten Plane des Generalstabschefs Moltke und des Kriegsministers Roon in drei Heeresabteilungen, die von verschiedenen Seiten in Böhmen eindringen sollten: rechts die Elbarmee, 40 000 Mann stark, unter Herwarth von Bittenfeld; im Centrum Prinz Friedrich Karl mit 100,000 Mann; links die schlesische Armee, 116 000 Mann, unter dem Kronprinzen. Die Elbarmee marschierte von Dresden an dem rechten Elbufer aufwärts; die erste Armee unter Prinz Friedrich Karl auf der Straße nach Reichenberg; beide überschritten am 23. Juni die böhmische Grenze. Die zweite oder schlesische Armee rückte am 27. Juni unter dem Kronprinzen und General Steinmetz teils über Nachod und Braunau, teils über Liebau nach Trautenau vor. Bei Gitschin sollten sich sämtliche Heere vereinigen.

Gegen die Elb- und erste Armee schickte Benedek den Grafen Gallas mit nur 60 000 Mann; er ward geworfen und mußte sich, am 29. Juni bei **Gitschin** geschlagen, auf Königgrätz zurückziehen. Als die schlesische Armee, die mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, aus den Engpässen des Grenzgebirges vordrang, ließ sich General Bonin bei Trautenau durch die Versicherung täuschen, daß keine Österreicher in der Nähe seien. Mit dem ersten Armee-Corps drang er in Trautenau ein. Als er die Stadt durchzog, wurde aus den Häusern auf die verhaßten Preußen geschossen; jenseits der Stadt traf er aber auf ein überlegenes österreichisches Corps unter Gablenz, welches die Vordringenden nach hitzigem Gefechte unter schweren Verlusten bis Goldenöls zurückwarf. Dort aber hielten sie stand, bis die Garden von Braunau her zur Unterstützung anlangten (am 28. Juni), und nun wurden die Österreicher zurückgeschlagen, die sich mit einem Verluste von 4000 Toten und Verwundeten und 5000 Gefangenen nach Königshof zurückzogen. Aber auch dort war am folgenden Tage (29. Juni) die Garde auf ihren Fersen, und Königshof ward erstürmt.

Noch blutiger war der Kampf, den der linke Flügel der schlesischen Armee zu bestehen hatte. General Steinmetz, der durch den Engpaß von **Nachod** vordrang, stieß am 27. Juni auf die Österreicher unter dem Feldmarschallieutenant Ramming. Die Lage war gefährlich; dennoch gelang es der besonnenen und todesmutigen Tapferkeit der Preußen, die Höhen zu besetzen und durch das mörderische Schnellfeuer der Zündnadelgewehre die Übermacht zurückzuschlagen; auch die preußische Kavallerie warf siegreich die österreichische zurück — der Paß war geöffnet. Am folgenden Tage erfocht der „Löwe von Nachod", wie Steinmetz nun genannt wurde, noch einen Sieg über Erzherzog Leopold bei **Skalitz** und am 29. Juni über das Corps des Grafen Festetics, das die Vereinigung des Corps von Steinmetz mit dem Gardecorps unter Prinz August von Württemberg hindern wollte.

Nun blieb dem österreichischen Oberfeldherrn, der in wenigen Tagen 35 000 Mann verloren hatte, nichts übrig, als seine Streitkräfte bei **Königgrätz** zu sammeln. Auf seine Anfrage, ob er mit den nicht in bester Verfassung befindlichen Truppen dennoch eine Schlacht wagen solle, erhielt er den Befehl des Kaisers, sofort eine Schlacht zu liefern. Mit 500 Kanonen

setzte er sich auf den Höhen zwischen der Elbe und Bistritz fest, auf den Entscheidungstag gefaßt.

Auf die Kunde vom glücklichen Fortschritt seiner Armee war König Wilhelm nach Böhmen geeilt und eben in Gitschin eingetroffen, als die Kunde eintraf, Benedek habe bei Sadowa und Königgrätz feste Stellung genommen. Noch in der Nacht ward ein Kriegsrat gehalten und beschlossen, schon am Morgen des folgenden Tages (3. Juli) den Angriff zu beginnen und ein Zusammentreffen aller preußischen Corps auf dem Schlachtfelde ins Werk zu setzen. Das preußische Heer war etwa 200 000 Mann stark, da aber mehrere Truppenkörper der weiter abwärts an der Elbe befindlichen schlesischen Armee nicht rechtzeitig eintreffen konnten, so nahmen etwa 150 000 Mann am Kampfe teil.

Um 7 Uhr früh ward derselbe durch Prinz Friedrich Karl eröffnet, obwohl der Kronprinz mit seiner Armee vor mittags nicht zur Stelle sein konnte. Die furchtbare Artillerie Benedeks, der seine Kanonen terrassenförmig aufgestellt hatte, lichtete die Glieder der in der Front anstürmenden Preußen; die Division Fransecky deckte vier Stunden lang unter gräßlichem Kartätschenfeuer den linken Flügel und ließ ein Viertel ihrer Infanterie auf dem Schlachtfelde niedergeschmettert zurück. Endlich, mittags 1 Uhr, drangen zwei Corps der kronprinzlichen Armee auf den rechten Flügel der Österreicher ein und machten ihren Brüdern Luft. Wie bei Belle-Alliance (Waterloo) Blücher, so war hier bei Sadowa der Kronprinz durch strömenden Regen und aufgeweichten Lehmboden an schnellerem Vorrücken gehindert worden; aber allen Hindernissen zu Trotz erschien er noch rechtzeitig genug, um das Schicksal des Tages zu entscheiden. Benedek sah sich, um 3 Uhr nachmittags, plötzlich im Rücken gefaßt, mit Ungestüm warfen die Garden den Feind aus drei auf einander folgenden Positionen — noch hielt er die Höhen von Chlum, den Schlüssel der ganzen österreichischen Aufstellung. Da drang General Hiller von Gärtringen, die Wichtigkeit dieses Punktes erkennend, mitten durch das mörderische Feuer gegen Chlum vor, und während er selbst vom Geschoß tödlich getroffen zu Boden sank, nahmen seine tapferen Bataillone die Höhen im Sturm.

Die Schlacht war gewonnen; um 4 Uhr setzte sich der König an die Spitze der Kavallerie, den auf allen Seiten weichenden Feind zu verfolgen; doch erst bei Pardubitz um 9 Uhr abends verstummte der Kanonendonner. Vierzehn Fahnen, 174 Geschütze, 18 000 Gefangene fielen in die Hände der Sieger, von denen 8800 tot und verwundet bei Chlum, Sadowa und Königgrätz lagen, während der Verlust auf österreichischer Seite 42 000 Mann betrug.

Benedek zog sich mit den Trümmern seiner aufgelösten Armee nach der Festung Olmütz zurück, die Preußen aber, von ihm unbeirrt, rückten auf Wien los. Hätten die Italiener im Süden ebenso siegreich gefochten wie die Preußen im Norden, dann wäre der Kaiserstaat in doppelte Gefahr geraten. Doch der piemontesische Obergeneral La Marmora war kein Moltke und seine Piemontesen keine Preußen; bei Custozza wurden sie schon am

24. Juni vom tapferen kriegserfahrenen Erzherzog Albrecht (dem Sohne des Siegers bei Aspern, Erzherzog Karl) aufs Haupt geschlagen und über den Mincio zurückgeworfen. Auch den Freischaren unter Garibaldi war es nicht gelungen, in Tirol vorzudringen, und die italienische Flotte wurde von dem österreichischen Admiral Tegethof bei Lissa in die Flucht geschlagen.

Der Sieg von Königgrätz war aber so entscheidend gewesen, daß auch die Piemontesen davon zehren konnten. Unaufhaltsam drangen die preußischen Heere durch Mähren, in einigen glücklichen Gefechten den noch bei Olmütz stehenden österreichischen Truppen den Weg nach Wien abschneidend. Das königliche Hauptquartier war bereits nach Nikolsburg, 12 Meilen von Wien, verlegt, und Prinz Friedrich Karl war schon am 16. Juli über die March auf ungarisches Gebiet vorgedrungen, General Bose hatte nach lebhaftem Scharmützel die Österreicher schon umgangen — als die Nachricht von einem abgeschlossenen Waffenstillstande eintraf.

Der Kaiser von Österreich hatte einen verzweifelten Entschluß gefaßt und am 5. Juli erklärt, er trete Venetien an den Kaiser Napoleon ab und nehme dessen Vermittelung für den Frieden an. Durch diesen Schritt glaubte Franz Joseph, die Südarmee unter Erzherzog Albrecht zu freier Verwendung gegen Preußen und jedenfalls günstigere Friedensbedingungen zu erhalten. Unter französischer Vermittelung kam denn auch am 26. Juli zu Nikolsburg ein Waffenstillstand zum Abschluß, der zugleich den Präliminarfrieden enthielt, welcher später zu Prag am 23. August in einen definitiven Friedensschluß verwandelt wurde. Der Kaiser von Österreich giebt darin seine Zustimmung zur Auflösung des bisherigen deutschen Bundes und zu einer Neugestaltung Deutschlands ohne Österreich, tritt seine Ansprüche an Schleswig-Holstein an Preußen, sowie Venetien an Italien ab; Preußen stiftet einen norddeutschen Bund mit dem Main als Südgrenze; für Sachsen legt Österreich Fürsprache ein, es wird in den Frieden einbegriffen.

Im Südwesten Deutschlands hatte der Krieg gleichfalls, Dank der vortrefflichen Leitung der Heerführer, einen für Preußen glücklichen Ausgang genommen. General von Falckenstein drängte am 10. Juli die Bayern nach glücklichen Gefechten bei Kissingen und Hammelburg über den Main zurück, am 14. Juli warf Göben die unter General Neipperg vereinigten Österreicher, Kurhessen und Darmstädter; am 16. Juli zog Falckenstein in das österreichisch gesinnte Frankfurt ein — der Bundestag rettete sich nach Augsburg und quartierte sich im Gasthause zu den drei Mohren ein. Nachdem General Falckenstein als Gouverneur nach Böhmen abberufen war, trat General Manteuffel an seine Stelle und führte seine Main-Armee zu neuen Siegen, schlug am 23. Juli die Badenser bei Hundheim, am 24. die Württemberger bei Tauberbischofsheim, am 26. die Bayern bei Roßbrunn. Die Mängel der Bundesarmee, welche Preußen so oft vergeblich zu beseitigen gestrebt hatte, waren nun auch dem blödesten Auge sichtbar geworden.

Auch die Mittelstaaten wandten sich an Napoleon um Unterstützung bei den Friedensverhandlungen. Der französische Gesandte Benedetti forderte

von Preußen nicht bloß die Grenze von 1814 für Frankreich, er wollte auch für seinen Herrn noch etwas mehr diplomatisch erobern, nämlich die Bundesfestung Mainz, worauf ihm Bismarck ruhig sagte: Dann ist's Krieg! Auf diesen war Napoleon augenblicklich nicht vorbereitet; er wolle sich, erklärte er weiter, zur Not auch mit Luxemburg oder der bayerischen Pfalz begnügen. König Wilhelm wollte aber nicht einen Fuß breit Landes an Frankreich abgetreten wissen. Bismark öffnete den Mittelstaaten zeitig die Augen über das, was Frankreich im Schilde führe, und diese schlossen dann rasch nach einander Frieden mit Preußen, indem sie mit demselben zugleich ein Schutz- und Trutzbündnis eingingen. Bayern trat nur zwei kleine Bezirke an Preußen ab; während Hessen-Darmstadt: Homburg und einige Teile Oberhessens überließ, das zugleich dem norddeutschen Bunde beitrat. Das Königreich Hannover, das Herzogtum Nassau, Kurhessen, die freie Stadt Frankfurt, sowie Schleswig-Holstein wurden der preußischen Monarchie einverleibt; Sachsen rettete seinen Bestand, indem es rückhaltlos dem norddeutschen Bunde beitrat und sein Militär unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellte.

Preußen war nun das geworden, was es sein mußte, um ein starker Hort Deutschlands zu sein und dem deutschen Namen bei allen Nationen Achtung zu verschaffen. Sein Ruhm ging durch alle Lande, und seine Tüchtigkeit mußten, wenn auch wider Willen, seine Feinde anerkennen. Der norddeutsche Bund war ein mächtiges Reich, mit dem sich die kleinere Südwesthälfte Deutschlands durch den Zollverein und das Schutz- und Trutzbündnis für den Fall eines Krieges mit Frankreich oder sonst einer Macht eng verbunden hatte. Was bisher keinem Staatsmann und keinem Parlament hatte gelingen wollen, die Einigung des zersplitterten Deutschlands: das hatte der glorreiche Feldzug im Jahre 1866 zuwege gebracht; nicht geschwächt, sondern gestärkt war Deutschland aus dem Bruderkriege hervorgegangen, und den auf die Erstarkung der deutschen Nation eifersüchtigen und neidischen Franzosen sollte es bald fühlbar werden, welche Kraft ein einiges Deutschland besitzt.

13. Der deutsch-französische Krieg von 1870 und 1871 und seine Frucht: Das neue deutsche Reich.

1.

Nicht nur die französischen Staatsmänner und Kriegsobersten, das ganze Franzosenvolk empfand den schnellen und entscheidenden Sieg Preußens über Österreich als eine ihm selbst beigebrachte Niederlage, ja — soweit ging der Übermut — als eine Schmach, die es rächen müsse. „Revanche für Sadowa!" war das Stichwort in Frankreich, das in allen Tisch- und Parlamentsreden wiederklang. Unser welscher Nachbar hatte auch ganz richtig herausgefühlt, daß nun die Zeit vorüber sei, wo er sich in deutsche Angelegenheiten mengen und aus deutscher Uneinigkeit Vorteil ziehen konnte.

Dem Cäsar an der Seine, Louis Napoleon, dessen Herrschaft lediglich

auf die Volksgunst und das Waffenglück gebaut war, mochte es auch etwas bänglich zu Mute werden; sein Glücksstern schien sich verdunkeln zu wollen. Im Kriege, den er 1853 bis 1855 mit England verbündet gegen den stolzen Zaren von Rußland, Nikolaus I., unternahm (Schlacht an der Alma, Bombardement und Einnahme von Sebastopol am 8. September 1855); sowie in dem italienischen Feldzuge (1859) gegen Österreich im Bunde mit Viktor Emanuel — die Schlachten von Magenta (4. Juni) und Solferino (24. Juni) wurden von den Franzosen gewonnen, — war ihm das Glück treu geblieben. Als er aber zur Unterdrückung der Republik Mexiko ein Heer über das Atlantische Meer und unter seiner Protektion auch einen Kaiser, den unglücklichen Erzherzog Maximilian von Österreich, den Bruder des Kaisers Franz Joseph von Österreich, nach Mexiko sandte und dieser Feldzug nicht nur große Summen, sondern auch den Glauben an seine Unfehlbarkeit verschlang — die Truppen mußten mit Schimpf abziehen und Maximilian ward auf Befehl des Generals Juarez (des Präsidenten der Republik) erschossen — da wandte ihm das Glück den Rücken. Die große Weltausstellung 1867 beschäftigte wohl die Pariser und schmeichelte ihrem Ehrgeize, konnte aber nicht hindern, daß der Ruf nach größerer parlamentarischer Freiheit, die Napoleon bisher unterdrückt hatte, immer lauter wurde. Noch einmal appellierte er an das Volk, das unter Beihilfe der Priester mit mehr als 7 Millionen Stimmen für ihn ($1^1/_2$ Million Stimmen waren gegen ihn) stimmte; doch mußte er sich selber sagen, daß seinem Sohne nur dann die Nachfolge auf dem Throne gesichert sei, wenn er durch einen neuen Krieg und selbstverständlich Ländererwerb den nach gloire dürstenden Franzosen Genüge thäte. Kein Krieg war aber so volksbeliebt, als der gegen Preußen, und kein Ländererwerb so erwünscht, als der des linken Rheinufers.

Louis Napoleon, welcher die Kraft und Tüchtigkeit des deutschen Volkes, insbesondere Preußens, besser kannte als seine spanische Gemahlin Eugenie von Montijo und seine Günstlinge, die ihn zum Kriege drängten, konnte sich nur schwer zu diesem Kriege entschließen, der, wie er wohl wußte, über sein eigenes Sein oder Nichtsein entschied. Ein Versuch, den Deutschen die Bundesfestung Luxemburg zu entreißen, war mißglückt, da mit Zustimmung der europäischen Mächte Preußen zwar seine Besatzung aus der Festung herauszog, diese selbst aber auch geschleift und das Großherzogtum Luxemburg als neutrales Gebiet erklärt wurde.

Nun sollte der erste beste Vorwand benutzt werden, um Preußen den Krieg zu erklären. Die Rüstungen waren durch Marschall Niel vollendet; an Chassepots (Gewehren mit Hinterladung, die an Tragkraft die preußischen Zündnadelgewehre übertrafen) und Mitrailleusen (Spritzkanonen) war kein Mangel; Österreich war für Frankreich gewonnen und bereit, die Niederlage von Königgrätz wieder wett zu machen; in Süddeutschland waren die Demokraten und katholischen Römlinge einmütig im Hasse gegen die norddeutsche protestantische Macht, und der Papst hatte Ende 1869 ein großes Konzil seiner Bischöfe und Prälaten nach Rom berufen, um seine unbeschränkte Herrschaft durch Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit auf den Gipfel der

Macht zu erheben. Die Jesuiten stellten die Zerschlagung des geeinten Deutschlands als eine Notwendigkeit hin für die Erhaltung des Papsttums, und der Franzosenkaiser sollte der weltliche Arm sein, der das hochverdienstliche Werk ausführte.

Wer sucht, der findet; und so stellte sich der Anlaß zum Kriege schnell genug ein. Die Spanier hatten nach Vertreibung ihrer Königin Isabella sich den Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen zu ihrem Könige erwählt und dieser die Wahl angenommen. Die Wahl eines Hohenzollern, obwohl derselbe mit den Napoleoniden noch näher verwandt war, als mit dem brandenburgischen Hause, brachte jedoch alle Franzosen in Harnisch, weil sie darin einen ehrgeizigen Übergriff Preußens erblickten. Der französische Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, erklärte in der Kammer, Frankreich werde eine solche Vergrößerung der preußischen Macht nimmermehr dulden, und der französische Gesandte Benedetti mußte den im Bade Ems weilenden König Wilhelm zu bestimmen suchen, daß er dem Prinzen die Annahme der spanischen Krone verbiete. Dazu war der König gar nicht befugt und schon diese Zumutung eine unstatthafte, darauf berechnet, Preußen zu demütigen. Indessen verzichtete Prinz Leopold von selber auf den ohnehin wenig einladenden Thron. Nun trieb aber der französische Botschafter sein dreistes Auftreten so weit, daß er vom König eine schriftliche Versicherung verlangte, niemals zugeben zu wollen, daß ein Hohenzoller den spanischen Thron besteige. Gegen eine so beleidigende Forderung erhob sich der gerechte Königsstolz des greisen Helden — er ließ dem zudringlichen Franzosen durch einen Adjutanten sagen, daß er nichts mehr mit ihm zu verhandeln habe.

Diese würdige Zurückweisung französischer Anmaßung fand in ganz Deutschland den lebhaftesten Beifall; die französischen Minister Ollivier und Gramont verkündigten dagegen der Kammer, der Krieg sei nun gewiß, denn Benedetti sei beschimpft worden. Der Kriegsminister Leboeuf erklärte auf die Frage, ob man auch bereit sei: Jawohl, überbereit, bis auf den Gamaschenknopf! Ein Schwindel ergriff das eitle Franzosenvolk, das von einem Spaziergange nach Berlin wie von einer schon sicheren und ausgemachten Sache träumte und die preußischen Heere schon über die Elbe zurückgeworfen sah.

Preußen war jedoch noch besser gerüstet als Frankreich, und Bayern, Württemberg und Baden gingen diesmal mit ihm so wacker Hand in Hand, daß, sobald die französische Kriegserklärung in Berlin übergeben war (am 19. Juli), binnen 10 Tagen bereits 600000 Mann nord- und süddeutsche Truppen marsch- und schlagfertig waren und nach abermals 10 Tagen neun norddeutsche und drei süddeutsche Armee-Korps an der Grenze standen, des Befehls zum Einmarsche in Feindesland gewärtig. Durch das deutsche Volk ging eine Begeisterung wie im Jahre 1813; nur die Päpstlichgesinnten schauten grämlich auf den nationalen Aufschwung aller deutschen Stämme und suchten in Bayern ihren jungen König Ludwig II. von der Teilnahme am Kriege abzuhalten. Doch dieser war ein guter Deutscher, und sein Heer dachte und fühlte wie er.

Drei große deutsche Armeen waren gebildet, welche gegen die zwei französischen Heere zogen. Die erste deutsche Armee stand unter General Steinmetz Ende Juli bei Trier, die zweite unter Prinz Friedrich Karl (bei welcher auch der König mit Moltke, Roon und Bismarck sich befand) bei Kaiserslautern, und die dritte unter dem Kronprinzen von Preußen begann ihren Siegeslauf im Elsaß, wo ihr der beste Feldherr mit französischen Kerntruppen gegenüberstand — der Marschall Mac Mahon, der Held von Magenta. Am 4. August wurde dessen Vorhut unter General Douay bei Weißenburg durch die ungestüme Tapferkeit der mit den Preußen vereinigten Bayern zertrümmert, trotz der rothosigen Turkos, trotz Kugelspritzen und Chassepots, und zwei Tage darauf, am 6. August, wurde das Hauptheer Mac Mahons aus seiner festen Stellung bei Wörth herausgeworfen und so gründlich geschlagen, daß es in wilder Flucht durch die Vogesenpässe eilte und erst bei Chalons sich wieder sammeln konnte. Diese Vernichtung des rechten französischen Flügels machte es dem Kronprinzen möglich, die große Rechtsschwenkung vorzunehmen, welche das deutsche Heer zur Umfassung und völligen Erdrückung des französischen führen sollte, zu Siegen, derengleichen die Geschichte nicht viele zu verzeichnen hat.

Diese herrlichen Siege im Elsaß, in denen Bayern und Württemberger in glänzender Tapferkeit mit den preußischen Bataillonen wetteiferten, wirkten in Paris um so betäubender, als gleichzeitig der verlustvolle Rückzug des französischen Heeres von Saarbrücken bekannt wurde. Kurz zuvor hatte Napoleon seinen Parisern eine Gaukelei vorgemacht, indem er nach Saarbrücken, wo nur 900 Mann Preußen belassen worden waren, mit drei Divisionen vorrückte. Kämpfend und nur langsam weichend zog sich die kleine Besatzung zurück; der Kaiser aber ließ einen glänzenden Sieg seiner Truppen melden und schrieb der Kaiserin von seinem Söhnlein: „Louis hat die Feuertaufe erhalten, seine Kaltblütigkeit hat viele Soldaten bis zu Thränen gerührt."

Sobald aber Steinmetz mit seiner Armee anlangte, war's mit der Prahlerei vorbei. Auf den Höhen von Spicheren bei Saarbrücken hatte das Corps des Generals Frossard sich verschanzt und eine vorzüglich feste Stellung eingenommen. Trotzdem griff Generallieutenant von Kamecke am Morgen des 6. August an; die Sturmversuche scheiterten anfangs, als aber Teile der zweiten Armee unter General Göben zu Hilfe kamen, wurden — unter blutiger Heldenarbeit — die steilen Höhen genommen, und die erste und zweite Armee drang über Forbach gegen Metz vor, wo der Marschall Bazaine mit der Hauptmacht (der sogenannten „Rheinarmee") stand. Um diese an der Vereinigung mit der von Mac Mahon bei Chalons neugebildeten Armee zu hindern, unternahmen es 70000 Preußen unter Prinz Friedrich Karl, sich seinem 200000 Mann starken, auf dem Abmarsch nach Verdun begriffenen Heere in den Weg zu werfen und es zum Stehen zu bringen. Das geschah am 16. August in der mörderischen Schlacht zwischen den Dörfern Vionville, Flavigny und Rezonville. Bazaine ward auf Mars-la-Tour zurückgeworfen, verschanzte sich auf den Höhen von St.

Privat und Rezonville und gedachte, von einer so festen Stellung aus die Angriffe der Preußen so zurückzuschlagen, daß sie ihn dennoch müßten ziehen lassen. Am 18. August ward er aber auf seinen befestigten Höhen angegriffen, der Schlüssel seiner Stellung, die Hügel von St. Privat, wurden von der preußischen Garde mit Sturm genommen, und der französische Marschall sah sich mit seinen 180000 Mann auf die Festung Metz zurückgeworfen, wo sofort die Belagerung durch die Armee des Prinzen Friedrich Karl begann. Das war der blutige Sieg bei Gravelotte (Rezonville oder St. Privat) am 18. August, der mit Strömen des edelsten deutschen Blutes errungen wurde.

Nun begann nach dem Plane Moltkes die Jagd auf Mac Mahons neu gebildetes Heer, das, allen unerwartet, das Lager bei Chalons plötzlich geräumt hatte und statt über Rheims nach Paris wieder rückwärts zur Maas gezogen war, um sich — wie es die Befehlshaber in Paris sich ausgedacht — in aller Stille wieder der Mosel zuzuwenden und zum Entsatz der eingeschlossenen Rheinarmee vor Metz zu rücken.

Deutscherseits war gleich nach dem Siege bei Gravelotte eine vierte Armee unter dem Oberbefehle des Prinzen Albert von Sachsen gebildet worden. Sobald man nun von dem Plane Mac Mahons Kunde erhielt, schwenkte die kronprinzliche Armee von ihrem Marsche nach Paris ab gegen Norden; die königliche Armee hielt die Mitte und ging die Maas hinab, den Argonnerwald entlang, und Prinz Albert sollte von Südosten das Mac Mahonsche Heer fassen. Am 30. August überraschten das erste (Bayern) und vierte Corps bei Beaumont die Franzosen beim Abkochen im Lager und sprengten sie auseinander. Ein Durchbruch nach Osten war ihnen bereits verlegt, und am 31. August vollendete der Kronprinz Fritz die Umgehung des Feindes, und es fand der großartige Aufmarsch der deutschen Heere um die Festung Sedan (an der Maas nahe der belgischen Grenze) statt, in deren Umgebung Mac Mahon seine Streitkräfte zusammengezogen und in Schlachtordnung gestellt hatte.

Am 1. September begann die große Schlacht. Die Franzosen wehrten sich tapfer, und die Bayern hatten schwere blutige Arbeit im Dorf Bazeilles, wo sie sechs Stunden lang gegen die Marine-Infanterie fochten und die Bauern aus Dächer- und Kellerluken auf sie schossen, so daß Haus bei Haus erobert werden mußte, bis das ganze Dorf in Flammen aufging. Nicht minder heftig tobte die Schlacht bei den Dörfern Floing und Illy, wo die starke feindliche Stellung von der Infanterie des 5. und 11. preußischen Corps erstürmt wurde. Dichte Massen von französischer Reiterei, erst Kürassiere, dann Chasseurs d'Afrique und Uhlanen, brausten heran auf die dünnen blauen Linien der deutschen Bataillone; diese ließen sie kaltblütig bis auf 150 Schritt herankommen, gaben dann, wie sie standen, ihr Schnellfeuer, und die Schwadronen wälzten sich blutig zerschmettert im Staube. Es war ein großes Kesseltreiben; die Franzosen, von allen Seiten gefaßt, wurden immer mehr nach der Festung zusammengedrängt. Mac Mahon, schwer verwundet, gab das Kommando an Ducrot, dann an den eben aus Algier

angelangten General Wimpffen ab. Ein letzter verzweifelter Vorstoß der Franzosen ward von den Bayern zurückgeschlagen, französisches Fußvolk flüchtete sich in buntem Gewirr mit der Reiterei nach Sedan hinein; um 4 Uhr ruhte der Kampf, da sich aber auf den Mauern der Festung keine weiße Flagge blicken ließ, begannen die Württemberger Sedan zu beschießen. Endlich kommt ein Parlamentär und überbringt ein Schreiben des Kaisers.

König Wilhelm hielt westlich von Sedan auf einem Hügel ob Donchery, von wo er das Schlachtfeld überschauen konnte. Der ihm nun überbrachte Brief Napoleons lautete: „Da es mir nicht vergönnt war, an der Spitze meiner Armee zu fallen, so lege ich meinen Degen zu den Füßen Ew. Majestät nieder."

Am folgenden Tage kapitulierte General Wimpffen mit der ganzen französischen Armee. Es ergaben sich 84 000 Mann als Gefangene, darunter 1 Marschall, 39 Generale, 230 Stabsoffiziere, 2595 Offiziere, und 330 Kanonen, 70 Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze und 10 000 Pferde fielen in die Hände der Sieger, nachdem die Franzosen bereits 25 000 Mann an Toten und Verwundeten oder Gefangenen auf dem Schlachtfelde eingebüßt hatten. Napoleon wurde als Gefangener nach Kassel auf Schloß Wilhelmshöhe — wo einst König Hieronymus (Jérome) ein lustiges Leben geführt hatte — gebracht. Tief bewegt telegraphierte König Wilhelm an seine Gemahlin: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" Ein Jubel ging durch das ganze deutsche Land, als die Gefangennehmung Napoleons kund ward.

2.

In der That, es war wie über den ersten Napoleon so auch über seinen Neffen ein Gottesgericht ergangen. Die Franzosen aber, anstatt sich selber klar zu werden über ihre Verblendung und sich selber anzuklagen, daß sie die Napoleonsche Regierung so lange geduldet, schoben nun alle Schuld auf ihren Kaiser. Wäre er glücklich gewesen, sie hätten ihn vergöttert; nun traten sie ihn in den Staub, verkündeten die Republik und schrieen: Krieg bis ans Messer! Als Republikaner, meinten sie, würden sie unwiderstehlich sein und die Deutschen zu Paaren treiben.

Bazaine hatte am Tage vor der Schlacht bei Sedan (31. August) den mißglückten Versuch gemacht, bei Noisseville durchzubrechen; Vinoy mit seinem Corps von 25 000 Mann, mit dem er zu Mac Mahon stoßen wollte, war auf die Kunde von dessen Gefangennahme nach Paris zurückgeeilt, wo der noch von der Kaiserin berufene Kriegsminister Graf Palikao seine Stelle niederlegte, und nachdem erst vereinzelte Rufe nach Absetzung des Kaisers und seiner Dynastie laut geworden, proklamierte der junge feurige Advokat Gambetta die Republik vom Stadthause aus. Die Kaiserin entfloh in der Nacht, verkleidet, aus den Tuilerien nach England. General Trochu, dem noch Napoleon den Oberbefehl über die Pariser Truppen anvertraut hatte, ward Präsident der neuen „Regierung der Landesverteidigung", der Advokat Jules Favre Vicepräsident; Gambetta aber riß bald die Macht eines

Diktators an sich. Mit großer Energie wirkte er für die Schaffung neuer republikanischer Heere, wobei er es in der Kunst zu lügen und das Volk mit erdichteten Siegesnachrichten aufzustacheln, noch weiter brachte als das Kaiserreich. Selbst der redliche Favre, der mit Bismarck über den Frieden verhandelte, konnte sich noch nicht ganz von der französischen Eitelkeit und Selbsttäuschung lösen; er erklärte: „Wir werden keinen Fuß breit Landes, keinen Stein unserer Festungen abtreten!"

Da blieb nichts anderes übrig, als daß die deutschen Heere dem hochmütigen Pariser Volke auf den Leib rückten und ihre stolze, durch 17 feste Außenwerke (Forts) geschützte Hauptstadt belagerten, um mit der Eroberung von Paris die Franzosen zum Frieden zu zwingen. Am 19. September war der große Ring, den die deutschen Waffen um Paris herum zogen, geschlossen. Der frühere Minister Thiers, welcher durch seine Angriffe auf die Napoleonsche Regierung neue Popularität gewonnen hatte, befand sich auf der Reise nach Wien, London und Petersburg, um diese Mächte für ein Einschreiten zu Gunsten Frankreichs zu gewinnen.

Unterdessen war die Hauptstadt des Elsaß, die starke Festung Straßburg, das einst die Franzosen dem deutschen Reiche geraubt, durch General v. Werder am 28. September zur Übergabe gezwungen worden, der sich dann zur Belagerung von Schlettstadt und der noch viel stärkeren Feste Belfort wandte. Nach und nach fielen die Festungen zweiten und dritten Ranges: Toul, Soissons, Verdun ꝛc. Doch das große Paris, das eine ganze Armee in sich aufgenommen und dessen mit Kanonen reich besetzte Forts jedes nähere Andringen hemmten, leistete tapferen Widerstand. Mit Lebensmitteln und Munition war es vor Beginn der Belagerung wohl versehen worden. Ein früh hereinbrechender rauher Winter legte den Belagerungstruppen, die alle ihre Bedürfnisse von weither beziehen mußten, da die Pariser die nächste Umgegend verwüstet hatten, nicht geringe Schwierigkeiten in den Weg.

Gambetta war am 7. Oktober mittels Luftballons von Paris nach Tours geflogen, um das Land im Süden und Westen aufzuwiegeln und Freischärler (franctireurs) aller Orten den Deutschen entgegenzuwerfen, die ihre Märsche hemmen sollten. Selbst der gichtkranke Garibaldi war mit seinen Scharen der französischen Republik zu Hilfe geeilt, der es gelungen war, neben der in Paris von Trochu befehligten, aus regulären Truppen (60 000 Mann) und Bürgerwehr (über 200 000 Mann) bestehenden Armee noch zwei ansehnliche Heere auf die Beine zu bringen: eine Nord-Armee und eine Loire-Armee.

An der Loire hatte sich ein heftiger Kampf entsponnen; die Bayern hatten unter General v. d. Tann am 11. Oktober Orleans besetzt, am 18. Oktober Chateaudun erstürmt und überall heftigen Widerstand gefunden. Das bayersche Corps war aber nur 28 000 Mann stark, und als nun die 100 000 Mann starke Loire-Armee unter Aurelles de Paladines gegen Orleans vorrückte, kamen die Bayern in harte Bedrängnis und mußten nach heißem Kampfe bei Coulmiers sich zurückziehen. Bald sollte ihnen Verstär-

kung zukommen. Bazaine, nachdem er sich in Metz 9 Wochen gehalten, sah sich genötigt, am 27. Oktober die Festung samt seinem ganzen ausgehungerten Heere zu übergeben: 173 000 Mann mit 3 Marschällen (Bazaine, Leboeuf, Canrobert) und 4000 Offiziere streckten die Waffen und wurden als Gefangene nach Deutschland geschickt. Die 180 000 Mann starke Belagerungsarmee unter Prinz Friedrich Karl hatte wieder freie Hand bekommen. Ein Teil derselben zog auf Paris, ein anderer unter Manteuffel gegen die Nord-Armee Bourbakis, das Gros unter dem Prinzen selbst zog nach dem mittleren Frankreich, um rechts dem General v. d. Tann, links dem General Werder die Hand zu reichen. Nun konnten die Bayern ihre Scharte wieder auswetzen; die Loire-Armee unter Aurelles de Paladines wurde zweimal, bei Beaune (28. November) und bei Loigny (am 1. Dezember) geschlagen, und am 4. Dezember ward der Bahnhof von Orleans erstürmt. Aurelles legte den Oberbefehl nieder, und aus seinem gesprengten Heere wurden mit Heranziehung vieler Ersatzmannschaften zwei Armeen gebildet, von denen die eine unter Chancy auf Paris vorging, aber bei Le Mans geschlagen wurde. Auch die Nord-Armee ward am 23. Dezember bei Amiens durch Manteuffel aufs Haupt geschlagen, Bourbaki aber drängte mit neuen Scharen, die er inzwischen im Südosten zusammengerafft hatte, das Werdersche Corps auf die Linie zwischen Vesoul und Belfort zurück.

In den ersten Dezembertagen hatten auch die Pariser einen kräftigen Ausfall gewagt, auf der südöstlichen Seite bei Champigny, wo Württemberger und Sachsen sich die Hand boten, jedoch eine lange Strecke aller Schanzen entbehrte. Hier glaubte General Ducrot den Eisengürtel durchbrechen zu können; er stürmte mit 150 000 Mann und zahlreicher Artillerie heran, heldenmütig hielten die Württemberger den Anprall 6 Stunden lang aus, mußten aber endlich ihr Champigny, wie die Sachsen ihr Dorf Brie nach tapferstem Widerstande räumen; doch am 2. Dezember erhielten sie durch preußische Bataillone Verstärkung, und nun gings wieder auf den Feind, der, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach Paris zurückgeworfen wurde.

König Wilhelm hatte sein Hauptquartier in Versailles, im stolzen Palaste Ludwigs XIV. genommen, der in seinem Übermute ein Stück deutschen Landes nach dem andern geraubt hatte, da das zerstückelte vielköpfige deutsche Reich dem durch einen Willen geleiteten und starken Frankreich keinen Widerstand leisten konnte. Nun war für die Deutschen der Zeitpunkt gekommen, wo sie in gemeinsamem Kampfe wider den Erbfeind sich selber wiedergefunden, durch glorreiche Siege sich wiederum ein starkes, einiges deutsches Reich errungen hatten, das fortan der Mainfluß nicht mehr in zwei sich fremde Teile trennen sollte. Die Fürsten selber nahmen nun in Übereinstimmung mit den Wünschen aller deutschen Patrioten das Einigungswerk in die Hand, und König Ludwig II. von Bayern, als der mächtigste unter ihnen, trug dem Heldenkönige Wilhelm die Kaiserkrone entgegen; ein gleiches geschah am 18. Dezember von den Abgeordneten des norddeutschen Reichstages. Der greise König empfing sie im Glanze weltgeschichtlicher Siege von einem treuen Volke, dem er auch, als er den Feldzug begann, in seinem Herzen „Treue um Treue" gelobt hatte.

Noch immer widerstand die französische Hauptstadt; lange hatten die Deutschen mit der Beschießung derselben gezögert. Am 27. Dezember donnerten die ersten Kanonenkugeln gegen das Vorwerk von Mont Avron im Osten; schon am folgenden Tage war es in ihrer Hand. Am 29. Dezember folgte die Beschießung der Südforts und mit dem neuen Jahre fielen auch Bomben in das „heilige Paris", das vom Hunger schon hart mitgenommen war. Als die Nachricht anlangte, König Wilhelm sei in Versailles zum deutschen Kaiser erwählt worden, geriet alles in neue Wut; noch einmal verlangte man nach einem Ausfall, und Trochu ließ am Morgen des 19. Januar 1871 150 000 Mann unter dem Schutze der Kanonen des Mont Valérien, des stärksten Forts, unter der Leitung des Generals Vinoy ausbrechen, der auch im ersten Anlaufe zwei Verschanzungen der Deutschen nahm, dann aber von den preußischen Feldkanonen so blutig zurückgewiesen wurde, daß 9000 Franzosen auf dem Schlachtfelde blieben.

Darauf legte Trochu den Oberbefehl nieder und Favre unternahm es, wegen der Übergabe zu unterhandeln. Unterdessen hatte General Werder mit seiner geringen Schar von Badensern und preußischer Landwehr in schrecklicher Kälte des harten Winters die Angriffe der Bourbakischen Armee mit heroischer Tapferkeit zurückgeschlagen; das ganze schlecht verpflegte, halb zerlumpte Franzosenheer mußte, da von verschiedenen Seiten deutsche Truppencorps im Anzuge waren, sich auf neutralen Schweizer Boden retten, wo es entwaffnet wurde. Die Verhandlungen zwischen Favre und Bismarck waren am 28. Januar so weit gediehen, daß ein Waffenstillstand für 3 Wochen unterzeichnet wurde, welcher die Forts vor Paris den Preußen auslieferte und die Berufung einer Nationalversammlung nach Bordeaux gestattete, die über den Abschluß des Friedens Beschluß fassen sollte. Die Deutschen beeilten sich, den ausgehungerten Parisern Lebensmittel zuzuführen.

Am 13. Februar konnte die assemblée zu Bordeaux von Favre eröffnet werden; der alte erfahrene gewandte Thiers war von 20 Departements zugleich gewählt worden und wurde am 16. zum Chef der Republik ernannt. Als solcher begab er sich mit Favre zum Kanzler Bismarck, um die Friedensbedingungen festzustellen. Nach so ungeheuren Opfern, welche Deutschland in diesem Kriege gebracht, zu welchem es von den Franzosen auf so leichtfertige Weise herausgefordert war, durfte es mit Fug und Recht einige Landstriche verlangen, welche früher ohnehin zu Deutschland gehört hatten: Elsaß und Lothringen. Zwei so ausgezeichnete Festungen wie Metz und Straßburg sollten fortan den Franzosen ihren Ausfall zum deutschen Rhein nicht mehr erleichtern und stützen. Das war die eine Hauptbedingung. Die zweite war die Zahlung einer Kriegsentschädigung von 5 Milliarden (5000 Millionen Franken); die Räumung der einstweilen besetzten französischen Departements sollte nach Maßgabe der geleisteten Zahlung erfolgen. Das feste Belfort ward wieder an Frankreich zurückgegeben.*)

---

*) Geschlossen wurden die Friedensverhandlungen zu Frankfurt a. M. den 10. Mai 1871.

Wie viel leichteren Kaufes wäre das bethörte Volk davon gekommen, wenn es nach der Schlacht bei Sedan zum Frieden sich bequemt hätte! Nun mußte es die Folgen seines eigenen Thuns und Wollens tragen, und die Versammlung zu Bordeaux nahm (546 gegen 107 Stimmen) die Friedensbedingungen mit schwerem Herzen an. Um dem tief gedemütigten Stolze der Pariser nicht allzuwehe zu thun, hatten sich die am 1. März 30 000 Mann stark in die Weltstadt einziehenden Preußen und Bayern dazu verstanden, nur den Raum zwischen dem Triumphbogen und dem Eintrachtsplatze (place de la concorde) zu besetzen. Geduldig ertrugen sie dort die Ungezogenheiten und Herausforderungen des Pariser Gesindels und zogen schon am 3. März, als die Zustimmung zu den Friedensbedingungen von Bordeaux eintraf, wieder aus der Stadt heraus. Sie hielten einstweilen nur noch die nördlichen und östlichen Forts um die Hauptstadt besetzt und ebenso die nordöstlichen französischen Departements. Nur die Landwehr konnte vorläufig an den geliebten heimischen Herd zurückkehren, Linie und Reserve blieben noch auf französischem Boden zurück, der gleich einem Vulkan noch allerlei Ausbrüche befürchten ließ.

Paris, das schon so viele Revolutionen angezettelt hatte, sollte bald eine neue, von der roten Republik in Scene gesetzte, erleben. Am 10. März hatte die Versammlung in Bordeaux ihre Übersiedelung nach Versailles beschlossen; sie stand in Verdacht, ihre Mehrheit neige sich zur Monarchie hin. Das kommunistisch gesinnte Centralkomitee der Pariser verlangte nun in einer Proklamation, daß die Nationalgarde ihre Offiziere selber wählen dürfe und alle militärische Autorität sich den Beschlüssen der Pariser Gemeinde (Kommune) zu fügen habe. Die Pariser Arbeiter hatten das Exercierspiel, das ihnen alle Tage ihren Sold einbrachte, ohne daß sie arbeiten mußten, lieb gewonnen und wollten nun selber die Herren spielen. Die wohlhabenderen Bewohner samt den Behörden verließen Paris. Als der Oberbefehlshaber der Pariser Truppen, Vinoy, den General Le Comte auf den Montmartre sandte, um sich der dort befindlichen Geschütze zu bemächtigen, brach die Revolte aus, Le Comte und ein zweiter General Thomas wurden ermordet, die Nationalgarde fraternisierte mit den Truppen, und Vinoy konnte nur 10 000 derselben nach Versailles führen.

Die Forts im Süden von Paris ergaben sich den Aufrührern, die im Norden und Osten waren zum Glück für die Regierung noch in deutschen Händen, und der Mont Valérien im Westen ward noch von Vinoys Truppen besetzt. Die ordnungsliebenden Bürger von Paris zogen sich scheu zurück, 180 000 Wähler setzten die neue Regierung der Kommune ein, deren Präsident ein herabgekommener Arbeiterführer, Namens Assi (aus Bremen, eigentlich Aßmann mit Namen), wurde. Hinter der Kommune von Paris standen die aus allen Ländern sich rekrutierenden Internationalen, die es auf Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung abgesehen haben. — Bald sollten die Greuel der ersten Revolution in Paris losbrechen. Thiers mußte zur Belagerung Befehl erteilen, Mac Mahon ward Oberbefehlshaber des Regierungsheeres, das unter blutigen Kämpfen Schritt für Schritt vor-

drang. Geraubt und geplündert hatten die Anhänger der roten Republik schon lange; nun zündeten sie auch das Stadthaus, die Tuilerien, das Louvre und viele andere Paläste an — Weiber und Kinder trugen Petroleum herzu, um den Brand zu schüren, die Vendôme-Säule mit der Statue Napoleons I. wurde zertrümmert, das Haus von Thiers demoliert, die Gefangenen, darunter der Erzbischof von Paris, wurden unbarmherzig erschossen.

Die Truppen hieben alles nieder, was ihnen vor die Klinge kam, und mit den Kanonen, die früher auf die Deutschen gerichtet waren, wurden nun die Pariser niedergeschmettert, die sich noch kurz zuvor erfrecht hatten, die wohldisciplinierten deutschen Truppen „Hunnen", „Barbaren", „Vandalen" zu schelten. Unsere deutschen Landsleute schauten dem wütenden Kampfe ruhig zu. Erst am 25. Mai wurden die regulären Truppen Herren der Stadt, die Feuersbrünste wüteten jedoch noch einige Tage fort.

Daheim aber hatte der deutsche Kaiser Wilhelm I. schon am 21. März — es war der Frühlingsanfang einer neuen Ära deutscher Geschichte — den ersten deutschen Reichstag eröffnet, der mit frischer Kraft des Reiches inneren Ausbau unternahm. Otto von Bismarck, der zum Fürsten erhobene Kanzler dieses neuen Reichs, war, wie er es in den Tagen des Konflikts vorausgesagt hatte, der populärste Mann in Deutschland geworden.

Am 15. Juni schloß der Kaiser den ersten Reichstag, und tags darauf feierte er an der Spitze eines Teils seiner aus dem Felde zurückgekehrten Krieger (40 000 Mann Garde und 1600 Mann aus allen deutschen Truppenkörpern) den Siegeseinzug in die deutsche Kaiserstadt Berlin. Unser kaiserlicher Kronprinz zog am 16. Juli an der Spitze der braven Bayern, die er zu so viel Siegen und Ehren geführt, in München ein unter dem Jubel des Volks, das den ritterlichen leutseligen Feldherrn, der an der Seite des edlen Bayernkönigs Ludwig ritt, mit Lorbeerkränzen überschüttete. Nicht minder glänzend und gehoben durch die Begeisterung der biederen Württemberger war der Einzug in Stuttgart. Diese Siegesfeste waren zugleich Verbrüderungsfeste der deutschen Nation, die sich nun gefunden hatte in Not und Gefahr des großen Vaterlandes als „ein Volk von Brüdern". Wie noch nie in der deutschen Geschichte hatten sich diesmal Preußen und Sachsen, Thüringer und Hessen, Schlesier und Württemberger, Badenser und Bayern wider den gemeinsamen Erbfeind erhoben wie ein Mann und allen Völkern gezeigt, was Deutschland vermag, wenn es einig ist.

Zeittafel.

(Zur Übersicht der behandelten Personen und Ereignisse.)

I. Alte Geschichte.

Erste Periode:	**Älteste Geschichte, bis auf Cyrus**	**555 v. Chr.**
Zweite Periode:	**Von Cyrus bis auf Alexander den Großen**	**333 „**
Dritte Periode:	**Von Alexander d. Gr. bis auf Augustus**	**31 „ „**
Vierte Periode:	**Von Augustus bis zum Untergang des weströmischen Kaisertums**	**476 n. Chr.**

Erste Periode.

v. Chr.	
	Ägypten, der älteste gebildete Staat. Möris, um 2150.
2000	Das assyrische Reich zwischen Euphrat u. Indus, gegründet durch Ninus u. Semiramis. Hauptstädte: Ninive u. Babylon.
1800—1500	Die Juden in Ägypten. Joseph — Moses.
1300	Sesostris. (Sethos I. u. Ramses II.)
	Die Phönizier, mächtiges Handelsvolk.
1184	Eroberung Trojas durch die Griechen.
1095	Samuel und Saul.
1085	David.
1015	Salomo. Homer aus Kleinasien.
975	Trennung des jüdischen Reiches in Juda und Israel.
888	Lykurg in Sparta. Dido gründet Karthago.
753	Gründung Roms durch Romulus und Remus.
743	Aristodemus. Erster messenischer Krieg (743—724).
722	Salmanassar von Assyrien zerstört das Reich Israel.
686	Aristomenes. Zweiter messenischer Krieg (685—668).
666	Zwölfherrschaft in Ägypten. Labyrinth. Psammetich.
615	Necho läßt Afrika durch Phönizier umschiffen.
591	Solon in Athen. Servius Tullius in Rom.
588	Nebukadnezar zerstört Sidon und Jerusalem. (Babylonische Gefangenschaft.)
	Das babylonische Reich vom Nil bis jenseits des Tigris.
560	Krösus in Lydien, erobert Kleinasien.
	Pisistratus, Alleinherrscher in Athen.

Zweite Periode.

555	Cyrus gründet das große persische Reich, das durch die Eroberungen seiner Nachfolger Kambyses und Darius Hystaspis

v. Chr.

von den Donaumündungen und den Wasserfällen des Nil bis jenseits des Indus sich erstreckt.

536 Rückkehr der Juden aus dem babylonischen Exil.

510 Tarquinius der Stolze vertrieben. Rom Republik.

500 Aufstand der kleinasiatischen Griechen gegen die Perser.

490 Schlacht bei Marathon. Miltiades.
Athens Seemacht durch Themistokles.
Aristides der Gerechte.

480 Xerxes. Thermopylen. Leonidas.
Seeschlacht bei Salamis, gewonnen durch Themistokles.

444 Perikles. Athen auf dem Höhepunkte.
Gesetz der 12 Tafeln in Rom. Appius Klaudius. Virginia-Censoren.

431—404 Peloponnesischer Krieg, der die Blüte Griechenlands knickt.
Athen durch Lysander erobert.

399 Tod des Sokrates.

390 Die Gallier in Rom. Manlius Kapitolinus. Kamillus.

378 Befreiung Thebens von den Spartanern. Pelopidas. Epaminondas. (Schlacht bei Leuktra 371.)

338 Schlacht bei Chäronea. Untergang der griechischen Freiheit.
Philipp I. v. Macedonien (360—336). Demosthenes in Athen.

Dritte Periode.

333 Alexander der Große (336—323) erobert das persische Reich und stiftet das griechisch-macedonische vom Adria-Meer bis jenseits des Indus. (Treffen am Granicus 334, bei Issus 333. Tyrus zerstört und Alexandrien gegründet 332.)

280 Pyrrhus von Epirus. Cineas. Fabricius. Schlachten bei Heraclea und Asculum. Benevent (275).

264—241 Erster punischer Krieg. Duilius. Regulus.
(Erste römische Kriegsflotte und erster Seesieg 260.)

218—201 Zweiter punischer Krieg. Hannibal über die Pyrenäen und Alpen nach Italien, siegt am Ticinus, an der Trebia, am trasimenischen See.

216 Schlacht bei Cannä. Fabius Maximus „Cunctator".

201 Schlacht bei Zama. P. Scipio Afrikanus.

168 Ämilius Paulus schlägt den König Perseus von Macedonien bei Pydna. Die Juden machen sich frei von Antiochus Epiphanes 167. Makkabäer.

149—146 Dritter punischer Krieg. Scipio der Jüngere erobert und zerstört Karthago. Mummius zerstört Korinth.

133 Beginn des Bürgerkampfes unter den Gracchen (133—121).

111—106 Jugurthinischer Krieg. Metellus. Marus. Sylla.

113—101 Kampf mit den Cimbern. Marius besiegt die Teutonen bei Aquä-Sextia (Aix) und mit Catulus die Cimbern bei Vercellä (102—101).

v. Chr.	
88—81	Erster Bürgerkrieg. Marius und Sylla. Mithridat von Pontus. Sylla, Diktator 81—79. Katilina 65—63.
60—49	Das erste Triumvirat. Pompejus, Crassus, Cäsar. Cäsar erobert Gallien 58—50. Ariovist 58.
49—45	Zweiter Bürgerkrieg. Cäsar und Pompejus, 48 Schlacht bei Pharsalus in Thessalien.
44	Ermordung Cäsars durch M. Brutus u. L. Cassius.
43	Zweites Triumvirat: Antonius, Oktavianus u. Lepidus.
43—42	Dritter Bürgerkrieg. Brutus und Cassius besiegt in der Schlacht bei Philippi (42).
32—31	Vierter Bürgerkrieg zwischen Antonius und Oktavianus. Sieg des letzteren bei Aktium 31. Tod des Antonius und der Kleopatra.

Vierte Periode.

31 v. Chr. bis 14 n. Chr.	Oktavianus unter dem Namen Cäsar Augustus der erste römische Kaiser. Rom Weltmacht, herrscht vom Atlantischen Meer bis zum Euphrat, vom Rhein, der Donau u. dem Schwarzen Meere bis an die Grenze der afrikanischen u. arabischen Wüsten. Unter der Regierung des Augustus wird Jesus, der Weltheiland, geboren zu Bethlehem in Judäa, 754 Jahre nach der Gründung Roms.
n. Chr. 9	Drusus u. Tiberius machen Eroberungen in Deutschland. Der Cherusker Armin vernichtet die Legionen des Varus im Teutoburger Walde.
64	Nero. Brand Roms. Christenverfolgung.
70	Zerstörung Jerusalems durch Titus.
79	Ausbruch des Vesuvs Herculanums u. Pompejis Untergang.
100	Der edle Trajan. Besiegt die Dacier, Armenier und Parther.
161—180	Mark Aurel. Schwerer Kampf gegen den Markomannischen Bund.
330	Konstantin d. Gr. erhebt das Christentum zur Staatsreligion. Gründet Konstantinopel. Sein Nachfolger Julianus sucht das Heidentum wiederherzustellen.
375	Beginn der Völkerwanderung infolge des Vordringens des Hunnenkaisers. Valens fällt in der Schlacht bei Adrianopel 378 gegen die Goten.
395	Theodosius d. Gr. teilt das römische Reich. Honorius (Rom) und Arkadius (Konstantinopel), Stilicho und Rufinus die Minister. Stilicho besiegt die Westgoten unter Alarich bei Verona (403), den Rhadagais bei Florenz (406).
410	Alarich erobert Rom.
451	Attila, König der Hunnen, vom römischen Feldherrn Aëtius und den Westgoten bei Chalons an der Marne geschlagen.

n. Chr.

455 Plünderung Roms durch die Vandalen unter Geiserich.

476 Odoaker, Anführer der Heruler und Rugier, Herr Italiens. Romulus Augustulus, der letzte römische Kaiser.

II. Mittlere Geschichte.

Erste Periode:	**Von Odoaker bis auf Karl den Großen**	**768 n. Chr.**
Zweite Periode:	**Von Karl d. Gr. bis auf Papst Gregor VII.**	
Dritte Periode:	**Von Gregor VII. bis Rudolf von Habsburg**	**1273 „ „**
Vierte Periode:	**Von Rudolf von Habsburg bis Luther**	**1517 „ „**

Erste Periode.

n. Chr.

489—526 Theodorich, König der Ostgoten, besiegt Odoaker 493; gründet das ostgotische Reich, das sich nach Norden bis zur Donau, nach Osten bis an die Grenze des griechischen Kaisertums erstreckt.

481—511 Chlodwig vereinigt die fränkischen Stämme zu einem Reich und nimmt das römische Christentum an, siegt bei Soissons über Syagrius 486; bei Zülpich über die Alemannen 496; bei Vougli über die Westgoten 507. Teilung des Reiches unter den Nachfolgern Chlodwigs in Austrasien und Neustrien. Erwerbung von Burgund. Brunhilde und Fredegunde.

555 Justinian I., Kaiser des griechischen Reichs, berühmt durch seine Feldherrn und Rechtsgelehrten. Belisar zerstört das Vandalenreich in Afrika, schlägt die Ostgoten in Italien. Narses macht dem Ostgotenreiche (Totilas, Tejas) ein Ende. Exarchat von Ravenna.

566 Die Langobarden unter Alboin erobern Norditalien. Hauptstadt Pavia (570—774).

622 Mohammed (geb. zu Mekka 570) Gründer des Islam. Die Araber erobern in kurzer Zeit Jerusalem, Phönizien, Syrien, Ägypten, Persien und die ganze Nordküste Afrikas. In Sicilien 669, ihre Flotte vor Konstantinopel 672.

732 Karl Martell schlägt die Araber bei Tours.

752 Pipin der Kurze entthront den letzten Merovinger (Childerich III.) und macht sich zum König. Karolinger.

755 Bonifacius. Apostel der Deutschen.

Zweite Periode.

768—814 Karl d. Gr., König der Franken, 800 zum römischen Kaiser gekrönt, gründet das große fränkische Reich von der Tiber im Süden bis zur Eider im Norden, vom Ebro im Westen bis zur Raab im Osten. Kriege mit den Sachsen von 772—803. Wittekind und Albion. Friede zu Selz (803).

n. Chr.

Zug nach Spanien 778. Roland. Unterwerfung des Bayernherzogs Thassilo 788, der Avaren 797. (Gründung der Ostmark) der Normannen 810. (Gründung der Nordmark — Holstein, Hamburg.)

814—840 Ludwig der Fromme teilt zu wiederholten Malen das Reich unter seine Söhne, Kriege zwischen Vater und Söhnen.

843 Vertrag zu Verdun: Deutschland an Ludwig, Frankreich an Karl d. Kahlen, Lothringen und Norditalien an Lothar. Deutsche Karolinger 843—911.

880 Alfred der Große in England, befreit das Land von den Dänen, regiert ebenso weise als kräftig.

887 Karl der Dicke, der noch einmal auf kurze Zeit Karls d. Gr. Reich mit der Kaiserwürde vereinte, wird abgesetzt. Arnulf v. Kärnten — 899. Ludwig das Kind — 911. Deutschland fortan ein Wahlreich. Konrad I. v. Franken in Fehde mit dem Sachsenherzog Otto und dessen Sohn Heinrich. Die sächsischen Kaiser in Deutschland von 919—1024.

919—936 Heinrich I., der Städtebauer, unterwirft die Sorben, die Wenden, gründet die Mark Nordsachsen und Schleswig gegen die Normannen, schlägt 933 die Ungarn bei Merseburg.

955 Otto I., der Große, schlägt die Ungarn auf dem Lechfelde bei Augsburg. Erwirbt Italien. Adelheid und Berengar. Das „heilige römische Reich deutscher Nation" 962. (Einführung des Christentums in Ungarn.) Die fränkischen Kaiser in Deutschland 1024—1125.

1024—1039 Konrad II., erwirbt Burgund. Gottesfrieden (treuga dei), Erblichkeit der kleinen Lehen.

1037 Ferdinand v. Aragonien vereinigt in Spanien die Königreiche Kastilien u. Leon. Kämpfe gegen die Mauren. Der Cid.

1039—1056 Kräftige Regierung Heinrichs III. in Deutschland gegen die Hierarchie und die Fürsten.

1066 Wilhelm der Eroberer. Schlacht bei Hastings.

1056—1106 Heinrich IV., minderjährig, schlecht erzogen, übermütig. Die Sachsen zerstören die Harzburg 1074.

Dritte Periode.

1077 Gregor VII., Statthalter Christi, Papst ohne kaiserliche Bestätigung, verhängt über Heinrich IV. den Bann und demütigt ihn zu Canossa. Er muß endlich aus Rom fliehen und stirbt zu Salerno 1085.

1095 Kirchenversammlung zu Clermont.

1096—1099 Erster Kreuzzug. Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon. Hohenstaufische Kaiser 1137—1254.

1137—52 Konrad III. Kampf zwischen Ghibellinen und Guelphen.

n. Chr.

1152—90 Friedrich Barbarossa, von 7 Kurfürsten erwählt. Zieht siebenmal nach Italien in Kampf gegen die lombardischen Städte und gegen Papst Alexander III. Mailand zerstört 1162, lombardischer Städtebund 1167, verliert die Schlacht bei Legnano 1176. Heinrich der Löwe 1180 abgesetzt. Bayern an Otto von Wittelsbach. Vermählt seinen Sohn Heinrich mit Konstantia, Erbin von Neapel und Sicilien.

1190 Dritter Kreuzzug. Friedrich Barbarossa ertrinkt im Saleph. Philipp II. August von Frankreich. Richard Löwenherz. Saladdin. Leopold v. Österreich. Deutschherrnorden gestiftet. (Die Tempelherren schon 1118, Johanniter 1120.)

1207 Wartburgkrieg am Hofe des Landgrafen Hermann v. Thüringen.

1210 Kampf der Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig.

1209—29 Kreuzzüge gegen die Albigenser und Waldenser. Raimund von Toulouse. Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner. Inquisition durch Papst Innocenz III. 1215.

1227 Dschingis-Chan, der mongolische Eroberer.

1215—50 Friedrich II., der große Hohenstaufe. Muß fortwährend mit den Päpsten (Gregor IX. u. Innocenz IV.) kämpfen; auch mit den lombardischen Städten. Gegenkönige: Heinrich Raspe und Wilhelm v. Holland. Empörung seines Sohnes Heinrich.

1228 Fünfter Kreuzzug. Friedrich erwirbt Jerusalem durch Ver-
1241 trag. Bund zwischen Lübeck und Hamburg. Anfang der Hansa. Die Mongolen dringen nach Schlesien vor, siegen bei Liegnitz (Wahlstadt), ziehen sich aber nach Ungarn zurück.

1248 Anfang des Kölner Dombaues.

1268 Konradin, der letzte Hohenstaufe, stirbt zu Neapel auf dem Schafott. Karl v. Anjou. Schwaben, Franken und Elsaß in kleine Herrschaften zersplittert.

1256—1273 Traurige Zeit des Interregnums.

Vierte Periode.

1273—1437 Deutsche Kaiser aus dem habsburgischen u. luxemburg. Hause.

1273—1291 Rudolf von Habsburg, stellt Gesetz und Ordnung her, zerstört viele Raubburgen. Bringt Österreich, Steiermark und Kärnten an sein Haus. Ottokar v. Böhmen auf dem Marchfelde besiegt und getötet 1278. Adolf v. Nassau (1291—98) fällt im Kampfe gegen Albrecht, dieser durch Johann v. Schwaben
1308 ermordet. Befreiung der Schweiz. Bund der Eidgenossen: Werner Stauffacher, Walther Fürst, Arnold v. Melchthal. Tell und Geßler. Die Schweizer siegen über die Österreicher bei Morgarten 1315. Sempach 1386 (Arnold v. Winkelried), Näfels (1388).

n. Chr.
1314—47 Ludwig v. Bayern und Friedrich v. Österreich († 1330). Schlacht bei Mühldorf 1322. Schweppermann.
1340—1450 Kämpfe zwischen England und Frankreich. Siege des „schwarzen Prinzen" Eduard v. Wales (Crecy 1346) Bertrand du Guesclin † 1380. Heinrich V. v. England, Sieger bei Azincourt (1415). Die Jungfrau von Orleans 1430.
1415 Huß zu Konstanz (Kostnitz) verbrannt.
1440 Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg.
1453 Eroberung von Konstantinopel durch die Türken. Ende des oströmischen Kaisertums.
1492 Entdeckung von Amerika durch Christoph Kolumbus. Bartholomäus Diaz 1486 segelt bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Vasko de Gama 1498 nach Ostindien. — Kabral nach Brasilien 1500. Amerigo Vespucci nimmt 1501 die Paria=Küste in Besitz. — Alfons Albuquerque in Ostindien 1509—16. — Ferdinand Magellan 1519—22, umsegelt zum ersten Male die Erde. Kolumbus † 1506.
1493—1519 Maximilian I. Kriege mit den französischen Königen um Mailand. Sieg Franz I. bei Marignano 1515. Wormser Landfrieden und Reichskammergericht 1495. Deutschland in 10 Kreise geteilt 1512.
Letztes Aufflackern des Rittertums. Götz von Berlichingen.

III. Neuere Geschichte.

Erste Periode: **Von Luther bis zum westfälischen Frieden** **1648 n. Chr.**
Zweite Periode: **Vom westfälischen Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen** 1786 „ „
Dritte Periode: **Vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zum Sturze Napoleons I.** 1815 „ „
Vierte Periode: **Vom Sturz Napoleons I. bis zur Errichtung des Neuen deutschen Reichs** 1871 „ „

Erste Periode.

1517 Dr. Martin Luther (1483—1546) schlägt am 31. Oktober seine 95 Theses an die Wittenberger Schloßkirche. Zwingli 1518 bekämpft die Mißbräuche des Papsttums in der Schweiz. Tezel u. Samson. 1520 verbrennt Luther die päpstliche Bannbulle.
1519—56 Kaiser Karl V. Reichstag zu Worms 1521. Luther in die Acht erklärt, beschützt von Friedrich dem Weisen, Kurfürsten von Sachsen. Luther beginnt die Bibelübersetzung auf der Wartburg.
1520 Das Stockholmer Blutbad.
1521—25 Krieg zwischen Karl V. u. Franz I. von Frankreich. Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel († 1524). Sieg Karls bei Pavia 1525.

n. Chr.	
1521	Kortez erobert Mexiko. Montezuma.
	Gustav Wasa vertreibt die Dänen aus Schweden. Christian II. von Dänemark.
1522	Karlstadts Bilderstürmerei. Luther kehrt von der Wartburg zurück.
1523	Tod der Freunde Luthers: Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen.
1525	Der Bauernaufstand in Franken u. Schwaben. Thomas Münzer. Schlacht bei Frankenhausen.
1526	Erster Reichstag zu Speyer. Luthers Katechismus.
1529	Zweiter Reichstag zu Speyer, die Evangelischen überreichen eine Protesterklärung gegen die katholische Majorität und erhalten den Namen „Protestanten". Luthers großer und kleiner Katechismus.
1530	Reichstag zu Augsburg. Übergabe des (von Melanchthon abgefaßten) protestant. Glaubensbekenntnisses an den Kaiser.
1531	Bund der Protestanten zu Schmalkalden. Ulr. Zwingli fällt in der Kappeler Schlacht gegen die katholischen Urkantone.
1532	Religionsfriede zu Nürnberg.
1534	Wiedertäufer in Münster. Joh. Bockold v. Leyden.
	Stiftung des Jesuitenordens durch Ignatius von Loyola.
1539	Johann Kalvin (Jean Chauvin) beginnt die Reform. in Genf.
	Marx Mayer, der Hamburger Grobschmied, und Jürgen Wullenweber, der Bürgermeister in Lübeck.
1546—47	Schmalkaldischer Krieg. Karl V. siegt bei Mühlberg, nimmt den Kurfürsten Johann Friedrich gefangen. Landgraf Philipp von Hessen ergiebt sich. Moritz v. Sachsen (albertin. Linie) erhält die Kurwürde und den größten Teil des sächsischen Landes.
1552	Moritz erzwingt zu Gunsten der Protestanten den Vertrag zu Passau.
1555	Religionsfriede in Augsburg.
1558—1603	Elisabeth von England. Hinrichtung der Maria Stuart (1587). Die Armada Philipps II. geschlagen 1588.
1565—1609	Aufstand der vereinigten Niederlande gegen Spanien. Alba. Wilhelm von Oranien und dessen Sohn Moritz.
1572	Die Pariser Bluthochzeit. Admiral Coligny ermordet.
1589—1600	Heinrich IV. von Navarra (das Haus Bourbon) auf dem französischen Thron. Edikt von Nantes 1598.
1618—1648	Der dreißigjährige Krieg. Friedrich von der Pfalz verliert 1620 die Schlacht am weißen Berge bei Prag. 1621 Auflösung der Union. Die Parteigänger Graf Ernst v. Mansfeld, Herzog Christian v. Braunschweig u. Markgraf Georg Friedrich v. Baden durch Tilly geschlagen. Maximilian v. Bayern erhält die pfälzische Kurwürde 1623. Christian IV. v. Dänemark 1626 von Tilly bei Lutter am Barenberge geschlagen. Wallenstein

n. Chr.

bringt bis an die Ostsee vor, wird Admiral der Ostsee und Herzog von Mecklenburg, belagert 1627 Stralsund.

1630 Gustav Adolf von Schweden kommt den deutschen Protestanten zu Hilfe.

1631 Zerstörung Magdeburgs. Gustav Adolf schlägt Tilly bei Breitenfeld, am Lech und besetzt Bayern. Wallenstein wieder

1632 Generalissimus. Schlacht bei Lützen. Wallenstein wird besiegt, Gustav Adolf getötet.

1634 Wallenstein in Eger ermordet. Erzherzog Ferdinand besiegt die Schweden bei Nördlingen. Richelieu unterstützt die Protestanten in Deutschland. Torstenson besiegt die Österreicher bei Breitenfeld und Jankowitz. Max von Bayern durch Wrangel und Türenne zum Waffenstillstand genötigt.

1648 Westfälischer Friede zu Münster und Osnabrück. Den Protestanten wird religiöse und bürgerliche Gleichstellung mit den Katholiken zugesichert.

Zweite Periode.

1649 König Karl I. (Stuart) von England enthauptet. Cromwell Protektor herrscht kräftig und staatsklug von 1653 bis 1658. Navigationsakte (1651).

1640—1688 Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg. Schlacht bei Fehrbellin 1675.

1688—1701 Friedrich III. als Kurfürst, wird 1701 König von Preußen, regiert als Friedrich I. von 1701—1713.

1643—1715 Ludwig XIV. von Frankreich, führt glückliche Kriege gegen Holland und Deutschland. Länderraub. Spanischer Erbfolgekrieg 1701—1714. Eugen von Savoyen und Marlborough siegen bei Höchstädt 1704, bei Ramillies und Turin 1706, bei Oudenarde 1708, bei Malplaquet 1709. Frieden zu Utrecht 1713, zu Rastadt 1714.

1700—1721 Der große nordische Krieg zwischen Karl XII. von Schweden und Peter I. von Rußland. Karl XII. siegt 1700 bei Narva, wird 1709 besiegt bei Poltawa. Erschossen vor Friedrichshall 1718. Nystädter Friede 1721.

1713—1740 Friedrich Wilhelm I.

1740—1786 Friedrich II. d. Gr. von Preußen gewinnt Schlesien und behauptet es in zwei Kriegen (Breslauer Friede 1742, Dresdener 1745), beendet glücklich den siebenjährigen Krieg 1756 bis 1763. (56 Friedrichs Sieg bei Lowositz, die Sachsen bei Pirna gefangen. 57 bei Prag, Niederlage bei Kollin. Sieg bei Roßbach und Leuthen. 58 bei Zorndorf. Überfall bei Hochkirch. 59 Sieg des Prinzen Ferdinand von Braunschweig bei Minden, Niederlage des Königs bei Kunersdorf. 60 Sieg

n. Chr.

bei Liegnitz und Torgau. Friedensschlüsse zu Paris und Hubertusburg 1763.)

1740—80 Maria Theresia, Kaiserin von Österreich, Franz I. von Lothringen, ihr Gemahl, deutscher Kaiser 1745—65; ihr Sohn

1765—90 Kaiser Joseph II. Toleranzedikt 1781. Aufhebung der Klöster 1781.

1775—83 Nordamerikanischer Freiheitskrieg. Die Nordamerikanischen Kolonien halten einen General-Kongreß zu Philadelphia. General Washington führt einen klugen Verteidigungskrieg. Franklin vermittelt 78 das Bündnis mit Frankreich. Niederlage der Engländer bei Yorktown 1781. Friede zu Versailles 1783 sichert den Nordamerikanischen Staaten die Unabhängigkeit.

1786—97 Friedrich Wilhelm II.

Dritte Periode.

1789 Beginn der französischen Revolution. Ludwig XVI. beruft auf den Rat seines Finanzministers Necker die Reichsstände, der dritte Stand erklärt sich selbst zur Nationalversammlung. Sieyes. Mirabeau. 1789—91 konstituierende Versammlung verwandelt das absolute Königtum in ein konstitutionelles. 1791—92 gesetzgebende Versammlung reißt die Herrschergewalt an sich. Die Jakobiner. Sturm auf die Tuilerien. Ludwig XVI. muß an Österreich den Krieg erklären. Österreicher und Preußen in der Champagne.

1793 Hinrichtung Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin Marie Antoinette. 1792—95 der Nationalkonvent, Frankreich unteilbare Republik. Schreckensherrschaft der Jakobiner. Robespierre. Danton. Marat.

1793—1797 Erste Koalition gegen Frankreich zwischen England, Holland, Österreich, Preußen, Sardinien und Spanien durch William Pitt. Franzosen kämpfen glücklich. Preußen schließt den Baseler Frieden und giebt das linke Rheinufer preis 1795. — 1794 Robespierre gestürzt. Der Jakobinerklub geschlossen. — 1795 bis 1799 gemäßigte Herrschaft des Direktoriums.

1796—1797 Erster Feldzug Napoleon Bonapartes. Siege bei Lodi und Arkole. Schlacht bei Rivoli. Friede zu Kampo-Formio. Österreich tritt seine niederländischen und italienischen Provinzen ab und erhält Venedig.

1797—1840 Friedrich Wilhelm III. Königin Louise † 1810.

1798 Napoleon in Ägypten. Sieg bei den Pyramiden. Nelson schlägt die französische Flotte bei Abukir.

1801—25 Alexander I. von Rußland.

1798—1802 Zweite Koalition gegen Frankreich zwischen England, Rußland, Österreich, Neapel und der Türkei. Die Franzosen in der

n. Chr.

Schweiz und Württemberg durch Erzherzog Karl, durch Suwarow in Italien geschlagen. Bonaparte kehrt aus Syrien zurück, stürzt das Direktorium.

1799—1804 Bonaparte Konsul, geht über die Alpen, besiegt die Österreicher bei Marengo 1800. Moreaus Sieg bei Hohenlinden.

1801 Friede zu Lüneville mit Österreich und dem deutschen Reiche.

1802 Friede zu Amiens mit England und der Pforte.

1804—14 Napoleon I., Kaiser der Franzosen und König von Italien.

1805—7 Die dritte Koalition (England, Österreich, Rußland und Schweden. Preußen sondert sich zu seinem Schaden ab). Ulm genommen, der österreichische General Mack gefangen. Seesieg der Engländer bei Trafalgar (1805), aber Napoleon gewinnt die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz. Friede zu Preßburg (Österreich verliert Venedig und Tirol; Bayern und Württemberg Königreiche).

1806 Errichtung des Rheinbundes u. Ende des deutschen Reiches.
Franz II. (1792—1835) legt die deutsche Kaiserwürde nieder und nennt sich nunmehr Franz I. Kaiser von Österreich. (Joseph Bonaparte, König von Neapel; Ludwig Bonaparte, König von Holland.)

1806—1807 Krieg Napoleons mit Preußen und Rußland. Schlacht bei Jena und Auerstädt 1806, bei Eilau und Friedland 1807. Friede zu Tilsit, der Preußen alles Land zwischen Rhein und Elbe raubt.

1808 Beginn der Wiedergeburt Preußens. Stein und Hardenberg reformieren die Verwaltung, Scharnhorst u. Gneisenau das Heer.

1809 Kampf Österreichs wider Napoleon. Erzherzog Karl siegt bei Aspern (Eßlingen), wird geschlagen bei Wagram. Friede zu Schönbrunn. Salzburg an Bayern, Illyrien an Frankreich. Westgalizien zu Polen geschlagen.

1810 Andreas Hofer zu Mantua erschossen.
Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht, vermählt sich mit Maria Louise, Erzherzogin von Österreich.

1812 Krieg mit Rußland. Siege an der Moskwa, bei Smolensk, Einnahme von Moskau. Schrecklicher Rückzug über die Beresina.

1813 Preußen verbindet sich mit Rußland. Begeisterung des Volkes. Schlachten bei Lützen und Bautzen. Waffenstillstand. Dann vierte Koalition. (Rußland, Preußen, Österreich, England, Schweden und Spanien.) Große Völkerschlacht bei Leipzig, 16.—19. Oktober.

1814 Die Verbündeten dringen in Frankreich ein. Abdankung Napoleons zu Fontainebleau.

1815 1. März Napoleons Rückkehr von Elba.
18. Juni Schlacht bei Waterloo oder Belle-Alliance.

n. Chr.

Wellington und Blücher, der Marschall „Vorwärts". **Zweite Einnahme von Paris und zweiter Pariser Friede. Napoleon** nach Helena verbannt, † 5. Mai 1821. Seine Asche **am** 18. Oktober 1840 nach Paris geführt.

Vierte Periode.

1815—1820 Der deutsche Bund und Fürst Metternich. Am 20. Nov. 1815 zweiter Pariser Friede der verbündeten Mächte (**Rußland**, Österreich, Preußen, England) mit Frankreich. — Deutscher Bund. (Bundestag.) Heilige Allianz (26. Sept. 1815). Censur. (Wiener Schlußakte 1820.)

1830 Karl X. und die Julirevolution in Frankreich. (Juli-Ordonanzen.) Ludwig Philipp von Orleans am 9. August zum Könige der Franzosen erwählt. — Der deutsche Zollverein.

1848 Ludwig Philipp und die Februarrevolution. Thiers Ministerpräsident. Unterwerfung Ägyptens (Mehmed Ali, Abdel Kader). Den 22. Febr. 1848 (Reformbankett). Ausbruch der Revolution in Paris. Märzrevolution in Wien und Berlin. Louis Napoleon wird am 10. Dez. 48 Präsident d. französ. Republik.

1849 Die Frankfurter Nationalversammlung. Erzherzog Johann wird am 26. Juni Reichsverweser. Schleswig-Holsteinischer Erbfolgestreit. Malmöer (schimpflicher) Waffenstillstand.

1851—1852 Louis Napoleons Staatsstreich, 2. Dezbr. 1851. Seine Wahl zum erblichen Kaiser der Franzosen am 21. Dezbr. 1852.

1857—1859 König Friedrich Wilhelm IV. wird krank und sein Bruder Wilhelm („Prinz von Preußen") übernimmt provisorisch die Stellvertretung und am 9. Oktober 1858 (auf 10 Jahre) die Regierung. Unglücklicher Krieg Österreichs mit Italien und Frankreich. Frieden zu Villafranka.

1861 Am 2. Januar † Friedrich Wilhelm IV. und der Prinzregent, als König Wilhelm I., empfängt die Krone. (Roon, Moltke und Otto von Bismarck.)

1864 Der schleswig-holsteinische Krieg.

1866 Preußisch-österreich. Krieg. Schlacht bei Königgrätz (d. 3. Juli). Am 26. Juli Waffenstillstand zu Nikolsburg und 23. August Friede zu Prag.

1870—1871 Der deutsch-französische Krieg. Den 2. Sept. Schlacht bei Sedan. (Louis Napoleon III. gefangen, Proklamation der französischen Republik durch Gambetta, Flucht der Kaiserin.) König Wilhelm in Versailles (18. Januar 1871) zum deutschen Kaiser ernannt. Kapitulation von Paris (28. Januar). Friedensschluß mit Frankreich am 10. Mai 1871 zu Frankfurt a./M.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Diesen beiden Werken (Grubes Geschichts- und Richters kulturhistorischen Bildern) schließt sich als Supplement gewissermaßen an:

Biographische Miniaturbilder.

Zur bildenden Lektüre für die reifere Jugend

verfaßt von

A. W. Grube.

6. Auflage. 2 Bände. 45½ Bogen gr. 8. Mit 4 Stahlstichen. **Preis 7 M.** Geb. 8 M. 50 Pf.

Das Buch bietet abgerundete Biographieen von Männern der Wissenschaft und Kunst, der Politik und des Krieges. Zwar besitzen wir in unserer Litteratur vortreffliche Biographieen der berühmtesten Persönlichkeiten, aber diese entweder so weitschichtig, daß ihr Studium sehr zeitraubend und ihre Beschaffung äußerst kostspielig ist, oder so skizzenhaft, daß ihre Lektüre sich erfolglos erweist. Der Herr Verfasser hat in seinem oft bewährtem Takte hier die rechte Mitte getroffen; er hat Biographieen geliefert, die für die große Mehrzahl der Leser, insbesondere aus dem jugendlichen Alter, vollkommen ausreichen. Seine Darstellung ist lebendig und ansprechend; überall ist auf das Wesentliche der Nachdruck gelegt.

Im Verlage von **Friedrich Brandstetter** in **Leipzig** sind ferner folgende, für die reifere Jugend bestimmte und zu Prämienbüchern und Festgeschenken geeignete Werke erschienen und werden freundlicher Beachtung dringend empfohlen:

Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde.

Nach Musterdarstellnngen der deutschen und ausländischen Litteratur.

Von

A. W. Grube.

3. Teile. 16. sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 3 Stahlstichen und 28 großen Holzschnitten (Städteansichten u. s. w.) 113½ Bog. gr. 8. Brosch.: 12 M. 50 Pf. Eleg. geb. 16 M.

Wie die „Geschichtsbilder" die Kenntnis der Geschichte unterstützen sollen, so ist es die Bestimmung des vorliegenden Werkes, den geographischen Unterricht fördernd zu beleben. Seit 28 Jahren hat dies Buch sechzehn starke Auflagen erlebt, ist in vielen Tausenden von Exemplaren in drei Erdteilen verbreitet, von vielen Schriftstellern für die Schule und die Jugend ausgebeutet, von Tausenden von Lehrern zum Unterricht, von Eltern zur lehrreichen Lektüre im Familienkreise benutzt. Das wird ja wohl ein sprechender Beweis für die Trefflichkeit desselben sein.

Es sei deshalb nur nochmals darauf hingewiesen, daß der vorstehend angezeigten, neuen (resp. 16.) Auflage dieses Werkes durch Beigabe einer Reihe sauber ausgeführter Holzschnitte und durch Ergänzung eines Titelstahlstichs ein neuer Schmuck verliehen worden ist.

Deutsche Heldensagen des Mittelalters.

Erzählt und mit Erläuterungen versehen

von

Albert Richter.

Mit 2 in Kupfer radierten Kompositionen von **W. Georgy.**

4. Auflage. 2 Bände. 49½ Bogen. gr. 8. geh. Preis 8 M.

Eleg. in englische Leinwand gebunden: 9 M. 50 Pf.

„Nach diesen Grundzügen (des ethischen Inhaltes und Wertes unserer nationalen Vergangenheit)" sagt das **Magazin für Litteratur des Auslandes,** 1868. Nr. 18. bei Erscheinen der 1. Auflage „hat einer unserer begabtesten Kenner der mittelalterlichen Litteratur, Albert Richter, eine anschauliche und gemeinfaßliche Übersicht ihrer ersten und bedeutendsten Leistungen, eine Sammlung der alten deutschen Heldensagen, uns in einer neuen, von allen früheren weit abweichenden Fassung vorgeführt . . . Wir wünschen diesem gehaltreichen und klassischen Sammelwerke der älteren deutschen Litteratur, welches jedes frühere ähnlicher Art geradezu entbehrlich macht, zu sittlich-ästhetischer Anregung und Kräftigung die lebhafteste Berücksichtigung und Teilnahme, sowohl in allen Schichten gebildeter Leser, als auch namentlich in denjenigen jugendlichen, welchen die bezüglichen dichterischen Stoffe immer noch teils ungenießbar, teils fragmentarisch vorgeführt werden . . . In den Erläuterungen ruht der Schwerpunkt des Werkes und durch sie unterscheidet es sich von allen ähnlichen, allerdings schon zahlreich vorhandenen Bearbeitungen der Heldensage."

Deutsche Sagen.

Kaiser Otto mit dem Bart. — Der gute Gerhard. — Herzog Ernst. — König Rother. — Der Graf im Pflug. — Herzog Adelger. — Roland. — Wartburg-Krieg. — Tannhäuser. — Lohengrin.

Erzählt und erläutert von **Albert Richter.**

Mit einem Titelkupfer. 3. Aufl. 22 Bogen gr. 8. geh. 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M.

Der deutsche Sagenschatz ist besonders reich und gehaltvoll, und beinahe alle anderen Völker Europas haben daraus geborgt und geschöpft, und unsere schönsten Sagen von mehr lyrischem Gehalte sind umgebildet zu den Perlen des Sagenschatzes der Romanen, der Skandinavier und Slaven geworden. Zu dem Schönsten, Anziehendsten und Erwärmendsten in unserem reichen Sagenschatz gehören aber die geschichtlichen Sagen, in denen alle Tugenden und Vorzüge deutschen Wesens sich spiegeln und die daher noch heute zur Hebung deutschen Geistes so mächtig beitragen können. Von diesen Sagen nun hat der Verfasser mit kundiger, sicherer und schonender Hand eine Anzahl ausgewählt, sie schlicht und anmutig erzählt und nach allen Seiten und namentlich in kulturgeschichtlicher Beziehung erläutert. Jeder Kenner der Sagenlitteratur wird anerkennen, daß die gewählten zu den poetischesten und ansprechendsten unseres ganzen Sagenschatzes gehören, und daß sie mustergültig naiv und bündig, warm und anschaulich erzählt sind, während in den Erläuterungen ein reicher Gehalt von Belehrung jeder Art enthalten ist, der den Reiz des Gebotenen noch wesentlich erhöht, so daß das Buch ein wertvolles anziehendes Festgeschenk für die Jugend beider Geschlechter ist.

Iwein und Parzival.

Zwei Sagen des Mittelalters.

Erzählt und mit Erläuterungen versehen von **Albert Richter.**

18 Bogen 8. Mit einem Titelstahlstich. Geh. Preis: 3 M. Eleg. geb. Exemplare 4 M. 50 Pf.

In „Iwein und Parzival" bietet der Verfasser ein Seitenstück, gewissermaßen eine Ergänzung seiner „deutschen Sagen" und seiner „Heldensagen des Mittelalters", insofern hier neben die nationalen Sagen auch jene fremden Sagen vom Gral und vom König Artus und seiner Tafelrunde treten, die im Mittelalter einen wesentlichen Teil des gesamten Kultur- und Litteraturlebens ausfüllten. Wie in den Sagenerzählungen die anerkannte Erzählergabe des Verfassers sich wieder bewährt, so zeichnen auch die an litteratur- und kulturgeschichtlichem Detail reichen Erläuterungen sich wieder durch klare und fesselnde Art der Darstellung aus.

Götter und Helden.

Griechische und deutsche Sagen.

Von **Albert Richter.**

Mit Titelstahlstich. Drei Teile in 1 Band gebunden 4 M. 80 Pf.

Dem in neuerer Zeit sich geltend machenden Bestreben, der Sage — insbesondere der nationalen — im Geschichtsunterrichte mehr Raum zu gewähren, ist der Herr Verfasser durch die Abfassung des obigen Buches mit dem ihm eigenen Geschicke und pädagogischen Verständnisse entgegen gekommen. Sich fernhaltend von allzugroßer Breite, wie leitfadenartiger Kürze, bietet er Sagenerzählungen, die nur das Unwesentliche und das für jugendliche Kreise vielleicht Anstoß gebende aus den alten Dichtungen ausscheiden, im übrigen aber soweit in das Detail eingehen, daß der Jugend damit eine fesselnde, Geist und Herz anregende und bildende Lektüre geboten wird.

Die Schiffbrüchigen

oder

Zwanzig Monate auf einem Riff der Aucklandsinseln.

Nach dem Berichte F. E. Raynals.

Eingeführt von **Hermann Masius.**

Mit 40 Holzschn. und einer Karte der Aucklandsinseln. 2. Aufl. Preis brosch. 3½ M.; geb. 4 M.

Diese Schrift ist keine Robinsonade gewöhnlichen Stils. Denn es handelt sich in ihr nicht um irgend ein romanhaftes Abenteuer, sondern um ein Stück Wirklichkeit und zwar der ergreifendsten Art. Fünf Schiffbrüchige auf eine unbewohnte, unfruchtbare Insel geschleudert und hier zwanzig Monate lang um das Dasein kämpfend, bis ihnen endlich das Wagnis gelingt, sich in einem einfachen Boote nach Neu-Seeland zu retten: das ist in zwei Worten der Inhalt des Buches. Und wenn schon der verhältnismäßig wenig bekannte Schauplatz des Ereignisses ein gewisses Interesse ansprechen darf, so knüpft sich ein allgemein menschliches an die Erzählung selbst, die bei aller Schlichtheit geradezu dramatisch spannt und einen Geist der Kraft, des Mutes, der Geduld und des Vertrauens atmet, welcher sie insbesondere zu einer würdigen Gabe für die Jugend macht. Daß endlich gleicherweise die sprachliche Darstellung nicht hinter den Anforderungen gebildeter Leser zurückgeblieben, dafür bürgt wohl mehr als hinreichend die bekannte Sorgfalt des Herrn Herausgebers (Verfasser der „Naturstudien").

Grube, August W.,

Charakterbilder aus der Geschichte und Sage für einen propädeutischen Geschichtsunterricht gesammelt, bearbeitet und gruppirt

Bd.: 3

1885